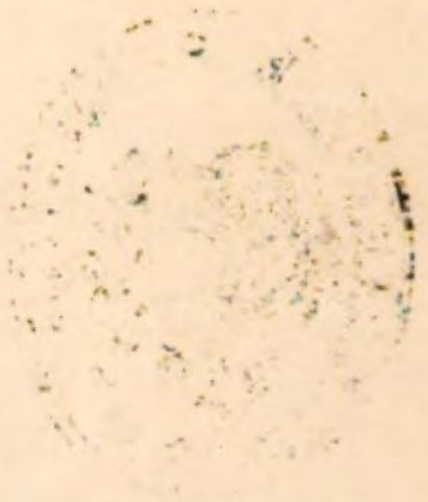
4° Anthr. 71 x c (1

Die Völker des Erdballs.

Erster Band.



BEWOHNER DES LIBANON.

03776

Die Völker des Erdballs

nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht

Bibliothek München

Geschildert

von

Dr. Heinrich Berghaus,

Professor in Berlin und Director der ethnographischen Kunstschule in Potsdam.

Mit einhundertundfünfzig naturgetreuen colorirten Abbildungen.

Erster Band.

Brüssel und Leipzig:

Carl Muquardt.

1845.

Berghaus D. Völker d. Erdballs 1

915

2 f
03776

Die Völker

des

Erdballs

nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft,
und ihren Eigenthümlichkeiten

in

Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschildert

von

Dr. Heinrich Berghaus,

Professor in Berlin und Director der geographischen Kunstschule in Potsdam.

73.

Mit einhundertundfunfzig naturgetreuen colorirten Abbildungen.

Berg.

2. Ex. Erster Band. - ol (Bd. 2 - ab

Brüssel und Leipzig:

Carl Muquardt.

1845.

Borghau
D. Völke
d. Erdba
Gd/67/1117
91 G
8218 1

Wehrkreis-
bücherei VII
München

39669

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Völker des Erdballs.

Einleitende Betrachtungen.

Der Mensch steht auf der höchsten Stufe in der Reihe der Thiere und bildet eine, von allen übrigen Thieren in jeder Hinsicht bestimmt verschiedene Species oder Gattung. Wenn auch einzelne Menschen oder ganze Völker durch Elend, Krankheiten oder Sklaverei noch so tief gesunken sind, der Unterschied zwischen diesen Unglücklichen und den so widerlich menschenähnlichen Affen bleibt noch immer bedeutend.

Unübersteiglich sind die Schranken, welche der Schöpfer in seiner Allweisheit zwischen den Menschen und Thieren aufgebaut hat; nie und nimmer können sie fallen, wiewohl der gesittete Mensch, auf dem Standpunkt wissenschaftlicher Untersuchung und Forschung, voll Durst, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, es gewagt hat, sie zu überschreiten. Erfolglos gewesen ist sein Streben; und dieses Resultat berechtigt uns, außer den gleich anzuführenden Newtonischen Grundsätzen, zu der Annahme, daß die Natur nicht mehrere Menschengattungen hervorgebracht hat, und daß die Varietäten, welche im Menschengeschlecht wahrgenommen werden, durch den modifizirenden Einfluß äußerer physischer Verhältnisse entstanden sind.

Die Ansicht, daß die Natur nur Eine Menschengattung erschaffen habe, kann zwar weder ganz unbedingt, noch unumstößlich bewiesen werden; allein sie erlangt den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn wir Newton's Grundsätze dabei in Anwendung bringen, nach denen nämlich in der Naturgeschichte nie mehr Ursachen angenommen werden sollen, als zur Erklärung der Phänomene erforderlich sind, und zugleich alle ähnlichen physischen Wirkungen von denselben Ursachen hergeleitet werden müssen. Wenn nun der Einfluß des Klima und der Lebensweise hinreicht, um das Entstehen der verschiedenen Menschen-Varietäten genügend zu erklären, so scheint es nicht nur überflüssig, sondern auch unnöthig, mehrere Schöpfungen und verschiedene Gattungen anzunehmen.

Zwei vollkommen gleiche Gestalten sind in der Natur nirgends zu finden, und wie groß auch der Abstand zwischen einem Europäer und Mongolen, und zwischen diesem und dem Neger von Guinea ist, so verschwimmen dennoch alle Varietäten unmerklich in einander und bilden jene geheimnißvolle Kette, durch

welche die Natur alle Menschen, vom physiologischen Standpunkte betrachtet, zu Einer Familie verbunden hat. In jedem Lande stoßen wir auf Individuen, die in der Form und dem Schnitte des Gesichts, nur nicht in der Farbe, eine große Ähnlichkeit mit anderen Rassen zeigen. Afrikanische und mongolische Gestalten sind in Eüropa nicht selten, und ebenso finden wir in Asien und Afrika häufig Individuen mit dem Typus der weißen oder sogenannten kaukasischen Rasse, und aus diesem Grunde sollte man, streng genommen, nur von Individuen, und niemals von besonderen Rassen reden.

Die Allgemeinheit gewisser Ähnlichkeiten gestattet jedoch die Annahme von Varietäten; weil aber die Naturforscher hierbei nur willkürlich zu Werke gegangen sind, so liegt hierin die Erklärung, weshalb sie hinsichtlich der Anzahl der Rassen verschiedener Ansicht sein konnten, und warum jede Klassifikation die bedeütendsten Ausnahmen und größten Verschiedenheiten darbietet.

Unter dem Namen Rasse begreift man aber in der Naturgeschichte alle Individuen derselben Gattung, bei denen durch den Einfluß des Klima, Bodens, der Nahrung und Lebensweise Abweichungen eingetreten sind, die aber durch die Fortpflanzung unausbleiblich und nothwendig forterben.

Nach Leibnitz leben vier Rassen in der Alten Welt: die europäische, lappländische, mongolische und die Neger-Rasse. Lacepède entschied sich späterhin unter Veränderung der Namen für dieselbe Eintheilung. Linné stützte seine Klassifikation auf die Geographie und theilte die Menschen in Amerikaner oder rothe, Eüropäer oder weiße, Asiaten oder gelbe, und Afrikaner oder schwarze Menschen. Kant nahm ebenfalls vier Rassen an: die weiße im Norden, die kupferfarbige in Amerika, die schwarze am Senegal und die olivenfarbige in Indien. Hunter schlug sieben Rassen vor: die schwarze, schwärzliche, rothe, kupferfarbige, schwarzbraune, braune und weiße. Buffon stellte sechs Rassen auf: die nördliche oder lappländische, die tatarische, südasiatische, schwarze, eüropäische und amerikanische. Blumenbach unterscheidet fünf Hauptvarietäten: die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische. Noch Andere nehmen eilf, oder sogar fünfzehn verschiedene Rassen an.

Wählt man zwischen diesen Zahlen der Menschen-Rassen (Stufen, Arten, Stämme), so scheint eine genaue Untersuchung des Gegenstandes zu ergeben daß man das Menschengeschlecht in drei Hauptstämme zerlegen könne, die man, entweder nach dem muthmaßlichen Ursitz der zu jedem Stamm gehörigen Völker, oder nach der Verschiedenheit ihrer Hautfarbe, den kaukasischen oder weißen, den mongolischen oder gelben, und den äthiopischen oder schwarzen Menschenstamm zu nennen, und unter denen man den kaukasischen gewisser Maßen als einen Urstamm zu betrachten pflegt, die beiden anderen aber als Entartungen dieses Urstamms!

Der kaukasische Menschenstamm, dessen Ursitz, nach den Worten der Heiligen Schrift, theilweise in den Ländern zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspi-See, am Kaukasus, in Armenien, ꝛc. gewesen sein mag, bevölkert ganz Eüropa, mit Ausnahme der Gegenden innerhalb des Polarkreises und einiger anderen Bezirke, das nördliche Afrika und ganz Westasien bis an den Obi-

Strom einer-, und bis zu den Höhen des Himalaya und den Ufern des Ganges und Brahmaputra andrer Seits.

Frühzeitig wohnten aber Völker dieses Stammes auch ostwärts im mittlern Asien und erreichten sogar das östliche Asien, unter dessen Völkern heütiges Tages noch Spuren sowol in der aüßeren Bildung, als in der Sprache zeigen, daß diese Gegenden einst von Völkerschaften des weißen Stammes bewohnt waren. Die weiße Rasse hat sich über ganz Amerika verbreitet und Ansiedlungen in allen Welttheilen, unter allen Stämmen gegründet. Wo sie erschienen ist, und auch in unsern Tagen erscheint, da hat sie die vorgefundene Bevölkerung unterworfen und thut dies auch heüte noch; vor ihrem Drange ziehen sich ganze Völkerschaften anderer Rassen zurück, oder erliegen gar, und verschwinden spurlos vom Erdboden, zu dessen einstiger totalen Beherrschung der weiße Mensch unleügbar bestimmt zu sein scheint.

Ein fast runder Kopf, eine hohe, gerade Stirn, ein ovales Gesicht, eine etwas hervorstehende Nase, leicht markirte Gesichtszüge, nicht hervorstehende Backenknochen, ein kleiner Mund, ein rundes Kinn, und eine hohe, schlanke und ebenmäßige Statur bilden die allgemeinen charakteristischen Kennzeichen der kaukasischen Rasse. Die Hautfarbe wechselt vom weißen Teint der Schweden bis zum schwarzbraünlichen der Spanier, Mauren und Indier. Die Farbe der Regenbogenhaut des Auges ist nach den Wohnsitzen verschieden und bald blau, bald braun oder schwarz. Das Haar ist blond, braun oder schwarz und in der Regel glatt und lang, und ein starker Bartwuchs zeichnet das männliche Geschlecht aus.

Man kann den Namen der kaukasischen Rasse beibehalten, weil der Kaukasus von jeher das Vaterland schöner Menschen war, und weil dort die Georgier und Tscherkessen wohnen, die noch jetzt für den Typus menschlicher Schönheit gelten. Wenn man aber von einem kaukasischen Menschenschlage spricht, so darf man daran nicht die Voraussetzung knüpfen, daß alle zu ihm gehörigen Völker sämmtlich den Gebirgen des Kaukasus entstammt seien. Die Geschichte, sagt Klaproth, kennt kein einziges Beispiel, daß eine Nation den Kaukasus verlassen hätte, um sich in den, dieses Gebirge umgebenden Ebenen auszubreiten, oder daß sie noch weiter gezogen wäre, um ein fernes Land zu bewohnen. Selbst die Mythologie enthält nicht die geringste Spur einer solchen Wanderung. Im Gegentheil liefern uns die Nachrichten der Geschichtschreiber Beweise davon, daß mehrere Völker, welche nicht aus dem Kaukasus stammten, sich in seinen Thälern niedergelassen haben, und noch daselbst wohnen, wie die Osseten, die Awaren und die turkischen Stämme, und ebenso scheinen die Georgier dem südlich vom Kaukasus gelegenen Lande entstammt zu sein, von wo aus sie die südlichen Thäler dieser Gebirgskette in Besitz genommen haben.

Dazu kommt noch, bemerkt Klaproth weiter, daß die natürliche Beschaffenheit des kaukasischen Gebirgs, der zufolge seine Hauptrichtung beständig die geradlinige ist, durchaus nicht zu der Annahme berechtigt, das es das Vaterland eines großen Volkes sei, das, nachdem es sich hier vermehrt, ausgewandert wäre, um das Übermaaß seiner Bevölkerung anderswohin zu verpflanzen. Der

Kaukasus etnbehrt der fruchtbaren, lachenden Längenthäler, welche durch treffliche Waiden für die Heerden und durch große zum Ackerbau taugliche Felder einen gewissen Wohlstand unter den Gebirgsbewohnern herbeiführen können, und mithin den einer ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung günstigen Zustand bedingen. Die großen Thäler des Kaukasus sind nur Querthäler mit zu steilen Abhängen, als daß sich Schichten fruchtbarer Erde darauf festhalten könnten. Überdies reißen die Gebirgsströme, welche zur Zeit der Schneeschmelze von den hohen Bergen sich herabstürzen, fast überall die Lagen von Dammerde mit sich fort, und lassen den steinigen Boden entblößt, oder überschütten ihn mit einer Menge von Rollsteinen, welche im folgenden Jahre wieder fortgeschwemmt werden, um neüen Anschwemmungen Platz zu machen. Umgürteten die Gebirgsglieder des Kaukasus ein Plateau oder Tafelland, dann könnte man zur Annahme sich berechtigt halten, daß die Nation, welche dasselbe ursprünglich bewohnte, sich zu stark vermehrt, und ein Theil derselben es verlassen habe, um jenseits der Gebirge andere Wohnplätze aufzusuchen. Wie kann man aber ein Übermaaß von Bevölkerung bei barbarischen Stämmen voraussetzen, die mitten unter beständigen Entbehrungen leben und von jener Üppigkeit so unendlich weit entfernt sind, welche ein glücklicherer Himmelsstrich bei den Wilden auf den Eilandfluren des Großen Oceans erzeügt? Die Annahme daher, daß der vierte Theil des Menschengeschlechts kaukasischen Ursprungs sei, ist gewiß ohne allen Grund. Im Gegentheil deütet für den Menschenstamm, der Eüropa bewohnt, Alles auf ein östlicheres Urvaterland hin, und wir haben die Hoffnung, diese Ansicht durch geschichtliche Nachforschungen und durch Beweise, welche aus der Vergleichung der Sprachen geschöpft sind, dereinst bestätigt zu sehen. Und, so fragt Klaproth am Schluß seiner Betrachtung: wenn nun die eüropäischen Nationen, und mit ihnen die semitischen Völker, die Turken, die Perser und Afganen, nicht aus dem Kaukasus gekommen sind, warum soll man sie denn kaukasisch nennen?

Der mongolische Menschenstamm, der seinen Namen von den Mongolen, den Bewohnern des östlichen Theils von Innerasien führt, ist mit Ausnahme der oben genannten asiatischen Länder über den ganzen Kontinent von Asien verbreitet. Völkerschaften dieser Rasse sitzen im nördlichen und nordöstlichen Eüropa, so wie in Ungern; andere erstrecken sich im arktischen Amerika von der Beringsstraße bis nach Labrador und Grönland, während die Urbevölkerung des übrigen Theils der Neüen Welt als ein Übergangsglied vom kaukasischen Stamm zum mongolischen betrachtet werden kann: als eine Zwischenstufe, die man, nach ihrer Hautfarbe, die rothe oder kupferfarbige, oder nach dem Erdtheil, in dem sie seßhaft ist, die amerikanische Rasse zu nennen pflegt.

Dieser kupferfarbige Menschenschlag ist es vornehmlich, der, seitdem er durch Kolumbus' kühne Fahrten mit der weißen Rasse in Berührung gekommen ist, seinem Untergange mit Riesenschritten entgegengeht. Und dies gilt ganz besonders von den im Zustande der Wildheit lebenden Volksstämmen Nordamerikas und des östlichen Südamerika. Da sind ganze Völkerschaften

erloschen, und täglich, unter unsern Augen, sehen wir andere vor dem Drängen der Weißen weichen, zu kleinen Haüflein schmelzen, endlich verschwinden.

Die Individuen des amerikanische Menschenschlages nennen wir im Allgemeinen Indianer, was von dem Worte Indien hergeleitet ist; denn Kolumbus suchte nicht die Neüe Welt, sondern den westlichen Weg nach den reichen Ländern Indiens, das seitdem Ostindien genannt wurde, im Gegensatz zu Westindien, dem großen Archipelagus, der sich zwischen den beiden Hälften der Neüen Welt gelagert hat.

Der allgemeine Charakter des mongolischen Menschenschlages besteht in einem viereckigen Kopfe, breitem, flachgedrückten Gesichte, weit auseinanderstehenden Augen, stumpfer Nase, hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn; gelber, schwarzbraünlicher oder kupferfarbiger Haut, schwarzem, harten, schlichten Haar mit dürftigem Bartwuchs, brauner Regenbogenhaut und schräg geschlitzter, gegen die Schläfe höherer Augenlidspalte. Dabei sind die Individuen dieser Rasse zwei bis drei Zoll kleiner, als die des weißen Menschenschlages, und besitzen starke, untersetzte Glieder, kurze und gekrümmte Beine und meistentheils eine fast völlig glatte Haut.

Die einzelnen Völker dieser Rasse zeichnen sich ferner durch eigenthümliche Charakterzüge aus. So ist das Gesicht der Amerikaner nicht so flach gedrückt, und die Augenspalte weniger schräg. Die Bewohner der Polarländer sind von sehr kleiner Statur, und bei den Chinesen und den benachbarten Völkern bildet Stirn und Kinn zwei spitzere Winkel. Die Hautfarbe der meisten zu diesem Menschenschlage gehörigen Asiaten ist gelb, ohne jedoch die weiße Farbe auszuschließen; die der Amerikaner ist kupfer-, aber auch olivenfarbig und die der Bewohner der Tropen- und Polarländer mehr oder weniger olivenfarbig oder schwärzlich braun.

Der äthiopischen Menschenschag führt seinen Namen von Athiopien, unter welchem Ausdruck die Alten den östlichen Theil von Hochafrika verstanden. Es ist der schwarze oder Neger-Stamm, der ganz Afrika südlich von der großen Wüste bewohnt; sodann, durch Übersiedlung, im Zustande der Sklaverei oder später gewonnener Freiheit, die östlichen Gegenden der Neüen Welt, insbesondere Nordamerikas und Brasiliens, so wie ganz Westindien.

Die Kennzeichen, durch welche sich der Grundtypus der spezifischen Bildung der Neger-Rasse ausspricht, sind: ein schmaler, an den Seiten zusammengedrückter Kopf, eine schräge Stirn, platte, stumpfe, fast mit den Backen eine gerade Linie bildende Nase, dicke, aufgeworfene Lippen, besonders dicke Oberlippe, zurückstehendes Kinn, schwarze Iris, hervorstehende Augen, schiefer Gesichtswinkel, schwarzes, krauses, kurzes und wolliges Haar. Das unterscheidende charakteristische Hauptmerkmal aber ist die schwarze Hautfarbe. Diese Hautfarbe finden wir jedoch nur bei den Bewohnern des tropischen Afrika mit den angeführten Zügen vereinigt. Im südlichen Afrika treten neben der schwarzen Farbe nicht unwesentliche Modifikationen in den Gesichtszügen auf, die an die mongolische Rasse erinnern.

Ein dunkelfarbiger Menschenschlag, oft mit wolligem Haar, den man, zur

Unterscheidung von den Negern Afrika's, Negritos genannt hat, und bei den sogleich zu nennenden Malayen Papuas, d. i. Kraushaarige, heißt, wohnt auch auf Madagaskar, auf mehreren Inseln Polynesiens und des asiatischen Archipelagus, bis nach den Philippinen hinauf, ja selbst in verschiedenen Gegenden Hinterindiens, wo er überall die Urbevölkerung zu sein scheint.

Aber gerade hier im südlichen Asien, auf der Halbinsel Malacca, tritt eine Zwischenstufe der Menschengattung auf, der malayische Stamm oder braune Menschlag, der den Übergang von der kaukasischen und mongolischen Rasse zur äthiopischen vermittelt und über sämmtliche Inseln des Indischen Meeres wie des Stillen Oceans, von Madagaskar bis zur Ostern=Insel Polynesiens verbreitet ist.

Zwischen den Malayen und Negritos finden wir endlich noch die Bewohner des Kontinents von Australien, die zwar mit den zuletzt genannten verwandt zu sein scheinen, dennoch aber von allen übrigen Stämmen der Menschengattung so große Verschiedenheiten zeigen, daß es bei der mangelhaften Kenntniß, die wir von ihnen besitzen, schwer ist zu sagen, welcher Standpunkt auf der Stufenleiter der Menschenstämme ihnen anzuweisen sei. Die Einförmigkeit, welche den kleinsten der Kontinente in allen seinen Natur=Verhältnissen auszeichnet, spricht sich auch in dem edelsten Produkt der Schöpfung, im Menschen aus. Überall, wo der Mensch in Australien beobachtet worden ist, da zeigte er die überraschendste Gleichförmigkeit und Übereinstimmung im Äußern, wie in seinen Sitten, Gebraüchen und Gewohnheiten; es ist ein dunkelfarbiger Menschenschlag, der kaum häßlicher, abschreckender in seiner aüßern Erscheinung gedacht werden kann, ein wahres Abbild von Fratzenhaftigkeit, Unform und Schwäche!

Daß jeder Theil der Erde ursprünglich seine Autochthonen oder eingeborne Bewohner gehabt, welche der natürlichen Beschaffenheit eines jeden Himmelsstrichs angepaßt waren, ist eine Vermuthung, auf welche wahrscheinlich ein Jeder verfallen wird, der über den Gegenstand ernstlich nachdenken will. Diese Meinung erhält durch manche Grunde eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit und scheint eine leichte Lösung einiger der schwierigsten Fragen, die man an die Geschichte des Menschengeschlechts machen kann, darzubieten; und darum war dies auch die vorwaltende Ansicht im Alterthum, wiewol sie mit den Überlieferungen der Mythologie im Widerspruch stand. Daher auch die willige Aufnahme, welche dieselbe Hypothese bei vielen Naturforschern und spekulativen Schriftstellern der neüeren Zeit gefunden hat.

Diese Lehre scheint alle Verschiedenheiten in der Gestaltung und Farbe der verschiedenen Menschenstämme zu erklären. Sie erlaütert uns die so merkwürdige Ungleichheit der Farbe zwischen den afrikanischen Völkern und den Bewohnern Europas. Sie erklärt das wollige Aussehen des Haares bei den Negern, und seine herabhangende, glatte Beschaffenheit bei den Eskimos und die eigenthümlichen Gesichtszüge, so wie den eigenthümlichen Bau der Glieder, welcher sich bei beiden Rassen findet, indem sie diese Nationen als ursprünglich verschiedene Menschenstämme betrachtet. Die sonderbare Gesichtsbildung der

breitbackigen Mongolen und der dickbauchigen Samojeden, die Höcker, und andern Deformitäten der Buschmänner, die haarigen Körper und die affenähnliche Haltung der Bewohner der polynesischen Insel Mallicolo verursachen dem Physiologen keine Schwierigkeit mehr, sobald er sich entschieden hat, sie als die unterscheidenden Merkmale eben so vieler verschiedener Stamm-Rassen anzusehen.

Die Gesammtheit der Individuen, welche eine und dieselbe Sprache reden, nennen wir ein Volk, eine Nation. Wenn wir von einem deütschen Volke, von einer russischen Nation reden, so ist davon der Begriff unzertrennlich, daß alle zu jenem Volk, zu dieser Nation gehörigen Individuen deütsch oder russisch reden.

Die Sprache ist daher das Haupt-, das erste Merkmal der National-Verschiedenheit, bei deren Erforschung der Zustand der Kultur, nach allen ihren Richtungen, die Beschaffenheit der Sitten, Gewohnheiten und Gebraüche, der Rechtszustand, die bürgerliche Verfassung nur als untergeordnete Momente zu betrachten sind.

Jede Sprache zerfällt aber in mehr oder minder zahlreiche Dialekte und Mundarten.

Es entspricht vielleicht dem Geist unserer Sprache, wenn wir die Summe der Individuen, welche eine und dieselbe Mundart reden, eine Völkerschaft nennen; wie wir z. B. von deütschen Völkerschaften reden, wobei wir wol offenbar die, verschiedenen Dialekten angehörigen, Individuen-Mengen im Sinne haben.

Die Geschichte der Sprachen ist die Grundlage der Völkergeschichte. Mitten in der dunkeln Finsterniß, worin die ersten Zeitalter der Welt gehüllt sind, unter so viel Irrthümern und Fabeln, womit jedes Volk seine Wiege umgeben hat, erscheint die Geschichte der Sprachen als ein Leitfaden, der uns, wenn auch nicht mit Bestimmtheit, doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit und innerer Wahrscheinlichkeit den Weg zeigt; denn sie giebt uns im Kreise der Menschheit die vorhandenen Ahnlichkeiten und Unterschiede an, und schildert jedes der auf einander folgenden Geschechtsalter, und zeichnet von deren raschem Vorübergange auf dem Boden die Spuren, die so viele spätern Ereignisse unwiederbringlich verlöscht zu haben scheinen. Wo Geschichte mangelt, da ist die Sprachvergleichung das beste, ja das einzige Mittel zur Unterscheidung der Völkerstämme.

Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hangen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhangigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeügung menschlicher Geisteskraft in immer neüer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen, und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese im Lauf der Jahrtausende und im Umfange des ganzen Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muß. Denn diese Erhöhung oder Erwei-

terung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation Dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder große Individualitäten entwickeln.

Eine Verwandtschaft besteht unter den Sprachen und zwar auf doppelte Weise; es giebt nämlich eine allgemeine und eine Stamm-Verwandtschaft.

Die allgemeine Sprach-Verwandtschaft besteht darin, daß in den Sprachen der verschiedenen Völker, bei denen der Bau des Schädels bedeütende Abweichungen zeigt, sich dennoch haüfig genug Wörter finden, die dem Laute und der Bedeütung nach mit einander übereinkommen. So heißt im Mandshuischen die Sonne Schun; der Mond im Syrischen Sara, im Mongolischen Sfara; der Stern im Japanischen Choschi, im Finnischen am Ob Chos; der Regen im Baskischen Uriu, im Malayischen der Sunda-Inseln Sumbawa und Flores Ura; im Kurilischen oder der Aino-Sprache heißt das Schiff Tschip; Kopf in eben dieser Sprache Pa, im Samojedischen Pä, u. s. w. Diese Verwandtschaft der Sprachen ist antediluvianisch und bis jetzt noch unerklärbar. Sie trägt daher auch nichts zur Aufhellung der Völkerkunde bei.

Anders verhält es sich mit der Stamm-Verwandtschaft. Diese findet Statt wenn in den Sprachen von Völkern, deren Verwandtschaft sich durch die Geschichte oder durch physische Gleichförmigkeit ergiebt, eine bedeütende Menge von Wörtern vorkommt, die bei übereinstimmendem Laute gleiche Bedeütungen haben, wo sich denn auch in dem grammatischen Bau der Sprache unverkennbare Ähnlichkeiten auffinden lassen, wie im Persischen, Indischen, im Deütschen und Slawischem, überhaupt in allen Sprachen, welche zum indo-eüropäischen Völker-Stamm gehören. Diese Verwandtschaft ist postdiluvianisch, so daß wir nicht nöthig haben, den Thurm zu Babel zu Hülfe zu nehmen.

Die Geschichte der Sprachen bietet Erscheinungen dar, welche sehr schwer zu erklären sind, wenn wir von der Meinung ausgehen, daß alle menschlichen Familien und alle ihre Dialekte einen gemeinsamen Ursprung haben. Das hohe Alter mancher Sprache führt uns auf eine sehr frühe Periode in der Geschichte des Menschengeschlechts zurück. Wir finden Spuren, daß die ägyptische Sprache schon zur Zeit des Auszugs der Israeliten bestand, ja selbst zu Joseph's, wenn nicht schon zu Abraham's Zeit, und sogar anf die Dialektverschiedenheiten der semitischen Sprache wird deütlich hingespielt in der Geschichte von Jakob und Laban.

Die ältesten Schriften der Griechen und der Hindus und noch mehr das hohe Alterthum, bis zu dem man, aus historischen Gründen, die Trennung der Volksstämmme, bei welchen sich Dialekte der indisch-eüropäischen Sprache erhalten haben, nothwendig zurückführen muß, veranlassen uns, der Muttersprache der indo-germanischen Nationen, oder der japetischen, wie sie Schlözer genannt hat, ein gleiches Alter zuzuschreiben. Andere Thatsachen lassen sich anführen, welche den Beweis liefern, daß es manchfaltige Sprachen gegeben hat, von den frühesten Zeiten an, zu denen das Alter der Völker und die Geschichte des Menschengeschlechts zurückzugehen uns erlauben. Wie können wir nun den

Ursprung so vieler verschiedener Sprachweisen, von denen wir wissen, daß sie vorhanden gewesen sind, erklären, wenn wir annehmen, daß alle Menschenrassen von Einer Familie abstammen?

Geht man von der Ansicht aus, daß eine jede dieser Rassen ihren besondern Ursprung hatte, oder von verschiedenen Ur-Individuen abstammt, so verschwinden alle dergleichen Schwierigkeiten.

Baillie, Jones und andere Schriftsteller über die alte Geschichte des Orients haben ein merkwürdige Übereinstimmung in den Traditionen der berühmtesten Völker des Alterthums nachgewiesen und daraus auf eine Abstammung von gemeinschaftlichen Vorfahren geschlossen. Vielleicht kann man zugeben, daß dieser Schluß hinreichend bewiesen ist in Bezug auf die Hindus, Griechen, Perser und die germanischen Nationen; denn bei allen diesen macht allerdings die Verwandtschaft der Sprachen den gemeinsamen Ursprung der betreffenden Völker in hohem Grade wahrscheinlich. Auch kann man, aus geschichtlichen Gründen, den erwähnten Völkern noch die von der semitischen Familie hinzufügen, die Hebräer, die Syrier, Araber, welche, obgleich sie sich der Sprache nach wesentlich von dem indo-europäischen Volksstamme unterscheiden, doch eine ähnliche Geschichte oder ähnliche Überlieferungen bewahret haben. Rechnen wir zu diesen noch einige afrikanische Völker, die Ägyptier, Abyssinier, Berbern oder Lybier, — und mehr kann ein noch so sanguinischer Alterthumskenner oder Sprachforscher nicht verlangen wollen, — so sind wir doch noch sehr weit entfernt zu beweisen, daß das ganze Menschengeschlecht einen einzigen gemeinschaftlichen Ursprung hat.

Wie können wir die afrikanischer Neger mit ihren manchfaltigen Dialekten unterbringen; wie die Hottentotter, die Australier, die Papuas oder die wollhaarigen Völker, welche auf den Inseln des Großen Oceans zerstreüt sind, die Eskimos und die Bewohner des Feüerlandes an den entgegengesetzten Enden der Neüen Welt, und in dem dazwischenliegenden Raume, die seit uralten Zeiten civilisirten, aber einzeln stehenden Azteken und Inkas?

Bei den meisten dieser Völker finden sich keine Spuren, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hindeüten. Bei den Menschenrassen, deren abgeschlossenes Dasein, deren eigenthümliches Aüßere und deren Sitten unsere Neügierde, wie unsern Zweifel am meisten erregen, sind historische Forschungen ganz und gar unstatthaft.

Durch die Annahme, daß jede Rasse ihren besonderen Ursprung habe, können wir uns die Mühe ersparen, die Quelle moralischer und intellektueller Verschiedenheiten zu erklären, oder die Abweichungen in Sitten und Gebraüchen, durch welche sich besondere Rassen unterscheiden sollten. Wie sich in der Thierwelt die Familien von einander unterscheiden durch Instinkte und andere natürliche Eigenschaften, so können auch die verschiedenen ursprünglichen Meüschenrassen, wenn es welche giebt, ihre eigenthümlichen geistigen Gaben und ihre besonderen charakteristischen Sitten erhalten haben.

Durch dasselbe Hülfsmittel kann es uns gelingen, eine Menge von merkwürdigen Thatsachen in der Völker- und Weltgeschichte zu erklären, oder

wir entgehen dadurch wenigstens der Nothwendigkeit, einen Grund für sie anzugeben.

Wenn der Unternehmungsgeist der neüern Zeit unsere Seefahrer an bisher unbekannte Küsten führte, mochten diese Länder noch so entfernt und der Zugang zu ihnen noch so schwierig sein, so haben sie diese Gegenden fast ohne Ausnahme schon bevölkert gefunden. Die Einwohner abgelegener Inseln waren größtentheils unkultivirte Völker, in vielen Fällen unbekannt mit der Kunst der Schifffahrt, selbst der in kleinen Kähnen: andere Stämme, obwol sie roh gebaute Fahrzenge besaßen, waren zu unwissend und furchtsam, um sich außerhalb des Gesichtskreises ihrer Ufer zu wagen.

Es ist schwer, sich zu denken, wodurch die wilden Bewohner solch' entfernter Landstriche von andern Theilen der Welt dorthin gekommen sein können. Nationen, die man so abgesondert von den übrigen Menschen antraf, hatten gewöhnlich keine Überlieferung ihrer Abkunft aufbewahrt; in vielen Fällen glaubten sie die einzigen menschlichen Wesen zu sein und waren nicht wenig verwundert, sich in diesem Punkte getaüscht zu haben. Andere, nicht so ganz rohe Volksstämme, die offenbar die ersten Anfänge bürgerlicher Kultur von Fremden erhalten haben, bewahrten die Erinnerung an einen Zeitpunkt noch auf, wo sie ihre ursprüngliche Barbarei verließen, nachdem sie seit unvordenklichen Zeiten in einem Zustande der Wildheit gelebt hatten, unbekannt mit den Künsten eines verfeinerten Lebens und dem Vorhandensein gebildeter Menschen, bis ein Fremdling, ein Herkules oder Mango-Kapak, ein Kind des Ozeans oder der Sonne und des Mondes zufällig seinen Fuß an ihre Küsten setzte.

Viele solche Völker fand man unbekannt mit den allgemein verbreiteten Künsten und Hülfsquellen, von denen sich schwer annehmen läßt, daß Menschen sie je vergessen oder verlieren konnten, wenn sie einmal in deren Besitz gelangt waren und die sie mitgebracht haben müßten, wären sie aus den Gegenden ausgewandert, welche wir gewöhnlich für die Wiege unseres Geschlechts ansehen. Hier ist die Rede von der Kunst, Thiere zu zähmen, von dem Gebrauch der Milch und des Korns zu Brot.

Solche Betrachtungen haben Manchen zu der Ansicht geführt, daß jede abgelegene Gegend von der Natur ursprünglich mit einem eigenthümlichen Stamme eingeborner Bewohner versehen worden sei.

Das bisher Gesagte wird hinreichen, zu zeigen, daß die aufgestellte Meinung eine Menge wahrscheinlicher Gründe für sich hat und mit Leichtigkeit einige der schwierigsten Fragen beantwortet, welche sich an das Alter der organischen Wesen unserer Gattung knüpfen. Allein diese Art, sich aus Zweifeln und Verlegenheiten zu ziehen, ist in der That vielleicht mehr ein — Zerhauen, als ein Lösen des Knotens!

Die Uberlieferungen sehr vieler Völker, der asiatischen und eüropäischen ohne Ausnahme, auch mehrer amerikanischen und einiger auf den Inseln des Großen Oceans, gedenken einer großen Fluth, welche das Menschengeschlecht und die Thiere bis auf wenige Glieder vertilgte. Die Zeit, in welcher diese Fluth eingetreten sein soll, ist bei allen Völkern der Anfang ihrer sogenannten Ge-

schichte; obwol sie auch Sagen aufstellen über Das, was vor der Fluth gewesen sein soll, und da diese von dem Menschengeschlechte erlebt worden ist, so würde es nicht geradezu unmöglich gewesen sein, daß sich Sagen aus der Zeit vor der Fluth noch erhalten hätten.

Dasjenige aber, was die Völker von ihren eigenen Stämmen zu wissen glauben, beginnt immer, wie natürlich, mit der Epoche dieser Fluth. Zugleich pflegt die Erzählung von diesem schrecklichen Ereignisse in die Religionsbegriffe der Völker verwebt zu sein, so daß dasselbe als eine von dem höchsten Wesen über das verderbte Menschengeschlecht verhängte Strafe dargestellt wird, von welcher nur wenige Fromme und Rechtschaffene befreit blieben und durch Mittel gerettet wurden, welche ihnen die Gottheit selbst an die Hand gab. Diese Rettungsmittel sind ein Schiff, oder die Flucht auf einen hohen Berg. Im Übrigen bleiben die Geschichten der Völker, bei denen diese Uberlieferung besteht, noch mehre Jahrhunderte nach dem angeblichen Zeitpunkte der Fluth *) nicht nur dunkel, sondern auch völlig mythisch.

Die älteste schriftliche Urkunde, die der großen Fluth gedenkt, ist, wie Jedermann weiß, das erste Buch des Moses, das vom sechsten bis neünten Kapitel den Hergang derselben und die Errettung des Noah mit den Seinigen und mit einem Paar von jeder Thierart umständlich beschreibt. Dieser Erzählung ähnlich sind die Überlieferungen der Hindus vom Manus im Maha Bharata, und vom Satjawratas im Bhagawata Puranah, nur mit andern Vorstellungen von der Gottheit ausgeschmückt. Auffallend ähnlich der mosaischen Erzählung ist die Überlieferung der Assyrer vom Sisuthros; mehr abweichend davon sind die Sagen der Chinesen von Kung kung und Ju, der Griechen von Ogyges und Deukalion, und andere mehr.

Einige dieser Fluthen haben, selbst den davon vorhandenen Sagen zufolge, nur einzelne Gegenden betroffen. Von der Deukalionischen z. B. kann man dies fast als historisch annehmen, wenigstens als in dem Volksglauben begründet. Von dieser sagt Aristoteles, daß sie nur Hellas betroffen habe, und daß sie vom großen Anschwellen der Flüsse während eines regenreichen Winters entstanden sei **). Er setzt hinzu, daß solch' außerordentliche Winterwitterung zwar nach gewissen Zeitraümen wiederkehren könne, aber doch nicht immer in derselben Gegend.

---

*) Sehr merkwürdig ist es doch, daß die schriftlichen Denkmäler über die Epoche der großen Fluth bis auf einen verhältnißmäßig kleinen Unterschied einstimmig sind. Der samaritanische Text des Pentateuch setzt nämlich die Noahische Fluth auf das Jahr vor Chr. Geb. 3044, die indische Fluth und der Anfang des vierten indischen Zeitalters Kali-juga fällt auf 3101; der Anfang des chinesischen Reichs, dessen Chronisten der allgemeinen Fluth nicht mit der Bestimmtheit gedenken, als die mosaischen und indischen Überlieferungen, korrespondirt mit dem Jahre vor Chr. Geb. 3082; im Mittel aus diesen drei Bestimmungen erhält man als Jahr der großen Fluth 3076 vor Chr. Geb., was zugleich den Anfang der zuverlässigen Geschichte bezeichnet.

**) Die Erinnerung ist vielleicht nicht überflüssig, daß Griechenland in der europäischen Provinz des Winterregens belegen ist, an dessen nördlicher Gränze der Sommerregen nur 5% der jährlichen Regenmenge ausmacht.

Andere Fluthen hingegen stellt die Uberlieferung als allgemeine dar, welche die ganze Erdoberfläche betroffen und alles Leben von derselben vertilgt haben sollen.

Daß jeder solchen Sage irgend eine wahre, und zwar eine ungeheüre Begebenheit zum Grunde liege, daran zweifelt Niemand. Gestritten aber ist viel darüber worden: ob die Überlieferungen der verschiedenen Völker davon sämmtlich auf eine und dieselbe Begebenheit bezogen werden müssen oder können, und ob, wenn dieses der Fall, die Fluth über die ganze Erde gegangen ist, oder ob sie nur irgend einen Theil derselben getroffen hat, und zwar derjenigen, von welchem die Bevölkerung der übrigen Erdtheile möglicher Weise ausgegangen ist, und von welchem aus daher die Überlieferung zu den Völkern auch der übrigen, vielleicht von der Fluth nicht getroffenen Theile der Erde übergegangen sein kann?

Unter den neüern Naturforschern ist es vornehmlich Buckland gewesen, der, um die historische Autorität der Bibel gleichsam zu — retten, vom geologischen Standpunkte es unternommen hat, die Sage von der allgemein über die ganze Erdoberfläche verbreiteten Fluth naturhistorisch zu beweisen; allein die, aus der Beschaffenheit der Erdrinde von ihm entlehnten Gründe für seine Vertheidigung der mosaischen Erzählung können eben so gut benutzt werden, um zu beweisen, daß die Noahische Fluth nur ein örtliches Ereigniß war. Von Vögeln z. B. finden sich nur wenig fossile Reste. Die vierfüßigen Thiere, die Amphibien, Fische u. s. w. aber müssen, da sie fester an den Boden, den sie bewohnen, gebunden sind, natürlicher Weise die Opfer einer jeden gewaltsamen, auch auf einen kleinen Flächenraum beschränkten Katastrophe werden. Und darum findet man ihre fossilen Ueberreste in so großer Menge.

Der Mensch aber! — Müßten nicht, wenn eine allgemeine Katastrophe die ganze Erdoberfläche getroffen hätte, auch von diesem sich Überbleibsel finden, und mit ihnen die Spuren der Werke seiner Hand, Bauwerke und Anlagen, die bei weitem so zerstörbar nicht sind als Knochen? — Davon aber findet sich Nichts, und doch hat man in der großen Fluth eine Katastrophe erkennen wollen, der das ganze Menschengeschlecht, mit Ausnahme einiger Auserwählten, zum Opfer gefallen sein soll.

Aber der denkende, beobachtende und vorsehende Mensch konnte sich ebenfalls, obgleich aus andern Gründen und auf andere Weise, als die Vögel, den ihm drohenden Gefahren örtlicher Katastrophen entziehen durch zeitigen Wechsel des Aufenthalts, da sie seiner Beobachtungsgabe und seiner Erfahrung sich leicht voraus ankündigen konnten. Gingen die Erhebungen von Gebirgsketten und gewissen Theilen der Festländer nur nicht alle plötzlich, und die plötzlichen nicht nach zu großem Maßstabe, viele aber allmälig oder durch wiederholte kleinere Erschütterungen vor sich, was so wahrscheinlich ist; erfolgte eben so wenig gewaltsam und plötzlich die Umwandlung von Festland in Inseln, das Eingreifen des Meeres und das Ansetzen von Land; so konnte der Mensch den damit verbundenen Zerstörungen entgehen.

Der Mensch, an kein bestimmtes Klima, an keine beschränkte Station ge-

bunden, sondern an das ganze Erdenrund gewiesen, veränderte allmälig seine Wohnplätze, und, da er sich an alle Klimate gewöhnt, so wurde er von keiner klimatischen Veränderung so überrascht und gefährdet, wie der Elephant und das Rhinoceros, und andere, an bestimmte Standorte gewiesene, und in dieser Hinsicht sich einer viel weniger dauerhaften Leibesbeschaffenheit, als der Mensch, erfreüende Geschöpfe. Schon daraus möchte sich ergeben, warum keine Ablagerungen von fossilen Menschengebeinen gefunden worden.

Der Ausbruch des Vesuv, der Pompeji und Herkulanum begrub, war doch in der That eine Katastrophe, die mit überraschender Schnelligkeit eintrat, und doch haben die meisten Bewohner der dabei zerstörten Städte Zeit gehabt, sich dem Verderben durch die Flucht zu entziehen; denn daß dies geschehen ist, beweist die unverhältnißmäßig geringe Zahl menschlicher Überbleibsel, die in den ausgegrabenen Städten gefunden werden.

Überreste aber von Menschen, die nach dem gewöhnlichen Gange des Lebens das ihrige geendigt haben, im fossilen Zustande zu finden, dürfte eben so wenig zu erwarten sein, als es von andern ähnlich organisirten Geschöpfen zu erwarten ist, wenn nicht ganz besondere Umstände und natürliche Erscheinungen dabei eintreten, wie z. B. bei den fossilen Menschengerippen auf Guadelupe, die aber weder einer untergegangenen Schöpfung angehören, noch von einer allgemeinen Katastrophe herrühren *). Ueberdies sorgen die meisten Menschenstämme dafür, daß die Körper ihrer Verstorbenen einer schnellen Zerstörung übergeben werden; und von den wenigen Völkern, die auch den entseelten menschlichen Hüllen durch künstliche Aufbewahrungsmittel die Unsterblichkeit zu verschaffen bemüht waren, sind uns allerdings Leichen aus dem hohen Alterthume aufbewahrt worden.

Oder war der Mensch noch gar nicht auf Erden, als die Umwandlungen auf der Oberfläche erfolgten, die uns die Gebeine der Saügethiere hinterlassen haben? — das scheint allerdings die Meinung vieler, vielleicht der meisten Geologen zu sein. Wir vermögen nicht, diese Meinung mit dem zu vereinigen, was wir den ordnungsmäßigen Gang der Natur nennen wollen, und was zuverlässig einerlei ist mit dem, was wir in Ehrfurcht Weisheit des Schöpfers nennen müssen. Wir können uns nicht davon überzeügen, daß die Oberfläche des Pla-

*) Die fossilen Menschengerippe auf Guadelupe finden sich nahe am Ufer des Meeres auf der Ostseite des Fleckens Dumoule in einer Steinbildung, die der gegenwärtigen Epoche angehört. Die ältesten Bewohner behaupten, die Gegend sei früher von zwei verschiedenen Völkerschaften bewohnt gewesen, von den Cariben, Menschen von kleiner oder mittler Statur, und den Galibis, die eine außerordentliche Größe von wenigstens sechs Fuß gehabt hätten. Unter diesen sei um das Jahr 1710 ein Streit entstanden, und auf der Stelle, wo sich jetzt die Gerippe finden, ein blutiger Kampf erfolgt, in welchem die Cariben gesiegt und die Galibis verjagt hätten. Der bejahrte Erzähler habe einige Zeit nach diesem Gefecht noch 15 bis 20 Leichname auf dem steinigen Wahlplatz liegend gefunden, und 40 Jahre später die Gerippe dieser Körper wieder erkannt Es fing damals an, ein Überzug von Muscheltrümmern sich um dieselben zu bilden — die Küste ist von solchen bedeckt, — der sich aber sehr leicht ablösen ließ. Dieser Erzählung zufolge gehören diese fossilen Menschengerippe auf Guadelupe einer ganz neüen Zeit an!

neten, während der ungezählten Jahrtausende, in denen der Ocean mit kunstreich organisirten Geschöpfen bevölkert, das Land mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt, den zahlreicheren, vollkommneren und noch kunstreicher als jene organisirten Säugethieren zum Wohnplatz diente, — daß während dieser Jahrtausende das höchste die Erde schmückende Erzeügniß, der Mensch, mit der vernünftigen Seele, von diesem herrlichen Wohnplatze ausgeschlossen geblieben sein soll.

Soll denn der Mensch nicht eher auf der Erde erschienen sein, bis das Überhandnehmen der Ungeheüer auf derselben sie verwüstet, sie zu einem Aufenthalte des Schreckens und des Verderbens für ihn gemacht haben würde? — Der Oberalte aller Geologen, Moses, hat in der That hierin eine billigere, mildere Ansicht. Er läßt den Menschen sogleich, da Alles auf Erden zu seinem Empfange fertig war, auftreten und vorerst von jeder Art Ungeheuer nur ein Paar auf Erden neben ihm wandeln — vermuthlich doch auch nicht alle in Eden. Wenn aber die Herden Elephanten, von Hyänen, Bären und Löwen, deren Gebeine wir im Schutte begraben finden, schon längst vorher die Erde bevölkert hatten, ehe der hülflose Mensch erschien, da möchte es seinem ersten Elternpaare schwer geworden sein, das Geschlecht zu gründen. Gewiß ist er frühzeitig mächtig genug geworden, über die kräftigsten Thiere zu herrschen und ganze Arten und Geschlechter derselben zu vertilgen.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß der Mensch sogleich beim Beginn des organischen Lebens aufgetreten sein müsse. Daß dieses nicht unsere Meinung sein kann, ergiebt sich schon daraus, daß wir die Bildung alles trockenen Landes, des einzigen für den Menschen geeigneten Aufenthaltes — der Erhebung aus einem vielleicht, ja wahrscheinlich, die ganze Erdkugel umgebenden Meere zuzuschreiben geneigt sind. Auf den ersten emporgehobenen insularischen Landstrichen konnte der Mensch so wenig gedeihen als jedes andere organisirte Geschöpf, das des Pflanzenreichs zu seiner Erhaltung bedarf. Die Entstehung der Meerthiere und der Pflanzen mußte daher der des Menschen vorausgehen, die ersten Bewohner des neüerhobenen Landes konnten daher nur solche sein, denen allenfalls das Meer die Mittel zu ihrer Erhaltung bot. Mag daher die Bildung der Meerthiere, der Landpflanzen und einiger Amphibien der Entstehung des Menschen vorausgegangen sein, so hindert doch nichts, anzunehmen, daß auch der Mensch alsbald auf der Erdoberfläche erschien, als nur Landstriche von einiger Ausdehnung und von solcher Beschaffenheit vorhanden waren, daß seine Erhaltung möglich wurde. Wie wenig aber dazu gehört, das haben Neüholland, Vandiemensland und so viele und unwirthbare Inseln gezeigt, wo der Mensch im fast thierischen Zustande gefunden worden ist.

War aber der Mensch sogleich nach vollendeter Bildung solcher bewohnbaren Landstriche auf Erden, dann hat auch seine Gattung die Umwandlungen erlebt, welche die Oberfläche nach und nach während vieler Jahrtausende erlitten hat.

Wir können uns nicht versagen, hier ein Paar Erscheinungen anzuführen, die für das hohe Alter gewisser Theile der heütigen Erdoberfläche in ihrer jetzigen Gestalt sprechen. Am Senegal fand man unter den Boabab-Bäumen

(Adansonia digitata) einen, dessen Stamm dreißig Fuß im Durchmesser hatte und dessen Alter nach den Jahrringen ermessen, 5150 Jahre war. Das berühmte Taxodium von Chapultepec in Mexico (Cupressus disticha) von einhundert und siebenzehn Fuß im Umfange, scheint noch älter zu sein. Diese Baüme geben wenigstens einen Zeitraum an, innerhalb dessen die Erdoberfläche von einer allgemeinen Katastrophe nicht getroffen sein kann. Wo aber Gewächse, wie die hier genannten, gediehen, da gedieh ohne Zweifel auch der Mensch.

Darin aber, daß sich keine fossilen Überreste von Menschen (wenigstens nicht in eigenen Ablagerungen) finden, möchte eben so wenig ein Beweis dafür zu suchen sein, daß unsere Gattung erst seit sechstausend Jahren, und erst seit angeblicher Beendigung aller größeren Katastrophen der Erdoberfläche, auf derselben wandele, als der Mangel an versteinerten Vogelknochen einen Beweis dafür abgiebt, daß die Klasse der Vögel zur Zeit solcher Katastrophen noch nicht geschaffen gewesen sei.

Daß die Überlieferung nicht höher hinauf reicht; ja daß sie in einer der unsrigen noch um Vieles näher liegenden Zeit schon in oft undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, beweist eben so wenig für die Jugend des menschlichen Geschlechts. Dieses zeitig eintretende Verdunkeln der Überlieferung, ihr Verlieren in Ungewißheit und Dunkel nach verhältnißmäßigem kurzen Zeitverlauf sollte uns vielmehr darauf führen, von noch älterer Zeit keine Überlieferungen zu fordern oder zu erwarten, und darum dennoch den Glauben an ein weit höheres Alter unseres Geschlechts, als gewöhnlich angenommen wird, nicht aufzugeben. Die Beweglichkeit des Menschengeschlechts, die Vielfachheit, Veränderlichkeit und Vergänglichkeit der Sprachen, die gegenseitige Unbekanntschaft der Völker mit den Sprachen der andern, der gänzliche Untergang vieler Sprachen, die Wanderungen der Völker und ebenfalls die Vernichtung vieler der letzteren unter dem Drucke eingewanderter, jene unterjochender Fremden, das damit verbundene allmälige Verschwinden jeder Erinnerung an die Schicksale des unterdrückten oder verdrängten Volkes, die Zerstörung seiner Denkmale theils durch des Menschen Hand, theils durch den Zahn der Zeit; — das Alles sind Mittel, und wie nur zu bekannt ist, Mittel, die seit Jahrtausenden eben so ununterbrochen gewirkt haben wie die Kräfte der organischen und unorganischen Natur — innerhalb selbst kleiner Zeiträume alles von Menschen Bewirkte und Geschaffene aus der Erinnerung zu vertilgen.

Zwar fliegt die Zeit mit Blitzesschnelle, und eine kurze Reihe von Geschlechtern vermag oft auf etliche Jahrhunderte zurückzuschauen. Da sollte man denn glauben, es sei nicht schwer, mit Hülfe einiger Sorgfalt das Andenken längst vergangener, ja sehr alter Zeiten festzuhalten. Und so hüllt sich zu jedem Jahrhunderte, zu dessen Geschichte man hinaufsteigt, das Dunkel dichter um seine Begebenheiten, verdächtiger wird die historische Wahrheit, die Masse der Zweifel größer, Alles in wachsendem Verhältniß. Da erlaubt der kritische Forscher sich schon Zweifel an den auffallendsten, an solchen Begebenheiten, die merkwürdig genug erschienen waren, um sich von Mund zu Mund, von Schrift zu Schrift der Nachwelt mitzutheilen. Welches Dunkel z. B. liegt nicht auf

Geschichten, wie die in der That nicht hohem Alterthume gehörenden des sächsischen Prinzenraubes, der Jungfrau von Orleans, des Wilhelm Tell, der Päpstin Johanna u. s. w.?

Welche Finsterniß deckt nicht die Begebenheiten des noch weiter zurückliegenden Mittelalters? Was wissen wir von den Schicksalen des Nordens, ehe die Römer in einen Theil desselben eindrangen? Wie viele Sprachen sind nicht verloren gegangen, selbst von Völkern, die in Zeiten, aus denen wir fast vollständige Geschichten zu besitzen vermeinen, groß und berühmt gewesen sind? Nacht liegt auf den Geschichten der Karthager und Phönizier, ihre Sprachen sind verschwunden. In Fabeln und Dunkel gehüllt ist die alte Geschichte der Griechen, der Aegypter und der mächtigsten Völker Asiens und Afrikas, und vollends Amerikas, hier ist nicht die entfernteste Aussicht vorhanden, daß die mühsamsten und gründlichsten Forschungen jemals Licht bringen können in das Dunkel, das diese Völkergeschichten verhüllt.

Unsere ältesten, dunkelsten Überlieferungen, die Mosaischen nicht ausgenommen, sind neüe Geschichten, sind Vorstellungen, zum Theil mythische, auf etwas in noch fernerem Dunkel schwebendes Wirkliche gegründet, zum Theil mit physischen Hypothesen, zum Theil mit religiösen Systemen verwebt, zum Theil rein dichterisch und phantastisch. Sie wollen Begebenheiten berichten eines noch viele Jahrtausende älteren Geschlechts, das zwar gewiß da war, dessen Andenken aber der Rost ungeheürer Zeiträume zerfressen hat. Wenn nun schon die frühere Geschichte von Völkern, die wir seit wenigen Jahrhunderten kennen, für uns in Dunkel gehüllt ist; wenn selbst die der Völker, die vor dreitausend Jahren die wichtigsten Stellen in dem uns bekannten Theile der Erde einnahmen, und die damals große Weise, Gelehrte und Geschichtschreiber besaßen und den Wissenschaften eifrig oblagen, mit fabelhaften, nicht sehr weit hinter dem Zeitpunkte ihrer Blühte zurückliegenden Sagen anhebt und diesen Völkern selbst über ihre früheren Wanderungen nichts Zuverlässiges und über ihren Ursprung noch weit weniger bekannt war; — wenn hingegen selbst die frühesten bekannten Wanderungen dieser alten Völker aus früheren in später von ihnen eingenommene Wohnsitze, zum Theil in Schiffen und in einem Zustande, der ihnen gestattete, Fertigkeiten und Künste in die neüen Wohnsitze mit zu bringen, wie ein Danaus, Kadmus u. s. w., deütlich zeigen, daß dort, wo sie herkamen, schon ein bedeütender Grad von Kultur herrschen mußte; — wenn man erwägt, welche Zeiträume erforderlich sind, um ein Volk auf einen solchen Grad von Kultur zu erheben; — wenn man weiter erwägt, daß die Völker, die uns jetzt als die ältesten erscheinen, schon Sagen besaßen aus noch höherem, noch dunklerem Alterthume; — dann wird man doch eingestehen, daß es Verwegenheit sein würde, sich einzubilden, man wisse etwas vom Alter des menschlichen Geschechts, oder man werde je im Stande sein, den Anfangspunkt seiner Geschichte aufzufinden; da hierzu weder die Überlieferungen noch die geologischen Erscheinungen, beide ihrer eigenthümlichen Natur nach, die Mittel darbieten können. Vermögen wir aber dieses nicht, so haben wir auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß der Anfang dieses Geschlechtes unendlich viel älter ist,

als unsere sogenannte Geschichte und als die älteste aller auf uns gekommenen Überlieferungen und selbst Fabeln denselben darstellen möchten.

Glaubte man vielleicht, es müßten sich doch noch weit ältere Denkmale in Bauwerken von solider Art vorfinden, als die, welche man wirklich kennt? Oh, wie sehr würde man sich betrügen. Was sind die vergänglichen Werke der Menschenhand? Sie trotzen der Zeit noch weit weniger, als die Überlieferungen, Sagen und Fabeln. Diese werden allerdings von der Zeit übertrieben, entstellt, verfälscht; aber die körperlichen Werke der Menschenhand werden von jener bis auf die letzte Spur vernichtet. Wohin sind diejenigen gekommen, von denen die ältesten Überlieferungen uns noch Kunde geben? Salomo's Sprüche hören wir nöch täglich, von seinen prächtigen Bauwerken ist Nichts mehr vorhanden. Wo ist Babylon, wo Ninive? und zerfallen nicht schon die verhältnißmäßig jungen Pyramiden Aegyptens?

Doch finden sich wirklich Denkmale menschlichen Wirkens aus Zeiten, die unsere Überlieferung nicht zu erreichen vermag, wie die Schiffe und Schiffsgeräthe im trockenen Lande bezeügen, und ähnliches — wahre fossile Überreste menschlicher Kunst. Und gehören nicht auch hieher — obgleich aus neüer Zeit — die fossilen Städte am Fuße des Vesuvs, deren wir vorhin gedachten, die Mauern in den Lavaströmen der Rocce Monfine? Der kleine Gebirgszug, der von den Apenninen gegen das westliche Meer laufend, sich bei Mondragone in der Gegend des alten Sinuessa mit dem, wegen seines Weines berühmt gewordenen Berge Massicus endigt und das glückliche Campania in Norden begränzt, zeigt mehrere unverkennbare Überbleibsel altvulkanischer Wirkungen. Die Ebenen um den Massicus sind mit vulkanischen Produkten bedeckt. Die Rocce Monfine stellen sich so dar, daß man in ihnen ausgebrannte Vulkane erkennen muß: man findet an ihren Seiten noch die Lavaströme, deren aüßere Beschaffenheit nicht einmal erlaubt, ihnen das höchste Alter beizulegen; und in der Puzzolanerde, die den Fuß dieser Berge verhüllt, findet man altes Mauerwerk auf eine ähnliche Weise verschüttet, wie die Trümmer von Herkulanum, so daß man nicht zweifeln kann, die vulkanischen Ausbrüche dort müssen das Menschengeschlecht zu Zeügen gehabt haben. Aber auch diese Mauern sind durch örtliche Katastrophen zerstört worden und solcher Zeügnisse von solchen Ereignissen, die aber sämmtlich für eine allgemeine Umwälzung keinen Beweis liefern, können im Laufe der Zeit leicht noch manche entdeckt werden. Dahin gehören die Spuren der Zerstörungen menschlicher Wohnungen und Werke bei den sieben Pagoden oder den Ruinen der Stadt Mahabalibur auf der Küste Coromandel, im Biesbosch, am Dollart, an den Küsten der Bretagne, dahin die verschütteten Städte am Fuß der Alpen: Lagaris, Maja, Plärs, Goldau u. s. w.

Von ähnlichen, in uralter Zeit gewiß eben so erfolgten Ereignissen sind Nachrichten und Spuren verschwunden; wer mag wissen, wie tief sie unter Trümmern begraben liegen — nur das tief Begrabene ist gegen Zerstörung geschützt, — wird jemals ein Zufall ihre Spuren zu Tage bringen? Werden Goldau und Lowerz jemals wieder gefunden werden? und sollte es nach ein Paar tausend Jahren geschehen, wird dann noch Kunde unter dem späteren Ge-

schlechte bestehen von der Art und der örtlichen Beschränkung der Katastrophe, die diese Spuren der Zerstörung hinterlassen hat? Wer möchte dies mit Zuversicht erwarten? denn das schmeicheln wir uns doch nicht, daß unsere gelehrten Werke nach zweitausend oder mehr Jahren noch Leser haben werden? Vielleicht Göthe und Byron, — kaum Buffon und Humboldt!

Die Menschenmenge, welche gegenwärtig, um die Mitte des 19ten Jahrhunderts, auf der Erde wohnt, läßt sich zu 1272 Millionen annehmen. Davon leben in Asien 652 Millionen, in Europa 296 Millionen, in Afrika 275 Millionen, in Amerika 47 und in Australien und Polynesien 2 Millionen. Es ergiebt sich hieraus, daß Asien derjenige Erdtheil ist, welcher die absolut größte Volksmenge besitzt. Fragt man aber nach der relativen Bevölkerung oder der Volksdichtigkeit eines jeden Erdtheils, d. h. nach der Menschenzahl, welche auf dem gegebenen Flächenraum Landes einer deütschen Geviertmeile ihren Unterhalt findet, so ergiebt sich, daß Europa der am dichtesten bevölkerte Erdtheil ist; denn es leben auf einer Geviertmeile in Europa 1750, in Asien 730, in Afrika 500, in Amerika 70 und in Australien und Polynesien 12 Menschen. Die Vertheilung unter die drei Rassen des Menschengeschechts erfolgt so, daß die mongolische Rasse mit mehr als der Hälfte der Menschenmenge das Übergewicht hat; etwa ein Drittheil gehört der kaukasischen und ein Neüntheil der Neger-Rasse an.*)

---

*) Nach Foissac, de l'influence des climats sur l'homme. Asia polyglotta, von Klaproth. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus von W. von Humboldt. Prichard, Researches into the physical History of mankind. Eichhoff, Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde. Bonhoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Berghaus, Grundriß der Geographie; und einigen andern Schriften, größtentheils in wörtlicher Benutzung.

Völker des Mongolischen Menschenstamms.

Völker, deren Individuen sich im aüßern Ansehen durch einen vierkantig gebauten Kopf, durch ein breites und plattes Gesicht mit weit auseinander stehenden und schräg geschlitzten Augen, durch eine kleine und stumpfe Nase, durch hervorstehende Backenknochen, und schwarzes, schlichtes Haar auszeichnen, bewohnen ganz Ost- und Nord- und einen großen Theil von Inner-Asien, sodann aber auch die nördlichsten Gebiete von Eüropa, in dessen Inneres sie mit einem Zweige seit etwa anderthalb Jahrtausenden eingedrungen sind. Der ganze Norden von Amerika wird von ihnen bewohnt. Auch die südöstlichsten Gegenden des Festlandes von Asien sind von Nationen des Mongolischen Menschenschlages besetzt, aber er hat sich hier, in Hinterindien, nicht in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern mit den indischen Völkern der kaukasischen Rasse vielfach vermischt.

Die Völker des Mongolischen Menschenstamms bieten die Eigenthümlichkeit dar, daß sie die gesammte Stufenleiter der Kultur durchlaufen. Während die einen im rohesten Zustande der Natur verharren und ihre Subsistenz auf den Ertrag entweder des Fischfangs oder der Jagd stützen, sind andere nomadisirende Hirtenvölker ohne feste Wohnsitze, wieder andere aber seßhafte Ackerbauer, die in allen Zweigen des Kunstfleißes und der intellektuellen Thätigkeit eine der höchsten Stufen der Ausbildung erlangt und sich gesellschaftliche Einrichtungen zu eigen gemacht haben, welche die Bewunderung der gebildetsten Völker des Abendlandes erregen.

Der metaphysische Kultus, der sich im Buddhaismus ausspricht, dieser religiösen Anschauung, die die sichtbare Welt als eine Taüschung betrachtet, aber einen allgemeinen Weltgeist und eine ununterbrochene Reihe von Schöpfungen und Zerstörungen annimmt, hat sich des größten Theils der mongolischen Völker in Asien bemächtigt, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, die früher bei ihnen bestandenen älteren Kulte ganz zu verdrängen, die zum Theil auf den Glauben an Geister und Dämonen, zum Theil aber auch auf den Glauben an vergötterte Menschen oder auf andere heidnische Vorstellungen gebaut sind. Der Monotheismus hat unter diesen Völkern wenig Anklang gefunden; nur die in Eüropa seßhaften Völker des mongolischen Stamms und einzelne seiner

Zweige in Nordasien und Amerika haben das Christenthum angenommen, während der Islam mit der größten Entschiedenheit von ihnen zurückgewiesen worden ist.

So manchfaltig die Beschaffenheit des Bodens in den Ländern ist, die sie bewohnen, — ein steter Wechsel von Berg und Thal, die gewaltigsten Alpengebirge der Erde und die umfangreichsten Tafelländer der Alten Welt, die lachendsten Gefilde in den großen Stromthälern und den Niederungen Hinterasiens und die nackten, kahlen Einöden im hohen sibirischen Norden; und so groß der Wechsel ist im Klima dieses weitgestreckten Ländergebiets, wo bald die Hitze des Tropengürtels herrscht, bald die Kälte eine Intensität erreicht, daß selbst Queckſilber zum festen Körper wird und der ewig gefrorene Erdboden niemals thaut, wo bald die Wolke den befruchtenden Regen in Strömen zur Erde entladet, bald der Himmel in ewiger Heiterkeit über dem dürren, nach Feüchtigkeit lechzenden Boden sich wölbt; — eben so zahlreich sind die Völkerschaften, welche ihre Thätigkeit auf diesen asiatischen Räumen entwickeln, die sich aber dennoch zu einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Haupt-Nationen zusammenlegen und gruppiren lassen, unter denen das Chinesische Volk in jeder Beziehnng die erste und vornehmste Stelle einnimmt, sowol was seine Menge als was seine uralte Kultur und den Einfluß anbelangt, den es auf die Schicksale der übrigen Völker mongolischen Stammes, wie auf das politische Leben fast des ganzen Erdtheils von jeher ausgeübt hat.

Unsere Rundschau der Völker des Erdballs wollen wir mit diesem Volke beginnen und bei Betrachtung desselben länger verweilen, als bei der der übrigen mongolischen Nationen. Dazu fordert die wichtige, bedeütungsvolle Stellung auf, die diesem Volke im Kreise der Weltgeschichte, nicht seit Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden angewiesen ist. Denn die Geschichte China's läßt sich mit Gewißheit bis zum 22sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfolgen, und Überlieferungen, die aller Beachtung würdig sind, setzen den Ausgangspunkt noch achthundert Jahre früher, den Anfang nämlich des Chinesischen Reiches, als dessen Gründer Fo hi angesehen wird, auf das Jahr 3082 vor Christi Geburt. Ihm und den auf ihn folgenden acht Kaisern schreiben die Chinesen alle ihre Gesetze, wie sie noch heüt' zu Tage bestehen, zu, so wie ihre gesammte Kultur, ihren Ackerbau und ihre Industrie, ihre geistige Bildung in Wissenschaften und Künsten, so wie ihre Einrichtungen in der Regierungsform, ihre moralischen und religiösen Betrachtungsweisen.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß die Überlieferungen, welche jene acht Jahrhunderte umspannen, sehr viel Fabelhaftes und Mythisches enthalten, so bleibt nichts desto weniger es wahr, daß unter allen aufgeklärten Völkern, die gegenwärtig die Erde bewohnen, das Chinesische das älteste und dasjenige ist, welches als Staat und in seinen politischen Institutionen seine Selbstständigkeit und Unabhangigkeit unversehrt bewahrt, und dadurch von innerer Kraft und beharrlicher Consequenz ein Beispiel gegeben hat, welches in der Geschichte der Menschheit nicht sein Ähnliches aufzuweisen vermag. Dies ist auch der Fall, selbst wenn man den Forschungen neürer Kritiker beitreten will, die es sehr in Frage gestellt haben, ob die Kultur China's auch das Alter habe, wel-

CHINESEN.

sich in sich verliebte Chinesen angeben und die unkritischen der europäischen Berichterstatter ihnen nacherzählen. Zugegeben auch, daß China's Geschichte erst im zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christi Geburt aus den grotesken Nebelfiguren der Fabeldämmerungen ans Licht trat, und vorausgesetzt sogar, daß sie auch da noch nicht einmal festen Grund gefaßt haben möge, so bleiben dennoch unbestritten die Chinesen das älteste Kultur-Volk, das sein Dasein auf der Schaubühne der Welt und ihrer Bewegungen erhalten hat, während andere eben so mächtige, noch aufgeklärtere Völker in den unaufhörlichen Zerstörungen des Menschheit-Lebens ihren Untergang gefunden haben. Und sieht man ganz ab von aller Geschichte, möge sie auf Sagen, Traditionen oder Schriftdenkmalen beruhen, so wird man dennoch einräumen müssen, daß die Chinesen als die unmittelbaren Abkömmlinge des ältesten Menschenstamms zu betrachten sind. Das sagt uns das älteste historische Denkmal, das ein jedes Volk auch ohne schriftliche Überlieferung besitzt, seine Sprache nämlich, die der einsylbigen angehört, und unter den wenigen, welche gegenwärtig bestehen, die einfachste, folglich der ersten Sprachbildung die nächste ist.

Chinesen.

In dem Lande von fast vierkantiger Gestalt, welches sich von dem südlichen Randgebirge der hohen Gobi und den östlichen Abfällen des Tübetischen Tafellandes bis an den Ozean erstreckt, sind auf einem Raume von sechzig tausend deutschen Geviertmeilen, der sechsteehalbfachen Area von Deutschland, die Wohnsitze des merkwürdigen Volks, welches wir das Chinesische zu nennen pflegen, obwol dieser Name ihm selbst nicht geläufig ist. Die Chinesen haben in der That keinen eigenthümlichen National-Namen, sondern nennen sich entweder nach der herrschenden Dynastie, oder geben sich bedeutsame Ehrennamen, die größtentheils auf ihren Stolz gebaut sind und auf die Vortrefflichkeit ihres Landes Bezug haben. So nennen sie sich gewöhnlich Tschung kue schin, Leute des Mittelreichs, und Tschung chua schin, Leute der Blume der Mitte. Nach der jetzt auf dem Throne sitzenden Kaiserfamilie nennen sich die Chinesen Zing schin oder Leute des Hauses Zing.

Der europäische Name China stammt von der Dynastie Thsin, Zin, d. h. große Reinigkeit, die drittehalb Jahrhunderte vor Christi Geburt geherrscht hat. Er ist uns durch die Malayen zugekommen, welche die Chinesen wahrscheinlich kennen lernten, als der Kaiser Schi huang ti der Dynastie Zin den südlichen Theil des jetzigen China, sammt Tonkin und dem nördlichen Cochinchina eroberte. Die Bewohner der malayischen Inseln standen mit den zuletzt genann-

CHINESEN.

ches in sich verliebte Chinesen angeben und die unkritischen der eüropäischen Berichterstatter ihnen nacherzählen. Zugegeben auch, daß China's Geschichte erst im zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christi Geburt aus den grotesken Nebelfiguren der Fabeldämmerungen ans Licht trat, und vorausgesetzt sogar, daß sie auch da noch nicht einmal festen Grund gefaßt haben möge, so bleiben dennoch unbestritten die Chinesen das älteste Kultur-Volk, das sein Dasein auf der Schaubühne der Welt und ihrer Bewegungen erhalten hat, während andere eben so mächtige, noch aufgeklärtere Völker in den unaufhörlichen Zerstörungen des Menschheit-Lebens ihren Untergang gefunden haben. Und sieht man ganz ab von aller Geschichte, möge sie auf Sagen, Traditionen oder Schrift-urkunden beruhen, so wird man dennoch einraümen müssen, daß die Chinesen als die unmittelbaren Abkömmlinge des ältesten Menschenstamms zu betrachten sind. Das sagt uns das älteste historische Denkmal, das ein jedes Volk auch ohne schriftliche Überlieferung besitzt, seine Sprache nämlich, die den einsylbigen angehört, und unter den wenigen, welche gegenwärtig bestehen, die einfachste, folglich der ersten Sprachbildung die nächste ist.

Chinesen.

In dem Lande von fast vierkantiger Gestalt, welches sich von dem südlichen Randgebirge der hohen Gobi und den östlichen Abfällen des Tübetischen Tafellandes bis an den Ozean erstreckt, sind auf einem Raume von sechzig tausend deütschen Geviertmeilen, der sechstehalbfachen Area von Deütschland, die Wohnsitze des merkwürdigen Volks, welches wir das Chinesische zu nennen pflegen, obwol dieser Name ihm selbst nicht gelaüfig ist. Die Chinesen haben in der That keinen eigenthümlichen National-Namen, sondern nennen sich entweder nach der herrschenden Dynastie, oder geben sich bedeütsame Ehrennamen, die größtentheils auf ihren Stolz gebaut sind und auf die Vortrefflichkeit ihres Landes Bezug haben. So nennen sie sich gewöhnlich Tschung kue schin, Leüte des Mittelreichs, und Tschung chua schin, Leüte der Blume der Mitte. Nach der jetzt auf dem Throne sitzenden Kaiserfamilie nennen sich die Chinesen Zing schin oder Leüte des Hauses Zing.

Der eüropäische Name China stammt von der Dynastie Thsin, Zin, d. h. große Reinigkeit, die drittehalb Jahrhunderte vor Christi Geburt geherrscht hat. Er ist uns durch die Malayen zugekommen, welche die Chinesen wahrscheinlich kennen lernten, als der Kaiser Schi huang ti der Dynastie Zin den südlichen Theil des jetzigen China, sammt Tonkin und dem nördlichen Cochinchina eroberte. Die Bewohner der malayischen Inseln standen mit den zuletzt genann-

ten Ländern in Verbindung und fanden dort die ersten Chinesen, die sich Zin nannten. Da aber in den malayischen Idiomen kein aspirirtes tſ oder ʒ ausgesprochen wird, so artikulirten sie diesen Namen Tschina, verwechselten also jenen Konsonanten mit dem ihm am nächsten kommenden ihrer Zunge, dem tsch, und hingen dem Worte ein a an.

Es ist ferner unzweifelhaft wahr, daß die erste Bekanntschaft der Chinesen mit Indien zur Zeit der Dynastie Zin Statt gefunden hat. Die Hindus änderten diesen Namen in Tschina ab, aus demselben Grunde, wie die Malayen. In allen indischen Werken, also auch in den Glaubensschriften der Anhänger Buddhas, wird China Tschina genannt. Diese Schreibart ist selbst von den Chinesen angenommen in ihren Übersetzungen indischer Religionsbücher, und sie haben besonders zwei Buchstaben ihrer Zeichenschrift für die fremde Umschreibung des Namens ihres Landes bestimmt.

Es ist daher ein Irrthum, wenn man gesagt und geglaubt hat, daß ihnen der Name China selbst völlig unbekannt sei; er findet sich auf den chinesischen Ausgaben aller buddhaistischen Schriften.

Die Araber haben das Wort Tschina ebenfalls aus Indien erhalten; da aber in ihrer Schrift kein Zeichen für tsch vorhanden ist, so setzten sie dafür das verwandte dsch und Dschin. Als sie aber später mit China in unmittelbare Handelsverbindung traten und in Hinterindien dieses Wort Tschin aussprechen hörten, schrieben sie es mit einem ßad und dem gemäß Schin. Dieser Schreibart gemäß, die indessen eine verdorbene ist, haben einige deütsche Gelehrte geglaubt, es sei richtiger Sina und Sinesen statt China und Chinesen zu schreiben. Sie vergaßen aber dabei, daß in ihrer Muttersprache der Buchstab ſ das ʒ der vom Lateinischen abgeleiteten Mundarten darstellt und viel zu weich ist, um das arabische ßad, viel weniger das aspirirte tſ oder ʒ der Chinesen darzustellen.

Portugiesen waren nämlich die ersten Eüropäer, die auf dem Seewege nach China gelangten, und Malayen ihre Piloten und Hülfsmatrosen; die Portugiesen bedienten sich also natürlicher Weise desselben Namens, mit dem ihre Führer China benannten, und da im Portugiesischen Ch wie Tsch ausgesprochen wird, so schrieben sie ihn natürlich China, das sie Tschina aussprachen. Obwol nun die Schreibart China blos für den Portugiesen, den Spanier und Engländer die richtige ist, so ist sie doch besser als Schlötzer's Sina, und scheint zur Beibehaltung geeignet, weil sie wenigstens eine richtige vorstellt, wenn man es nicht vorzieht, Tschina zu schreiben.

Der Sanskritname Maha Tschina, der in den meisten jetzigen Dialekten Vorderindiens in Matschin abgekürzt und so auch in's Persische aufgenommen ist, bedeütet Groß-China und stammt wahrscheinlich aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als die Kaiser der Dynastie Song genöthigt waren, sich in die südlichen Provinzen des Reichs zurückzuziehen, und die nördlichen den Dschurdsheh oder Kin zu überlassen, welche die Vorältern der jetzigen Mandshu waren. Das nördliche China behielt damals und noch späterhin den alten Namen Tschina oder Tschin, statt daß es vorher auch Cha-

tai genannt worden, nach dem Volke der Chitan, mongolisch-tungusischer Abkunft, das diesen Theil des Reichs vor den Dschurdsheh beherrscht hatte.

Die ältesten historischen Überlieferungen der Chinesen zeigen deütlich, daß ihr Reich seinen Ursprung im nördlichen China, im Stromthale des Hoang ho, oder gelben Flusses, genommen hat und daß seine jetzigen Bewohner, oder das chinesische Volk, aus westlicheren Gegenden dorthin gekommen sind.

Der Schauplatz der chinesischen Mythologie ist auf dem hohen Schneegebirge Kuen lun, jetzt Kulkun genannt, welches westlich vom nördlichen China beim See Chuchu-noor anfängt und durch den Zungling mit dem Thian schan oder Himmelgebirge verbunden wird. Sie waren dort am Hoang ho von halb wilden oder doch von weit weniger zivilisirten Völkern umgeben, als sie selbst waren. Aus diesem Grunde sollen jene alten Chinesen dem Staate, welchen sie gegründet hatten, den Namen Tschung kue, Reich der Mitte, gegeben haben; indeß andere chinesische Geschichtschreiber der Meinung sind, diese Benennung stamme aus der Zeit Tschong wang's, des zweiten Kaisers der Dynastie Tscheu, welcher zu Ende des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnug regierte. Damals war China in viele kleine Fürstenthümer vertheilt, deren Beherrscher alle den Königstitel führten. Tschun kung, Oheim des Kaisers, gab der Umgegend von Lo yung, wo der Monarch seinen Sitz hatte, den Namen Tschung kue, weil sich dieselbe in der Mitte der übrigen kleinen Reiche befand, und seit der Zeit, fügen dieselben Schriftsteller hinzu, ward diese Benennung stets demjenigen Theile des Reichs beigelegt, welchen der Kaiser unmittelbar besaß, oder dem ganzen Reiche, wenn er dessen wirkliches Oberhaupt war. Die Benennung: Reich der Mitte, oder auch in poetischer Sprache Tschung chua, Blume der Mitte, hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten und die Nachbarvölker haben sie in ihre Sprachen aufgenommen. So sagen die Mandshu Dulimba i Gurun, die Mongolen Dumda iin Ulus, die Tonkinesen Dschua kwok, die Japaner Zin Koku und die Birmaner Alai prädä. Alle diese Namen bedeüten Mittelreich. Tschung bedeütet im Chinesischen nicht nur Mitte, sondern auch den wahren moralischen Mittelweg, der in nichts vom rechten abweicht. So erklärt, würde Tschung kue das Land bezeichnen, welches vollkommen gut regiert ist.

Ein anderer Name, den die Chinesen oft ihrem Lande geben, ist Se hai, die Vier Meere. Man könnte ihn für poetisch halten, denn nur zwei Meere brechen ihre Wogen an den Küsten von China; doch ist es auch möglich, daß in frühesten Zeiten schwankende Nachrichten vom Kaspi- und Baikal-See, oder selbst vom Eismeer dazu Veranlassung gegeben haben.

Die Chinesen nennen ihr Land gewöhnlich auch Thian hiu. Diesen Namen aber durch Himmlisches Reich zu übersetzen ist nicht richtig, denn er bedeütet nichts Anderes, als was unter dem Himmel ist, also die Welt, wie die Römer ihrem Reiche den Namen Orbis gaben. Diese Benennung übersetzen die Mandshu durch Abkai Fedjergi, die Mongolen durch Tägri iin dorihn. Die Mohammedaner nennen China Tung thu, das östliche Land, und bedienen sich der Benennung Reich der Mitte, um Arabien zu bezeichnen, das Vaterland ihres Religionsstifters.

Die amtliche Benennung für China aber ist der Name der herrschenden Dynastie, und da diese seit dem Anfang der gewissen Geschichte, das ist seit dem Jahre 2205 vor Christi Geburt, zwei und zwanzig Mal gewechselt hat, so ist der Name des Chinesischen Reichs in den verschiedenen Zeitaltern auch verschieden gewesen. Dieser Gebrauch besteht in China, seitdem die alte Wahlregierung in eine erbliche Monarchie verwandelt wurde. Man bezeichnet aber mit diesen Namen der Dynastien nicht blos das Land, sondern auch zugleich die Periode der Geschichte, die chronologische Aufeinanderfolge der Begebenheiten, die socialen und politischen Schicksale das chinesischen Volks unter der Regierung dieser Dynastien.

Die Dynastie, welche gegenwärtig das chinesische Reich beherrscht, sitzt seit dem Jahre 1645 auf dem Thron. Sie ist nicht Chinesichen, sondern Mandshuischen Ursprungs und hat den Titel Zing angenommen. Zum Namen des regierenden Hauses kommt das Wort Ta, groß, vor den Namen, und das Wort Kue, Reich oder Herrschaft, hinter denselben. So ist also der heütige Name des Reichs Ta zing kue, d. i. Reich des großen Hauses Zing.

Die Russen sind das einzige eüropäische Volk, welches den Namen China, Tschina, nicht angenommen, sondern den älteren Namen des nördlichen China, Chatai nämlich, beibehalten, diesen aber, nach dem Volke der Khitan, richtiger in Kitaï verändert hat. Darum heißen bei ihnen auch die Chinesen Kitajez. Auch die Mongolen haben diesen Namen beibehalten; sie nennen die Chinesen Kitat, aber auch Nanggiat. Die Mandshu geben ihnen den Namen Nikan. Bei den Tübetern heißt China Jul-bu, und seine Bewohner Dsha nag (Gja nak), d. h. die schwarzen Dsha, im Gegensatz der Dsha gar oder weißen Dsha, welches die Hindus sind. Die Anamer geben den Chinesen die verächtliche Benennung Ngo und ihrem Reiche die von Nooök ngo. Im Japanischen endlich heißt China: Kara und Morunkoßi. Dies letztere Wort ist die Übersetzung des chinesischen Ausdrucks Schin tan, was Morgenröthe im Aufgange bezeichnet.

Die Erweiterung des Chinesischen Staats ist nur langsam von Statten gegangen und die Barbaren des südlichen China, die vielleicht Stammverwandte der Malayen waren, sind erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt unterworfen werden. Sie sind jetzt mit den Chinesen völlig zu einem und demselben Volke zusammengeschmolzen, haben deren Sprache angenommen und die ihrige vergessen. Außer diesen Vermischungen hat die chinesische Nation noch manche andere durch turkische, tungusische und mongolische Völkerschaften erlitten, die sich theils als Kolonisten niedergelassen haben, theils als Eroberer aufgetreten sind, welche China entweder ganz, oder in einzelnen seiner Provinzen Jahrhunderte lang beherrscht haben. Trotz dieser gewaltigen Eindrücke von Außen, sind jedoch die Chinesen dem Charakter und der Denkungsart nach sich ziemlich gleich geblieben, weil ihre Sitte und Gesetz das Erstaunen der fremden Unterjocher erregend, sich diese selbst bald unterwarf, und in kurzer Zeit zu Chinesen umbildete.

China hat aber auch seiner Seits Kolonien ausgesendet, nach der ganzen

Halbinsel jenseits des Ganges, besonders nach den südlichen Thai- oder Schanländern, die wir Siam zu nennen gewohnt sind; sodann nach allen Inseln des Asiatischen Archipelagus, nach Borneo, Sumatra, Java, Bangka, Singapore, Riouw u. s. w., wo die Chinesen die betriebsamsten, gewerbfleißigsten Bewohner bilden, und, weil kein chinesisches Weib das Vaterland verlassen darf*), in ihren neüen Wohnsitzen einheimische Weiber nehmen und dadurch die Erzeüger eines neüen Mangvolks werden. Chinesische Kolonien sind nach Osten gedrungen, nach Korea, Formosa, den Lieu-khieu Inseln und nach Japan; gegen Westen haben sie sich auf dem ganzen Hochlande Innerasiens ausgebreitet, bis Taras auf der Straße nach Turan und selbst bis nach Armenien. Mehrere dieser Kolonien sind, ohne Rücksicht auf den Willen der Regierung, durch Noth oder Handels-Interesse weit weg von ihrem Mutterlande geführt worden. Andere haben nach entlegenen Gegenden die Künste, die Sprache und die gesellschaftlichen Einrichtungen Chinas gebracht, welches im östlichen Asien immer das gewesen ist, was Rom im Abendlande war, ein Mittelpunkt von Macht, Aufklärung und Gesittung, und China hat für Asien fast immer die Bedeütung gehabt, die in unseren Tagen das civilisirte Eüropa zur übrigen Welt behauptet.

Seine Nachbarn haben immer sein Bündniß oder seinen Schutz gesucht, seine Gesetze entlehnt, seine Einrichtungen nachgeahmt, seine Literatur zum Gegenstand ihrer Studien gemacht. China war für sie ein Handels-Emporium, eine Art politischen Centralpunktes, kurz in Allem ein Muster und Vorbild. Selbst die Kriege, in welche die Chinesen durch ihren Antheil an den Händeln anderer Völker verwickelt wurden, haben dazu beigetragen, ihren Ruf in der ganzen Alten Welt zu verbreiten, ihre Macht zu vermehren, ihren Einfluß zu erweitern. Weitläufige Strecken Landes, außerhalb der natürlichen Gränzen des Reiches, sind ihnen bisweilen unterworfen gewesen, und sind es noch. In zwei Haupt-Epochen, im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und im siebenten und achten Jahrhundert, führte ein Chinesischer Staatsbeamte, der im Mittelpunkte Innerasiens seinen Sitz hatte, im Namen des Kaisers die Verwaltung über alle die Gegenden, die vom Zung ling oder Bolor und den Gebirgen von Kaschgar begränzt sind, und überwachte alle jene, welche sich bis zum Kaspischen See erstrecken. Die Fürsten aller dieser Länder erkannten den König von Zin, den Khan von Thian hiu, den Kaiser von China, damals als Oberherrn, oder wenigstens als Beschützer an. Sogar zu den Zeiten, als die Chinesen in ihre natürlichen Gränzen zurückgegangen waren, verbreiteten das Andenken an ihre Macht, ihre oft erneüerten Feldzüge, der Handel, vornehmlich mit Seide, wodurch sie über ihr Gebiet hinausgingen, oder Fremde beständig dahin geführt wurden, von einem Ende Asiens bis zum anderen die hehren

*) Indem man nämlich glaubt, daß ein, im Auslande von einem chinesischen Weibe Geborner des Chinesische Reich dereinst umstürzen werde; und diesen Zeitpunkt sucht man durch jene polizeiliche Maaßregel weit hinaus zu schieben.

Vorstellungen, die man sich von dem Reichthum, der Macht und der Größe des Königreichs Zin gemacht hatte.

Im Lichte der Gegenwart erstreckt sich die Herrschaft der Chinesen über den dritten Theil von Asien, denn sie umspannt einen Flächenraum von fast 276,000 Geviertmeilen, nämlich außer dem eigentlichen China, das Mandshu-Land, die Mongolei, Tübet und dasjenige Gebiet, welches die Chinesen Si ju, das West- oder Land der neüen Gränze nennen, das ehemalige, von ihnen im Jahre 1757 vernichtete Dsungaren-Reich. Das sind die unterworfenen Länder, welche unmittelbar unter chinesischer Herrschaft und Verwaltung stehen. Lehns-Staaten des chinesischen Kaisers, und ihm tributpflichtig, sind aber außerdem noch die Himalaya-Länder Nipal oder Gorkha nebst Bhotan; in Hinterindien: Annam und Siam; auf den Inseln: Borneo nebst Sulu; doppelt zinspflichtige Staaten sind: Ladach, Lieu-khieu und Koorai oder Korea. Die unterworfenen Länder sind 183,160 Geviertmeilen groß; die tributpflichtigen Lehnsstaaten zählen 27,100, und die doppeltzinspflichtigen Lehnsstaaten 5200 Geviertmeilen und die gesammte Volksmenge im Kreise der Chinesen-Herrschaft läßt sich zu 408 Millionen annehmen.

Das Chinesische Volk an sich ist die zahlreichste unter allen auf der Erde lebenden Nationen, so zwar, daß sie beinahe den dritten Theil aller Menschen ausmacht! Die Volksmenge von China, ohne die fremden Nationen, beträgt nämlich über 357½ Millionen und diese leben so dicht gedrängt neben einander, daß fast 6000 Individuen auf den Raum einer deütschen Geviertmeile fallen, was mit den dichtbevölkertsten Ländern Europas, z. B. Belgien, Sachsen, die Lombardie, ziemlich nahe correspondirt und um so bemerkenswerther ist, als von dem Areale China's doch mehrere tausend Quadratmeilen als unbewohnt und unbewohnbar in Abzug gebracht werden mußten, wie z. E. die vielen unersteiglichen Gebirgsketten, die, oft in die Region des ewigen Eises sich erhebend, China's Boden von Westen nach Osten, auch von Norden nach Süden durchschneiden. Tausende von Geviertmeilen giebt es, auf deren jeder 20,000 und 30,000 Menschen dicht gedrängt neben einander wohnen, was nur durch die Betriebsamkeit und den Fleiß, der dieses merkwürdige Volk auszeichnet, möglich geworden ist. Daher die außerordentliche Lebendigkeit, das Treiben und Drängen der Menschen auf den Straßen von Stadt und Land; Paris und London sind volkreiche Städte und ihre Bewohner bewegen sich gewiß sehr ansehnlich, theils in Geschäftigkeit, theils zu Tausenden von Nichtsthuern auf den Straßen umher, allein diese beiden größten Wohnplätze in Europa sind still und öde zu nennen, vergleicht man sie mit den großen Städten China's, wie Peking, Nanking, Kanton u. a. m. Vieles trägt dazu aber auch die Enge der Straßen bei. In Kanton z. E. sind die Straßen nur fünf bis sechs Fuß breit; da ist das Gedränge unglaublich und es entsteht haüfig eine solche Stockung, besonders an den Ecken, daß man nicht aus der Stelle kann. Die ungeheüere Dichtigkeit der Bevölkerung von China erklärt aber auch die in jedem volkreichen und betriebsamen Lande sich wiederholende Erscheinung, daß neben

dem größten Reichthume und der üppigsten Verschwendung die bitterste Armuth und das schmutzigste Elend Hand in Hand geht.

China's Bevölkerung spaltet sich in drei Abtheilungen: in Liang, oder die ehrenwerthe Bevölkerung; in Zin, oder den Pöbel, und der begreift in sich Kärner, Fleischer, Henker, Dienstboten, Sklaven, Freüdenmädchen, dramatische Künstler, auch Bastarde und gewisse andere Klassen an besonderen Örtlichkeiten; die dritte Abtheilung heißt Mau und enthält alle diejenigen Leüte, die keinen festen Wohnsitz haben, die Abenteürer, Vagabunde und Landstreicher, welche von einem Ort und von einem Wirthshaus zum andern ziehen. Die Liang macht im politischen Sinne die eigentliche Chinesische Nation aus, die, wie wir weiter unten sehen werden, in vier Stände gespalten ist, von denen der Gelehrten-Stand als erster und vornehmster an der Spitze steht.

China ist in achtzehn Provinzen eingetheilt,*) von denen mehrere nach Umfang, wie ganz besonders nach Volksmenge den mächtigsten der eüropäischen Staaten gleich stehen. Jede Provinz zerfällt in Fu oder Bezirke, diese in Tscheu oder Kreise und letztere in Hien oder Distrikte. Außerdem giebt es eine Menge Kreise und Distrikte, die nicht unter der Verwaltungsbehörde des Fu stehen, söndern unmittelbar von der Statthalterschaft der Provinz abhangen; man nennt sie Tschili oder direkte Lehen. Die Benennungen sind theils von Ortseigenthümlichkeiten oder von einem benachbarten Berge oder Fluß, theils von geschichtlichen Bezüglichkeiten entlehnt. So heißt der Bezirk, in welchem Pe king, die Hauptstadt des Reichs, belegen ist, Schun thian, d. i. Gehorsam gegen den Himmel; ein anderer Fu 'An ching, ruhige Freüde; ein dritter Si 'an, Ruhe des Sonnen-Untergangs u. s. w. Die Städte haben keine eigenen Namen, sondern man bezeichnet sie mit dem des Bezirkes, Kreises oder Distrikts, worin sie der Hauptort sind. Die jetzige Residenz des Kaisers hat selbst keinen andern Namen als King ße, die Hauptstadt. Als der Hof seine Residenz wechselte, gab man den verschiedenen Städten, wo er sich niederließ, Namen, welche ihre Lage bezeichneten, daher die Namen Tong king, Nan king, Pe king, d. h. östlicher, südlicher und nördlicher Hof,

Sechs Provinzen liegen am Meere, neün im Innern des Landes und drei an der westlichen Gränze. Die Seeprovinzen sind: Tschi li oder Pe tschi li, Schan tung, Kiang su, Tsche kiang, Fu kian, Huang tung. Die Binnen-Provinzen heißen: Schan si, Ho nan, Ngan hoei, Hu pe, Kiang si, Hu nan, Kuei tscheu, Kuang si und Schen si. Die westlichen Gränzprovinzen sind: Jün nan, Sse tschuan und Kan su.

Der Chinese ist von mittler Statur. Auf einen schlanken Wuchs giebt er nichts, denn er hüllt sich in eine weite Kleidung, die von den Körperformen wenig erkennen läßt. Eine breite Stirn, eine kurze plattgedrückte Nase, kleine geschlitzte Schweins-Augen, große, breite Ohren, ein Mund von mittlerer Größe

*) Die chinesische Staats-Praxis betrachtet das Mandshu-Land als unmittelbaren Bestandtheil von China. Es ist in drei Provinzen eingetheilt, daher im Ganzen 21 Provinzen. Oben ist jedoch nur von dem alten China, dem Wohnsitz der Chinesen, die Rede.

karakterisiren seine mongolische Gesichtsbildung, die, in seinen Augen, das Höchste der männlichen Schönheit ausmacht. Zur Vervollständigung derselben gehört Körperfülle und schwarzes Haar; blondes, oder gar rothes Haar ist dem Chinesen verhaßt, daher er denn auch Europäer mit blondem Haar nicht anders, als rothhaarige Barbaren nennt. Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich hinsichts der Statur wenig vom männlichen. Das chinesische Weib hat eine kurze Nase, kleine Augen, schwarzes Haar, Ohren von mittler Länge, und, bei einer ovalen Form, ganz regelmäßige Gesichtszüge, die durch lebhafte Farben gehoben werden. Auch die Männer haben bis in das dreißigste Jahr eine sehr feine Haut und schöne Farbe, die in den nördlichen und mittleren Provinzen des Chinesischen Reichs der Gesichsfarbe der Europäer nicht im Mindesten nachsteht und nur in den südlichen Provinzen, unterm Einfluß tropischer Sonnenstrahlen ins Braünliche oder in eine Olivenfarbe übergeht, und auch hier nur unter der Klasse der Landbauer und Handarbeiter, welche in diesen Provinzen bis auf die Brust nackt zu gehen pflegen. Wir dürfen nur einen Blick werfen auf unsere Abbildungen eines „Mandarinen" und eines „jungen Mädchens", um die Überzeügung zu gewinnen, daß der chinesische Mensch nicht absolut zu den häßlichen gehört, sondern im Gegentheil wohl Anspruch machen kann, auch nach unsern europäischen Begriffen, einem nicht unschönen Menschenschlage zugezählt zu werden.

Der Chinese hat eine sanfte und milde, eine biegsame und leütselige Gemüthsart. In seinem Benehmen und in seinen Geberden zeigt sich, selbst unter dem gemeinen Mann, niemals das Rohe, Wilde und Unbändige, welches bei den gesitteten Nationen Europas nicht selten zum Vorschein kommt. Ein heftiges und auffahrendes Wesen ist ihm verhaßt, nicht weil es ihm an Lebhaftigkeit und Feüer mangelt, sondern weil er von frühester Kindheit an Selbstbeherrschung gewöhnt wird. Ein europäischer Reisender traf ein Mal auf einer Straße mit mehreren Wagen zusammen, die sich entgenkamen und bei der Schmalheit des Weges nicht gut einander ausweichen konnten. Wie wunderte er sich, als er sah, daß die Fuhrleüte, anstatt gegenseitig in Schimpfreden auszubrechen oder gar mit den Peitschen auf einander loszugehen, wie das in den gesitteten Ländern Europas zur Regel zu gehören pflegt, — sich so freündlich grüßten, als wären sie die ältesten Freünde, und sogleich hülfreiche Hand anlegten, um Platz zu machen. Bescheidenheit ziert einen jeden Chinesen, vom höchsten bis zum niedrigsten, vom gelehrtesten bis zum unwissendsten.

Das Gefühl der Rache schlummert wie in eines jeden Menschen, so auch in der Brust des Chinesen, allein er unterdrückt es und zeigt aüßerlich keine Empfindlichkeit, wol aber weiß er die schickliche Gelegenheit sehr gut zu benutzen, wo er seinem Beleidiger durch List beikommen kann. List, und selbst Hinterlist scheint ein Zug im National-Karakter der Chinesen zu sein; aber die Erziehung wirkt unabläßig darauf hin, diesen Zug nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, wiewol er sich in dem Verkehr mit Fremden zeigt, die, wie nicht zu verkennen ist, einen nachtheiligen Einfluß auf den Karakter der Chinesen ausgeübt haben. Dies beschränkt sich jedoch nur auf Canton, wo man sich kein Gewissen daraus

CHINESISCHER MANDARIN VOM CIVILSTANDE

das Höchste
gehört
ist dem Chi-
nicht anders,
Geschlecht unterscheidet sich
Das chinesische Weib hat eine
mittler Länge, und, bei
durch lebhafte Farben
dreißigste Jahr eine sehr
mittleren Provinzen
nicht im Mindesten nach-
tropischer Sonnen-
übergeht, und auch hier nur
welche in diesen Provinzen
werfen nur einen Blick werfen
eines „jungen Mädchens“,
chinesische Mensch nicht absolut zu
Anspruch machen kann, auch
einem nicht unschönen Menschenschlage zu-
gezählt zu werden.

Der Chinese hat eine sanfte und milde, eine biegsame und leutselige Gemüthsart. In seinem Benehmen und in seinen Gebärden zeigt sich, selbst unter dem gemeinen Mann, niemals das rohe, wilde und ungebändigte, welches bei den gebildeten Nationen Europas nicht selten zum Vorschein kommt. Ein heftiges und ausfahrendes Wesen ist ihm verhaßt, nicht weil es ihm an Lebhaftigkeit und Feuer mangelt, sondern weil es von frühester Kindheit an Selbstbeherrschung gelehrt wird. Ein europäischer Reisender traf ein Mal auf einer Straße zwei schwere Wagen zusammen, die sich entgenkamen und bei der Enge der Straße nicht gut einander ausweichen konnten. Wie wunderte es ihn, daß die Fuhrleute, anstatt gegenseitig in Schimpfreden auszubrechen, nicht gar mit den Peitschen auf einander loszugehen, wie das in den südlichen Provinzen Europas zur Regel zu gehören pflegt, — sich so wären sie die ältesten Freunde, und sogleich hülfreiche Hand anlegten, um Platz zu machen. Bescheidenheit gilt einem jeden Chinesen, vom niedrigsten, vom gelehrtesten bis zum unwissendsten.

Ein Gefühl der Rache schlummert wie in einem jeden Menschen, so auch in der Brust des Chinesen, allein er unterdrückt es und zeigt äußerlich keine Empfindlichkeit, wol aber weiß er die schickliche Gelegenheit sehr gut zu benutzen, wo er seinem Beleidiger durch List beikommen kann. List, und selbst Hinterlist scheint ein Zug im National-Karakter der Chinesen zu sein; aber die Erziehung wirkt unablässig darauf hin, diesen Zug nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, obwol er sich in dem Verkehr mit Fremden zeigt, die, wie nicht zu verkennen ist, einen nachtheiligen Einfluß auf den Karakter der Chinesen ausgeübt haben. Dies erstreckt sich jedoch nur auf Canton, wo man sich kein Gewissen daraus

CHINESISCHER MANDARIN VOM CIVILSTANDE.

JUNGES CHINESISCHES MÄDCHEN

JUNGES CHINESISCHES MÄDCHEN.

macht, die Europäer im Handel und Wandel zu betrügen, mag's im Kleinen oder Großen sein. Gelingt ein solcher Betrug, so geht der Chinese sogar so weit, sich seines Streichs zu rühmen; wird er dagegen ertappt, so beklagt er es, nicht hurtig und geschickt genug gewesen zu sein. Diese Spitzbüberei wird besonders unter den gemeinen Leüten angetroffen, die zu tausend losen Künsten ihre Zuflucht nehmen und Alles verfälschen, was sie zum Kauf anbieten. Im Innern des Landes, wohin der Einfluß der Europäer nicht gedrungen, ist die Ehrlichkeit des Volks eben so groß, als sein sittsames Betragen, seine Bescheidenheit und Höflichkeit.

Eigennutz und Verschlagenheit sind andere Züge im Charakter des chinesischen Volks. Wo ein Vortheil zu erwarten steht, da wendet der Chinese alle seine Geschicklichkeit an, um sich bei Denen beliebt zu machen, welche seine Absichten fördern können, und sucht durch haüfige Geschenke und Dienstleistungen, für die er keine Vergeltung zu erwarten vorgiebt, ihr Wohlwollen und ihre Freündschaft zu gewinnen. Mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit versteht es der Chinese, sich in jede Lage des Lebens zu fügen, er vermag es, Jahre lang zu warten, und die geringste Gelegenheit zu seinem Vortheil anzuwenden, um seine Absichten zu erreichen. Unter dem Stande der Gelehrten herrscht eine ewige Bewegung, ein ewiges Drängen nach Staatsämtern. Da diese nun, den Gesetzen zufolge, nur nach Verdienst verliehen werden sollen, so sucht man seinen Zweck auf tausenderlei Weise, durch Gönnerschaft, Bestechung oder List zu erreichen. Dieses unaufhörliche Treiben, diese außerordentliche Übung macht die Chinesen zu den geschicktesten und erfahrensten Staatsmännern, von denen ein Jeder beständig bemüht ist, des Andern Neigungen, Geschmack, Stimmungen und Absichten zu erforschen. Streitsucht herrscht unter den Bewohnern einiger Gegenden des chinesischen Reichs in so hohem Grade, daß sie ihre Ländereien, Haüser und Güter verpfänden, bloß um das Vergnügen zu haben, Rechtshändel zu führen und ihrem Gegner Strafe zuzuwenden; allein dieser weiß es oft dahin zu bringen, daß die Streiche auf den Kläger fallen. Daraus entstehen unauslöschliche Feindschaften, die zuweilen so ausarten, daß man seinem Feinde das Haus über dem Kopfe anzündet. Doch geschieht dies nicht oft, weil das Verbrechen der Brandstiftung mit dem Tode bestraft wird. Überhaupt sind dies Ausnahmen; der Mehrheit nach ist das chinesische Volk von friedfertiger Gemüthsart, es verabscheüt Schandthaten der angeführten Art, und sucht sich, im Fall eintretender Rechtsstreitigkeiten, mit dem Widersacher aufrichtig zu versöhnen.

Unter allen Nationen, mögen sie auf der Stufenleiter der sittlichen Bildung noch so hoch stehen, giebt es lasterhafte Naturen; so auch unter dem chinesischen Volke. Dennoch bewahret selbst der lasterhafteste Chinese sein Lebelang eine gewisse Liebe zur Tugend und Anhänglichkeit zu Denen, die sie aüben. Dies ist eine Folge der Erziehung, die, wie sich weiter unten ergeben wird, im chinesischen Reiche einen seltenen Grad der Ausbildung erlangt hat. Diejenigen, welche selbst kein geregeltes Leben führen, bewundern doch Personen, die dieses thun, insonderheit junge Wittwen. Sie erhalten das

Andenken Derer, welche ein sittsames Leben geführt, oder ihr Leben der eigenen Ehre wegen oder für Freünde geopfert, die dem Vaterlande gedient oder sich durch Tapferkeit oder eine audere denkwürdige That hervorgethan haben, durch Triumphbogen und öffentliche Denkmäler, und jeder sittlich Verkommene ist ängstlich besorgt, seine Laster vor der Welt zu verbergen.

Kein Volk der Erde ist so arbeitsam, keins so mäßig, als das chinesische. Von Kindheit an wird der gemeine Mann zur Arbeit, oft der schwersten, angehalten und er muß sich ihr unterziehen, wenn er seinen Unterhalt erwerben will. Ein Chinese bringt wol ganze Tage damit zu, daß er die Erde umgräbt und dabei oft bis an die Knie im Wasser steht, und kommt er Abends ermüdet nach Hause, so schätzt er sich glücklich, Hunger und Durst mit einer Schüssel gekochten Reis oder Kohl und einer Schaale Thee stillen zu können. In ganz China ist fast kein Fußbreit Erde, der nicht angebaut wäre; die Betriebsamkeit des Volks hat die unzugänglichsten Bergwände und die niedrigsten Sumpfstriche seinem Fleiße unterthan gemacht und die scheinbar unfruchtbarsten Strecken in fruchtbare Auen verwandelt. Dennoch herrscht bei der außerordentlichen Dichtigkeit der Bevölkerung, trotz Fleiß und Mäßigkeit, in vielen Gegenden des Reichs große Noth. Mancher ist so dürftig, daß er seine Kinder, aus Mangel der nothwendigsten Lebensmittel, auf öffentlicher Straße aussetzt, besonders dann, wenn die Mutter erkrankt, oder ihr der Nahrungsstoff für den Saügling fehlt. Dies Aussetzen der Kinder gehört in den großen Städten, wie Peking und Kanton, gar nicht zu den Seltenheiten; auf dem platten Lande dagegen und in anderen Städten ist es um so ungewöhnlicher. Andere Ältern bereden die Wehmütter, daß sie die neügebornen Kinder weiblichen Geschlechts im ersten Bade ertrinken lassen. Eben dieses Elend ist auch die Ursache von einer großen Menge Sklaven oder Leibeigner, oder vielmehr solcher Personen, welche, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, sich unter der Bedingung der Wiederauslösung verpfänden. Auf eine solche Weise sind eine große Menge Knechte und Mägde an ein Haus gebunden, wiewol auch viele, wie es bei uns geschieht, gemiethet werden. Manchmal kommt auch ein förmlicher Kauf zu Stande: der Vater verkauft seinen Sohn und wol noch dazu sich selbst und sein Weib, um einen sehr billigen Preis. Wenn er es aber möglich machen kann, verpfändet er nur sein Hausgesinde.

Der Chinese trägt, dem im Ganzen warmen Klima seines Landes angemessen, eine, in Vergleich mit der eüropäischen, sehr weite Kleidung. Das Haupt-Kleidungsstück ist, nach Timkowsky's Beschreibung, ein langer Rock mit Unterfutter, der dem russischen ähnlich ist und nur bei den Beamten vorn und hinten einen Schlitz hat. Darüber wird ein zweiter Rock mit weiten Ärmeln gezogen. Die Armen machen sich die Kleidung aus Baumwollenzeüg oder Nankin und die Reichen aus Seidenzeüg mit großen Mustern, namentlich aus Atlas, Gros de Tour, Crepe, wie auch aus Tuch und Kasimir. Die herrschende, oder vielmehr vorschriftsmäßige, Farbe in der männlichen Kleidung ist blau, dann violett und schwarz; hohe Staatsbeamten kleiden sich an feierlichen Tagen auch wol in Atlas mit einem rothen Grund, aber Niemand, außer dem

Kaiser und den Prinzen von Geblüt, darf gelb gekleidet gehen; dem schönen Geschlecht ist die graue und rothe, besonders rosenrothe Farbe vorbehalten. Im Winter füttert man die Kleidung mit Watte; Wohlhabende aber gebrauchen dazu Grauwerk, Lämmerfelle, Eisfuchs, Zobel. Das Oberkleid, oder die Kurma, tragen Stutzer im Winter von sehr schönem Zobel, oder, was in noch höherem Ansehen steht, von schwarzem Katzenfell mit weißen Tüpfelchen, mit der Haarseite nach Außen, um die Kostbarkeit zur Schau zu tragen.

Dieses Oberkleid ist auch häufig kurz, unserm Spencer ähnlich, und es wird in dieser Form, seiner Leichtig- und Bequemlichkeit wegen, beim Reiten getragen. Der Gürtel ist von Seide, aber noch häufiger von schwarzem Zwirn- oder Wollenband, mit einer hübschen Schnalle vorn befestigt. In diesem Gürtel steckt links das Seitengewehr und ein Messer in einer schön lakirten- oder Schildpatt-Scheide, nebst einer, wie zwei Stöckchen gestalteten Gabel von Elfenbein. An der rechten Seite hangt ein mit Seide gestickter Beütel, mit einer Tabacksdose und im Sommer noch ein Fächer, denn auch die Männer bedienen sich in China der Fächer. Auf gleiche Weise binden sie, des Ebenmaaßes wegen, das von den Chinesen in Allem streng beobachtet wird, an die linke Seite einen ähnlichen Beütel, der mit scharfen, gewürzhaften Nüssen angefüllt ist, die nach dem Essen zur Beförderung der Verdauung gekaut werden. Unter dem Rocke tragen sie noch einen leinenen oder leichten seidenen Schlafrock, oder auch im Sommer ein seidenes Netz, das die Stelle des Hemdes vertritt, welches nicht jeder gebraucht. Dies letztere Unterkleid wird gar nicht oft gewaschen. Eine solche Unreinlichkeit findet man sogar bei Vornehmen und sie ist um so widerlicher, als die Chinesen, der Gewohnheit aller übrigen morgenländischen Völker entgegen, das Bad entweder gar nicht kennen, oder doch nur aüßerst selten gebrauchen; ja, das Baden im Sommer halten sie sogar für schädlich.

Schnupftücher, so wie auch Servietten bei Tische, werden in China nicht gebraucht; ein Stück Papier vertritt deren Stelle. Die Beinkleider bestehen aus Nankin oder Seide. Alle Chinesen tragen größtentheils Stiefeln von denselben Zeügen und die Reichen von schwarzem Atlas. Sie liegen knapp an, haben aber weder Stolpen noch Absätze. Beim Reiten gebraucht man Stiefel von Rinds- oder Pferdeleder, das außerordentlich biegsam ist. Auch Schuhe sind im Gebrauch; bei diesen sowol als bei den Stiefeln wird die Sohle aus einer weißen, ungefähr einen halben Zoll starken Pappe gemacht und nur die Oberfläche derselben mit dünnem Leder bedeckt. Eine solche Fußbekleidung hat wenig Dauer, und es ist sehr beschwerlich, darin zu gehen, weil die Sohle sich nicht biegt. Die Strümpfe, welche in den Stiefeln getragen werden, sind von Stoff und mit weißem Kattun benäht oder gefüttert. Der obere Theil geht über die Stiefel hervor und hat einen breiten Rand von Plüsch oder Sammt. Im Winter sind diese Strümpfe vortrefflich, um den Fuß warm zu erhalten, im Sommer dagegen unerträglich. Deshalb hat man noch eine andere Art Strümpfe, die kühler ist. Leüte aus dem Volk aber tragen oftmals, um die Kosten zu sparen, Strümpfe von schwarzem Tuch, oder auch, im Sommer, gar keine, und in diesem Falle nicht selten ganz kurze Beinkleider, oder die langen

bis übers Knie aufgeschürzt. Leüte von Stande tragen im Hause seidene Strümpfe.

Bei diesen besteht die Kopfbedeckung aus einer länglich runden Mütze von kirschfarbenem Atlas mit schwarzer Verbrämung und einem rothen Quast; die Verbrämung ist verschieden, so wie auch die Kleidung. Im Herbst ist sie von Sammt, im Sommer von schwarzem Lämmerfell oder Zobel. Die Sommerhüte haben die Gestalt eines Kegels oder Trichters und werden aus Bambusrohr so geschickt und so fein geflochten, daß sie, — versteht sich, in einer geschmackvollern Form, — als Hauptbedeckung für unsere Schönen dienen könnten. Beamte tragen auf ihren Mützen steinerne Kügelchen, deren Farbe die Stufen ihres Ranges bestimmt.

Gemeine Leüte tragen gewöhnlich eine kurze Ärmelweste von Nankin, eine runde Mütze von Filz und im Sommer einen Strohhut.

Die Mannspersonen scheeren das Haar auf dem Vordertheil des Kopfes und an den Schläfen ab, und flechten die anderen Haare in einen Zopf, der auf dem Rücken liegt. Ein Zopf bis viertehalb Fuß Länge macht eine große Zierde für einen chinesischen Stutzer aus. In dieser Beziehung wird der Mangel der Natur durch die Geschicklichkeit des Haarkünstlers ersetzt, der, in Verbindung mit dem Gewerbe eines Baders, im Haushalt der Chinesen eine große Rolle spielt.

Der Luxus in der Kleidung, besonders bei den Vornehmen, des Pelzwerks wegen, kommt den Chinesen sehr hoch zu stehen, um so mehr, als jeder Stand, insbesondere aber die in kaiserlichen Diensten stehenden Beamten, für jede Jahreszeit eine besondere Kleidung haben muß. Die Zeit, wann der Wechsel eintreten soll, wird öffentlich bekannt gemacht. Überdies zieht ein Beamter drei Kleider auf ein Mal an, ohne noch der Hof- und Ceremonienkleider zu gedenken, die bei feierlichen Gelegenheiten angelegt werden. Ein solcher Luxus führt die Beamten zu einer großen Verschwendung, und es ist daher nichts Seltenes, daß Personen höchsten Ranges bei Annäherung der betreffenden Jahreszeit gezwungen sind, ihre Kleider zu verpfänden, um mit dem dafür empfangenen Gelde die vorher verpfändeten einzulösen, die sie der eingetretenen Jahreszeit gemäß dann tragen müssen.

Beim weiblichen Geschlecht werden die natürlichen Reize, die man an dem Frauenzimmer in China wahrnimmt, durch nichts mehr gehoben, als durch das ungemein sittsame Wesen, welches aus seinen Blicken und seiner Kleidung hervorleüchtet. Da ist, trotz des warmen Klima, nicht die Rede von Entblößung des Nackens, Busens und der Arme; im Gegentheil gehen sie von Kopf bis auf die Füße verhüllt, und es ist sogar gegen den Anstand, die nackte Hand zu zeigen. Dies geht so weit, daß ein chinesisches Mädchen selbst dem Bruder oder einem andern nahen Verwandten männlichen Geschlechts nichts unmittelbar überreicht; es legt die betreffende Sache auf einen Tisch, um sie hernach wegnehmen zu lassen. Nur im Frauengemach werden die Hände entblößt. Sonst überall stecken sie beständig in den weiten Ärmeln des Oberkleides, die beinahe schleppen würden, wenn sie nicht immer zusammengehalten würden.

Es ist oben schon der Farben gedacht worden, welche das weibliche Geschlecht zu seiner Kleidung zu wählen pflegt. Dies gilt von jungen Mädchen; ältere Frauenzimmer tragen dagegen Violett oder Schwarz. Langsam und zümpferlich ist der Gang der chinesischen Schönen, sie schlagen die Augen zur Erde, und hängen den Kopf etwas auf eine Seite. Aber ihr Gang hat etwas Unsicheres, was von der widernatürlichen Kleinheit der Füße herrührt, die für eine große Schönheit gehalten wird. Von der Geburt an werden den Mädchen die Füße fest eingeschnürt, um das Wachsen derselben zu beschränken, und diese Gewohnheit wird von ihnen selbst, als erwachsenen Personen fortgesetzt. Woher diese wunderliche Sitte entstanden sei, wissen die Chinesen selbst nicht mit Bestimmtheit anzugeben: Einige behaupten, es liege ihr die sociale Rücksicht, die Weiber an ihr Haus zu bannen, zum Grunde; Andere dagegen sind der Meinung, die älteren Gesetzgeber hätten dabei eine politische Absicht im Auge gehabt, und die Weiber in beständiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. Möglich, daß man diese Sitte einer eingebildeten Schönheit zuschreiben darf, da ein kleiner Fuß fast überall für schön gehalten wird. Timkowsky meint dagegen, daß nur die heftigste Eifersucht die Chinesen zu solch' einer Grausamkeit gegen das andere Geschlecht verleiten konnte. Gleich den Türken und Persern, bemerkt er, halten sie ihre Weiber unter festem Verschluß, und unter der Aufsicht verschnittener Wächter, doch keiner von jenen Tyrannen der Weiber unterwirft das schöne Geschlecht einer solchen Verunstaltung. Wie die Chinesen in vielen Dingen einzig sind, so zeichnen sie sich in diesem Falle, wie in anderen Sitten und Gebräuchen, aus. Nach Einiger Meinung kann diese Mode nicht gar zu alt sein; denn Marco Polo, der im dreizehnten Jahrhundert China bereis'te und oft genug von der Schönheit der Chinesinnen und ihrem Putze spricht, gedenkt dieser Sitte mit keinem Worte.

Der weibliche Kopfputz besteht gemeinlich in vielen Locken, welche mit kleinen Sträuschen von goldenen und silbernen Blumen verziert sind. Einige schmücken ihr Haupt mit dem Bilde des Fong whang, eines erdichteten Vogels, das, je nach dem Stande der Person, bald von Gold, bald von vergoldetem Silber angefertigt ist, und mit vielem Geschmack so angebracht wird, daß die Zierrath bei der geringsten Bewegung des Kopfes sich ebenfalls bewegen kann. Sehr vornehme Frauen tragen zuweilen einen Kopfputz von mehreren solcher Vögel, die in einander geschlungen sind und eine Art Krone bilden. Junge Frauenzimmer tragen ebenfalls auch eine Art Krone auf dem Kopf, aber diese besteht nur aus Pappe, die mit schönem Leder überzogen ist. Der Vordertheil läuft in eine Spitze über der Stirne aus und ist mit Perlen, Diamanten und anderen Edelsteinen besetzt. Der Wirbel ist mit natürlichen und künstlichen Blumen geschmückt, die mit langen Nadeln, auf deren Spitzen Juwelen stecken, im Haare befestigt sind. Weiber in vorgerückten Jahren, besonders wenn sie den untern Klassen angehören, begnügen sich mit einem Stück sehr feiner Seide, das sie einige Mal um den Kopf wickeln und Pau teu, d. i: Kopfumwickler nennen.

Kein Volk der Erde übertrifft das chinesische in der Sorgfalt, die es auf

seine Kleidung verwendet. Jedermann, und wenn er noch so arm, geht anständig gekleidet; und man muß erstaunen, wenn mann sie alle, selbst die Ärmsten, am Neüjahrtage in ihren neüen Kleidern und aufs Beste geputzt sieht. Die heütige Tracht der Chinesen ist seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von den Mandshuren, als diese zur Herrschaft im Reiche gelangten, eingeführt worden. Bis dahin war die Mode in der Kleidung von Anfang an eine und dieselbe gewesen und bestand in noch längern Röcken, als gegenwärtig getragen werden, die überdem mit so weiten Ärmeln versehen waren, daß sie gleichsam statt der Mantelsäcke hätten dienen können.

Kein Volk der Erde legt aber auch so viel Werth auf das Ceremoniell und die Pflichten der Höflichkeit, als das chinesische. Sie glauben, nicht mit Unrecht, daß die Ausübung dieser Pflichten mehr Nutzen schaffe, als sonst etwas; daß sie das Gemüth von seiner angebornen Rohheit befreie, Sanftmuth und Gefälligkeit einflöße, und in einem Staate Ruhe, gute Ordnung und gebührende Unterwürfigkeit aufrecht erhalte. Die gewöhnlichen Grüße, die Besuche, die Geschenke und Gastereien, und Alles, was sowol öffentlich als unter einzelnen Personen vorgeht, ist weniger das Ergebniß langer Gewohnheiten, als ausdrücklich erlassener Gesetze. Das Ceremoniell ist in Ansehung der Personen von allen Ständen gegen einander festgestellt. Die Großen des Reichs wissen, was sie dem Kaiser und den Prinzen seines Hauses für Ehrerbietung schuldig sind, und wie sie sich gegen einander zu betragen haben. Selbst die Handwerksleüte, die Bauern und die Geringsten aus dem Volke beobachten die Gebraüche, die ihnen vorgeschrieben sind. Niemand, er sei auch wer er wolle, darf sich von diesen Höflichkeits-Gesetzen ausschließen und Jemandem weniger Ehrerbietung erweisen, oder mehr von Andern fordern, als ihm zukommt. Eine eigene Behörde, der Li pu, oder Ceremonien-Rath, hat darüber zu wachen, daß diesen Gesetzen überall im Reiche Genüge geleistet werde. Auch die Fremden sind von dieser Verbindlichkeit nicht ausgeschlossen. Fast alle diese Gebraüche bestehen darin, daß man sich auf vorschriftmäßige Weise verbeüge, niederknie, und sich ein oder einige Mal zur Erde werfe, je nach Beschaffenheit der Gelegenheit, des Orts, des Alters und Standes der Personen, insonderheit wenn Besuche abgestattet, Geschenke überreicht, oder gute Freünde bewirthet werden.

Die gewöhnliche Art, einander zu begrüßen, besteht bei den Männern darin, daß sie die Hände auf der Brust zusammenschlagen, sie auf eine eigenthümliche Weise bewegen, den Kopf ein klein wenig neigen, und dabei sprechen „Zin zin", was ein höflicher Ausdruck ohne bestimmte Bedeütung ist. Begegnet man Jemandem, der größere Ehrerbietung in Anspruch zu nehmem berechtigt ist, so schlägt man erstlich die Hände zusammen, hebt sie in die Höhe, läßt sie sodann fast bis zur Erde niedersinken, und beügt sogleich das Haupt sehr tief. Sehen sich zwei Bekannte nach langer Trennung zum ersten Mal wieder, so fallen beide zwei oder drei Mal auf die Knie und beügen sich bis zur Erde. Kommen zwei Quan oder Mandarinen, die von gleichem Range sind, auf der Straße zusammen, so grüßen sie, ohne aufzustehen, oder aus dem Tragsessel zu steigen, durch Zusammenschlagen der Hände, Niedersinken lassen und Erhebung

derselben gegen den Kopf. Dies wird so lange wiederholt, bis man sich nicht mehr sehen kann. Wenn aber der eine von niederm Range ist, so muß er mit seinem Tragsessel stillehalten, oder ist er zu Pferde, absteigen und eine tiefe Verbeügung machen. Aus dieser Ursache suchen die Quans niederen Ranges so viel als möglich ein Zusammentreffen mit höheren zu vermeiden.

Die Ehrerbietung der Kinder gegen ihre Ältern, und der Schüler gegen ihre Lehrer ist überaus groß; sie reden in deren Gegenwart wenig und bleiben beständig stehen; am Neüjahrstage, am Geburtstage der Ältern und Lehrer und bei verschiedenen anderen Gelegenheiten bringen sie ihre Glückwünsche auf den Knien liegend dar und versaümen es dabei nicht, mehrmahls mit der Stirn auf den Boden zu stoßen. Unter gemeinen Leüten hat der älteste aus der Gesellschaft stets die Oberstelle. Sind aber Freünde zusammen, so wird sie demjenigen gelassen, der am weitesten nach Hause hat; es sei denn, daß sein Rang oder Stand etwas Anderes erforderte. In denjenigen Provinzen, wo die rechte Hand den Vorzug hat, ermangelt man niemals dieselbe den Fremden oder Gästen zu geben. In andern Provinzen aber geht die linke Hand vor. Alle diese Gesetze der Höflichkeit gelten nicht allein für die Städter, sondern auch für die Bewohner des platten Landes, überhaupt für das gesammte chinesische Volk, für alle Klassen ohne Ausnahme.

Nichts geht über die Ehrerbietung, ja selbst Demuth, deren sich die Chinesen bei den Begrüßungsformeln und in der Umgangs-Sprache überhaupt befleißigen. Fragen sie nach dem Befinden eines Andern, so lautet die Antwort: „Kau lau je hung fo", d. h: Sehr wohl, dank sei Eüerm überflüssigen Glücke. Wenn sie Jemanden sehen, der sich bei guter Gesundheit zu befinden scheint, so sagen sie zu ihm: „Jung fo" d. i: Das Glück ist auf Eürem Gesicht abgebildet. Erzeigt man einem Zweiten eine Gefälligkeit, so sagt derselbe: „Tey sin", Ihr geht mit Eürem Herzen recht verschwenderisch um. Hat man einen wirklichen Dienst geleistet, so lautet das Dankeswort: „Sye pu zin", Mein Dank ist unendlich. Ist ein Chinese einem andern, und sei er noch so geringen Standes, in der Verrichtung seiner Geschäfte hinderlich gewesen, so sagt er zu ihm: „Te zwi", Ich habe einen großen Fehler, daß ich mir die Freiheit genommen habe. Ist man in Begriff, Jemanden eine Gefälligkeit zu erweisen, so ruft er drei Mal hinter einander: „Pu kan", d. h: Ich darf nicht, nämlich: es geschehen lassen, daß Ihr Euch meinetwegen so viel Mühe macht. Sagt man nur das Geringste zum Lobe eines Chinesen, so giebt er zur Antwort: „Ki kan", d. i: Wie kann ich, nämlich: dasjenige glauben, was Ihr von mir sagt? Spricht ein Chinese nicht vertraulich mit einem seiner besten Freünde, oder spricht er mit Personen von geringerm Stande, so bedient er sich in der Rede niemals der ersten oder zweiten Person, denn es würde eine große Unhöflichkeit sein, wenn er sich mit „Ich" und „Du" ausdrücken wollte. Anstatt also zu sagen: Ich bin durch den Dienst, den Ihr mir erwiesen habt, sehr gerührt, spricht er: Der Dienst, welchen der Herr (oder der Lehrer) seinem geringsten Diener (oder seinem Schüler) erwiesen hat, hat denselben ungemein gerührt.

Auf gleiche Weise nennt sich ein Sohn, wenn er mit seinem Vater spricht,

dessen Enkel, wenn er gleich der älteste Sohn des Hauses ist und schon selbst Kinder hat. Sie brauchen oft ihre eigenen Namen, um ihre große Ehrerbietigkeit zu bezeügen: denn sie haben, nach Alter und Stand, verschiedene Namen. Kein Volk der Erde kommt den Chinesen gleich in der Menge und Manchfaltigkeit der Ehrenbenennungen, die sie sich gegenseitig gewähren, und welche in keiner cüropäischen Sprache ausgedrückt werden können, weil es an Wörtern von gleicher oder ähnlicher Bedeütung fehlt.

Ein Hauptpunkt der chinesischen Höflichkeit besteht in der gegenseitigen Abstattung von Besuchen. Unerlaßlich sind diese Besuche bei Geburtstagen, beim Jahreswechsel, bei Feierlichkeiten aller Art, bei der Geburt eines Sohnes, wenn sich einer aus dem Hause verheirathet, oder zu einem Amte befördert wird, oder wenn einer eine lange Reise unternimmt, oder mit Tode abgegangen ist. Solche Besuche, zu denen Jedermann verbunden ist, insonderheit die Schüler gegen ihre Lehrer, die Mandarinen gegen ihre Vorgesetzten, sind gemeiniglich mit Geschenken verknüpft, wenn gleich diese nur von geringem Werth zu sein brauchen. Gewöhnliche Besuche, besonders unter vertrauten Freünden, werden zwar nicht mit so weitläufigen Umständen abgestattet, allemal ist man aber durch Gewohnheit und Gesetz verpflichtet, eine Menge dabei üblicher Gebraüche mitzumachen.

Vor allen Dingen gehört dazu, daß man dem Thürsteher eine „Tye ze", d. i: eine Art Visitenkarte in großartigem Format, überreicht. Sie besteht in einem Bogen rothen Papier, der mit goldenen Blumen verziert und wie eine spanische Wand zusammengelegt ist. Auf einer der Falten steht der Name des Besuchenden, an den sich einige ehrerbietige Ausdrücke knüpfen, die nach dem Range oder Stande desjenigen, dem man den Besuch abstattet, verschieden sind. Ist die Person, die man besucht, ein vertrauter Freünd, oder geringeren Standes, so genüget gewöhnliches Papier. Bei Trauerfällen aber muß weißes genommen werden. Ein Nachmittags-Besuch bei einem Statthalter, oder einem andern Beamten hohen Ranges ist durchaus wider die chinesische Etikette; nur dann ist er zulässig, wenn es ein Gegenbesuch an demselben Tage ist, weil man dadurch seine Eilfertigkeit zeigt, denjenigen zu ehren, der uns besucht hat. Manchmal begnügt sich ein Mandarin damit, nur die Tye ze anzunehmen, indem er dem Fremden sagen läßt, daß er sich nicht erst bemühen möge, von seinem Tragsessel abzusteigen. Dies kann aber natürlich nur Statt finden, wenn von einem Höflichkeits-Besuch die Rede ist. Handelt es sich um Anbringung eines Gesuchs, oder um Besprechung über Geschäfte, die nur mündlich erörtert werden können, so muß der persönliche Besuch angenommen werden; und nun beginnt ein Ceremoniell, das in unsern Augen eben so langweilig, als zeitraubend, für den Chinesen aber so nothwendig ist, als das tägliche Brod. Die Anzahl der Verbeügungen; die Ausdrücke, deren man sich bedienen muß; die Ehrenbenennung, die man zu gebrauchen hat; die verschiedenen Wendungen bald zur Rechten, bald zur Linken; die stillen Geberden, womit der Hausherr andeütet, daß man eintreten möge, indem er weiter nichts sagt, als Zin zin; das anständige Weigern, daß man der Einladung nicht Folge leisten wolle, indem man

spricht: Pu kan, Pn kan; der Gruß des Hausherrn gegen den Sessel, in welchem der Fremde sitzt; die Art und Weise, wie man in dem Sessel sitzen müsse, wie das Gesuch anzubringen und das Gespräch zu führen, wie die Bewirthung, die in einer Schaale Thee besteht, anzunehmen sei; wie man sich beim Abschied gegenseitig zu verhalten habe; — alles Dieses ist vom Gesetz mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit vorgeschrieben, von der wir in Europa, und selbst an einem fürstlichen Hofe, wo die größte Etikette herrscht, gar keinen Begriff haben. Und in China übt diese Etikette ihre Gewalt über das gesammte Volk, vom Kaiser abwärts durch alle Stände bis auf den gemeinsten Landmann und Tagelöhner.

Eben so streng ist das Ceremoniell vorgeschrieben, welches bei Überreichung und Annahme von Geschenken befolgt werden muß. Dabei ist ein Unterschied, ob sie in Person, oder vermittelst eines Begleitschreibens durch Bediente überreicht werden. Bei Abfassung von Briefen hat der Chinese eine so große Menge von Gebraüchen zu beobachten, daß selbst der Gelehrte nicht selten in Verlegenheit ist, ob er nicht einen Verstoß gegen das Gesetz begehe. Schreibt man an eine Person von Stande, so muß weißes Papier genommen, dieses in zehn bis zwölf Falten zusammengelegt, und mit kleinen Beütelchen und Streifen von rothem Papier ausgeputzt werden. Auf der zweiten Falte fängt man an zu schreiben, und setzt seinen Namen ans Ende. Stil, Größe der Schriftzeichen, Entfernung der Zeilen erfordern die größte Aufmerksamkeit, weil nach Verschiedenheit des Ranges der Person, an die das Schreiben gerichtet ist, verschiedene Formen beobachtet werden müssen. Ebenso verhält es sich mit den Aufschriften und der Zusiegelung. Gewöhnlich drückt man das Siegel auf ein Couvert von Papier, das die Gestalt eines Säckchens hat, und worauf ein Streifen rothes Papier, mit den Worten: „Nui han", d. h: der Brief liegt darin, geklebt ist. Alsdann steckt man das Ganze in ein zweites Couvert von stärkerem Papier, das ebenfalls wie zuvor mit einem Streifen rothes Papier, statt des Bandes, verklebt wird. Darauf schreibt man den Namen und Stand der Person, an welche der Brief gerichtet ist, während auf der andern Seite die Namen der Provinz, der Stadt und des Aufenthaltsorts mit kleinen Buchstaben geschrieben werden. An beiden Enden wird das Siegel aufgedrückt, mit den Worten: „Hu fong", d. h: bewahret und versiegelt. Zwischen den beiden Siegeln schreibt man von oben nach unten das Jahr und den Tag, an welchem der Brief fortgeschickt worden ist.

Amtliche Depeschen an den kaiserlichen Hof, welche einer großen Eile bedürfen, werden von dem Absender mit einer Feder versehen, was ein Zeichen ist, daß die Postanstalt sie estafettenmäßig, bei Tag und bei Nacht, zu befördern habe.

Der chinesische Ceremoniengeist, unter dessen Herrschaft Alles sein Maaß, seine Zahl, sein Gewicht, seine Richtschnur und Ordnung hat, spricht sich auch bei den Gastmählern aus, deren man zweierlei unterscheiden muß. Ein gewöhnliches Gastmahl unter Freünden und Bekannten besteht aus zwölf bis sechzehn Gerichten. Die größeren und feierlichen Gastereien erfordern aber auf jedem

Tische vier und zwanzig Schüsseln, und auch mehr Umstände. Werden alle Gebraüche genau befolgt, so bedarf es dreier „Tye ze", oder Einladungskarten, die den Gästen zu drei verschiedenen Zeiten überschickt werden. Die erste Einladung erfolgt einen oder zwei Tage vor dem Gastmahl; die zweite am Tage des Festes, früh am Morgen, um die Gäste zu erinnern und zu bitten, daß sie ja nicht ermangeln möchten, sich einzustellen. Die dritte Einladung geschieht endlich, wenn Alles schon angerichtet ist: da schickt der Hausherr die dritte „Tye ze" durch seine Bedienten und läßt seine Gäste wissen, daß er vor Ungeduld brenne, sie zu sehen.

Meyen, der Naturforscher auf Prinzeß Louisens, des preüßischen Seehandlungsschiffs, zweiter Erdumschiffung in den Jahren 1830 bis 1832, wohnte in Kanton einem feierlichen Mahle bei, welches einer der Hong-Kaufleüte, Namens Jung Mowqua, den Mitgliedern der englichen Factorie gab. Er beschreibt es folgender Maßen: —

Abends um 6½ Uhr fanden wir uns ein zu diesem Schopp-Dinner, wie die Engländer es nennen. Bedienten mit gewaltig großen Laternen gingen voran, und Massen von Baumwolle wurden mitgenommen, um das Trommelfell gegen die chinesische Musik zu schützen. Der Raum vor der Thür des Hauses, und der ganze Flur war mit Dienerschaft angefüllt; überall brannten chinesische Laternen und die rauschendste Musik schallte uns entgegen. Der Flur war durch große Laternen erleüchtet, welche in einem dreifüßigen Gestelle hingen, das unmittelbar auf der Erde stand.

Als wir Gäste eintraten, wurden wir vom Wirthe und dessen Sohne begrüßt, und unter vielen Komplimenten bis zu den Stühlen im Wohnzimmer geführt. Die Anzüge dieser reichen Chinesen am heütigen Abend waren ganz außerordentlich prachtvoll; der junge Mowqua trug über allen seinen seidenen Röcken und Jacken, welche mit einer schönen, seidenen Scherpe festgebunden waren, noch einen kostbaren Pelz von ungebornen Baranken. Sie trugen die Sammt-Mützen mit den Knöpfen beständig auf dem Kopfe und nahmen sie auch beim Begrüßen nicht ab. Die prachtvollen Zöpfe dieser Männer, von außerordentlicher Stärke und Länge, gaben ihnen ein ehrwürdiges Ansehen.

Die Gäste nahmen auf den Stühlen Platz, welche in zwei langen und geraden Reihen aufgestellt waren; sogleich wurde Thee präsentirt und, wie es sich von selbst versteht, in echt chinesischen Tassen. Diese Tasse besteht aus einer großen Obertasse mit einer kleinen, flachen Untertasse, welche als Deckel dient, und das Ganze steht auf einer gekrümmten Platte von Metall, welche von Zinn, von Silber oder von Gold ist, je nach dem Reichthum des Besitzers. Die Chinesen, wie die Japanesen, trinken den Thee ohne Zucker, ohne Milch und ohne Rum; sie werfen etwas Thee in die Tasse und übergießen diesen mit dem kochenden Wasser. Sobald der Aufguß nur ein Weilchen gestanden hat, schöpfen sie mit dem flachen Deckel der Tasse den klaren Aufguß ab und trinken diesen so heiß, wie möglich. Da der Thee, den die Chinesen zum Aufguß gebrauchen, aus ganzen Blättern besteht und nicht zerbrochen ist, so bleibt auch die darüber gegossene Flüssigkeit ganz klar.

Unter den Möbeln, welche die Zimmer dieses reichen Kaufmanns zierten, befanden sich zwei große Laternen von Horn. Sie mochten wol drei Fuß Höhe und drittehalb Fuß Breite haben, aber nirgends vermochten wir eine Spur der Zusammensetzung wahrzunehmen. Wir bemerkten auch, daß Mowqua eine große englische Spiegelplatte besaß, welche viel besser sind, als die chinesischen, doch wollte er durch den Gebrauch von eüropäischen Sachen keine Aufmerksamkeit erregen und hatte daher die Platte in ein gewöhnliches chinesisches und sehr ungeschicktes Gestell einfassen lassen.

In einem großen Nebenzimmer befand sich die ganze Instrumental-Musik mit mehreren ausgezeichneten Sängern, welche beständig während des ganzen Festes spielten und dabei eine Art von Oper aufführten; der Lärmen, den sie machten, war ganz entsetzlich, doch die Chinesen nahmen davon gar keine Notiz; nur dann, wenn für den Augenblick die Unterhaltung stockte, hörten sie nach dem Gesange und hatten gewöhnlich einen Witz zu belachen, oder Bemerkungen zu machen.

Alsbald begann auch das Mittags-Essen; wir wurden in einen anderen Saal geführt und nahmen an kleinen, viereckigen Tischen zu 6 Personen Platz. Die Tische waren in Form eines halben Kreises zusammengestellt, und die Seite, welche nach dem Centrum desselben gerichtet war, blieb leer. An dem mittelsten Tische saß der Wirth und an jedem andern Tische saß ein Chinese, welcher daselbst die Honneurs machte. Die leeren Seiten der Tische, nämlich wo Niemand saß, waren mit scharlachrothen schöngestickten Decken behängt, wobei die Stickerei von Gold und verschieden gefärbter Seide ausgeführt war; chinesische Blumen, doch nicht sehr auffallende Formen, machten das Muster dazu. Auf dem Rande der Fronte eines jeden Tisches waren herrliche Früchte in kleinen Fruchtkörben aufgesetzt, und schöne Blumen hatte man dazwischen gesteckt. Außerdem war der Tisch ganz mit kleinen Schaalen und Tellerchen bedeckt, welche sehr genau in Reihen aufgestellt waren und Früchte, eingemachte Sachen, Confect, Butterbrödchen mit feinem, kalten Geflügel und hundert andere Sachen noch enthielten. Außerordentlich viel Kunst hatte man bei der Aufstellung dieser Sachen beobachtet; unter Anderem waren ganze Reihen von Tellerchen mit sehr zierlich aufgebauten, drei und vierseitigen Pyramiden besetzt, welche man aus kleinen Stücken von Fasanen, von Spickgänsen, von einer fetten Wurst, oder andern Gegenständen der Art zusammengesetzt hatte. Hier standen Teller mit kleinen Orangen, daneben confetirte Pflaumen; dort Teller mit Mandeln, von denen wir verschiedene Sorten bemerkten, die aber alle von gutem Geschmacke waren. Auf einigen flachen Schaalen hatte man verschiedene kleine Saamen von verschiedener Farbe aufgetragen, welche aber so gelegt waren, daß eine jede Farbe ein besonderes Feld einnahm. Wir erkannten hier eine Art von Quitten-Saamen, welche recht gut schmeckte; ferner Kichererbsen, die aber bei haüfigem Genusse eine sehr böse Wirkung hervorbringen sollen; Kastanien und Haselnüsse, welche aus der Provinz Petschili kommen und unsere Früchte der Art wohl übertreffen. Außerdem befanden sich Trauben, welche ebenfalls aus den nördlichen Provinzen des Reichs gekommen waren, nebst verschiedenen

Sorten von getrockneten Lychees darunter; ferner confetirter Ingwer, Pommeranzen, Citronen, so wie auch getrockneter Ingwer, der, wie es scheint, vorher confetirt ist.

Sobald man sich einige Zeit in China aufgehalten hat, wird man auch gewöhnt, daß die Chinesen alle ihre Verrichtungen auf eine andere Art und Weise machen, als wir; so ging es auch hier bei dem Gastmahle zu: wir fingen an zu essen mit dem Nachttische. Die Tische sind nicht mit Tischtüchern bedeckt, sondern die Sachen werden unmittelbar auf die Platten gestellt. Als Gedeck sind vor einem jeden Sitze drei kleine Tassen gestellt, wovon die erste Tasse zur linken Hand mit Soya gefüllt ist, welches die Chinesen fast zu jeder Speise hinzuthun. Die zweite Tasse dient zum gewöhnlichen Essen, und in dem dritten Täßchen befindet sich ein kleiner Löffel von Porzellan, womit die Suppen gegessen werden. Vor diesen drei Tassen, welche in einer Linie aufgestellt sind, liegen die zwei runden Stäbchen zum Essen, welche bei den Reichen von Elfenbein gearbeitet sind. Es ist für den Fremden außerordentlich schwer, mit diesen zwei Stäbchen die Speisen zu erlangen, und die Chinesen hatten dabei ihre Freüde, uns so ungeschickt zu sehen; ja einer der beiden Chinesen, mit denen wir an unserem Tische saßen, sagte sogar: „das wollen die klugen Europäer sein. Sie können nicht einmal ordentlich essen.“ Herr Lindsay verstand dieses vollkommen. Anstatt der Servietten lagen neben den Gedecken kleine dreieckige Stückchen Papier, die mit rothen Papierstreifen verziert waren und von den Chinesen wirklich zum Abwischen gebraucht wurden; wir haben eine solche Serviette, welche uns bei jenem Essen gereicht war, eingesteckt und mitgebracht, sie befindet sich gegenwärtig im ethnographischen Museum zu Berlin und gehört zu den sehr kuriosen Sachen.

Das Mittagsmahl begann, indem uns der Wirth zum Zulangen von den feinen Aufsätzen nöthigte, wobei er beständig auf den Wohlgeschmack oder auf die Seltenheit dieses oder jenes Gegenstandes aufmerksam machte, und man aß, indem man die Speisen mit den zwei Stäbchen so zu sagen aus der Schüssel (denn ein kleiner Napf war das größte Gefäß, welches während des ganzen Essens auf den Tisch kam) in den Mund führte. Da die Chinesen auf ihre Tische keine Tücher legen, so haben sie dafür eine höchst nachahmungswerthe Sitte eingeführt; sie haben große Platten, welche sie auf den Tisch legen und, sobald der Gang abgegessen ist, wieder mit Allem, was darauf steht, abnehmen lassen, worauf sogleich eine neüe Platte mit neüen Sachen besetzt, aufgetragen wird. Es war diese Vorrichtung außerordentlich bequem, besonders, da die chinesischen Tische nur von drei Seiten besetzt werden.

Die Tafel fand unter anhaltender Musik und Gesang Statt, die im Nebenzimmer aufgeführt wurde und zuweilen so rauschend war, daß man nicht ohne Verdruß zuhören konnte. Besonders zeichneten sich die Sänger aus, welche mit ihrer Fistelstimme ein gewaltiges Geschrei machten, wobei dann die großen Metallglocken, der Gong-Gong, kräftig ertönten.

Sobald der erste Gang der Speisen abgetragen war, wurde zu jedem Gedecke noch eine kleinere Tasse gestellt und diese zum Trinken des heißen Sam-

tschu's gebraucht, welcher bei der chinesischen Tafel die Stelle unseres Weines vertritt, aber an Stärke dem Arak gleicht. Es ist der Samtschu ein gegornes Getränk von Reis, welches stets kochend aufgetragen wird. Bedienten gehen mit großen silbernen Kannen herum und gießen überall diesen Nektar ein, der auch besonders durch seine Hitze sehr bald zu wirken anfängt. Die Chinesen beobachten bei dem Trinken desselben beinahe dieselbe Regel, wie die Engländer beim Weintrinken; sie fordern zum Trinken auf, halten dann die Tasse mit beiden Händen und indem sie sich gegenseitig Glück wünschen, trinken sie mit einem Zuge aus, worauf sie die innere Seite der Tasse dem Gegner zukehren und zeigen, daß sie jeden Tropfen ausgetrunken haben. Als wir einmal eine Tasse nicht austrinken wollten, hielt uns der Chinese die seinige beständig vor und nickte so lange, bis auch wir die unsrige ausgetrunken hatten. Der Samtschu ist eigentlich von einem faden Geschmacke; man hat freilich sehr verschiedene Sorten davon, welche auch auf den Tischen der Reichen beständig wechseln; wir haben eine Sorte davon gekostet, welche dem besten Pisco-Brandwein zur Seite zu stellen war. Zuweilen ging der Wirth zu einem der einzeln stehenden Tische und trank auf das Wohl der Gesellschaft, welche daselbst saß, zuweilen schenkte er auch selbst den Samtschu ein.

Die Speisen, beständig in kleinen Obertassen aufgetragen, wurden jedesmal den Gästen vorgesetzt, wenigstens fand dieses in den ersten 20 Gängen Statt. Die Zahl der Speisen war unglaublich, doch war der Geschmack nicht so vielfach verschieden; alle Fleischspeisen waren ganz klein geschnitten und kamen immer in Form von Ragouts auf den Tisch, wozu die Brühen stets mit Schwalben-Nestern und Trepang, mit Haifischfinnen und allen jenen sonderbaren indischen Leckerbissen zubereitet waren. Sobald der erste Abschnitt des Mittagsmahles, welches vielleicht schon aus 60 Gerichten bestand, vorüber war, kamen die mehr suppenartigen Speisen zum Vorschein; sie wurden in kleinen Näpfen in die Mitte des Tisches gesetzt, und hier aß denn Jeder mit seinem kleinen Porzellanlöffel aus der Schüssel. Von diesen Sachen wurden gewöhnlich immer 4, 5 bis 6 verschiedene Schaalen aufgetragen, und dazwischen wurden noch in kleinen Tassen den Gästen verschiedene andere Sachen aufgesetzt, worunter manchfaltig zubereitete Pasteten, Confect-Sachen, kräftige Hühner-Brühen und viele andere Sachen der Art vorkamen. In den Hühner-Brühen ist das Fleisch ganz fein geschabt und die Brühe selbst außerordentlich kräftig.

Zwischen den verschiedenen großen Abtheilungen des Mittagsmahls wurde Thee gereicht, und Taback geraucht, wobei man sich etwas ausruhen konnte, um alsdann von Neüem mit allen Kräften zur Fortsetzung zu schreiten. Nachdem einige Abtheilungen vorüber waren, wurden vor den Halbkreis der Tische noch 5 kleine Tische gestellt, welche mit gebratenen Schweinen und mit Geflügel aller Art ganz bedeckt wurden. Hierauf traten zehn Köche in den Saal, welche ganz gleichmäßig und sehr hübsch gekleidet waren, und begannen die Braten zu zerlegen. Es stellten sich vor jeden Tisch zwei Mann, und mit langen Messern fingen sie an, die hart gebratene Haut aller dieser Braten zu zerklopfen, was durchaus tacktmäßig geschah und nicht wenig überraschte. Andere

Diener, welche vor den Tischen standen, legten die kleinen Stückchen, in welche alle diese Braten zerlegt wurden, auf kleine Teller und setzten diese alsdann in die Mitte unserer Tische. Zu Ende des ganzen Mahles kamen noch die Köche in den Saal und mußten sich für die Ehre bedanken, welche ihnen dadurch zu Theil geworden, daß sie für die hohe Gesellschaft hätten kochen dürfen.

Volle sechs Stunden dauerte dieses Gastmahl und viele Hunderte von Speisen wurden aufgetragen. Der Samtschu, dessen Meyen gedenkt, wird auf verschiedene Weise, und in verschiedenen Gattungen zubereitet. Die geschätzteste Sorte, die, welche nur von Leüten von Stand getrunken wird, kommt aus Wu si hyen, in der Provinz Hu pe; diejenige Sorte aber, die man am meisten gebraucht, weil sie gesünder ist, wird in Schau hing fu, in der Provinz Tsche kiang, zubereitet. Außer dem aus Reis gemachten Samtschu trinkt man in China auch einen sehr starken Brantwein, der von Schöpsenfleisch abgezogen werden und einen unangenehmen Geschmack haben soll; demnächst verfertigt man in der Provinz Schen si eine Art Wein, der Kau jong zin, oder Lammswein, genannt wird und, trotz seines unangenehmen Geruchs, ganz besonders von den Mandshuren für ein vortreffliches Getränk gehalten wird.

In einem um das Jahr 1600 gedruckten chinesischen Werke, welches den Titel „Pen zao" führt und eine allgemeine Naturgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf den Medizinal-Gebrauch der Natuprodukte, enthält, wird in den Abschnitten, die von der Pflanzenkunde handeln, des Opiums, als eines wirksamen Mittels gegen Dyssenterie und Niedergeschlagenheit des Geistes, unter dem Namen O fu jung und O pien (offenbar eine Corruption von Opium und Afium) Erwähnung gethan. Der chinesische Name aber ist Ja pien. Bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts scheint das Opium als berauschendes Mittel wenigstens nicht allgemein im Gebrauch gewesen zu sein; von da an aber hat der Verbrauch zu dem genannten Zwecke so überhand genommen, daß die Regierung sich veranlaßt fühlte, die Einfuhr, welche hauptsächlich aus Indien erfolgte, ganz zu verbieten. Zu Ende des Jahrhunderts erschien ein Gesetz, demzufolge das Opiumrauchen bei Strafe des Halskragens und bei Stockschlägen gänzlich untersagt wurde, eine Strafe, die, da sie nichts fruchtete, eine Steigerung bis zur Gefängnißstrafe und sogar bis zur Verbannung erfuhr. Eine noch strengere Verfügung erschien im Jahre 1800, und die nachfolgenden Verordnungen enthalten immer geschärftere Strafen, so daß auf den Verkauf des Opiums in öffentlichen Läden sogar die Todesstrafe gesetzt wurde. Die chinesische Regierung, den zerstörenden Einfluß des Opiums auf die physische Constitution, wie auf die Moralität des Volks*) vollkommen erkennend, hat

*) Meyen versichert, man sehe es den Chinesen nicht an, daß der unmäßge Genuß des Opiums, wie er unter ihnen eingerissen ist, die Gesundheit allmälig untergrabe; die Leüte würden im Gegentheil sehr alt, und sie seien äußerst wohlgenährt. Er stellt es zwar nicht in Abrede, daß der Genuß des Opiums die Geistesthätigkeiten, besonders das Gedächtniß, im hohen Grade schwäche, aber auf den Körper scheine es keine besonders nachtheilige Folgen zu äußern; und da die Chinesen mit spekulativen Wissenschaften sich wenig oder gar nicht beschäftigen, so meint er,

Alles gethan, um den Genuß desselben zu verhindern, sie hat Verfügung auf Verfügung ergehen lassen, worin der schädliche Stoff als Gift, Schmutz und Unrath bezeichnet, und die nachtheiligen Wirkungen desselben in den grellsten Farben geschildert wurden; sie hat Alles aufgeboten, die moralischen Gefühle der Chinesen rege zu machen, so wie das Ehrgefühl der fremden Kaufleüte gegen einen Handel in Anspruch zu nehmen, der die Gesundheit und Sittlichkeit des Volks zerstört; aber dies ist Alles vergeblich gewesen und ungeachtet der furchtbaren Wirkungen des Opiums, ist der Reiz des Genusses desselben unwiderstehlich gewesen und er hat sich, trotz dem, daß es für ein Gift erklärt worden ist, fast über ganz China verbreitet; ja, die Beamten in den Küstenprovinzen, deren Obliegenheit es ist, die Einfuhr des Opiums zu verhindern, sind die stärksten Verbraucher desselben geworden, und es hat bis in die Mauern des kaiserlichen Palastes in Pe king Eingang gefunden.

Die Chinesen rauchen das Opium und bedienen sich hierzu ganz eigenthümlicher Pfeifen: diese haben die Form und Länge einer Flöte, welche an dem einen Ende geschlossen und an dem andern als Mundstück zierlich eingefaßt sind. Gegen das geschlossene Ende zu befindet sich in der Röhre eine Öffnung, in die ein Pfeifenkopf, von der Form einer Zwiebel, eingesetzt wird, welcher auf der Spitze eine kleine Vertiefung hat, in die man das Opium hineinlegt, es an der Flamme einer eignen kleinen Lampe anzündet und mit starken Zügen ausraucht. Man bedarf jedesmal zum Rauchen nur sehr kleiner Portionen Opium, etwa zwei Gran, die man mit einem kleinen Schaufelchen von Eisen auf den Pfeifenkopf legt; mit sechs bis acht Zügen pflegt diese kleine Opium-Portion verbrannt zu sein, und es dauert auch nicht lange, so stellt sich die angenehm berauschende Wirkung des Opiums ein. Wir sahen eines Tages, erzählt Meyen, einen Chinesen, den Bedienten eines Engländers, reitend plötzlich vom Pferde fallen und fanden ihn, als wir hinzukamen, ganz bewegungslos auf der Erde liegen und in allen seinen Gliedmaaßen ohne die mindeste Festigkeit. Der Puls war dabei voll, hart und sehr schnell, so daß wir gar nicht wußten, wofür dieser Zustand zu halten sei. Unter den umherliegenden Sachen, welche der Chinese beim Herabfalleu vom Pferde verloren hatte, fand sich jedoch ein kleines Döschen von Horn, das mit Opium angefüllt war, und das uns alsbald dahin führte, daß der Zustand, in dem der Chinese da lag, nichts anderes, als eine Narcosis sei, die durch Opium-Rauchen herbeigeführt worden war.

Der Opiumhandel, auf dem der Verkehr der Engländer mit dem chinesischen Reiche seit den letzten vierzig bis fünfzig Jahren hauptsächlich beruhet hat, ist die nächste Veranlassung zu dem Kriege geworden, der unter den Augen der Zeitgenossen in den Jahren 1840 bis 1842 zwischen Großbritannien

---

erwachse ihnen auch hierdurch kein Schaden. Meyen fügt jedoch sogleich hinzu, daß der kommandirende General in der Provinz Kanton, bei Gelegenheit einer Rebellion in dieser Provinz, von 2000 Mann Hülfstruppen, die von Kanton aus zu ihm gestoßen seien, 1000 Mann habe nach Hause schicken müssen, weil sie durch die Gewohnheit des Opiumrauchens ganz dienstunfähig geworden wären.

und China geführt worden ist. In dem Friedensvertrage, der den Krieg beendigte und die kommerziellen Verhältnisse nicht allein wiederherstellte, sondern auch bedeütend erweiterte, hat die britische Regierung zwar die Verpflichtung übernommen, den Handel ihrer Unterthanen mit Opium zu verhindern, allein das Verlangen der Chinesen nach diesem, ihnen zum Bedürfniß gewordenen, Genuß ist so unwiderstehlich, daß sie selbst den Schleichhandel mit diesem Erzeügniß des britischen Indiens nach wie vor begünstigen, und der chinesischen Regierung daher nichts Anderes übrig bleiben wird, als die Einfuhr des Opiums gesetzlich zu erlauben. In der That soll es auch der Regierung aus politischen, mit der Aufrechterhaltung der innern Ruhe des Landes verknüpften Gründen klar geworden sein, diesen Schritt endlich zu thun, mindesten deüteten Nachrichten aus Kanton vom Herbste 1844 auf eine desfalsige Beschlußnahme des kaiserlichen Hofes von Pe king hin.

Außer dem Opium rauchen die Chinesen auch Taback, und in keinem anderen Land ist diese Sitte, unter Männern sowol, als unter Frauen, so allgemein, als gerade in China; ja für Frauen der vornehmeren Stände ist es die gewöhnlichste Unterhaltung, da sie fast nichts zu thun haben. Man raucht aus sehr langen Pfeifen mit ganz kleinen metallenen Köpfen. Die Pfeifen der Frauen sind noch länger, als die der Männer, und erreichen zuweilen die Länge von vier Fuß; ja beim Gehen pflegen die Frauen sich dieser Pfeifen als Stöcke zu bedienen, um beim Auftreten mit ihren kleinen Füßen ihrem Körper eine Stütze und mehr Festigkeit zu geben. Außerdem hat man noch kleine metallene Wasserpfeifen, aus denen ein ganz fein geriebener Taback geraucht wird, während der gewöhnliche Taback, den man aus den langen Pfeifen raucht, nach Art des türkischen, ganz fein gehobelt ist. Wie der Thee, so wird auch die Pfeife überall präsentirt, wo man zu Gaste kommt; in Zeit von acht oder zehn Minuten sind diese kleinen Köpfe ausgeraucht, und man nimmt dann eine andere Pfeife, die immer in großer Menge bereit stehen.

Keine Verbindlichkeit wird unter den Chinesen höher geachtet, als die, sich zu verehlichen. Einem Vater gereicht es gewisser Maßen zum Schimpf, wenn er nicht alle seine Kinder verheirathet; und ein Sohn übertritt die vornehmste kindliche Pflicht, wenn er keine Erben hinterläßt, die sein Geschlecht fortpflanzen können. Ist der Vater todt, so vertritt der älteste seiner Söhne Vaterstelle bei den übrigen Kindern, und es ist dann seine Pflicht, die jüngern Geschwister unterzubringen und für ihre Verheirathung zu sorgen. Stirbt das Geschlecht durch eigene Schuld aus, so werden die Vorfahren der Ehrenbezeügungen beraubt, die ihnen die Nachkommen zu erzeigen verbunden sind.

Nach diesen Grundsätzen kommen die Neigungen der Kinder bei ihrer Verehlichung niemals in Betracht; sondern die Wahl eines Weibes für einen jungen Mann steht dem Vater desselben, oder im Fall dieser bereits verstorben sein sollte, dem nächsten Anverwandten zu. Dieser errichtet den Heirathsvertrag mit dem Vater, oder dem nächsten Anverwandten des gewählten Mädchens, und zahlt eine gewisse Summe Geld, die zum Ankauf von neüen Kleidern und anderen Dingen für die Braut verwendet wird. So ist die Sitte unter

Leüten von geringem Stande. Wohlhabende und Reiche aber, so wie alle Personen von Distinction, wenden dagegen viel mehr auf, als das Geld austrägt, welches sie für ihre Töchter in Form eines Geschenks erhalten. Nicht selten ist es auch, daß Väter, die nur wenig Vermögen besitzen, Mädchen, die sich im Findelhause befinden, als künftige Frauen für ihre Söhne erziehen lassen; dadurch ersparen sie die vorher erwähnte Summe Geldes und erreichen noch den Vortheil, daß, weil das Mädchen zur größten Ehrerbietung gegen ihre künftigen Schwiegerältern angehalten wird, der Sohn eine in jeder Beziehung folgsame Frau zu erhalten die Aussicht hat.

Auf ähnliche Weise verfahren Ehemänner, deren Weiber unfruchtbar sind, indem sie vorgeben, sie seien guter Hoffnung, im Geheimen aber, zur Zeit, wenn die Entbindung eintreten soll, ein neügebornes Kind aus dem Findelhause holen, das sie für ihr eignes ausgeben. Auch ist es in China gebraüchlich, fremde Kinder an Kindes Statt anzunehmen. Die Werbung geschieht nicht unmittelbar durch den Vater oder den sonstigen nächsten Anverwandten des jungen Mannes, sondern durch Vermittlung alter Weiber, die von den Ältern des Mädchens durch Geschenke nicht selten veranlaßt werden, eine recht vortheilhafte Schilderung von der Schönheit, den Geistes- und Gemüthsgaben der Tochter zu entwerfen. Hiebei sind verschiedene Gebraüche üblich und das Gesetz wacht ausdrücklich darüber, daß jene weiblichen Freiersleüte keinen Betrug begehen.

Ist der Hochzeitstag angebrochen, so wird die Braut, prachtvoll geschmückt, in einen Tragsessel gesetzt und, von denjenigen begleitet, welche ihre Mitgift tragen — die in den Hochzeitskleidern und andern Dingen und dem Hausgeräth besteht — unter Kerzen- und Fackelschein nach der Wohnung des Braütigams geführt. Voran gehen Pfeifer, Trommler und Trompeter, hinterdrein folgen die Altern, die Anverwandten und die guten Freünde des Hauses. Ein Bedienter trägt den Schlüssel zur Thür des Tragsessels und diesen darf er Niemandem aushändigen, als dem Braütigam, welcher, kostbar gekleidet, an der Hausthüre zum Empfang seiner Braut bereit steht. Sobald dieselbe angelangt ist, nimmt er den Schlüssel, öffnet rasch die Sänfte und urtheilt, indem er seine Zukünftige jetzt zum ersten Mal erblickt, ob er mit ihr glücklich oder unglücklich sein werde. Mancher ist mit seinem Loose nicht zufrieden, schließt die Sänfte eben so schnell wieder zu, als er sie öffnete, und schickt das Mädchen wieder zurück, indem er lieber sein Geld einbüßt, als an solchen Kauf gebunden zu sein. Fälle der Art kommen jedoch selten vor. Ist die Braut ausgestiegen, so wird sie vom Braütigam in den Saal geführt, wo sie sich beide vier Mal vor dem Tyen, d. i: dem höchsten Wesen, verbeügen. Darauf macht die Braut allein eben so viel Verbeügungen vor den Anverwandten des jungen Ehemanns und begiebt sich zu den weiblichen Anverwandten und Gästen, mit denen sie den ganzen Tag unter Schmausen und Lustbarkeiten zubringt, indeß der Mann seine Freünde in einem andern Zimmer bewirthet. Daß es bei diesen Hochzeitsschmaüsen hoch hergehe und es auch nicht an Musik fehlen dürfe, versteht sich von selbst. Nachts wird die Neuvermählte in das Brautgemach geführt, wo sie auf einem Tische Scheeren, Zwirn, Kattun und andere Nähsachen vorfin-

det, womit man andeüten will, daß sie arbeitsam sein soll und nicht müßig gehen dürfe.

Die Weiber führen in China ein sehr eingezogenes Leben. Ein Schwiegervater sieht seine Schwiegertochter vom Hochzeitstage an nicht eher wieder, als an ihrem Begräbnißtage, falls sie vor ihm mit Tode abgehen sollte. Von den männlichen Anverwandten dürfen nur diejenigen, welche jünger sind als die Frau, sie dann und wann sehen, weil man diesen zutrauet, daß sie in der Unterhaltung mit ihr innerhalb der Grenzen des Anstandes bleiben werden. Nur ein Paar Mal im Jahre darf die Frau ausgehen, und zwar um ihren Ältern einen Besuch abzustatten, und darin allein besteht ihr ganzes Vergnügen und ihr ganzer Zeitvertreib. Demnächst besuchen sie auch, wenn sie gesegneten Leibes sind, die Tempel ihrer Vorfahren und bitten um deren Beistand zu einer glücklichen Entbindung, für die demnächst auch der gebührende Dank mit der Bitte dargebracht wird, den Neügebornen am Leben zu erhalten. Einige Zeit nachher bringt die Mutter ihr Kind in eben denselben Tempel, dankt den Verstorbenen, daß sie es bisher in ihren mächtigen Schutz genommen haben, und bittet nun, es zu einem reifern Alter gelangen zu lassen.

Eigenthümlich, wie so vieles Andere, ist bei den Chinesen ihr haüfiger Namenwechsel. Bei der Geburt eines Kindes empfängt es von seinen Ältern den Namen des Geschlechts, welcher allen Denjenigen gemeinschaftlich ist, die Einen Stammvater haben. Etwa einen Monat später bekommt das Kind einen sogenannten Milchnamen, der gewöhnlich von einer Blume, einem Thiere oder irgend einem andern Gegenstande entlehnt wird. Tritt das Kind ins schulpflichtige Alter, so giebt ihm der Lehrer einen neüen Namen, der mit dem Geschlechtsnamen verbunden wird. Im mannbaren Alter nimmt der Chinese unter seinen Freünden noch einen andern Namen an und diesen behält er, indem er sich desselben zur Unterschrift bedient, so lange als er nicht in öffentlichen Dienst getreten ist. Geschieht dies, so kommt wieder ein neüer Name an die Reihe und so geht es fort mit jeder Beförderung zu einer höheren Stelle, zu einem höheren Range. Die Gesetze der Höflichkeit gebieten es, sich des, mit der dermaligen Stellung des Trägers verbundenen Namens in der Rede zu bedienen, und es würde ganz unschicklich sein, wenn man ihn bei seinem Geschlechtsnamen nennen wollte. Nur höher stehende Personen dürfen sich diese Freiheit erlauben.

Die Chinesen begnügen sich in der Regel nicht mit einem Weibe, sondern nehmen ein zweites oder auch wohl mehrere als Beischläferinnen, entweder ohne oder mit Einwilligung des ersten Weibes, unter dem Vorwande, daß dadurch die Zahl ihrer Bedienung vermehrt werden solle. In der That stehen auch alle diese zweiten Weiber durchaus unter dem Befehle der ersten oder rechtmäßigen Frau, die von ihnen auch als die einzige Gebieterin des Hauses betrachtet und verehrt wird. Die Kinder, welche von den Nebenweibern geboren worden sind, werden ebenfalls als die ihrigen angesehen und haben gleiches Recht zu erben; und nur sie, die erste Frau, führt im Hause den Namen der Mutter. Hat diese ihrem Mann noch nicht einen Sohn geboren, so nimmt er nicht

selten nur in der Absicht ein zweites Weib, um einen Sohn zu bekommen. Den Augenblick aber, wo dieser geboren ist, wird die Mutter desselben, wenn sie dem ersten Weibe mißfällt, fortgeschickt und erlangt dadurch ihre völlige Freiheit. Zwei Städte, Jang tscheu fu und Su tscheu fu, sind in China deswegen berühmt, weil sie eine große Menge von Beischläferinnen liefern, die eigends dazu erzogen und in den schönen Künsten, als Musik, Malerei ꝛc. unterrichtet und überall von vornehmen Herren zu hohen Preisen gekauft werden.

Sowol Männer als Frauen können, wenn der erste Gatte stirbt, sich wieder verheirathen. Wittwer können nehmen, welche sie wollen, selbst eine ihrer Beischläferinnen. Wittwen pflegen sich jedoch nicht wieder zu verheirathen, besonders diejenigen, welche den höheren Ständen angehören, weil diese sich für verpflichtet halten, ihre übrige Lebenszeit in ehrerbietigem Andenken an ihren verblichenen Ehemann zuzubringen, selbst dann, wenn sie nur wenige Stunden in der Ehe gelebt haben sollten. Hat eine Wittwe Kinder, so erlangt sie ihre völlige Freiheit und kehrt nicht wieder unter die väterliche Gewalt zurück. Bei einer Wittwe mittlern Standes verhält es sich hinsichts ihrer Wiederverheirathung anders. Hier suchen die Anverwandten ihres verstorbenen Mannes sie anderweit unterzubringen, um einen Theil des Geldes erstattet zu bekommen, das sie ihrem ersten Mann gekostet hat.

Die chinesische Gesetzgebung kennt mehrere Eheverbote, unter denen Blutsverwandtschaft obenan steht, und läßt die Trennung der Ehe fast in denselben Fällen zu, welche unter den Christen evangelischen Glaubens die Ehescheidung begründen; nur fügt sie noch einen Grund hinzu, der auch in Europa gar nicht an seinem unrechten Orte sein dürfte, nämlich den, daß das Eheband gelöst werden könne, wenn das Weib eine Plaudertasche ist und nicht aufhört zu plappern und zu lästern. Ehebruch gehört in China zu den größten Seltenheiten.

Bemerkenswerth ist der hin und wieder vorkommende, obwol von den chinesischen Gesetzgebern nicht ausdrücklich vorgeschriebene oder gebilligte Gebrauch, daß bei dem Tode eines vornehmen Mannes diejenige seiner Beischläferinnen, welche er am meisten geliebt hat, durch Zureden des Sterbenden ihm ins Grab zu folgen pflegt, indem sie sich das Leben durch Erhängen nimmt.

Gar manchfaltig sind die Ceremonien, welche bei der Trauer und bei Leichenbegängnissen befolgt werden. Es herrscht dabei die größte Pracht. Särge bis zu einem Kostenpreise von hundert Dukaten hinauf sind gar nicht selten und die Lust zu prunken geht so weit, daß mancher Sohn sich selbst verpfändet, um nur Geld zu bekommen, einen schönen Sarg für seinen Vater zu kaufen. Viele schaffen sich bei Lebzeiten einen Sarg an und richten an dem Tage, wo er ins Haus gebracht wird, eine große Gasterei aus. Reiche Leüte schenken zuweilen den Armen ein Dutzend oder zwanzig Särge, weil, wenn sie keinen Sarg haben, ihr Leichnam verbrannt wird. Das Tyau, oder feierliche Leichenbegängniß, währt in der Regel sieben Tage lang, wenn nicht ganz besondere Gründe vorliegen, diese Zeit auf die Hälfte etwa abzukürzen. Daß es dabei an Schmausereien nicht fehlen dürfe, versteht sich gewissermaßen von selbst. Die Grabstätten liegen immer außerhalb der Ortschaften und so viel

als möglich auf erhabenen Stellen; sie werden zierlich und von den Großen und Vornehmen des Landes mit großer Pracht gebaut, während sich arme Leüte damit begnügen, den Sarg sechs Fuß hoch mit Erde und Spreü in Gestalt eines Kegels zu bedecken. Außer den Grabstätten giebt es neben einer jeden derselben einen kleinen Salon, wo nach der Beisetzung eine zweite Trauer-Kollation ausgerichtet wird. Die chinesischen Begräbnißplätze haben sehr viel Anmuthiges; von Cypressen und anderen Coniferen und vielem Buschwerk beschattet, gewähren sie das Ansehen eines Parks. Jene Salons dienen auch zur Aufnahme von Speis' und Trank, womit man viele Monate lang fortfährt, weil der Glaube herrscht, daß die Seele des Abgestorbenen sich davon nähre, für deren Gebrauch im jenseitigen Leben auch Bilder von Weibern, Pferden, Sätteln und anderen Dingen, so wie eine große Menge Papiergeld verbrannt wird, indem man glaubt, das sich alles Dieses in dasjenige wirklich verwandele, was es hienieden vorstellt.

Die gewöhnliche Trauerzeit um den Vater und die Mutter dauert, der Regel nach, drei Jahre, um damit die Dankbarkeit für die Sorgfalt der Ältern in den drei ersten Jahren der Kindheit auszudrücken; indessen kann diese gesetzliche Trauerzeit auf sieben und zwanzig Monate ermäßigt werden. Auf keinen Fall darf aber der Leidtragende während der ganzen Zeit ein öffentliches Amt bekleiden und jeder Beamte ist verpflichtet, seine Verwaltung aufzugeben, um Zeit zu haben, seiner Betrübniß sich ganz hingeben zu können. Die Trauer um andere Verwandte ist, nach den Stufen der Verwandtschaft, bald länger, bald kürzer. Die Farbe der Trauer ist weiß durch alle Classen des chinesischen Volks, von der höchsten bis zur niedrigsten; nur im ersten Monate besteht die Trauerkleidung, nach dem Tode des Vaters oder der Mutter, aus einer Art Sack von Hanfleinwand, die hellroth von Farbe ist.

Außer diesen Pflichten der Trauer und des Leichenbegängnisses befolgen die Chinesen noch andere Gebraüche, die in Ehrenbezeügungen gegen die Verstorbenen bestehen und sich alle Jahre wiederholen. Die erste dieser Ehrenbezeügungen wird in dem „Ze tang", oder Saale der Verstorbenen vollzogen, deren jedes Geschlecht einen besitzt. Alle Zweige eines Namens, die sich nicht selten auf siebenzig und achtzig belaufen und oft sieben- bis acht tausend Personen in sich fassen, versammeln sich in diesem Saale oder Tempel im Frühling oder im Herbste, ohne Unterschied des Standes und Ranges, mögen die Glieder des Geschlechts die höchsten Staatsbeamten oder gemeine Handwerker und Ackersleüte sein. Bloß das Alter giebt in diesen Versammlungen den Vorzug. In dem Saale steht an der Mauer, auf einer Estrade, eine lange Tafel und darauf das Bildniß, oder wenigstens der Name, des Vornehmsten unter den Vorfahren. Daran reihen sich kleine, nur einen Fuß hohe Tische, auf denen die Namen der Männer, Frauen und Kinder, die zum Geschlecht gehören, wie auch das Alter, der Stand, das Amt und der Todestag eines Jeden stehen. Diese Todtenfeier, die in Gebeten und Opfern an Speis' und Trank besteht und mit der ein, von den Reichsten des Geschlechts ausgerichtetes Gastmal verbunden ist, fällt allemal auf den Tag eines Neumondes. Eine zweite Todtenfeier findet

im April auf dem Begräbnißplatz selbst Statt. Auch bei dieser darf eine solenne Bewirthung nicht fehlen. Diese Verehrung der Todten wird schon von Confucius geboten, indem er in dem Buche Lu nyu sagt, man müsse gegen die Verstorbenen eben die Pflichten beobachten, als wären sie noch gegenwärtig und am Leben. Man behauptet, die Chinesen hätten mehr als alle übrigen Völker eine außerordentliche Liebe zum Leben; nichts destoweniger ergeben sie sich auch in ihr Schicksal, wenn sie auf hartem Krankenlager den Tod herannahen sehen; und der Selbstmord gehört keinesweges zu den Ausnahmen, sowol beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht, sei das Motiv der Zorn oder die Eifersucht, die Verzweiflung oder der Heldenmuth.

Die Chinesen sind ein prachtliebendes Volk und dieser Zug ihres Charakters zeigt sich auf gar manchfache Weise, sowol auf ihren Umgängen und Reisen, als bei Feierlichkeiten und Lustbarkeiten, bei ihren öffentlichen Bauwerken, bei den Landstraßen, Kanälen, Schleüsen und Brücken.

Aus dem Privatleben des Chinesen haben zwar die Gesetze die Schwelgerei und Pracht verbannt; bei öffentlichen Gelegenheiten aber ist dieselbe nicht allein gestattet, sondern sogar geboten. Je nach dem Range des öffentlich Erscheinenden ist das Ceremoniell verschieden und die Ehrerbietung, die ihm vom Straßen-Publikum gezollt werden muß. Kein Quan, oder Mandarin, geht in Amtsgeschäften über die Straße, ohne alle seine Unterbeamten in seiner Begleitung zu haben, und geht gar ein Zong tu, oder Vizekönig, aus, so besteht sein Gefolge wenigstens aus hundert Mann: Beamten, Soldaten, Polizeidienern, Musikanten, Hausbedienten u. s. w., darunter Fahnenträger, Bogenschützen, Sensenträger, alle aufs Kostbarste gekleidet. Der Zong tu selbst befindet sich in der Mitte des Zuges, der oft ganze Straßen einnimmt, auf einem vergoldeten Tragsessel, von acht Trägern getragen, und sein Gefolge ist theils zu Pferd, theils zu Fuß. Militairische Quans sind bei öffentlichen Gelegenheiten und auf Reisen immer zu Pferd. Ihr Reitzeüg ist außerordentlich kostbar, von Silber und Gold das Gebiß und die Steigbügel. Diese Pracht beim öffentlichen Erscheinen beschränkt sich nicht auf die höchsten Staatsbeamten, sondern erstreckt sich auch auf Leüte geringeren Standes. Diese reiten entweder oder lassen sich in einer zugemachten Sänfte tragen, haben aber immer eine zahlreiche Dienerschaft zum Gefolge. Frauen bedienen sich oft einer zweirädrigen Kalesche. Kutschen giebt es in China nicht.

Nichts aber gleicht der Pracht und dem Glanze, der von den Chinesen entwickelt wird, wenn ihr Kaiser öffentliche Audienzen giebt, oder Abgesandte von den ihm unterworfenen oder tributpflichtigen Völkern und Fürsten empfängt.

Es giebt zwei Epochen im Jahre, die in China mit ganz besonderem Ceremoniell gefeiert werden, das ist der Anfang des neüen Jahres und das sogenannte Laternenfest. Unter dem Anfange des neüen Jahres versteht man das Ende des zwölften Monats und etwa die zwanzig ersten Tage vom ersten Monat des folgenden Jahres. Während dieser Zeit hören alle Geschäfte, sogar der Postenlauf, auf und alle Staatsverwaltungsgeschäfte ruhen. Dies nennt man die Verschließung der Siegel, weil alsdann der kleine Koffer, worin die

Amtssiegel einer jeden Behörde aufbewahrt werden, mit vielen Ceremonien verschlossen wird. Diese Feier dauert einen ganzen Monat lang und ist diejenige Zeit, worin ein Fest das andere drängt. Ganz besonders gilt das von den letzten Tagen des alten Jahres, die mit großem Gepränge gefeiert werden; da stattet man sich seine Glückwünsche ab und beschenkt sich gegenseitig. Das nennt man Abschied vom Jahre nehmen. Das Laternenfest fällt ebenfalls in diese Periode, nämlich auf die Mitte des ersten Monats. In dieser Zeit ist ganz China erleüchtet und scheint gleichsam in Feüer zu stehen, wenn man die Landschaft von einer Höhe aus betrachtet. Das Fest beginnt am dreizehnten Tage Abends und dauert bis zum sechzehnten oder siebenzehnten Tage. Mit der allgemeinen, durch prachtvolle Laternen in den manchfaltigsten Formen bewirkten Erleüchtung der Straßen wie des Innern der Gebaüde sind Feüerwerke verknüpft, welche auf allen freien Plätzen der Stadt und außerhalb der Ringmauern abgebrannt werden, und bei denen die Chinesen, was Formen, Nachahmung von Naturgegenständen und Manchfaltigkeit und Zierlichkeit der Farben betrifft, eine Kunst entwickeln, von der selbst die geschicktesten unserer europäischen Feüerwerker keine Ahndung haben. Bei Gelegenheit dieses Festes findet man in einem jeden Hause, in einem besondern Zimmer auf einem Tische ein Blatt rothes Papier, auf dem in großen, schöngemalten Worten steht: „Dem wahrhaften Beherrscher des Himmels, der Erde, der drei Gränzen (d. i: des Weltalls) und der zehntausend (d. i: einer unzählbaren Menge) Geister!" Vor dieser Inschrift fällt man zur Erde nieder und opfert dem Beherrscher des Alls Raücherkerzen.

Den Ursprung dieses Laternenfestes setzt man bald in die Zeit der ersten Anfänge des chinesischen Reichs, bald in die Regierungs-Periode des Kaisers Kyn, des letzten aus der ersten Dynastie Hya. Dieser, sagt man, habe sich über die Kürze des Lebens beklagt, weil man den Genuß des Vergnügens und der Lustbarkeiten in Tag und Nacht eintheilen müsse. Später habe er, auf Anrathen seiner Gemalin, einen Pallast ohne Fenster bauen und denselben beständig mit Kerzen und Laternen erleüchten lassen, so bei den hier fortwährend veranstalteten Lustbarkeiten den Unterschied zwischen Tag und Nacht verbannend.

Am fünften Tage des fünften Monats findet in ganz China ein großes Fest Statt, welches zu Wasser gefeiert wird und in Spielen, Schmausereien und Wassergefechten auf Drachenbooten besteht. Auch der fünfzehnte Tag des achten Monats ist ein großer Festtag, oder vielmehr eine Festnacht; denn von Sonnen-Untergang und Mondaufgang an bis zur Mitternacht lustwandelt alle Welt auf der Straße, den öffentlichen Plätzen, auf Spaziergängen und in den Gärten, um den Hasen zu sehen, der sich in dieser Nacht im Monde zeigt. Dann geht's an ein Schmausen und Schwelgen, bei dem es an den „Jue ping", oder Mondkuchen nicht fehlen darf, kleinen Brödchen oder Zuckerkuchen, welche die Gestalt des Mondes haben und schon mehrere Tage vorher als Geschenke umhergeschickt werden. Die Zahl neün steht bei den Chinesen in hohen Ehren, denn sie legen ihr die Kraft bei, daß sie Ehre, Reichthum und ein langes Le-

ben verleihen könne. Und darum iſt auch der neünte Tag eines jeden Monats ein großer Feiertag, an dem man hohe Punkte, in den Städten die Thürme, zu beſteigen pflegt, wo es, unter Pauken- und Trompetenſchall, nicht an Schmauſereien fehlen darf.

Der Bauſtil eines civiliſirten Volks verräth ſeine urſprüngliche Lebensweiſe. So ſehen wir aus dem Bauſtil der Chineſen, daß ihre Altvordern ein Nomaden-Leben geführt haben müſſen, denn alle ihre Gebaüde tragen mehr oder minder die Form von Zelten, dem gewöhnlichen Obdach eines umherziehenden Wandervolks. Entſpricht auch der chineſiſche Bauſtil nicht den Anforderungen eines äſthetiſch gebildeten Geſchmacks, ſo müſſen wir Europäer dennoch in den Bauwerken der Chineſen eben ſowol die Großartigkeit deſſelben, als bei vielen ihrer öffentlichen Gebaüde die darauf verwendete Pracht bewundern.

Das berühmteſte ihrer Prachtbauwerke iſt dasjenige, welches wir unter dem Namen des Porzellanthurms kennen. Es iſt der Pau ghen ze, oder Tempel der Dankbarkeit, den der Kaiſer Jong lo bei der Stadt Nanking errichten ließ. Dieſer Tempel hat inwendig eine Höhe von hundert Fuß und iſt auf die bizarrſte Weiſe verziert, durch Malerei und getäfeltes Holzwerk, für das die Chineſen eben ſo viel Liebhaberei haben, als ſie darin Geſchicklichkeit beſitzen. Das Innere des Tempels bildet gleichſam einen Wald von Balken, Querbalken, Sparren und anderen Verbindungen, und macht einen um ſo düſterern Eindruck, als das Ganze in ein gewiſſes Helldunkel gehüllt iſt, weil der Tempel kein Fenſter hat und ſein Licht nur durch die Thüren empfängt. An der Morgenſeite ſteht der große Thurm, den man Porzellanthurm nennt, weil nicht bloß ſein Dach, und eben ſo auch das Dach des Tempels ſelbſt, mit grünglaſirten, glänzenden Ziegeln gedeckt, ſondern auch das Mauerwerk damit ausgelegt iſt. Der Thurm hat neün Stockwerk, von denen jedes ein Zimmer bildet, deſſen Wände gemalt und mit Niſchen verſehen ſind, in denen Bilder in erhabener Arbeit ſtehen. An reicher Vergoldung fehlt es dabei nicht. Mit Ausnahme des erſten Stockwerks, welches höher als die übrigen iſt, ſind ſie alle von gleicher Höhe. Der ganze Thurm hat eine Höhe von mindeſtens zwei hundert Fuß. Für die größte Schönheit deſſelben gilt ſeine Spitze, die, aus einem ſtarken Schaft beſtehend, an dreißig Fuß über das Dach hinausragt. Der Schaft iſt mit einem ſtarken eiſernen Gewinde umgeben, welches ſich wie eine Schlangenlinie oder Schraube herumwindet und alſo eine Art hohlen Kegels vorſtellt, auf deſſen Gipfel ein goldner Knopf von außerordentlicher Größe ruht. Dieſes Gebaüde hält man für das feſteſte, prächtigſte und ſchönſte im ganzen Orient.

Ähnliche Thürme beſitzt eine jede Stadt auf dem beſuchteſten ihrer Plätze. Dieſe Thürme heißen „Pau ta“ und beſtehen, wie der Porzellanthurm, in der Regel aus neün, und niemals aus weniger als ſieben Stockwerk. Eben ſo findet man in jeder Stadt Triumphbögen, die man „Pay fang“ oder „Pay leu“ nennt. Nach dem Bauſtil dieſer Triumphbögen zu urtheilen, muß man vermuthen, daß die Chineſen in der Baukunſt Rückſchritte machen, denn während dieſe aus ältern Zeiten ſtammenden Bauwerke eben ſo viel Eleganz als Geſchmack der Baumeiſter verrathen, zeigen die neüern eine meiſt ungeſchickte und

rohe Ausführung der altangestammten Formen und Ornamente. Zu den öffentlichen Gebaüden kann man, außer der unzähligen Menge von Fo-Tempeln, die über ganz China verbreitet sind und außerhalb der Städte, meistens auf Höhen und Bergen stehen, auch die zuvor erwähnten Ze tang rechnen; sodann die Gebaüde der öffentlichen Bibliotheken, gegen dreihundert an der Zahl; die Palläste der Zong tu und Quan, welche nach dem Muster des kaiserlichen Pallastes zu Pe king auf Staatskosten gebaut sind und deren Zahl sich auf mehr als dreizehn tausend sieben hundert belaüft, die öffentlichen Grabmäler u. s. w. An den Wohnungen der Vizekönige und Mandarinen bemerkt man eben keine sonderliche Pracht, wol aber an den Bibliotheken und den Grabmälern, auf die nicht selten die kostbarsten Ornamente gleichsam verschwendet sind.

Was die Privathaüser anbelangt, so schmücken reiche und wohlhabende Leüte die ihrigen mit lakirten Arbeiten, Bildhauerarbeit und vergoldetem Schnitzwerk, während sie bei Leüten der Mittel- und untern Stände ohne alle Verzierung bleiben. Die Haüser bestehen, der Regel nach, nur aus einem Stockwerk, ausgenommen die Haüser der Kaufleüte, die oft noch einen zweiten Stock haben, der „Leu" heißt und zum Waaren-Magazin dient. Die Bauart der Chinesen läßt sich ungefähr mit derjenigen vergleichen, welche wir Pisé-Bau nennen. Doch wird auch zuweilen ganz massiv, und auf dem platten Lande in vielen Provinzen bloß von Erde, oder von Schilf und Rohr gebaut. Regel ist es, daß die Haüser mit der Vorderseite immer nach Süden stehen, mag die Lage der Straße sein, welche sie wolle. Dies geschieht zur Vermeidung des strengen Nord- und Nordost-Windes. Auf die innere Ausschmückung ihrer Wohnungen verwenden die Chinesen nicht so viel Luxus, als wir Europäer. Die Wände der Zimmer werden entweder weiß angestrichen oder, was mehrentheils der Fall ist, schön tapeziert. Und da die chinesische Bauart, mindestens in ihrer Anwendung auf Privathaüser, eben nicht die festeste ist, sondern dem Regen und Sonnenschein den Zugang ins Innere der Gebaüde sehr erleichtert, so kann es nicht fehlen, daß der Tapezierer das Haus fast gar nicht verläßt, sondern beständig mit Erneüerung der zerstörten Tapeten beschäftigt ist.

Der Schmuck der Zimmer besteht in großen seidenen und gemalten Laternen, die von der Decke herabhangen; in Pulten, Kästchen, Schirmen und Stühlen, die mit allerhand Bildern in Gold, Silber und Farben verziert und mit dem vortrefflichsten Lack überzogen sind. Die Tafeln, Kredenztische und Pulte sind mit dem schönsten Porzellan ausgeputzt und Stücke von weißem Atlas, worauf Blumen, Vögel, Berge oder ganze Landschaften, auch Sittensprüche in großen Charakteren, und Portraits der Vorfahren, zuweilen auch architektonische Zeichnungen, sauber in Olfarben gemalt sind, gruppirt man sehr sinnreich und geschmackvoll längs der Wände. Die Bettgestelle der Chinesen sind bei wohlhabenden und reichen Leüten gemalt, vergoldet und mit schönem Schnitzwerke verziert und mit Vorhängen von Atlas und anderem kostbaren Seidenzeüg umgeben, an deren Stelle im Sommer sehr feiner seidener Flor tritt, der den Luftzug gestattet, zugleich aber auch die Mücken abwehrt, die in dieser Jahreszeit, bei der luftigen Bauart der Haüser, eine große Plage sind. Leüte der un-

teren Stände bedienen sich zu diesem Zweck eines sehr dünnen Tuchs, das aus Hanf gewebt ist. Das Bett selbst ist sehr einfach, denn es besteht nur aus einer sehr starken, mit Baumwolle gefütterten Matratze und einem Teppich zur Überdecke. In den nördlichen Provinzen, wo sich bei dem kontinentalen Klima des chinesischen Reichs der Winter oft mit großer Kälte einstellt — die mittlere Temperatur der drei Wintermonate beträgt in Pe king 3°, und die des Monats Januar allein 4° unter dem Gefrierpunkte — muß man im Winter natürlicherweise heizen; aber dies geschieht selten durch Öfen in den Zimmern oder durch Kaminfeüer, sondern auf russische Weise, indem die Wärme von einem einzigen Ofen aus durch Röhren unter dem Fußboden im ganzen Hause vertheilt wird. Man hat auch für den Winter eigne, von Stein erbaute Bettstellen, die auf dieselbe Weise erwärmt werden, und in den Gasthaüsern sind die Bettstellen dieser Art so groß, daß viele Reisende auf ein Mal darauf Platz haben.

In China, wo die Verwaltung der gesammten Polizei den höchsten Grad ihrer Ausbildung erlangt hat, ist für die Anlage und Unterhaltung der Landstraßen mehr gethan, als selbst in den geordnetsten unserer eüropäischen Staaten vor Anlage der Eisenbahnen. Die Chinesen haben Wege über die höchsten ihrer Alpengebirge geführt, Felsen ausgehauen, die Gipfel der Berge eben gemacht und ganze Thäler ausgefüllt. Nicht selten sind die großen Landstraßen, besonders in denjenigen Provinzen, wo der Grund und Boden hoch im Werthe steht, mit acht Fuß hohen Mauern eingefaßt, um die Reisenden zu verhindern, die Felder zu betreten. Außer vielen Ruheplätzen finden sich längs jeder Landstraße auch Gebaüde, wo man bei schlechtem Wetter untertreten kann, und wo selbst Mancher, der seine Menschenliebe zeigen will, dürftige und arme Reisende umsonst mit Thee oder Ingwer-Wasser erfrischen läßt. Ordentliche Wirthshaüser finden sich überall an den Heerstraßen, und außerdem steht auf jeder Poststation ein „Zong quan" oder Einkehrhaus für Mandarinen und alle im öffentlichen Dienst reisende Beamte. Von fünf zu fünf Li, oder von halber zu halber Stunde Weges, befindet sich an jeder der großen Heerstraßen, welche nach Pe king führen, ein Wachtthurm, der entweder mit Soldaten, oder auch Seitens der Gemeinde, in deren Bezirk er liegt, mit andern Wachen besetzt ist, um für die Sicherheit und Ordnung der Reisenden zu sorgen. Diese Thürme sind mehrentheils mit Fahnen versehen, womit Zeichen gegeben werden, falls irgendwo eine Unordnung vorfallen sollte. In einigen Provinzen treten an die Stelle der Fahnen große Glocken von Gußeisen. Die Straßen werden im besten Zustande erhalten; unaufhörlich sind Arbeiter beschäftigt, sie zu ebenen, den Smutz zu beseitigen und bei Regenwetter das stehende Wasser abzuleiten. In den südlichen Provinzen, wo man weder Pferde noch Wagen hält, sind die Straßen schön gepflastert; immer sind sie sehr breit und gemeiniglich mit Baümen bepflanzt.

So große Sorgfalt die Chinesen auch auf den Straßenbau verwenden, so sind ihre hydrotechnischen Anlagen doch noch bewunderungswürdiger. Ohne von den außerordentlich vielen Bewässerungs-Anstalten der Reisfelder zu spre-

chen, möge nur der großen Wasserbauwerke Erwähnung geschehen, die zur Schifffahrt und zum Transport von Reisenden und Waaren dienen, der schiffbaren Flüsse und der künstlichen Kanäle, von denen jede Provinz mindestens einen besitzt. Die berühmteste dieser Wasserstraßen ist der „Jun ho", oder Kaiser-Kanal, der Pe king mit Nan king verbindet und mit Benutzung mehrerer schiffbaren Flüsse auf einer Strecke von hundert und sechzig Stunden Weges fortgeführt ist. Eine Tagreise von Nan king fällt er in den Janze kiang. Auf diesem Flusse geht es weiter bis in den See Po jong in der Provinz Kiang si. Jenseits des See's geht die Wasserstraße den Kan kiang hinauf bis zur Stadt Nan ngan fu. Hier wird sie unterbrochen, indem es zwölf Wegestunden weit zu Lande übers Gebirge nach Nan hiang fu, in der Provinz Kuang tung, geht. Hier schifft man sich wiederum auf einem Flusse ein, der nach Kanton führt. So ist dieses große Handels-Emporium für den Verkehr der Europäer mit der Hauptstadt des Reiches durch einen Wasserweg von sechshundert Meilen Länge verbunden, eine einzige Tagereise ausgenommen, die über den Berg May ling führt. Die Schleüsen, Dämme, Einfassungsmauern, Brücken, u. s. w., die in und an dem Kaiserkanal erbaut worden sind, gehören zu den großartigsten Wasserbauten der ganzen Welt und aller Zeiten. Die Brückenbauten der Chinesen zeichnen sich eben sowol durch Pracht der Ausführung als durch Genialität und Großartigkeit des Planes aus; es giebt in China Brücken, die zuweilen eine Stunde Weges lang sind, andere, welche über Abgründe von tausend Fuß Tiefe führen, wie die berühmte Brücke bei Suen tscheu fu, die über einen Meerbusen führt und auf zweihundert und funfzig Pfeilern ruht, die so hoch sind, daß die größten Fahrzeuge unter der Brücke hindurchfahren können. Sehr merkwürdig ist auch eine Brücke bei der Stadt Tscho ngan; sie führt über den Whang ho, der daselbst sechshundert fünfzig Fuß hohe Ufer hat. Diese Ufer sind durch eine sechshundert Fuß lange Brücke verbunden, die aus einem einzigen Bogen besteht, und nicht unerwähnt darf es bleiben, daß in China zuerst Kettenbrücken erbaut worden sind.

Jede Stadt und jedes Dorf ist in China mit Mauern umgeben, die so hoch sind, daß die Wohngebaüde dadurch völlig gedeckt werden, und so breit, daß man auf ihnen reiten kann. Sie sind entweder von Quadern oder von Ziegelsteinen aufgeführt und mit einem breiten Graben umgeben; hinter demselben haben sie einen Erdwall und von Strecke zu Strecke viereckige Thürme. Die Stadtthore, deren jedes ebenfalls von zwei sehr hohen Thürmen gedeckt ist, welche zu Wacht- und Zeüghaüsern dienen, haben jedes Mal zwei Pforten, welche durch einen überwölbten Gang, nach Art unserer Festungsthore, verbunden sind. So ist also jede Stadt und jedes Dorf ein befestigter Ort, aber außerdem giebt es noch eine große Menge unbewohnter, nur zu militairischer Besetzung dienender Schlösser, Forts, Thürme und Schanzen, ohne der Tausende ähnlicher Anlagen zu gedenken, die sich auf der großen chinesischen Mauer befinden, die an sich selbst das größte Bauwerk in der Welt ist. Als ein Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle und Angriffe der nordischen Völker ange-

legt, hat dieses kolossale Werk seine Bestimmung verloren, seitdem diese Völker dem chinesischen Reiche unterworfen worden sind.

Die Liang, oder die ehrenwerthe Bevölkerung China's, spaltet sich in vier Stände, in Zu, Nung, Zong und Kung, d. i.: in Gelehrte, Landwirthe, Kaufleüte, Handwerker und mechanische Künstler.

Den Stand der Zu, oder Gelehrten, kann man auch den adligen nennen. Mit Ausnahme der Glieder der kaiserlichen und der Familie des Confuzius, so wie mit Ausnahme einiger Familien, denen der Kaiser Würden verliehen hat, ist der Adel in China nicht erblich, sondern rein persönlich. Wäre ein Mann auch noch so berühmt gewesen und hätte sich zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs emporgeschwungen, so müssen doch seine Kinder ihr Glück für sich machen; und fehlt es ihnen an Geschicklichkeit, in die Fußtapfen des Vaters zu treten, so werden sie dem gemeinen Mann gleich und müssen sich oft zu den niedrigsten Arbeiten bequemen. Ein Sohn erbt zwar das Vermögen seines Vaters, um aber die Würden und Ehrenstellen seines Vaters zu besitzen, muß er dieselbe Stufenleiter durchlaufen, die der Vater hinaufgestiegen ist. Intellektuelle und sittliche Bildung ist der einzige Weg zum ersten Stande, von dem Keiner, und sei er noch so dunkeln Ursprungs, ausgeschlossen ist.

Außer den Mitgliedern der kaiserlichen Familie führt Niemand einen besondern erblichen Titel. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses zerfallen aber hauptsächlich in fünf Klassen, nämlich in Zing wang, Kyung wang, Pey le, Pey ze und Kong feu, was etwa mit den Rangklassen der Herzoge, Marquis, Grafen, Vizegrafen und Barone in England übereinkommt. Diese fünf Klassen stehen höher als der Verdienstadel. Es giebt aber auch noch Prinzen von niedrigeren Stufen und diese unterscheiden sich von den Gliedern des persönlichen Adelstandes durch nichts, als den gelben Gürtel, der allen Prinzen von Geblüt, sie mögen Ämter und Würden besitzen, oder nicht, gemeinsam ist. Zum Erbadel gehören, außer den Gliedern der regierenden Dynastie, auch die Nachkommen der frühern Regentenhaüser. Aber keiner dieser Prinzen besitzt, als solcher, Macht und Ansehen im Staate, obwol allen vom Volk große Ehrerbietung erwiesen wird. Die Regierung gewährt ihnen Einkünfte, welche ihrem Range angemessen sind, und Manche besitzen auch eigenes Vermögen, das sie durch die Betriebsamkeit ihrer Leüte zu vermehren suchen; Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen sie aber nur, wenn sie sich durch Kenntnisse und Gelehrsamkeit zur Übernahme von Staats-Ämtern befähigt haben. Sie leben alle in Pe king unter den Augen der Regierung, die eifersüchtig über sie wacht, um alle aufrührerischen Unternehmungen, zu denen man sie fähig hält, im Keime zu ersticken. Zur Klasse des Erbadels gehören auch, wie schon oben erwähnt, die Nachkommen des Kong fu ze (Confuzius), die „Sching zin ti schi nul" d. i: Vettern des großen Mannes genannt werden. Einer aus dieser Familie, die für die edelste in ganz China gehalten wird, ist beständig mit der Würde eines „Kong" oder obersten Herzogs beliehen, und die Stadt Kyo feu hian, in der Provinz Schan tong, der Geburtsort des Confuzius, hat immer ein Glied dieser Familie zum ersten Beamten.

Die Klasse des Erbadels enthält nicht viele Mitglieder; sehr zahlreich dagegen ist die des persönlichen oder Verdienst-Adels, zu welcher alle Staatsbeamten gehören, 1) die Quan, oder Mandarinen (d. h: Befehlshaber im Portugiesischen), mögen sie im Staatsdienst stehen, oder aus demselben in Ehren entlassen sein; sodann 2) diejenigen, welche nicht gelehrte Bildung genug besitzen, um einem öffentlichen Amte vorstehen zu können, doch aber durch — Connexionen gewisse Ehrentitel erhalten haben, die ihnen das Vorrecht ertheilen, mit den Mandarinen verkehren zu dürfen, weshalb sie vom Volke sehr hochgeschätzt, aber auch gefürchtet werden; endlich 3) alle studirte Leüte vom fünfzehnten Jahre an, wenn sie in den Staatsprüfungen bestanden haben.

Den Gelehrten ist, theils zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit an sich, theils aus politischen Rücksichten, der erste Stand verliehen worden. Denn die chinesische Gelehrsamkeit umspannt, außer den Naturwissenschaften, vorzugsweise die Kenntniß der Sprache und der vaterländischen Geschichte, die Gesetzkunde und die Sittenlehre, die man als diejenigen Wissenschaften betrachtet, welche den Frieden und die Ordnung und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft und der Regierung am meisten zu sichern im Stande sind.

Zur Erlernung der Sprache und dieser Wissenschaften giebt es Unterrichts-Anstalten im ganzen Reiche, an deren Spitze das kaiserliche Seminar zu Peking mit der Bestimmung steht, Professoren für die verschiedenen Schulen des Reichs zu bilden. Die gesammten Schulen sind in drei Klassen getheilt, in Volks-, Kreis- und Stadtschulen. Die ersteren bestehen in jeder Stadt und auch in den allermeisten Flecken und Dörfern. Ja, es giebt keinen Wohnplatz in China, der nicht die Wohlthat des Jugend-Unterrichts besäße, wenn auch nicht durch eine öffentliche Schule, doch durch Privatlehrer. Darum ist die Zahl der Lehrer außerordentlich groß, und ihr Stand ein hoch in Ehren gehaltener. Der Kinder Ältern sorgen für ihren Unterhalt und beschenken sie außerdem noch; sie räumen ihnen überall die Oberstelle ein, nebst dem Namen „Syju", d. h: unser Lehrer, unser Doctor, und die Kinder haben die größte Hochachtung für sie, so lange sie leben.

Diejenigen Schüler, welche den Elementar-Unterricht mit Erfolg benutzt haben, heißen Studenten und gehen in die Kreisschulen über. Diese zerfallen in drei Klassen und jede hat ihren Ober- und Unterlehrer. Es gibt im ganzen Reiche 3022 solcher Kreisschulen, die von etwa 41,000 Studenten besucht werden. Staatsschulen giebt es in allen Provinzial-Hauptstädten und einige werden von Seiten des Staatsschatzes, andere auf Kosten der Provinz selbst erhalten. Die Ernennung der Lehrer geschieht aber in allen Fällen von der Regierung. Der Jugend ist es freigestellt, diese höheren Unterrichts-Anstalten zu besuchen, oder nicht; denn für den Fall des Besuchs begiebt sich der Studirende des Rechts, sich nach eignem, freien Willen einen Stand zu wählen, und wird gleichsam Eigenthum des Staats; er muß lernen, was ihm vorgeschrieben wird, und sich für den Dienst verwenden lassen, für den ihn die Regierung ausgebildet wissen will.

In jeder Fu, oder Stadt vom ersten Range, giebt es einen großen Pallast,

der einzig und allein zu den Prüfungen der Studenten ꝛc. bestimmt ist. Das Examinationsgeschäft ist auf die vortrefflichste Weise organisirt. Die Vorprüfungen geschehen vor einer Examinations-Commission, die, unter dem Vorsitz der Fu juen, Tschi fu und Tschi hian, oder der ersten Beamten der Provinz und der Städte ersten und dritten Ranges, aus den vornehmsten Beamten der Provinz besteht. Hält man einen jungen Studenten für tüchtig, vor dieser Behörde examinirt zu werden, so hat er sich bei dem Tschi hian seines Geburtsorts zu melden, der ihm das Thema der schriftlichen Arbeiten giebt, diese entweder selbst prüft, oder in seinen Bureaux prüfen läßt, immer aber selbst über ihren Werth entscheidet. Von 800 Studenten z. B. werden 600 Hian wing, d. h: in der Hian eingetragen, nämlich in der Liste derjenigen, welche zur Prüfung vor dem Tschi fu zugelassen werden können; und dieser trifft abermals eine neüe Wahl, bei welcher nicht über 400 Fu wing erhalten, d. h: zur zweiten Prüfung ernannt werden. Bisher haben die jungen Leute, welche diese Vorprüfungen bestehen, noch keinen Grad, wol aber eine eigne Benennung, nämlich Tong seng, d. i: Kandidaten.

Die Nachprüfungen leiten Examinatoren, welche zu diesem Endzweck eigens von Pe king in die Provinzen abgefertigt werden und drei Jahre im Amte bleiben. Während dieser Zeit müssen diese Hyo tau, wie sie heißen, zwei Mal ihre Rundreise durch die ihnen angewiesenen Provinzen machen. Die erste dieser Nachprüfungen heißt Seju kau, die zweite Ko kau. Wer in ihnen besteht, empfängt den Grad eines Siju zai, der etwa mit dem akademischen Grade eines Baccalaureus correspondirt. Mit diesem Grade ist eine besondere Kleidung verbunden, welche aus einem blauen Rock mit schwarzer Einfassung, und einem Vogel aus Silber oder Zinn auf der Mütze besteht. Die Baccalaureen stehen nicht unter der gewöhnlichen Polizei- und Rechts-Gewalt, sondern haben ihre eigene Gerichtsbarkeit. Was die Fortsetzung ihrer Studien anbelangt, so sind sie dem Hyo tau unterworfen, der vermöge seines Amts verpflichtet ist, seine Provinz zu bereisen, um die Siju zai sowol in Beziehung auf ihre fernere Ausbildung, als auf ihr sittliches Betragen zu überwachen und zu beaufsichtigen. Hat er sich von ihrer Aufführung unterrichtet, so untersucht er ihre Ausarbeitungen, belohnt die Fleißigen und bestraft die Nachlässigen. Zu dem Endzweck theilt er seine Pflegebefohlenen in sechs Klassen, von denen die beiden ersten auf Belohnung, die drei letzten aber auf Strafe angewiesen sind. Die dritte Klasse hat weder Anspruch auf Belohnung, noch bildet sie eine Straffection. Wer in die vierte Klasse gesetzt werden muß, hat die Strafe der Bastonnade verwirkt; in der fünften Klasse verliert er den Vogel von seiner Mütze und wird zum halben Baccalaureus degradirt; wer aber das Unglück haben sollte, in die sechste Klasse zu kommen, der wird seines Grades gänzlich beraubt, was jedoch selten vorkommt. Bei diesen Untersuchungen sieht man nicht selten einen hochbejahrten Mann die Bastonnade bekommen, während sein junger Sohn, der mit ihm zugleich Ausarbeitungen macht, Belohnungen und Beifall ärntet. Aber diese Strafe widerfährt nur denjenigen, über deren sittliche Aufführung Klage eingelaufen ist. Die Belohnungen bestehen sowol in Geld,

als in Verleihung seidner Binden. Ein jeder Graduirte, der sich bei diesen Prüfungen nicht stellt, laüft Gefahr, seinen Titel zu verlieren und zum gemeinen Volk erniedrigt zu werden; nur Krankheit und die Trauer um einen verstorbenen Anverwandten kann von dieser Verpflichtung entbinden.

Alle drei Jahre ein Mal werden in der Hauptstadt einer jeden Provinz die in derselben lebenden Siju zai einer andern Prüfung, Namens Tschu kau, unterworfen, die von den vornehmsten Beamten der Provinz, unter dem Präsidio zweier Mandarinen aus Pe king, abgehalten wird. Der erste Vorsitzer heißt Tsching tschu kau, und muß Han lin, d. h: vom Kollegio der vornehmsten Gelehrten des Reichs sein, der andere heißt Fu tschu. Wer in dieser Prüfung besteht, empfängt den Grad eines Kiu schin, der sich mit unsern Magistern oder Licentiaten vergleichen läßt. Die Anforderungen, welche an einen Kiu schin gemacht werden, sind so groß, daß von 10,000 Siju zai oft nur 60 zu dem höheren Grade befördert werden. Mit diesem Grade ist der Anspruch auf Verleihung eines öffentlichen Amtes verknüpft. Die Kleidung der Kiu schin besteht in einem Rock von braünlicher Farbe und einer vier Finger breiten Einfassung von blauer Farbe, der Vogel auf der Mütze ist von vergoldetem Kupfer oder rein von Gold. Derjenige Kiu schin, welcher sich im Examen am meisten ausgezeichnet hat, führt den Titel Kai juen. Manchmal gelangen die Kiu schin zu einem öffentlichen Amte, nur weil sie die ältesten ihres Ranges sind, und es sind Beispiele vorhanden, daß einige von ihnen sogar General-Gouverneure oder Vizekönige in den Provinzen geworden sind; die Regel aber ist, daß nur diejenigen Kiu schin zu den höchsten Stellen und Würden im Reiche gelangen können, welche das dritte oder große Staats-Examen gemacht haben.

Diese Prüfung, die Kaiserliche genannt, weil sie unter dem unmittelbaren Präsidio des Staats-Oberhauptes abgehalten wird, findet in der Hauptstadt des Reichs jedes dritte Jahr Statt. Es kommen oft 5,000 bis 6,000 Kiu schin in dieses Examen, wovon aber in der Regel nur 300, zuweilen sogar nur 150, zu bestehen pflegen, und demgemäß zum höchsten Grade der Gelehrsamkeit erhoben werden, der sich mit unserem Doctor-Grade vergleichen läßt.

Die drei ersten, in der Prüfung vorzüglich bestandenen Gelehrten werden Thai se men sing, d. i: Schüler des Himmels-Sohnes, genannt, und von diesen drei heißt der erste oder ausgezeichnetste Tschuang juen, der zweite Pang juen und der dritte Tan hua. Aus den übrigen Doctoren wählt der Kaiser eine gewisse Anzahl heraus, die den Titel Han lin, d. i: Doctoren vom ersten Rang, führen. Alle anderen heißen Zin ze, d. i: Staatsperson.

Wer diesen ruhmvollen Titel eines Zin ze entweder im Gelehrten-, oder auch im Militair-Stande*), erlangt hat, der kann sich als ein gemachter Mann ansehen; denn nicht allein, daß er von seinen Anverwandten mit Geschenken und Ehren überhaüft wird, was so weit zu gehen pflegt, daß man ihm in seinem Ge-

*) Die Prüfungen zum Militair-Stande finden vor denselben Examinations-Behörden Statt, wie die der Gelehrten.

burtsorte Triumphbogen errichtet, so hat er, dessen Diplom vom Kaiser unmittelbar vollzogen wird, den Anspruch auf die wichtigsten Ämter des Reichs erlangt und ein Jeder bewirbt sich um sein Wohlwollen, um seinen Schutz.

Wie der Gelehrten-Stand, als der erste der bürgerlichen Gesellschaft in China, überaus hoch in Ehren gehalten wird, weil jeder aus der Liang, oder ehrenwerthen Bevölkerung darin Aufnahme finden kann (die Mitglieder des Zin oder Pöbels sind von ihm ausgeschlossen), so finden auch große Festlichkeiten bei Erhebung der Baccalaureen Statt, die in sich wieder in verschiedene Klassen eingetheilt sind. Man unterscheidet vornehmlich Kung sing, d. h: Baccalaureen, die weiter keiner Prüfung unterworfen werden. Ihrer sind drei Stufen. Die erste heißt Pa kung sing, welches bedeütet, daß sie geschickte Redner und ihre Arbeiten so gut und schön sind, daß sie ihren Grad verdienten, ohne die vorschriftsmäßige Zeit abzuwarten, was eine sehr große Auszeichnung ist. Auf der zweiten Stufe stehen die Zyn fuen kung, welche zwanzig Jahre Baccalaureen gewesen sind, und auf der dritten die Ngan kung, die durch des Kaisers Gnade ihr Privilegium erhalten haben.

Man versteht unter dem allgemeinen Namen Gelehrte die Studirenden sowol als diejenigen, welche bereits einen Grad erlangt haben, sie mögen Beamte sein oder nicht. Alle Quan oder Mandarinen sind Gelehrte, aber nicht alle Gelehrte sind Mandarinen, oder mit Ämtern beliehen. Ein älterer Berichterstatter sagt, es würde gut sein, wenn die studirten Leüte in Europa den chinesischen ähnlich wären, denn diese seien die ernsthaftesten und sittsamsten Leüte in ganz China, und es gehöre bei ihnen zum guten Tone, stets mit niedergeschlagenen Augen zu gehen, um damit ihre Demuth auszudrücken, und selbst bei den Schulknaben zeige sich schon dieses gesetzte Wesen. Doch, fügt er hinzu, sind sie durch und durch voll — höllischen Hochmuths! In diesem Stande, in dieser Aristokratie des Geistes allein zeigt sich der entsetzliche Dünkel des chinesischen Volks, der im Verkehr mit anderen Nationen für diese so verletzend ist, und so weit getrieben wird, daß alle Ausländer von den chinesischen Gelehrten kaum für — Menschen angesehen werden.

Der Bauer bildet in China den zweiten Stand, oder Nung. Er genießt große Vorrechte, denn man sieht seine Beschäftigung als die nothwendigste im Staate an. Die Chinesen sagen, der Kaiser müsse den Ackersmann unter seinen besonderen Schutz nehmen und ihm besondere Vorrechte bewilligen, weil durch seine Arbeit das ganze Reich besteht; ja es würde untergehen müssen, wenn nicht das Volk seinen ganzen Fleiß und Eifer auf die Kultur des Bodens verwendete. Darum ist auch jedes noch so kleine Fleckchen Land angebaut und benutzt, und darum ist es von jeher die eifrigste Sorge der Regierung gewesen, die Landwirthschaft in ihrer Blüthe und den Ackerbauer in Ehren zu halten. Darum verrichtet auch der Kaiser selbst jährlich ein Mal die Geschäfte des Landmanns, und darum ist zu Ehren des Ackerbaus ein Festtag angesetzt, der im Umfange des ganzen Reichs gefeiert wird.

Man glaubt, der zweite der chinesischen Kaiser, der im Jahre 2837 vor der christlichen Zeitrechnung zur Regierung gelangte, habe zuerst den Ackerbau

gelehrt. Er hieß Schin nong, oder der himmlische Ackersmann, und sein Andenken wird noch heütiges Tages verehrt. Später ist der Ackerbau noch mehr zum Ansehen gelangt: Kaiser Jau, der ein halbes Jahrhundert nach jenem Monarchen regierte, wählte, mit Übergehung seiner eigenen Kinder, einen jungen Landmann, der in den Geschäften der Landwirthschaft wohl bewandert war, zu seinem Nachfolger, wodurch den Chinesen eine große Hochachtung für den Feldbau beigebracht wurde. Schun's Nachfolger, Ju, gelangte auf dieselbe Weise auf den Thron. Dieser soll die Ent- und Bewässerungskunst in China zuerst gelehrt und in Büchern bekannt gemacht haben, was die Aufmerksamkeit des Kaisers auf ihn lenkte. Verschiedene andere Kaiser haben ihre Theilnahme für den Ackerbau ebenfalls an den Tag gelegt. So ließ Kong wang, der dritte Kaiser aus der Dynastie Tscheu, Gränzzeichen im ganzen Reiche errichten, um den Streitigkeiten zwischen den Landbesitzern ein Ziel zu setzen. King wang, der vier und zwanzigste Kaiser desselben Hauses, unter dessen Regierung Confuzius im Jahre 531 vor Chr. Geb. geboren wurde, erneüerte die Gesetze, welche zum Vortheil des Landbaus gegeben waren, und Kaiser Wen ti, der 250 Jahre später regierte, war der erste, welcher selbst Hand an den Pflug legte, um seinen Hofleüten und dem ganzen Volke mit einem guten Beispiele voranzugehen.

Zum dritten Stande, oder Zang, gehören die Kaufleüte und Händler aller Art, deren es in China eine erstaunliche Menge giebt; außerdem gehören dazu die Schiffer, und überhaupt alle Leüte, die mit dem Betrieb des Handels mehr oder weniger in Verbindung stehen.

Die Chinesen lassen sich, was Handel und Wandel betrifft, mit den Juden vergleichen; ja einige Beobachter sagen ausdrücklich, daß keine Nation in der Welt sich besser zum Handel schicke und ihn besser verstände, als die chinesische. Die Kaufleüte seien in ihrem Benehmen gegen die Kaüfer außerordentlich zuvorkommend und einnehmend, sie begnügten sich oft mit dem kleinsten Vortheil und machten nicht selten die beschwerlichsten Reisen, wo sich nur der geringste Gewinn in Aussicht stelle, dabei wüßten sie tausend Mittel und Wege zu ersinnen, auf die ein anderer — ehrlicher Mensch nicht verfallen würde; zugleich aber auch seien sie, — und dies ist schon oben erwähnt worden — in dem Verkehr mit Ausländern nichts weniger, als gewissenhaft; aus einer Verfälschung der Waaren machen sie sich, in diesem Verkehr, — gar kein Bedenken: „der Verkaüfer betrügt nicht," sagen sie, „der Kaüfer betrügt sich selbst, denn er ist nicht gezwungen zu kaufen und der Vortheil ist die Frucht von des Kaufmanns Geschicklichkeit." Gleichwol, bemerkt du Halde, sind diejenigen, welche nach so — verdammten Grundsätzen verfahren, die ersten bei der Hand, um anderer Leüte Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zu loben und zu preisen. Als die reichsten Kaufleüte gelten die, welche mit Seide und Zimmerholz Handel treiben.

Den vierten Stand endlich, oder Kung, machen die Handwerker und Künstler aus, deren Zahl in allen Zweigen der Industrie und des Kunstfleißes gleichfalls außerordentlich groß ist.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Kulturzustande des chinesischen Volkes zu, so müssen wir zunächst diejenige Kultur ins Auge fassen, auf welcher der Bestand und die Wohlfahrt der seßhaften Völker zunächst beruht, und das ist der Anbau des Bodens, zur Gewinnung der natürlichen Produkte eines Landes.

In dieser Beziehung übertreffen die Chinesen wol alle Völker der Erde, sowol was Fleiß und Ausdauer, als auch den rationellen Betrieb der Landwirthschaft betrifft. In China liegt das Land niemals brache, und einerlei Acker bringt alle Jahr in der Regel drei Ärnten, erstlich Reis, sodann Wicken, und zuletzt Weitzen oder anderes Korn, oder auch Bohnen. Auf die Düngung der Felder wird die größte Sorgfalt verwendet, und nicht allein, daß man dazu Viehdünger gebraucht, auch die Exkremente des Menschen werden verwendet und, mit Recht, als das kräftigste Düngmittel geschätzt; selbst Menschenhaar und Schweineborsten sind davon nicht ausgeschlossen. Die größte Aufmerksamkeit widmet der chinesische Landwirth dem Reisbau, der nicht allein in den Ebenen und Thälern, sondern auch auf den Abhängen der Berge getrieben wird, zu welchem Behuf die sinnreichsten Bewässerungs- und Berieselungs-Anstalten getroffen sind. Welch' einen außerordentlichen Fleiß die Chinesen auf diese Kultur verwenden, kann man daraus abnehmen, daß sie den Reis, wenn die Saat aufgegangen und etwa einen Fuß hoch geschoßt ist, mit der Wurzel ausreißen und nach der Linie und schichtweise verpflanzen, damit die Ähren sich an einander lehnen und den Winden besser widerstehen können. Man sieht weder Hecken noch Teiche, ja kaum einen Baum, so sehr sind die Chinesen besorgt, auch nicht einen Zollbreit vom Boden zu verlieren. Und so wohlthuend es ist, den Fleiß eines großen Volks in der landwirthschaftlichen Thätigkeit bewundern zu können, indem man Meilen weit die üppigsten Fluren vor sich hat, von Hügeln und Bergen eingeschlossen, welche vom Fuß bis zum Gipfel in erhöhte Beete oder Terrassen, oft zu zwanzig und dreißig über einander, eingetheilt sind, so ist doch die Einförmigkeit dieser fruchtbarsten Ebenen und Abhänge für ein Auge, das an landschaftlich schöne Gegenden gewöhnt ist, über die Maßen ermüdend *).

Von Lust- und Blumengärten ist in China wenig, oder fast gar nicht die Rede: der Boden ist den Chinesen zu kostbar, als daß sie ihn zur Befriedigung des Luxus verwenden könnten; sie müssen in der That jedes Fleckchen Land, das nur irgend tragbar ist, benutzen und dürfen ihre unermüdete Arbeitsamkeit niemals ruhen lassen, um die nothwendigen Subsistenzmittel für die riesenhafte Bevölkerung zu erzielen. In den südlichen Landschaften, besonders aber in den Provinzen Hu pe, Hu nan, Kiang su, Ngan hoeï und Tschekiang, ist der Reis-

*) Daß die Landschaft nicht überall so einförmig sei, versteht sich von selbst. Bei Kanton z. B. hat sie ein reizendes Ansehen: es wechseln dort Berge mit Thälern, Reisfelder mit bebuschten Hügeln, den Ruhestätten der Verstorbenen, wobei die niedlichen Formen der chinesischen Landhäuser, gewöhnlich im Schatten von Cypressen stehend, der Landschaft einen höchst malerischen Charakter geben.

bau zu Hause, während in den nördlichen Provinzen Pe tschili, Schan si, Schen si und Sse tschuan mehr die Kultur der eüropäischen Getreidearten, besonders Weitzen, Mais und Gerste, florirt, woneben Hirse und Taback gebaut werden, auch Erbsen, die zum Pferdefutter dienen.

In China gedeihen alle Obstbaüme des mittleren und südlichen Eüropa, aber sie liefern nicht das schmackhafte Obst, wie bei uns, weil der Chinese sich wenig auf die Obstzucht legt. Auch versteht er es nicht, Wein zu machen, obwol die Traube, welche die chinesische Rebe liefert, ein ausgezeichnetes Gewächs ist. Oliven und Orangen, Limonien und Citronen, und viele andere Früchte, die China eigenthümlich zu sein scheinen, gedeihen in den verschiedenen Provinzen, je nach dem Himmelsstrich, unter dem sie gelegen sind. Cassia, eine gewisse Art Pfeffer und Zimmt, Betel und Kampfer werden ebenfalls gewonnen, ohne daß man jedoch den betreffenden Gewächsen eine große Pflege angedeihen läßt.

Anders verhält es sich jedoch mit dem Zuckerrohr, dem Maulbeerbaum und dem Theestrauch, auf deren Kultur die größte Sorgfalt verwendet wird. Auch der Gartenbau erfreüt sich einer großen Theilnahme, weil der gemeine Mann, außer dem Reis, die Gartengewächse zu einem Hauptnahrungsmittel wählt. Die chinesische Flora ist der eüropäischen Botanik höchst dürftig bekannt, aber sie enthält eine Menge Gewächse, welche von den Chinesen auf die nutzbarste Weise ausgebeütet werden. Prachtvolle Wälder bedecken die Gebirge, besonders in den Provinzen Schen si, Honan, Kuang tung und Fu kian, und der gute Zustand, in dem sie sich befinden, scheint zu verrathen, daß die Chinesen tüchtige Forstleüte sind, was auch bei dem starken Holzverbrauch, zum Bau von Haüsern und Gebaüden aller Art, zum Schiffsbau und zur Feüerung, für sie ein Bedürfniß ist.

Auf die Viehzucht, die alle unsere eüropäischen Hausthiere umfaßt, verwenden die Chinesen einen großen Fleiß, weil sie dieselbe mit Recht als eine Hauptstütze des Ackerbaus, daher als einen vorzüglichen Zweig der Landwirthschaft betrachten. Zu ihren Hausthieren gehört auch das Kameel. Die Fauna hat fast von allen Klassen, Ordnungen und Familien ihre Repräsentanten in China, und da die Chinesen in dem Genuß des Fleisches von Thieren, vor denen die Eüropäer einen Abscheü hegen, nichts weniger als Ekel zeigen, so legen sie sich mit großem Eifer auf Jagd und Fang, noch mehr aber auf die Fischerei, die für Millionen ein einträgliches Gewerbe und den einzigen Nahrungsweg bildet.

Viele Gebirge China's zeichnen sich durch ihren Mineral-Reichthum aus, sowol an Metallen als Edel- und anderen nutzbaren Steinen. Über den Bergbau der Chinesen weiß man indessen wenig; so viel scheint jedoch gewiß zu sein, daß die Regierung den Bau auf Edelmetalle aus Staatsrücksichten nicht begünstigt, während die Förderung von Eisen, Kupfer, Zinn und anderen im gemeinen Leben brauchbaren Metallen sehr zu blühen scheint, urtheilt man nach dem Preise dieser Metalle, der im ganzen Reiche sehr niedrig ist. Der Bau auf Steinkohlen, sowie der Betrieb der Salinen haben in China eine sehr große Ausdehnung.

Wenn wir nach dem Zustande der technischen Kultur fragen, so ist uns das, was wir in Europa unter dem Namen der chinesischen Waaren kennen, von einer so vortheilhaften Seite bekannt, daß wir uns durch viele derselben zu einer Bewunderung der Industrie, des Kunst- und Gewerbfleißes der Chinesen unwillkürlich hingerissen sehen.

Die vornehmsten Zweige der chinesischen Industrie sind die Seiden- und Baumwollen-Manufaktur, und die Fabrikation von Porzellan und Lack-Waaren.

Die Zucht der Seidenwürmer und die darauf gestützte technische Industrie ist so alt, wie das chinesische Reich selbst; denn sie steigt bis vor das, von Sagen und Fabeln umhüllte Zeitalter des Kaisers Hoang ti hinauf, von dem die ältesten chinesischen Schriftsteller berichten, das Land sei erst kurz vorher wohnbar gemacht worden und der Mensch habe sich noch in Thierfelle gekleidet; weil aber diese bei der Vermehrung der Bevölkerung nicht mehr hingereicht hätten, so wäre die Seide von einer Gemahlin des Kaisers erfunden worden. Sei dem, wie ihm wolle, so steht wenigstens das unzweifelhaft fest, daß die Seidenzucht in China ihren Ursprung hat, daß sie von da aus nach Indien, und über Persien nach dem Abendlande zu den Griechen und Römern gewandert ist, bei denen die Seide, als sie zum ersten Mal eingeführt wurde, den Werth des Goldes hatte; und ferner auch, daß der Name, unter welchem die Griechen das nördliche China kannten, von der Seide entlehnt ist, denn Serica kommt her von σήρ, dem Seidenwurm, und dieses Wort ist seiner Seits den morgenländischen Sprachen entlehnt: im Chinesischen heißt die Seide ße oder ßä, im Mongolischen ßärgek, im Mandshuischen ßirge, im Koraai'schen ßir. Die Provinzen, welche im Seidenbau und der Seidenmanufaktur die größte Berühmtheit erlangt haben, sind Tsche kiang, Kiang su und Ngan hoeï: hier werden Seidenzeüge verfertigt, von deren Feinheit und Weiche und von deren glänzendem Ansehen wir uns keinen Begriff machen können; auch das vortrefflichste Fabrikat unserer europäischen Seidenmanufakturen erscheint dagegen grob, rauh und matt. Unzählbar ist die Manchfaltigkeit der Stoffe, welche die Chinesen aus der Seide weben; sie verfertigen Zeüge, für die wir keinen Namen haben: glatte und broschirte, bedruckte und gemalte, die mehr oder minder alle die Eigenschaft haben, daß sie, wie Leinwand, gewaschen werden können, ohne ihren Glanz zu verlieren. Obwol die Seide den Hauptstoff zur Kleidung der Chinesen liefert, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Wollen- und Leinenmanufakturen, von denen die erstern hauptsächlich in den nördlichen Provinzen, wo es kalte Winter giebt, bestehen und Zeüge liefern, welche mit unsern Halbtuchen Ähnlichkeit haben, diese aber in der Qualität weit übertreffen. Großartig sind die Baumwollen-Manufakturen in China, von deren Erzeügnissen wir nur des unter dem Namen des Nan king bekannten Gewebes als Repräsentanten dieser Fabrikation gedenken wollen.

In der Fabrikation des Porzellans, im Chinesischen Ze ki genannt, haben es die Chinesen seit unvordenklichen Zeiten zu einer Vollkommenheit gebracht, welche von den europäischen Manufakturen erst seit wenigen Jahren erreicht worden ist. Das Porzellan ist in China, außer der gewöhnlichen irdenen Waare,

so gemein, daß bei allen Klassen der Bevölkerung der gewöhnliche Hausrath, als Teller, Schüsseln, Becher, Blumentöpfe, allerlei Ziergeräthe u. s. w., aus Porzellan besteht: die Kammern, Kabinette, und selbst die Küchen, sind damit angefüllt, und sogar die Maurer brauchen es zum Überziehen der aüßern Wände der Haüser und zum Dachdecken. Das schöne Porzellan, welches glänzend weiß oder hell himmelblau und mit allerhand Verzierungen in den prachtvollsten Farben geschmückt ist, kommt alles von King te tsching, einem Städtchen im Jau tscheu Fu der Provinz Kiang si; hier ist die größte Fabrikations-Stätte in China, welche die ganze Welt mit Porzellan versorgt. Auch in den Provinzen Kuang tung und Fu kian giebt es viele Manufakturen, allein ihr Fabrikat unterscheidet sich sehr wesentlich von jenem, indem es zwar schneeweiß, aber ohne Glanz ist und auch keine Malerei hat.

In vielen anderen Zweigen des Kunstfleißes, z. B. den Lack- oder Firniß-Arbeiten, in der Färberei und Stickerei, haben die Chinesen eine Stufe der Bildung erstiegen, die wir Eüropäer noch erklimmen müssen. Vergeblich bemühen wir uns, ihre Tinte, die Tusche, nachzuahmen und ihr Papier, das sich eben so wol durch Feinheit als Dauerhaftigkeit auszeichnet. Die Papierfabrikation hat einen sehr großen Umfang, weil der Verbrauch an Papier außerordentlich ist, indem er sich nicht auf die erstaunliche Menge dessen, was die Gelehrten gebrauchen, beschränkt, sondern auf Tapeten-Arbeit und allerlei haüsliche Verwendung ausgedehnt ist. Die Holzschneidekunst und der Stereotypen-Druck gehen bei den Chinesen bis auf die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurück; Einige wollen sie sogar bis sechzehn hundert Jahre vor Chr. Geb. verfolgen. Auch ist ihnen die eüropäische Art zu drucken nicht unbekannt: verschiedene periodische Schriften werden mit beweglichen Typen gesetzt, die aus Holz geschnitten sind. Der Abdruck geschieht nicht unter der Presse, sondern vermöge eines leisen Drucks der Hand und zwar wird, weil das Papier so dünn und durchsichtig ist, immer nur eine Seite bedruckt, daher jedes Blatt gefalzet ist. Auf die Falzen ist ein schwarzer Strich gezogen, der, wie die von den Punkturen gemachten Löcher bei unsern Büchern, dem Buchbinder zur Richtschnur dient, wie er sie brechen soll. Sie binden ihre Bücher in eine hübsche dünne Pappe von grauer Farbe, oder in feinen Satin oder geblümten Taffend. Manche Bücher sind in rothen Brocad gebunden, der mit silbernen und goldenen Blumen bestreüt ist.

Seit den ältesten Zeiten ist den Chinesen der Magnet (schy) bekannt gewesen, seine Anziehungskraft und seine Polarität; indessen geschieht der besonderen Eigenthümlichkeit dieses Steins, wonach er das magnetische Fluidum dem Eisen mittheilt, erst im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Ngan ti, von der Han Dynastie, d. i: im Jahre 121 unserer Zeitrechnung, Erwähnung. Das berühmte Wörterbuch Schun wen, von Hiu tschin, welches in jenem Jahre beendigt wurde, beweiset deütlich, daß man damals schon den Gebrauch der Magnetnadel in China kannte, während diese Kenntniß im Abendlande nicht über das Ende des zwölften Jahrhunderts zurückgeht. Von einem nicht minder hohen Alter ist bei den Chinesen die Erfindung des Schießpulvers und

anderer entzündbaren Zusammensetzungen, deren sie sich zu den brillantesten Feüerwerken bedienen; und man glaubt, daß die Donnerbüchsen und die Steingeschütze, deren Gebrauch die Tataren von ihnen lernten, in Eüropa das grobe Geschütz hervorgerufen haben, wiewol die Gestalt der Flinten und Kanonen, deren sie sich gegenwärtig bedienen, von den Franken zu ihnen gebracht worden ist.

Die einer jeden Landschaft eigenthümlichen Reichthümer und die Leichtigkeit, die Erzeügnisse des Bodens und der Industrie vermittelst der Flüsse und Kanäle von einem Ort zum andern zu bewegen, haben den einheimischen Handel des chinesischen Reichs zu allen Zeiten außerordentlich blühend gemacht. Im Vergleich mit diesem Binnen-Handel verdient der auswärtige kaum einer Erwähnung, da die Chinesen in ihrem eigenen Lande Alles, was zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des Lebens, so wie zu seiner Verschönerung dient, in Hülle und Fülle besitzen und daher selten weit ins Ausland gehen.

Der Binnenhandel China's hat einen so großen Umfang, eine so beträchtliche Ausdehnung, daß aller Handelsverkehr in ganz Eüropa damit gar keinen Vergleich aushält. Die Provinzen sind als eben so viele Königreiche zu betrachten, die sich wechselsweise mittheilen, was in ihnen produzirt und fabrizirt wird. Die Landschaften Kiang si, Hu pe und Hu nan versorgen diejenigen mit Reis, welche daran Mangel leiden; Tsche kiang liefert die feinste Seide; Kiang su und Ngan hoeï liefern Firniß, Tinte und allerlei Kunstwaaren; Jün nan, Schen si und Schan si Eisen, Kupfer und andere Metalle, sodann Pferde, Maulthiere, Pelzwerk u. d. m.; Fu kian bringt Zucker und den besten Thee auf den Markt; Sse tschuan Arzneikraüter, Rhabarber und andere Erzeügnisse des Gewächsreiches u. s. w.

Der auswärtige Handel China's ist theils See-, theils Landhandel. Der Seehandel geht gegen Süden nicht über die Sunda-Straße, und gegen Osten nicht über Japan hinaus. Manila, Bangkok in Siam, Singapore und Batavia sind die vornehmsten Häfen im asiatischen Archipelagus, welche die Chinesen von Kanton, Amoi und Ning po aus besuchen. Der Verkehr dahin steht mit dem japanischen Handel in innigster Verbindung, indem die chinesischen Kaufleüte, mit den Holländern, die einzigen Vermittler sind, welche das völlig verschlossene Japan mit der übrigen Welt in Berührung setzen. Dieser Handel ist überaus einträglich. Was den auswärtigen Landhandel betrifft, so sind die unterworfenen Länder Innerasiens sein Ziel und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß dieses Handels-Interesse es gewesen ist, welches die chinesischen Kolonien und die vielen chinesischen Kriegsheere nach den westlichen Ländern geführt hat. Auf diesem Wege steht China mit den Ländern Vorderasiens, mit Kokan, Buchara und Persien in Handelsverkehr, der vermittelst Karawanen betrieben wird.

Mit der christlichen Welt war der Handel China's zeither auf zwei Punkte beschränkt, nämlich auf Kiachta und Kanton. Der Handel von Kiachta auf russischer Seite, und von Mei ma tschin auf chinesischer Seite, ist ausschließlich in den Händen der Russen, dagegen der Handel von Kanton in denen

aller christlichen Nationen, unter denen sich jedoch ganz besonders die Engländer und Nordamerikaner hervorgethan haben. Die neüesten Ereignisse, die man der Kürze wegen den Opium-Krieg von 1842 nennen kann, haben den Europäern noch vier andere Häfen eröffnet, nämlich A moi, Fu tscheu fu, Schan hai und Ning pho; und es steht zu hoffen, daß diese Häfen, in Verbindung mit Kanton, eben so viele Eingangspforten der christlichen Kultur sein werden. Der Handel der Europäer mit den Chinesen findet nicht unmittelbar Statt, sondern ruht in den Händen der sogenannten Hong-Kaufleüte, einer privilegirten Klasse von Unterhändlern, welche Bürgschaft stellen und alle Verantwortlichkeit übernehmen müssen. Das Wort Hong bedeütet im Chinesischen Magazin.

Obgleich China eine so bedeütende Küsten-Entwicklung besitzt und der Küstenhandel von großer Ausdehnung ist, und obwol die Chinesen den Gebrauch des Kompasses so lange kennen und sie in frühern Zeiten ihre Handelsverbindungen bis Vorderindien und selbst bis Arabien ausgedehnt haben *), so sind sie nichts desto weniger schlechte Seefahrer, die sich nur höchst selten aufs offene Meer wagen. Ihre Schiffe, die sie Tschuen nennen, woher wol der Name Junke, Tschunke stammt, sind unlenksame, schwerfällige Gebaüde, wiewol die größten nur 280 bis 300 Tonnen führen, eigentlich weiter nichts, als flache Barken mit zwei Masten und nicht über 80 oder 90 Fuß lang. Zuweilen nur wird ein kleiner Besahn aufgesetzt, wie uns die Zeichnung lehrt, aus der wir auch ersehen, daß Fock- und Hauptmast dicht beisammen stehen. Die Segel bestehen aus Bambusmatten, sind mit Bambusstangen verbunden, und lassen sich wie ein Fächer zusammenlegen. Trotz der Steifigkeit der Segel sind diese Tschunken oder Junken, wegen ihrer ungeschickten Bauart, doch schlechte Segler. Man picht und theert sie nicht, sondern überzieht sie mit einer besondern Art Gummi, welche eine außerordentliche Dichtigkeit gewährt, so daß ein oder zwei Schöpfkasten im Raume genügen, um das Fahrzeüg lenz zu erhalten. Der Gebrauch der Schiffspumpen ist den Chinesen unbekannt. Ihre Anker sind von Holz, die Haken aber mit Eisen beschlagen. Der Hintertheil des Schiffs ist offen, um das fünf oder sechs Fuß breite Ruder einnehmen zu können. Dies geschieht bei hohem Seegang, und dann steüert man das plumpe Fahrzeüg durch Riemenschlag. Das Tauwerk ist eben so ungeschickt und macht die Segelführung sehr unbehülflich. So schlechte Seefahrer die Chinesen sind, so geschickt sind sie auf Flüssen und Kanälen. Auch hier gebrauchen sie Segelschiffe, mehrentheils aber Barken, die gestoßen werden. Unerschrocken fahren sie auf den reißendsten Strömen voll Katarakten, Wasserfällen und Strudel, in denen sie aber auch nicht selten den Untergang finden. Die Barken sind aus sehr dünnem, leichten Holze gebaut und deswegen leicht zu regieren. Sie zeichnen sich außerdem durch große Eleganz der Verzierungen aus, vor allen die kaiserlichen Barken, bei denen ein Luxus und eine Pracht verschwendet ist, wie wir sie uns kaum denken können. Die Schifffahrt auf den Flüssen und Kanälen beschäftigt in China Millionen Menschen, die keine andere Heimath, als das Wasser haben; ihr

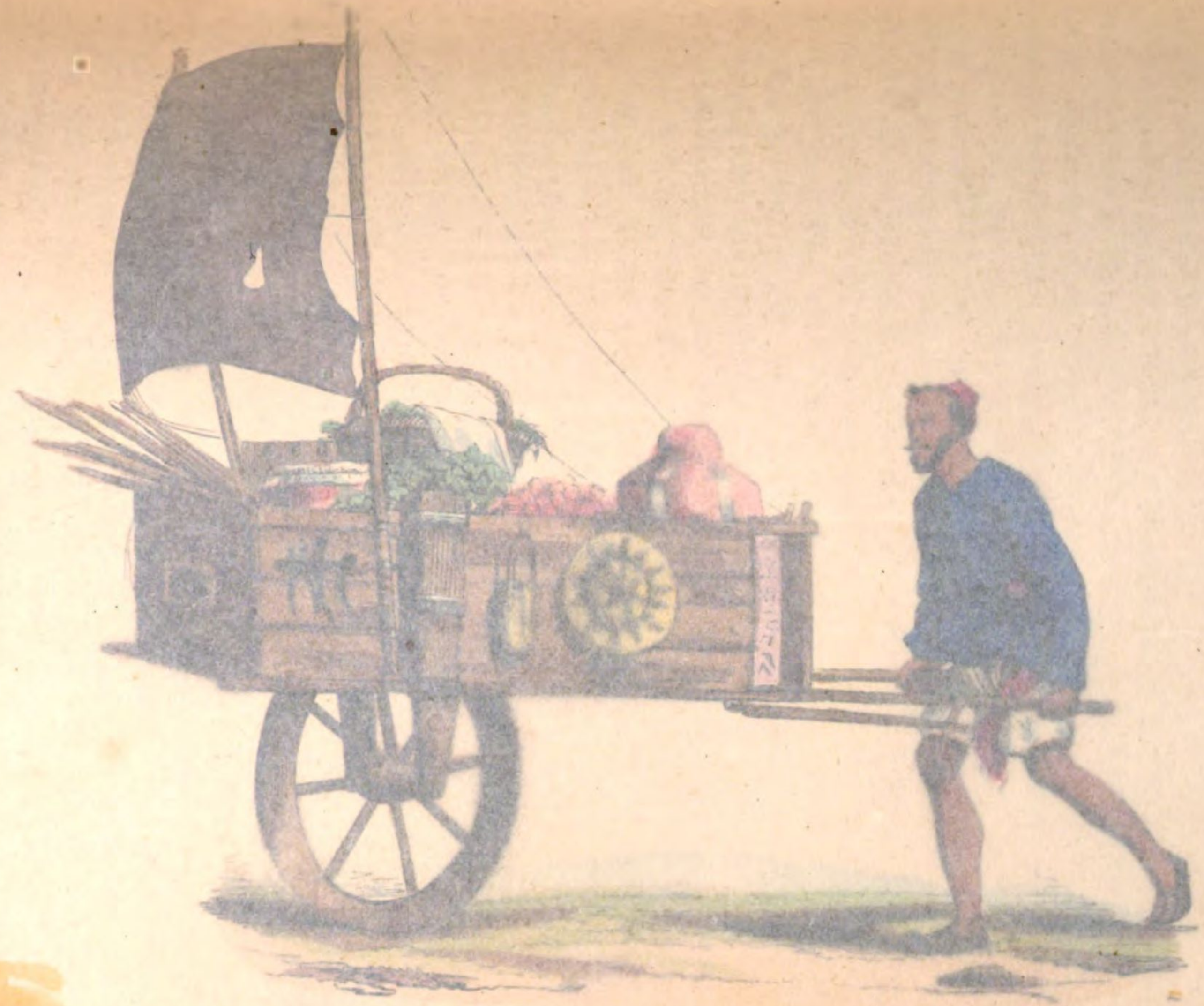
*) Man behauptet sogar, daß sie das Vorgebirge der guten Hoffnung besucht haben.

CHINESISCHE DSCHUNKEN

...ältesten Nationen, dürfte wenn sich jedoch ganz besonders ... bis zur Renaissance fortgeschritten haben. Die neuesten ... der Krieg zwischen England und 1842 ... Häfen ... Kanäle, welche das innere ... Reich durchschneiden, ... daß diese Häfen, in ... der christlichen Nation ... findet nicht ... Ganz-Kaufleute, ... Schiffe ... Küsten, ... Chinesischen Meeres ... Entwicklung ... ist, und obwol die Chinesen ... in früheren Zeiten ihre Handelsreisen ... bis Arabien und selbst bis Europa ausgedehnt haben*), so sind ... aufs ... Meer wegen ihrer Größe, die ... Nähern ... Kriegs- und Kauffahrteischiffe, schwerfällige Gebäude, obwol die größten nur bis 500 Tonnen führen, eigentlich weiter nichts, als flache Barken mit zwei Masten und nicht über 80 oder 90 Fuß lang. Zuweilen nur wird ein kleiner Besahn aufgesetzt, wie auch die Zeichnung lehrt, aus der wir auch ersehen, daß Fock- und Hauptmast dicht beisammen stehen. Die Segel bestehen aus Bambusmatten, sind mit Bambusstangen verbunden, und lassen sich wie ein Fächer zusammenlegen. Trotz der Einfachheit der Segel sind diese Dschunken oder Junken, wegen ihrer ungeschickten Bauart, doch schlechte Segler. Man picht und theert sie nicht, sondern überzieht sie mit einer besondern Art Gummi, welche eine außerordentliche Dichtigkeit gewährt, so daß ein oder zwei Schöpfeimer im Raume genügen, um das Fahrzeug lenz zu erhalten. Der Gebrauch der Schiffspumpen ist den Chinesen unbekannt. Ihre Anker sind von Holz, die Haken aber mit Eisen beschlagen. Der Hintertheil des Schiffs ist offen, um das fünf oder sechs Fuß breite Ruder einnehmen zu können. Dies geschieht bei hohem Seegang, und dann steuert man das plumpe Fahrzeug durch Riemenschlag. Das Tauwerk ist eben so ungeschickt und macht die Segelführung sehr unbehülflich. So geschickt die Chinesen sind, so geschickt sind sie auf Flüssen und Kanälen. Auch hier gebrauchen sie Segelschiffe, mehrentheils aber Barken, die gerudert werden. Überschreiten fahren sie auf den reißendsten Strömen voll Katarakten, Wasserfällen und Strudel, in denen sie aber auch nicht selten den Untergang finden. Die Barken sind aus sehr dünnem, leichten Holze gebaut und leicht zu regieren. Sie zeichnen sich außerdem durch große Eleganz der Einrichtungen aus, vor allen die kaiserlichen Barken, bei denen an Luxus und Pracht verschwender ist, wie wir sie uns kaum denken können. Die Einwohner auf den Flüssen und Kanälen beschäftigt in China ... Menschen, die keine andere Heimath, als das Wasser haben; ihr

*) Man behauptet sogar, daß sie das Vorgebirge der guten Hoffnung besucht haben.

CHINESISCHE DSCHUNKEN.



CHINESISCHER HANDELSMANN NEBST SEGELKARREN.

CHINESISCHER HANDELSMANN NEBST SEGELKARREN.

Fahrzeüg ist ihre Wohnung Jahr aus Jahr ein, auf ihm beruht der Unterhalt von tausend und abermals tausend Familien, es ist ihr Alles; und darum sind die Binnengewässer, besonders in den südlichen Provinzen, wo die Kommunikation fast ausschließlich auf den Wasserwegen beruht, gepropft voll Barken; man sieht sie oft meilenweit so dicht zusammengedrängt liegen, daß es unmöglich wäre, noch eine hineinzudrängen.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Landstraßen im vortrefflichsten Zustande sich befinden. Man reist zu Pferde, oder, wo die Gebirgswege zum Reiten zu beschwerlich sind, in Sänften, Quan kyau, d. i: Mandarinen-Sessel, genannt, die von Menschen getragen werden. Handelsgüter werden theils auch getragen, zu welchem Behuf es eigene Spediteure giebt, die eine Menge Träger in ihrem Solde haben, theils werden sie auf Maulthieren, noch öfter aber auf Karren bewegt, die nur ein Rad in der Mitte haben und von einem einzigen Menschen fortgeschoben werden, der nicht selten bei günstigem Wind ein Segel zu Hülfe nimmt, oder auch, wenn die Last zu schwer ist, noch einen Mann oder einen Esel, und machmal beide zusammen, vorspannt.

Was die Münzen, Maaße und Gewichte anbelangt, so kennen die Chinesen den Gebrauch des Goldes als Geld nicht; Gold ist für sie eine Waare, an der die Europäer, die mit China handeln, 33⅓ Prozent gewinnen können, weil sein Verhältniß zum Silber auf 1:10 steht, während es bei uns fünfzehn Mal mehr gilt, als das Silber. Die Rechnungsmünze hat den Liang oder Tael zur Einheit, die nach dem Decimalsystem in drei Unterabtheilungen zerfällt, Zian oder Mas=0,1 Tael, Fen oder Condorin=0,1 Mas, Li oder Cosch =0,1 Condorin. Ein Liang oder Tael hat den Werth von etwa 2 Thlr., 14 auf die feine Mark. Nur die letzte Unterabtheilung Li oder Cosch ist gemünzt in Gestalt eines zugerundeten und mit einem viereckigen Loche durchbohrten Kupferhellers zum Werth von etwa ¾ Silberpfennig. 1000 solcher Heller gelten also einen Liang. Ein höherer Betrag wird in Silber bezahlt, das aber nicht geprägt, sondern gegossen und in so große und kleine Stücke, als erfordert werden, getheilt ist, deren Werth auf das Gewicht ankommt, zu welchem Behuf ein jeder Handelsmann seine Waage bei sich führt, die so empfindlich ist, daß ein Tausendtheil des Liang die Schaale merklich bewegt. Außer den Rechnungs- oder wirklichen Münzen, die im Lande in Umlauf sind, haben, in Kanton wenigstens, auch die spanischen Piaster oder Dollars Geltung. Man nimmt sie zu 72 Condorin 5 Cosch bei großen und zu 74 Condorin bei kleinen Einkäufen. Die Chinesen nennen den Piaster Jin zian, d. h: Silbermünze, und ihre Kupfermünze Tong zian. Papiergeld ist in China zu verschiedenen Zeiten kreirt worden, die unaufhörlichen Streitigkeiten aber, die Prozesse, die daraus entstanden, und andere übele Folgen haben die Regierung genöthigt, es außer Kurs zu setzen. Die Eintheilung der Maaße und Gewichte ist ebenfalls auf das Decimalsystem gegründet. Das Längenmaaß ist ein dreifaches: der Palastfuß, der von dem mathematischen Büreau gebraucht wird, verhält sich zum Pariser, wie 97½:100; der Baufuß, Kong pu genannt, ist 1 Linie kürzer als der Pariser; der Schneiderfuß, dessen sich auch die Ausschnittwaarenhändler bedienen,

ist 7 Linien größer, als der Kong pu. Als Wegemaaß dient das Li, deren zweihundert auf einen Grad des Äquators gerechnet werden. Das Flächenmaaß ist der Tsching, der 100 Meu oder Morgen hat, welcher 2,400 Fuß lang und 10 Fuß breit ist. Bei den Körpermaaßen heißt die Einheit Schi = 10 Teu oder Scheffel, u. s. w. Bei den Gewichten ist das Pfund durch Kin oder Cati ausgedrückt; es wiegt 602,992 Grammes.

Daß die Chinesen in allen Zweigen der physischen und technischen Kultur, wie in ihren socialen und politischen Einrichtungen einen so hohen Grad der Ausbildung erlangt haben, verräth eine innere Kraft dieses, doch größtentheils auf sich beschränkten Volkes, und ist eine um so bemerkenswerthere Erscheinung, wenn man erwägt, daß sie noch die erste Sprache der Kindheit des menschlichen Geschlechts gleichsam — stammeln! Denn die chinesische Sprache ist eine der monosyllabischen Sprachen, die ihren Sitz im südöstlichen Asien aufgeschlagen haben, indem ihr Gebiet, außer China, das Hochland von Tübet und die ganze Halbinsel jenseits des Ganges, mit Ausnahme ihrer südlichsten Landzunge, der von Malacca, umfaßt.

Die chinesische Sprache besteht aus 330 (nach Andern aus 350) einfachen Wurzellauten oder Ursylben. Sie zu vervielfältigen hat der Chinese nichts als das einfache, der Kindheit des menschlichen Verstandes so angemessene Hülfsmittel des Tones oder Akzentes. Er hat besonders fünf solcher Haupttöne, und außer diesen, vermuthlich nur in einzelnen Fällen, noch mehrere zusammengesetzte, daher die Zahl der Töne von Manchen auf 8, von Andern auf 11 und 13 gesetzt wird, wovon die meisten sowol der Zunge als dem Ohre des Ausländers unerreichbar sind. Vermittelst dieser Töne, deren nur fünf gerechnet, erhält der Chinese aus seinen 330 Wurzeln 1650 verschiedene Wörter, und da sich nun jedes dieser Wörter entweder aspiriren oder nicht aspiriren läßt, so wird sein Sprachschatz dadurch auf 3300, oder, nach der höchsten Rechnung auf 7700 Wörter erhöht, welche das von Jugend auf daran gewöhnte feine chinesiche Ohr immer noch als verschieden empfindet. Man hat behauptet, daß diese Verschiedenheit des Tones die Sprache des Chinesen zu einem Gesange mache; allein dies ist eben so wenig der Fall, als bei dem Franzosen, wenn dieser den Unterschied der Wörter l'eau, l'os, lots auch in der Aussprache hören läßt,; es werden vielmehr im Chinesischen die verschiedenen Töne so schön ausgesprochen, daß es dem Fremden sehr schwer wird, ihren Unterschied zu merken, vornehmlich in den Provinzen Kiang su und Ngan hoeï, wo der Akzent höchst vollkommen ist.

Es giebt Spuren, daß die chinesische Schrift ursprünglich einige Ähnlichkeit mit der bezeichneten Sache hatte; wie sie sich aber seit unvordenklichen Zeiten ausgebildet hat, unterscheidet sie sich von allen übrigen Schriftarten dadurch, daß sie weder natürliche, noch symbolische Hieroglyphik, weder Sylben-, noch Buchstabenschrift ist, sondern ganze, ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch sein eigenes Zeichen ausdrückt, ohne mit der Sprache in Verbindung zu stehen. Sie spricht zum Auge, wie die eüropäischen Zahlzeichen, welche jeder versteht und auf seine Weise ausspricht. Man kann daher Chinesisch

lesen lernen, ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen. Indessen scheint doch diese der Schrift zum Muster gedient zu haben: spielen in der Sprache die fünf oder sechs Vokale die Hauptrolle, so liegen in der Schrift sechs theils gerade, theis auf verschiedene Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche die 214 sogenannten Schlüssel ober Urzeichen bilden, mit welchen alle übrigen Zeichen, deren höchste Zahl man auf 80,000 angiebt, zusammengesetzt sind.

Was hier von der chinesischen Sprache gesagt worden, bezieht sich auf die Hof-, Gelehrten- uud höhere Gesellschaftssprache, welche Quan hoa oder die Mandarinen-Sprache genannt wird. Sie ist eigentlich die gewöhnliche Sprache der Provinzen Kiang su und Ngan hoeï, wo die Kaiser sonst ihren Sitz hatten, an deren Hofe sie vorzüglich ausgebildet wurde. Von dieser gebildeten Sprache der Chinesen unterscheidet sich die gewöhnliche Umgangssprache der gesitteten Leüte und die Sprache des gemeinen Volks, die in eine unbekannte, aber gewiß außerordentlich große Menge von Mundarten, Hiang tan im Chinesischen, zerfällt. Die bekanntesten derselben sind der Dialekt von Fu kian, der wiederum in fünf Nebendialekte gespaltet ist, und der Dialekt von Kuang tung, die beide von den auf den Sunda-Inseln, in Siam, Manila ꝛc. angesiedelten Chinesen gesprochen werden. Auch der Dialekt von Tsche kiang ist bekannt geworden.

Man muß mit der Sprache und Schrift der Chinesen, wie mit ihrer Denkungsart aufs Innigste vertraut sein, um ihre Literatur begreifen und die Schönheiten würdigen zu können, mit denen sie, nach dem Urtheil der Chinologen, ausgestattet ist. Außer den alten Schriften der Chinesen, wovon einige in Versen abgefaßt sind, werden die Gedichte des Kin i wen als ungemein zart geschildert. Unter der Dynastie des Tang, vom 7ten bis 10ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, blühten Li zau pe und Tu te mwey als Dichter, die dem Anakreon und Horaz nichts nachgeben sollen. Wie vordem in Europa, so waren auch in China die Philosophen Poeten, und unter ihren berühmten Schriftstellern ist nur einer, Namens Zeng nan fong, der nicht in Versen geschrieben hat, weshalb er auch mit der Blume Hai tang verglichen wird, die vollkommen sein würde, wenn sie nicht geruchlos wäre. Ihre Poesie ist dem doppelten Joche des Maaßes und des Reims unterworfen; sie haben lyrische und erzählende, und besonders beschreibende Gedichte, Sitten- und Wunder-Romane. Einige ihrer Verse sind lang, andere kurz, d. h: sie enthalten mehr oder weniger Worte, und ihre Schönheit besteht in ihrer Cadenz und in ihrem Wohlklang. Einige ihrer Poesien bestehen in Gegensätzen der Gedanken, so daß, wenn der erste Gedanke vom Frühling handelt, der nächstfolgende den Herbst betrifft, oder, wenn der erste vom Feüer redet, der andere das Wasser angeht. Es fehlt ihren Dichtern auch nicht an Begeisterung; ihr Ausdruck ist oft blumenreich und sie verstehen sich vortrefflich auf Anwendung von Redefiguren, welche den Stil lebhafter und pathetischer machen. Dennoch ist ihre Redekunst fast ganz natürlich, ohne auf viele Regeln zur Ausschmückung und Verzierung des Ausdrucks gestützt zu sein. Ihre Beredsamkeit ist, dem Zustande ihrer Sprache angemessen, nicht auf einen geschmackvollen Satz und eine ästhetische Zusammenfü-

gung der Perioden gebaut, sondern besteht in lebhaften Redensarten, in edlen Metaphern, in kühnen Vergleichungen und vornehmlich in Lehrsprüchen, die aus den alten Schriftstellern entleht werden, und durch Kürze, Lebhaftigkeit und Nachdruck sich auszeichnen, und in wenigen Worten eine Fülle von Gedanken enthalten müssen.

Die unvollkommene Sprache und die höchst unbequeme Schrift der Chinesen ist wol die Hauptursache, daß sie sich so wenig mit den speculativen Wissenschaften beschäftigt haben. Ihre Dialektik steht auf Null: sie haben keine Regeln erfunden, die Vernunftschlüsse zu ihrer Vollkommenheit zu bringen und zu zeigen, wie man erklären, eintheilen und Folgerungen ziehen müsse. Sie folgen dem einfachen Menschenverstande, wodurch sie, ohne den geringsten Beistand der Speculation, verschiedene Begriffe mit einander vergleichen und ziemlich richtige Schlüsse daraus ziehen. Auf diese Weise ist es den Chinesen gelungen, die verschiedenartigsten Felder der Literatur und Gelehrsamkeit anzubauen. Ihre Schriften erstrecken sich auf den Ackerbau und die Botanik, auf die freien Künste und das Kriegswesen, auf die Mechanik, Erd- und Himmelskunde. Das Feld der historischen Literatur ist bei ihnen ergiebiger beackert worden, als bei den aufgeklärtesten Nationen des Abendlandes. Ihre Schauspiele, ihre Liebes- und Heldengedichte, ihre Märchen und Erzählungen entzücken ihr Ohr. Letztere sind stets belehrend und enthalten Lehrsätze zur Verbesserung der Sitten und preisen fast immer die Ausübung der Tugend an. Die Schauspielkunst ist in China so beliebt, daß dramatische Vorstellungen bei keiner Lustbarkeit fehlen dürfen. Das Hauptziel des Dichters ist, den Zuschauern Liebe zur Tugend und Abscheü vor dem Laster einzuflößen. Die gewöhnlichste Art der Schauspiele besteht in Singstücken. Die Musik der Chinesen ist sehr unvollkommen; sie haben keine musikalische Zeichen, die Manchfaltigkeit der Töne, das Steigen und Fallen der Stimme und die anderen Veränderungen anzuzeigen, welche die Harmonie ausmachen. Ihre Melodien, die selbst für ein eüropäisches Ohr etwas Angenehmes haben, werden nur aus langer Übung und durchs Gehör erlernt. Sie haben acht verschiedene musikalische Instrumente erfunden, von denen sie glauben, daß sie die menschliche Stimme am meisten nachahmen; sie sind theils von Metall, theils von Stein, andere von Fellen, wie Trommeln, und von Holz. Ihre Streichinstrumente sind mit Saiten von Seide bezogen und ihre Blasinstrumente von verschiedener Art.

Unter den exacten Wissenschaften haben sich die Chinesen von jeher vorzugsweise mit der Mathematik beschäftigt, ohne es jedoch in den theoretischen Entwickelungen weit zu bringen. Die Arithmetik stützt sich auf die vier Spezies; zum Rechnen aber bedient man sich, in Ermangelung der Ziffern, eines Rechenbretts, Namens Suan pan. Trotz der Mangelhaftigkeit ihrer geometrischen Kenntnisse, haben sie es, unter der Leitung eüropäischer Geometer, dennoch weit in der Erdmeßkunst gebracht, wovon die Karten Zeügniß geben, die sie von ihrem Lande aufgenommen haben. Die Astronomie ist seit den ältesten Zeiten eine Hauptbeschäftigung der Gelehrten gewesen und hat sich immer der besonderen Pflege der Regierung erfreüt. In Pe king besteht ein ei-

genes astronomisches Kollegium, als eine der höchsten gelehrten Behörden des Reichs, deren Obliegenheiten hauptsächlich in der Anfertigung des kaiserlichen Kalenders bestehn, eines Jahrbuches, welches alljährlich in Millionen Exemplaren aufgelegt wird.

Das chinesische Jahr fängt von der Conjunction der Sonne und des Mondes, oder vom nächsten Neümond am 15° des Wassermanns an. In dieses Zeichen tritt die Sonne nach unserer Rechnung gegen das Ende des Januarmonats, und bleibt darin fast den ganzen Februar. Dies ist Frühlings-Anfang. Der 15° des Stiers ist der Chinesen Sommers-Anfang; der 15° des Löwen bezeichnet den Anfang des Herbstes und der 15° des Scorpions den des Winters. Das Jahr wird in 12 Mondsmonate eingetheilt, von denen einige weniger als 29, andere mehr als 30 Tage enthalten. Alle fünf Jahre giebt's ein Schaltjahr, um den Mondlauf mit dem Lauf der Sonne auszugleichen. Das Jahr besteht aus 365 Tagen und etwas weniger als 6 Stunden, und man rechnet nach einer Epoche, die vom Wintersolstitio eingerichtet ist, die Bewegungen der Planeten aus, und vergleicht Alles nach Tabellen. Die Woche zerfällt in 7 Tage, der Tag aber, der, wie nach unserer Rechnung, um Mitternacht anfängt, in 12 Stunden, welche mit Namen und besonderen Zeichen belegt werden. Gleichwol theilen die Chinesen den natürlichen Tag in hundert Theile und jeden von diesen Theilen in 100 Minuten, so daß er 1000 Minuten enthält. Diese Eintheilung wird um so genauer beobachtet, als der Glaube herrscht, es gäbe glückliche und unglückliche Minuten, je nach dem Stande der Gestirne und den Aspecten der Planeten. Sonnenuhren sind in ganz China gebraüchlich; außerdem aber giebt es in allen Städten und Flecken Thürme, auf denen Wächter die Zeit durch Trommelschläge angeben.

In der Erdbeschreibung sind die Chinesen von jeher ungemein fleißig gewesen und haben Werke über die Beschaffenheit ihres Reiches geschrieben, die an Ausführlichkeit und Gründlichkeit Alles übertreffen, was davon jemals in Europa gedruckt worden ist. Ihre geographischen Schriften gehören in das Gebiet der Ortsbeschreibungen und Topographien, wo jeder Ort mit allen seinen Merkwürdigkeiten aufgeführt ist. Ihre Begriffe über fremde Länder sind jedoch noch immer ziemlich verworren. In der Optik, Katoptrik und Perspective haben sie die erste Kenntniß von den Europäern erlangt, deren größere Geschicklichkeit im Maschinenbau sie bewundern müssen, ein Umstand, der, bei der praktischen Richtung, die im Charakter des chinesischen Volks liegt, nicht wenig dazu beigetragen hat, dessen natürlichen Hochmuth zu mäßigen und es einigermaßen daran zu gewöhnen, die europäischen Nationen als seine Meister anzusehen. Was die Chinesen in der Baukunst, im Pracht-, wie im Straßen- und Wasserbau geleistet haben und noch leisten, ist bereits oben erörtert worden.

Die Naturlehre und Scheidekunst treiben die Chinesen nicht allein der Sache selbst wegen, sondern auch Behufs ihrer Anwendung auf die Gewerbe, ganz besonders aber als eine der Grundlagen der Arzneikunst. Allein die physikalischen Wissenschaften haben eine sehr geringe Ausbildung erlangt, und dies, so wie der Mangel an anatomischen Kenntnissen, ist der Grund, daß die Me-

dizin auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Früher gab es kaiserliche Schulen der Arzneikunst, jetzt aber sind die berühmtesten Ärzte diejenigen, deren Vorfahren Ärzte waren und ihre Wissenschaft vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Die Arzneien, welche von den Ärzten selbst zubereitet werden, denn Apotheker giebt's in China nicht, sind meistentheils sehr einfacher Art, und der Gebrauch von kaltem Wasser, so wie das Brennen mit glühenden Nadeln oder Feüerknöpfchen sind sehr beliebte Mittel. Sie lassen niemals zur Ader, geben auch nichts zum Brechen ein, verordnen keine Klystiere und Purganzen; strengste Diät ist eine Hauptkur, denn sie sagen mit Recht, der menschliche Körper erkranke öfterer durch Überfluß, als durch Mangel.

Wir haben nunmehr diejenigen Zweige der Gelehrsamkeit zu betrachten, welche man die chinesischen Wissenschaften par excellence nennen könnte, und diese sind, außer der Sprache, die vaterländische Geschichte und Gesetzeskunde, die Sittenlehre und die Staatskunst.

Das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft beruht hauptsächlich auf guter Ordnung und Frieden und darum sind die Chinesen von Alters her beflissen gewesen, diejenigen Wissenschaften zu treiben, welche diesen hohen Zweck zu befördern scheinen. Nachdem es ihnen gelungen war, eine gute Staatsverfassung und Regierungsform zu ersinnen, war es ihre nächste Sorge, beide aufrecht zu erhalten und zu unterstützen, was sie auf zweierlei Weise zu erreichen gesucht haben, ein Mal, indem sie das Volk sittlich zu bilden strebten, das andere Mal, indem sie die geistige Kultur durch das Studium der Sprache, der Moral, der Gesetze und der vaterländischen Geschichte zu befördern suchten. Als das kräftigste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks wurde verordnet, daß nur Derjenige zu einem Staatsamt zugelassen werden solle, der in diesen Zweigen der Gelehrsamkeit die gehörige Ausbildung sich zu eigen gemacht habe. Zu gleicher Zeit wurden, wie schon oben erwähnt worden ist, in allen Theilen des Reichs Schulen errichtet, in denen die Jugend aller Stände der „ehrenwerthen Bevölkerung" Aufnahme und den vorschriftsmäßigen Unterricht findet.

Die chinesischen Weltweisen führen ihre gesammte Sittenlehre auf fünf Hauptpflichten zurück, und diese bestehen: in den Pflichten der Altern und Kinder, des Fürsten und der Unterthanen, der Eheleüte gegen einander, des ältern und jüngern Bruders, und zuletzt in den gegenseitigen Pflichten der Freünde.

Die beiden ersten Hauptpflichten, welche Liebe, Ehrerbietung und unbedingten Gehorsam der Kinder gegen Ältern, der Unterthanen gegen den Fürsten und dessen Beamte gebieten, sind die Grundpfeiler der chinesischen Sittenlehre und Staatskunst, welche in den drei anderen Pflichten eine wesentliche Unterstützung finden. Diese Grundsätze der Moral sind fast eben so alt, als die Monarchie selbst, und die Gesetzgebung ausschließlich auf sie gegründet.

Die Gesetzgebung findet sich theils in den alten klassischen Büchern, theils in den Geboten, Verordnungen, Befehlen und Verfügungen niedergelegt, welche die Kaiser der verschiedenen Dynastien erlassen haben. Diese kaiserlichen Verordnungen ꝛc. sind in einer besonderen Gesetz-Sammlung zusammengestellt und geordnet.

Die klassischen oder kanonischen Bücher der Chinesen zerfallen in zwei Klassen. Den ersten Rang bilden die U king, oder fünf Bände, die die heiligen Schriften der Chinesen sind und bei ihnen eben so verehrt werden, als der Pentateüch bei den Juden, das neüe Testament bei den Christen und der Koran bei den Mohamedanern. Die kanonischen Bücher des zweiten Ranges sind nur Commentare des U king und die vornehmsten unter ihnen haben den Kong fu ze und Meng ze (Menzius) zu Verfassern. Das Wort King bedeütet eine erhabene, gründliche, unveränderliche Lehre, die auf bestimmte Grundsätze gebaut ist.

Das erste von den fünf kanonischen Büchern ersten Ranges heißt I king, oder das Buch der Verwandlungen, und ist rein symbolisch, voller Dunkelheiten und Dinge, die schwer verständlich sind. Seine Abfassung wird dem Fo hi, dem Gründer des Reichs, zugeschrieben. Die symbolische Ausdrucksweise dieses Buches hatte eine Menge Irrthümer und viel Aberglauben verbreitet, indem man eitle Vorhersagungen und magische Sachen daraus ableitete, weshalb es auch das Buch der Loose genannt wurde, bis Kong fu ze die deütliche Auslegung desselben unternahm.

Das zweite Buch heißt Schu king, sonst Schang schu genannt, d. i: das Buch, das von alten Zeiten redet. Es ist also historischen Inhalts und zerfällt in sechs Theile, von denen die beiden ersten die merkwürdigsten Begebenheiten unter den Regierungen der Kaiser Jau, Schun und Ju enthalten, welche als die Gesetzgeber und Helden der chinesischen Nation angesehen werden. Ju stiftete 2207 Jahre vor Chr. Geb. die Dynastie Hia, welche 458 Jahre regierte.

Das dritte kanonische Buch vom ersten Rang heißt Schi king und besteht aus Versen, Liedern und Oden, welche die Sitten, Gebraüche und Grundsätze der kleinen Könige schildern, die unter der Botmäßigkeit der kaiserlichen Regierung standen. Kong fu ze ertheilt diesem Buche große Lobsprüche und sagt, die darin enthaltenen Lehren seien rein und heilig. Weil aber einige Stücke darin enthalten sind, welche eine ausschweifende Phantasie verrathen, so haben spätere Commentatoren die Meinung geaüßert, daß diese Stücke nach dem Zeitalter Kong fu ze's eingeschoben worden seien.

Das Tscheu ziu, oder vierte kanonische Buch vom ersten Range, ist spätern Ursprunges und entweder von Kong fu ze selbst, oder mindestens von Philosophen seiner Zeit, geschrieben. Es enthält die Geschichte des Königreichs Lu, der heütigen Provinz Schan tong, wo Kong fu ze zur Welt kam, und schildert das Leben vieler Fürsten mit ihren Tugenden und Lastern und die darauf erfolgten Belohnungen und Strafen.

Die Liki, oder Sammlung der Gesetze, Pflichten und Ceremonien des bürgerlichen Lebens, ist das fünfte kanonische Buch und enthält zwölf Bücher, welche Kong fu ze aus verschiedenen Werken der Alten zusammengestellt hat. Viele der darin enthaltenen Vorschriften werden aber nicht mehr befolgt und man hält dafür, daß die seit etwa zwei tausend Jahren im Umlauf seienden

Auflagen dieses Buchs viel Untergeschobenes enthalten, daher die Chinesen selbst eingestehen, daß man es mit vieler Vorsicht lesen müsse.

Der kanonischen Bücher vom zweiten Range sind eigentlich vier vorhanden, die Kong fu ze oder seine Schüler zu Verfassern haben. Man fügt aber noch zwei, später abgefaßte Schriften hinzu und legt diesen einen ebenso hohen Werth bei, als jenen.

Das erste Buch vom zweiten Range ist das Tai hio, oder die große Wissenschaft; es ist von Kong fu ze verfaßt und von dessen Schüler Ton ze kommentirt. Das Buch enthält einen Fürstenspiegel, oder eine Anleitung, sich selbst regieren zu lernen, um sich zu befähigen, auch Andere zu regieren. Das zweite Buch heißt Tschong jong, oder die unveränderliche Mittelstraße, und handelt von der Mittelstraße, die in allen Dingen, besonders aber von denjenigen zu betreten ist, denen die Regierung der Völker anvertraut worden; darin allein besteht die Tugend der Fürsten. Lun ju, oder das Buch der Sprüche, ist das dritte dieser Bücher zweiten Ranges und in 20 Artikel abgetheilt, davon zehn Nachrichten vom Leben Kong fu ze's, die zehn andern aber Sprüche des Weltweisen und seiner Schüler enthalten, die die Tugend, gute Werke und die Regierungskunst zum Gegenstand haben. Das vierte Buch heißt Meng ze, oder das Buch des Meng ze (Menzius), eines Schülers von Ze ze, des Enkels von Kong fu ze, und handelt, in Form von Gesprächen oder Unterredungen, vom innern Frieden und der Sicherheit des Reichs, die nicht durch Gewalt der Waffen, sondern nur allein durch Ausübung der Tugend zu erreichen sei. Das fünfte Buch führt den Titel Hiau king, oder von der kindlichen Ehrfurcht. Es ist ein kleines Buch und enthält des Kong fu ze's Antworten, die er seinem Schüler Zeng von den Pflichten der Kinder gegen ihre Ältern ertheilt, die er als Grundlage einer weisen Regierung ansieht. Keine Tugend gilt für so erhaben und nothwendig als der Gehorsam eines Sohnes, und kein Laster ist so verabscheüungs- und verdammungswürdig, als der kindliche Ungehorsam. Das sechste und letzte kanonische Buch heißt Siau hio, oder die Schule der Kinder, und ist um das Jahr 1150 nach Chr. Geb. von Tsche hi verfaßt. Es ist eine Sammlung alter sowol als neüer Grundregeln zur Erziehung der Jugend und zur Verbesserung der Sitten.

Drei Haupt-Religionen sind es, zu denen sich die Chinesen bekennen. Die erste dieser Religionen ist die Doctrin der Gelehrten, als deren Reformator und Patriarch Kong fu ze angesehen wird. Sie erkennt ein höchstes Wesen als Grund aller Dinge an. Dieses beten die Chinesen an, bald unter dem Namen Schang ti, welches den höchsten Kaiser bedeütet, bald unter dem Namen Thian tschu, d. h: Herr des Himmels. Thian tschu, sagen die Commentatoren des Schu king, ist der Geist, der die höchste Stelle im Himmel hat, weil der Himmel das erhabenste Werk ist, welches diese erste Ursache hervorgebracht hat; Thian tschu, das erste Wesen, der Schöpfer aller Dinge, ist, sagen sie, allein unabhängig, allmächtig, allwissend; er kennt alle Heimlichkeiten des Herzens; er wacht über den Lauf der ganzen Welt, so, daß nichts ohne seinen Willen geschehen kann; er ist heilig und unparteiisch und kann nur durch die

Tugend der Menschen gerührt werden; er ist höchst gerecht und straft die Bosheit auf die nachdrücklichste Weise; durch öffentliche Noth warnt er die Menschen, ihre Sitten zu verbessern, und zeigt gleich darauf seine Barmherzigkeit und Güte, er bedient sich der Wunderzeichen und außerordentlicher Erscheinungen, um das Elend anzukündigen, das dem Staate droht, damit die Menschen ihr lasterhaftes Leben ändern mögen, da dies der sicherste Weg ist, den Zorn des Himmels zu besänftigen.

Das Staatsoberhaupt ist zugleich auch der Hohepriester dieses Cultus, und es stehen ihm alle feierlichen Handlungen zu, die mit demselben verbunden sind. Diese sind sehr beschränkt. Sie bestehen in einem feierlichen Opfer von sechserlei Thierarten, das vier Mal im Jahr dargebracht wird, an den Tagen der Solstitien und der Tag- und Nachtgleichen, von denen das Frühlingsfest dem Ackerbau, das Herbstfest aber der Ärnte geweihet ist, da dann auch allemal dem Schang ti die ersten Früchte geopfert werden. Mit diesen gottesdienstlichen Feierlichkeiten sind Fasten verbunden, die vor jedem dieser Feste drei Tage lang Statt finden. Und wenn bei allgemeinen Landesplagen, z. B. bei Hungersnoth, ansteckenden Seüchen, großen Überschwemmungen oder Erdbeben, die Gunst des Himmels angefleht wird, so enthalten sich die Mandarinen diese Tage über ihrer Weiber, bleiben Tag und Nacht in ihren Dienstbüreaux, essen kein Fleisch, trinken keine Spirituosa nnd lassen alle öffentlichen Geschäfte ruhen.

In den kanonischen Schriften der Chinesen ist zwar von einem künftigen Leben nicht bestimmt die Rede, indeß sprechen sie doch von einer Belohnung der Seelen tugendhafter Menschen, denen der Sitz in der Nähe Schang ti's angewiesen wird, lassen aber die ewigen Strafen im jenseitigen Leben unerörtert. Bemerkenswerth ist es, daß in denselben Büchern keine Spur von einem Bilderdienste wahrgenommen wird; dieser zeigt sich in China erst viele Jahrhunderte nach Kong fu ze mit der Einführung der Buddhalehre. Daß die ursprüngliche Religion der Chinesen sich erhalten hat und, obwol vornehmlich durch die eben genannte Lehre hart bedrängt, nicht gänzlich untergegangen ist, rührt hauptsächlich von der Wirksamkeit des Ministeriums der Ceremonien her, dem die Gewalt eingeraümt ist, jeden Aberglauben, wo er sich zeigen sollte, zu verdammen und zu unterdrücken. Wie der Kaiser der Hohepriester ist, so vertreten alle bürgerlichen Beamten auch in dieser Beziehung seine Stelle in den Provinzen.

In Pe king sind viele großartige Tempel zur Abhaltung des Gottesdienstes. Mit dem kaiserlichen Pallast verbunden sind: Tai kuang ming, oder der Pallast des großen Lichts, dem Gestirn Pe teu, d. i: den Circumpolar-Sternen, gewidmet, die man als einen großen Geist betrachtet, der langes Leben verleihen könne; Thai kau tyen, oder der Pallast des durchlauchtigsten und großmächtigsten Kaisers, dem Quan ti king, einem berühmten Feldherrn, gewidmet, von dem sich auch langes Leben, Reichthum, Ehren, überhaupt aller zeitlicher Segen erbitten läßt. Außerhalb des Pallastes sind die Tempel: Thian tang, des Himmels, in welchem am Tage des Wintersolstitii geopfert wird; Ti

tang, oder Tempel der Erde; in diesem opfert der Kaiser dem Gott der Erde, wenn er gekrönt ist, aber noch nicht die Regierung angetreten hat, sodann auch am jährlichen Ackerbaufeste; er opfert in Pe thian tang, oder nördlichen Tempel des Himmels am Tage des Sonnenstillstandes im Sommer; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling opfert er im Je tang, dem Tempel der Sonne; im Herbst im Jun tang, dem Tempel des Mondes; im Ti wang myau, oder dem Tempel aller vorigen Kaiser, der Bildsaülen aller chinesischen Monarchen, von Fo hi an, auf prächtigen Thronen enthält, verehrt der Kaiser seine Vorfahren des Jahres ein Mal. Tsching huang myau ist der Tempel des Schutzgeisles, wo nicht der Kaiser selbst, sondern Mandarinen in seinem Namen Opfer darbringen. Des Pau ghen ze, oder Tempels der Dankbarkeit, bei Nan king, ist bereits Erwähnung geschehen.

Die zweite der in China herrschenden Religionen führt den Namen Tau ze, nach einem Buche, welches Lau kyun oder Li lau kyun, auch Lau tan, Lau ze, d. h: alter Knabe, genannt, zum Verfasser hat. Die Schüler dieses Weisen geben, um seine Geburt mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, vor, seine Mutter habe ihn achtzig Jahre unter dem Herzen getragen. Unter seinen Aussprüchen kommt einer vor, der etwas entfernt an die Dreieinigkeit erinnert. Er sagt zu wiederholten Malen, besonders wenn er von Erschaffung der Welt spricht: Thai hat eins hervorgebracht; eins hat zwei hervorgebracht, zwei haben drei hervorgebracht und drei haben alle Dinge hervorgebracht! Die Sittenlehre dieses Weisen und seiner Schüler hat große Ähnlichkeit mit der epikuräischen. Ihr zufolge muß der Mensch alle heftigen Begierden und Leidenschaften, die den Frieden und die Ruhe der Seele stören können, ausrotten. Nach ihren Lehrsätzen muß die Sorge eines jeden weisen Mannes dahin gehen, daß er sein Leben frei von Angst und Unruhe hinbringe und daher niemals an die Vergangenheit denke, oder in die Zukunft zu blicken verlange. Sie behaupten, wenn man sich mit schweren Sorgen belade, an die Ausführung großer Entwürfe denke, dem Ehr- und Geldgeize und anderen Leidenschaften sich ergebe: so arbeite man mehr für die Nachkommenschaft, als für sich selbst, und es sei unsinnig gehandelt, wenn man das Glück Anderer und selbst sein eigenes durch den Verlust seiner Ruhe erkaufen wolle: denn Alles, was wir als ein Glück betrachten, höre auf, wirklich eins zu sein, wenn es mit Mühseligkeit, Unlust und Unruhe verknüpft sei und die Ruhe der Seele dadurch nur im Geringsten gestört werde. Da nun aber der Gedanke an den Tod die Gemüthsruhe stören kann, so haben die Anhänger dieser Religion einen Trank erfunden, den sie Tschang seng yo, d. h. wörtlich: Arznei für ein ewiges Leben, nennen, durch den sie unsterblich zu werden glauben. Sie sind der Goldmacherkunst ergeben und von dem Gedanken an den Stein der Weisen auf thörichte Art eingenommen. Zauber und Taschenspielerkünste gehören zum Cultus dieser Religion, dem eine große Menge Tempel im ganzen Reiche errichtet ist. Er hat seine Priester und Priesterinnen, die dem Cölibat geweiht sind und Magie, Astrologie, Geisterbeschwörung und tausend andere Arten des lächerlichsten Aberglaubens treiben.

BUDCHAPRIESTER IN CHINA.

Die dritte Religion ist die Buddhaistische, welche 200 Jahre vor Chr. Geb. aus Indien gekommen ist und sich über ganz China so verbreitet hat daß die große Masse des Volks ihr anhängt. Buddha wird von den Chinesen Fo to geschrieben, woraus durch Abkürzung Fo entstanden ist. Wir wollen bei Schilderung dieses Religionssystems ein eigenes Kapitel widmen, wenn wir die Völker der Reihe nach kennen gelernt haben, die zu seinen Anhängern gehören.

Außer diesen drei Haupt-Religionen giebt es in China noch andere Doctrinen, unter denen die, welche den Namen Ju kiau führt, zahlreiche Verehrer hat. Diese Doctrin betrachtet die erste Grundquelle aller Dinge, Tai ki, oder Li genannt, als etwas Unbewegliches, immer in Ruhe Seiendes. Wenn es sich aber ein Mal bewegt, so bringt es Jang hervor, eine zarte und wirksame Materie, die für sich immer in Bewegung ist; ruht es aber, so erzeugt es In, eine grobe, unvollkommene Materie ohne Bewegung. Aus der Vermischung dieser beiden Materien entstehen die fünf Elemente, welche durch ihre Vereinigung und Vermengung das ganze Weltgebäude bilden und den Unterschied ausmachen, der zwischen den Körpern gefunden wird u. s. w. Man giebt dem Tai ki eine unendliche Ausdehnung und eine unermeßliche Größe; es ist das reinste und vollkommenste Grundwesen, ohne Anfang und ohne Ende; es ist die Vorstellung, das Vorbild, die Quelle aller Dinge und das Wesen aller andern Wesen. Diesem Tai ki oder Li sind Tempel errichtet worden. Außerdem giebt es noch allerhand andere Secten, bei denen Geisterbeschwörung, Wahrsagerei und dergleichen fabelhafte Dinge mehr im Schwunge sind; allein sie haben alle nur wenig Anhänger. Die Buddhaisten bilden, mit wenigstens 318 Millionen, die große Masse des chinesischen Volks.

Im zweiten Jahrhundert vor oder nach Chr. Geb. sind Juden in China eingewandert, die man daselbst Tian kin kiau und ihre Heimath Judäa Ta zing nennt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sie sich erhalten, und ihr Hauptsitz war seit vielen Jahrhunderten in Kai fong fu, der Hauptstadt in der Provinz Ho nan. Die hebräische Sprache hatten sie verlernt und die chinesische angenommen, in der selbst das alte Testament abgefaßt war. Die Gemeinde hatte sich rein erhalten vor Vermischung mit den Chinesen, von denen aber Einzelne, selbst Mandarinen, zum mosaischen Glauben übergetreten waren. Auch der Islam ist in China verbreitet, aber nicht unter den Chinesen selbst, sondern bei den Nachkommen der Turken, welche unter Tschingis Khan oder dessen unmittelbaren Nachfolgern nach China gekommen und daselbst zurückgeblieben sind. Die christliche Religion, welche seit dem 16ten Jahrhundert durch die Bemühungen der römisch-katholischen Mission, besonders der Jesuiten, in China große Fortschritte gemacht hatte, ist in Verfall gerathen, obwol sie nicht ganz erloschen. Evangelischer Seits sind ebenfalls einzelne schwache Versuche zur Christianisirung der Chinesen, jedoch ohne Erfolg, gemacht worden.

Man würde sich gewaltig irren, wollte man glauben, daß die chinesische Regierung, wie die der übrigen asiatischen Staaten, eine despotische sei. Vielmehr ist sie eine absolute Monarchie, aber diese trägt einen patriarchalischen

MUSICIANS IN CHINA

Die dritte Religion ist die Buddhaistische, welche 200 Jahre vor Chr. Geb. aus Indien gekommen ist und sich über ganz China so verbreitet hat daß die große Masse des Volks ihr anhängt. Buddha wird von den Chinesen Fo to geschrieben, woraus durch Abkürzung Fo entstanden ist. Wir wollen der Schilderung dieses Religionssystems ein eigenes Kapitel widmen, wenn wir die Völker der Reihe nach kennen gelernt haben, die zu seinen Anhängern gehören.

Außer diesen drei Haupt-Religionen giebt es in China noch andere Doctrinen, unter denen die, welche den Namen Ju kiau führt, zahlreiche Verehrer hat. Diese Doctrin betrachtet die erste Grundquelle aller Dinge, Tai ki, oder Li genannt, als etwas Unbewegliches, immer in Ruhe Seiendes. Wenn es sich aber ein Mal bewegt, so bringt es Jang hervor, eine zarte und wirksame Materie, die für sich immer in Bewegung ist; ruht es aber, so erzeügt es In, eine grobe, unvollkommene Materie ohne Bewegung. Aus der Vermischung dieser beiden Materien entstehen die fünf Elemente, welche durch ihre Vereinigung und Vermengung das ganze Weltgebaüde bilden und den Unterschied ausmachen, der zwischen den Körpern gefunden wird u. s. w. Man giebt dem Tai ki eine unendliche Ausdehnung und eine unermeßliche Größe; es ist das reinste und vollkommenste Grundwesen, ohne Anfang und ohne Ende; es ist die Vorstellung, das Vorbild, die Quelle aller Dinge und das Wesen aller andern Wesen. Diesem Tai ki oder Li sind Tempel errichtet worden. Außerdem giebt es noch allerhand andere Secten, bei denen Geisterbeschwörung, Wahrsagerei und dergleichen fabelhafte Dinge mehr im Schwunge sind; allein sie haben alle nur wenig Anhänger. Die Buddhaisten bilden, mit wenigstens 318 Millionen, die große Masse des chinesischen Volks.

Im zweiten Jahrhundert vor oder nach Chr. Geb. sind Juden in China eingewandert, die man daselbst Tian kin kiau und ihre Heimath Judäa Ta zing nennt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sie sich erhalten, und ihr Hauptsitz war seit vielen Jahrhunderten in Kai fong fu, der Hauptstadt in der Provinz Ho nan. Die hebräische Sprache hatten sie verlernt und die chinesische angenommen, in der selbst das alte Testament abgefaßt war. Die Gemeinde hatte sich rein erhalten vor Vermischung mit den Chinesen, von denen aber Einzelne, selbst Mandarinen, zum mosaischen Glauben übergetreten waren. Auch der Islam ist in China verbreitet, aber nicht unter den Chinesen selbst, sondern bei den Nachkommen der Turken, welche unter Tschingis Khan oder dessen unmittelbaren Nachfolgern nach China gekommen und daselbst zurückgeblieben sind. Die christliche Religion, welche seit dem 16ten Jahrhundert, durch die Bemühungen der römisch-katholischen Mission, besonders der Jesuiten, in China große Fortschritte gemacht hatte, ist in Verfall gerathen, obwol nicht ganz erloschen. Evangelischer Seits sind ebenfalls einzelne schwache Versuche zur Christianisirung der Chinesen, jedoch ohne Erfolg, gemacht worden.

Man würde sich gewaltig irren, wollte man glauben, daß die chinesische Regierung, wie die der übrigen asiatischen Staaten, eine despotische sei; allerdings ist sie eine absolute Monarchie, aber diese trägt einen patriarchalischen

Charakter, der ihr eine so große Annäherung an die absolute Vollkommenheit verleiht, daß Jahrtausende vergangen sind, ohne das Wesen dieser Regierungsform erschüttern zu können und das Reich in Verfall zu bringen. Die Chinesen können sich in der That auch keinen Begriff davon machen, wie ein Staat ohne ein Einziges Oberhaupt regiert werden könne; als die Holländer nach China kamen, erfuhren sie zuerst, daß es auch demokratische Regierungen gebe, und als ihnen das Wesen derselben erklärt worden war, beurtheilten sie einen Staat mit dieser Verfassung als ein vielköpfiges Ungeheüer, das, in Zeiten öffentlicher Unordnung und Verwirrung, nur durch den Ehrgeiz, den Wankelmuth und die bösen Leidenschaften der Menschen entstehen könne.

China's Regierung beruhet bloß auf den beiderseitigen Pflichten der Ältern und Kinder. Den Kaiser betrachten die Chinesen als den Vater des ganzen Volks; ein Vizekönig ist in ihren Augen der Vater aller Bewohner der Provinz, deren Verwaltung er führt, und der Mandarin der Vater der Stadt, worin er oberster Beamter ist. Ihre alten Weisen hatten die Überzeügung, daß die tiefe Ehrerbietung, welche den Kindern gegen ihre Ältern eingeflößt würde, ihr Gemüth zu einem unbedingten Gehorsam führen, dieser Gehorsam die Ruhe der Familien, die Ruhe der Familien aber die Ruhe in den Städten befördern und durch diese Ruhe die gute Ordnung im ganzen Reiche gesichert, und jeglicher Empörung in den Provinzen vorgebeügt werde. Auf der andern Seite sind aber auch die Chinesen überzeügt, daß, wie ein Vater seine gehorsamen Kinder zu belohnen pflegt, so auch ihr Kaiser sie als Vater lieben, gegen Gewalt und Unterdrückung schützen, ihnen unparteiisch Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie in der Noth trösten und unterstützen werde. Auf diesen Grundsätzen, die dem chinesischen Reiche von seinem Anfange an die Stärke und Kraft verliehen haben, die wir noch heüt zu Tage an ihm bewundern, beruht die ganze Ordnung in der Regierung, die das Gemeinwohl und das allgemeine Beste so scharf ins Auge gefaßt hat, daß vielleicht kein Volk auf der Erde einer vernünftigeren Freiheit genießt, als das chinesische, oder wo Personen und Eigenthum besser gegen die Gewalt und Unterdrückung der Kronbedienten geschützt sind, als in China.

Kong fu ze zählt neün gute Eigenschaften auf, die ein tugendhafter Regent besitzen, und neün Pflichten, die er ausüben muß: Er muß, —

1) Sich selbst vollkommen zu machen und vollkommen zu regieren wissen, damit er allen seinen Unterthanen zum Vorbild und Führer dienen könne; —

2) Gelehrte und tugendhafte Menschen ehren und lieben, fleißig mit ihnen umgehen und sie über die Reichsangelegenheiten zu Rathe ziehen; —

3) Seine Vettern, Anverwandten und alle übrigen Prinzen von Geblüt lieben, ihnen die Belohnungen und Gunstbezeügungen zugestehen, die sie verdienen, und ihnen zeigen, daß er sie allen übrigen Personen in seinem Reiche vorziehe; —

4) Dem Adel, der nicht aus kaiserlichem Geblüte stammt, mit Hochachtung und Höflichkeit begegnen und ihn zu Reichthum und Ehren befördern, damit die Welt erkenne, wie weit er ihn gemeinen Leüten vorziehe; —

DER KAISER VON CHINA.

Charakter, der so eine so große Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit verlieht, daß Lehrmeister vonnöthen sind, ohne die Fürsten dieser Regierungsform vollkommen zu Herren und das Reich in Ordnung zu bringen. Die Chinesen können sich von dieser noch keinen Begriff machen, wie ein Staat ohne Monarchen regiert werden könne; als die Holländer nach Batavia kamen, so sah es auch demokratische Regierungen, als ein vielköpfiges Ungeheuer, das, in seinen Vorstellungen nur durch den Ehrgeiz, den Wahnsinn der Menschen entstehen könne.

Auf den beiderseitigen Pflichten der Älteren und Jüngeren, wo die Chinesen als den Vater des ganzen Reichs, in ihren Augen der Vater aller Bewohner der Provinz, deren Vorsteher er führt, und der Mandarin der Vater der Stadt, deren er Vorsteher ist. Diese alten Weisen hatten die Überzeugung, daß die Ehrerbietung, welche den Kindern gegen ihre Ältern eingeflößt wurde, die Menschen zu einem unbedingten Gehorsam führen, dieser Gehorsam die Ruhe der Familien, die Ruhe der Familien aber die Ruhe in den Städten befördern und durch diese Ruhe die gute Ordnung im ganzen Reiche gesichert, und jegliche Unordnung in den Provinzen vorgebeugt werde. Auf der andern Seite hat man auch die Chinesen überzeugt, daß, wie ein Vater seine gehorsamen Kinder zu belohnen pflegt, so auch der Kaiser sie als Vater lieben, gegen Gewalt und Unterdrückung schützen, ihnen unparteiisch Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie in der Noth trösten und unterstützen werde. Auf diesen Grundsätzen, die dem chinesischen Reiche von seinem Anfange an die Stärke und Kraft verliehen haben, die wir noch heut zu Tage an ihm bewundern, beruht die ganze Ordnung in der Regierung, die das Gemeinwohl und das allgemeine Beste so scharf ins Auge gefaßt hat, daß vielleicht kein Volk auf der Erde einer vernünftigern Freiheit genießt, als das chinesische, oder wo Personen und Eigenthum besser gegen die Gewalt und Unterdrückung der Kronbedienten geschützt sind, als in China.

Kong fu tse zählt seine gute Eigenschaften auf, die ein tugendhafter Regent besitzen, und seine Pflichten, die er ausüben muß: Er muß, —

1) Sich selbst vollkommen zu machen und vollkommen zu regieren wissen, damit er seinen Unterthanen zum Vorbild und Führer dienen könne; —

2) Die Weisen und tugendhafte Menschen ehren und lieben, fleißig mit ihnen umgehen und sie über die Reichsangelegenheiten zu Rathe ziehen; —

3) Seine Vettern, Anverwandten und alle übrigen Prinzen von Geblüt lieben, ihnen die Belohnungen und Gunstbezeugungen zugestehen, die sie verdienen, und ihnen zeigen, daß er sie allen übrigen Personen in seinem Reiche vorziehe; —

4) Dem Adel, der nicht aus kaiserlichem Geblüte stammt, mit Hochachtung und Höflichkeit begegnen und ihn zu Reichthum und Ehren befördern, damit die Welt erkenne, wie weit er den gemeinen Leuten vorziehe; —

DER KAISER VON CHINA.

5) Sich mit seinen übrigen Unterthanen gleichsam zu einem Körper identifiziren, sein Herz dem ihrigen gleich machen und sie als einen Theil von sich selbst ansehen und demgemäß hoch halten; —

6) Sein Volk mit wahrer Zuneigung lieben, sich über seine Wohlfahrt, sein Glück freüen und an seiner Traurigkeit und seinem Elende Theil nehmen, so, daß der geringste der Unterthanen versichert sein könne, daß ihn der Landesherr als eines von seinen Kindern liebe; —

7) Alle Arbeiter und Künstler nach Hofe einladen, damit öffentliche und Privatgeschäfte um so schneller abgemacht und beseitigt werden können; —

8) Fremden Abgesandten mit aller nur ersinnlichen Höflichkeit und Freigebigkeit begegnen, damit sie sehen mögen, daß er eine königliche und großmüthige Seele habe, auch Sorge tragen, daß sie vollkommen sicher und zufrieden in ihr Land zurückkehren können; —

9) Alle Großen des Reichs lieben und ihnen auf eine Art begegnen, daß sie, statt den geringsten Gedanken an Empörung zu hegen, als Schutzmauern und Bollwerke des Staats dienen können.

Wenn ein Regent diese Lehren befolgt, so wird er sich einen großen Namen machen und der hohen Stellung gemäß handeln, die ihm vom Thian tschu, oder von Gottes Gnaden verliehen worden; — so sprechen Kong fu ze's Commentatoren!

Des Kaisers Gewalt ist dem Wesen und auch der That nach durchaus unumschränkt, nichts bindet ihn, als das Gesetz, das uralte, das in den kanonischen Büchern des ersten Ranges niedergelegt ist; es legt ihm zwar die ausschließliche Macht bei, neüe Gesetze zu geben, es enthält aber auch Vorschriften, welche die landesherrliche Gewalt dadurch gewisser Maßen beschränken, daß die Großen des Reichs so berechtigt, als verpflichtet sind, dem Staatsoberhaupte Vorstellungen zu machen, wenn seine Regierungs-Maaßregeln, ihrer Ansicht nach, das allgemeine Beste aus dem Auge verlieren sollten. Die chinesische Geschichte kennt mehrere Beispiele, daß von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden; sie erzählt von hohen Staatsbeamten, die dem Kaiser Vorstellungen gemacht, der nicht auf sie gehört, sie vielmehr habe bestrafen lassen, wodurch sie Märtyrer für Gemeinwohl und ihr Name im Munde des Volks unsterblich geworden sei.

Zu den Attributen der unumschränkten Gewalt des kaiserlichen Staats-Oberhaupts gehöret das Recht, denjenigen seiner Söhne oder Anverwandten zu seinem Nachfolger zu erwählen, den es für den tüchtigsten hält. Darum wird auf die Erziehung aller Prinzen des kaiserlichen Hauses eine große Sorgfalt verwendet, denn die Chinesen gehen von dem Grundsatze aus, man könne in der Bildung von Kopf und Herz derer, welche die Aussicht zur Thronfolge haben, nicht weit genug gehen. Und sollte der Kaiser keinen der Seinigen zur Führung des Staatsregiments für fähig erachten, so hindert ihn Nichts, den Würdigsten seiner Unterthanen zum Thronerben zu ernennen. Fälle der Art, deren man aus ältesten Zeiten einige kennt, sind indeß in neürer Zeit nicht vorgekommen. Dem Kaiser steht, als ein Recht der Majestät, die Befugniß zu alle öffentlichen

Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, entweder unmittelbar oder mittelbar zu ernennen, und wieder abzusetzen, Ehrenstellen und Ehrentitel zu verleihen, selbst die Todten zu adlen und sie, in seiner Eigenschaft als Hoheprieſter, in die Zahl der Heiligen, oder, wie man zu sagen pflegt, in die Reihe der nackten Geister zu versetzen, die göttlicher Verehrung würdig sind, und denen Tempel errichtet werden. Keine Verfügung irgend einer Behörde tritt in Kraft, bevor sie nicht vom Kaiser genehmigt ist; seine Verordnungen und Befehle aber sind unveränderlich und unwiderruflich; jede Regierungsbehörde muß sie in ihren Akten eintragen und aller Orten ihres Verwaltungsbezirks oder Gerichtssprengels unverzüglich bekannt machen. Dem Kaiser steht die Macht zu, die Schriftzeichen zu verändern, die alten abzuschaffen und neüe einzuführen; er kann gebieten, daß man sich gewisser Redensarten und Ausdrücke nicht bediene, und andere, die man als veraltet angesehen hat, wiederum einführen*); er kann endlich auch die Namen der Provinzen, Städte, Flecken u. s. w. nach freier Willkür ändern.

Die Ehrerbietung, welche dem Kaiser erzeigt wird, ist seiner unumschränkten Gewalt gemäß; sie kommt einer Anbetung nahe; seine Worte werden als göttliche Aussprüche angesehen, und seinen geringsten Befehlen auf eine Weise Folge geleistet, als wären sie unmittelbar vom Himmel herab gegeben worden. Niemand darf anders, als auf den Knien mit ihm reden, auch sein ältester Bruder nicht. Nur die Großen, die seine tägliche Gesellschaft ausmachen, haben die Erlaubniß, vor ihm zu stehen, und nur ein Knie zu beügen, wenn sie mit ihm reden. Dergleichen Ehrenbezeügungen gebühren sogar den leblosen Dingen, die der Kaiser in Gebrauch hat, wie seinem Throne, Stuhle, Kleidern, Gürtel ꝛc. Die Großen des Reichs glauben, diese Beweise und viele andere Zeichen der Ehrerbietung müßten sie blicken lassen, um durch ihr Beispiel beim Volke den Gehorsam aufrechtzuerhalten, den man der Hoheit und Gewalt des Staatsoberhaupts schuldig ist. Diesem Grundsatz zufolge, geben sie ihm die prächtigsten Ehrenbenennungen, wie Thian ze, Sohn des Himmels; Hoang ti, allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser; Sching hoang, heiliger Kaiser; oder auch Schau ting, königlicher Pallast, und Wan sui, zehntausend Jahre. Der Kaiser selbst aber bedient sich niemals dieser Ausdrücke, wenn er von sich spricht; im Privatgespräch sagt er nur Ngo, oder Ich; bei öffentlichen Reden dagegen, vom Thron herab, bedient er sich des Ausdrucks Tschin, was dasselbe bedeütet, nur mit dem Unterschiede, daß Niemand außer ihm dieses Wort brauchen darf. Unter die bedeütendsten Kennzeichen der kaiserlichen Gewalt gehören die Siegel, die allen öffentlichen Urkunden und Verfügungen der Staatsbehörden beigefügt werden, mit dem Zusatz des Jahres der Regierung und des Monats-Tages. Das kaiserliche Siegel hat etwa 8 Zoll im Gevierte und ist von sehr

*) Wäre es der kaiserlichen Machtvollkommenheit möglich, die monosylabische Sprache der Chinesen in eine mehrsülbige zu verwandeln, und an die Stelle der hieroglyphischen Schriftzeichen ein Alphabet zu setzen, so würde sich das chinesische Volk in Lauf der Zeit ohne Zweifel zur aufgeklärtesten und mächtigsten aller Nationen erheben.

feinem Jaspis, einem Steine, der man in China sehr hoch in Ehren hält, der den Namen Ju sche führt und auf dem Gebirge In ju schan gebrochen wird. Es ist auch Niemanden, es sei wer es wolle, erlaubt, sich dieses Steins zu einem Petschaft zu bedienen.

Es würde in der That zu weit führen, wollten wir noch alle andern Zeichen der Ehrerbietung ausführlich schildern, die dem Kaiser dargebracht werden, und sagen, daß die Unterlassung derselben als ein Verbrechen betrachtet wird; wollten wir die Kleidung beschreiben, die der Kaiser bei öffentlichen Gelegenheiten trägt, und den Staat, den er und seine Hofbedienten machen bei Ausgängen oder auf Reisen; wollten wir von seinen Gemahlinnen, Kindern, Anverwandten und Allem, was damit zusammenhangt, reden; wir übergehen alles Dieses, um noch einige Bemerkungen über die Maximen einzuschalten, welche bei der Verwaltung des Reichs befolgt werden, und zunächst über die Beamten, deren sich der Kaiser zur Vollziehung der Gesetze und seines autrokratischen Willens bedient.

Niemand kann, wie schon angemerkt worden, eine Stelle in der Verwaltung des chinesischen Reichs bekommen, der sich nicht durch gelehrte Studien dazu verbereitet und befähigt hat. Ist die Fähigkeit durch die früher erwähnten Prüfungen nachgewiesen, und tritt der also Bestandene in den Staatsdienst, so wird ihm der Titel Quan beigelegt, d. h: Vorgesetzter, was die Portugiesen durch Mandarin (von mandar, Befehlshaber) übersetzt haben. Hierzu fügt man das Wort Lau ja, welches Herr bedeütet, um damit den Adel anzudeüten.

Die Quan, oder Mandarinen, sind in neün Klassen eingetheilt, die in einer so großen Unterwürfigkeit gegen einander stehen, daß Nichts mit der Ehrerbietung, ja Unterthänigkeit verglichen werden kann, welche die Mandarinen einer niedrigeren Ordnung denjenigen beweisen, die zu einer höheren gehören.

Die Laufbahn im Staatsdienst beginnt mit dem Amt des dritten Beisitzers beim Tschi hien, oder dem ersten Beamten in einer Stadt dritten Ranges. Dieser Beisitzer wird Tien ze genannt und gehört noch zu gar keiner Klasse. Wenn er sich aber drei Jahre lang gut aufgeführt hat, so wird von seinem Vorgesetzten über ihn Bericht erstattet, der den ganzen Instanzen-Zug durch die übrigen Provinzialbehörden, die Ministerien und den Staatsrath durchläuft, bis er an den Kaiser gelangt, der den Tian ze zu einem Quan der neünten, oder auch wol gleich der achten Klasse ernennt.

Eine jede dieser neün Klassen zerfällt in zwei Stufen; so sagt man, der oder jener ist ein Quan der zweiten Stufe aus der ersten, zweiten ꝛc. Klasse, oder auch von der ersten Stufe der ersten, zweiten, dritten ꝛc. Klasse. Diese Klassen-Vertheilung der Staatsbeamten bezweckt aber nur eine persönliche Ehren-Auszeichnung verschiedenen Grades und hat mit dem Amte, welches sie bekleiden, gar nichts gemein, so zwar, daß ein Quan, welcher ein niedriges Amt verwaltet, dennoch der zweiten, oder gar ersten Rang-Ordnung angehören kann. Die Verleihung dieser Rangklassen hängt lediglich von der Gnade und dem Wohlwollen des Kaisers ab, der auch Degradation in eine untere Ordnung verfügt, wenn er einen lässigen Beamten höherer Ordnung bestrafen will.

Die neün Klassen unterscheiden sich aüßerlich durch Verzierung ihrer Kleidung, namentlich durch Knöpfe ꝛc. oben auf der Mütze. Die Quans erster Ordnung tragen oben auf der Mütze einen in Gold gefaßten Karfunkel, und vorn am untern Theil der Mütze eine Perle; auf ihrem Gürtel schimmern vier, ebenfalls in Gold gefaßte, Ju ze (Jaspis), die in längliche Vierecke geschnitten sind. Die Quans zweiter Klasse unterscheiden sich durch einen großen Rubin oben auf, und einen kleinen unten an der Mütze; ihre Gürtel sind mit Goldstickerei und einem Karfunkel in der Mitte geschmückt. Die Quans von der dritten Ordnung haben oben auf ihren Mützen einen Karfunkel in Gold gefaßt, und unten einen Saphir. Ihre Gürtel sind nur mit Goldstickerei verziert. Das Kennzeichen der vierten Klasse der Quans ist ein Saphir oben auf der Mütze, und unten ein anderer, die aber nicht so groß sind, Goldstickerei verziert auch ihren Gürtel, aber ohne Blumen, wie bei den vorhergenannten Klassen. Die Quans von der fünften Klasse tragen bloß Einen Saphir auf ihren Mützen, im Übrigen sind sie der vierten Ordnung gleich. Die Quans der sechsten Klasse tragen oben auf der Mütze einen sauber geschliffenen Krystall und unten einen Saphir; ihre Gürtel sind mit Stücken von Nashorn besetzt, die mit Gold eingefaßt sind. Die Mandarinen von der siebenten Klasse haben oben auf ihren Mützen eine Goldzierrath, aber keinen Juweel unten; ihre Gürtel sind mit dünnen Stücken von Nashorn bedeckt. Die Quans von der neünten Ordnung tragen eine Mütze von Atlas, die mit Silber gestickt ist; auf ihren Gürteln haben sie in Silber gefaßte Stücke von Büffelshörnern.

Diese Unterscheidungs-Merkmale, die auch noch auf die übrige Kleidung ausgedehnt sind, bleiben sich gleich, mögen die Quans Civilbeamten sein, oder in Militairdiensten stehen.

Die Quans haben auch ihre Kennzeichen, wodurch sie in den von ihnen bekleideten Ämtern, wie in ihren Rangklassen unterschieden werden. Dies Kennzeichen besteht in einem, auf der Brust getragenen Stück Stoff, das kostbar gearbeitet ist und in der Mitte einen Denkspruch enthält, welcher auf das Amt Bezug hat. Dazu kommt noch bei einigen Civil-Mandarinen ein Drachen mit vier Klauen, bei andern ein Adler, bei wieder andern eine Sonne u. s. w. Auf gleiche Weise tragen die Mandarinen vom Kriegsheere Leoparden, Tiger, Löwen ꝛc.

Sehr eifrig halten die Quans auf diese aüßern Kennzeichen ihrer Würde, um sich nicht nur vom gemeinen Mann und den Gelehrten ohne Amt, sondern auch von ihres Gleichen selbst, die zu einer tiefern Klasse gehören, zu unterscheiden.

Der Organismus des chinesischen Reichs ist dem der absoluten Monarchien im heütigen eüropäischen Staatensysteme vollkommen gleich. An der Spitze der Centralbehörden steht:

Der große Staatsrath, welcher aus Prinzen von Geblüt, die das Vertrauen des Kaisers genießen, aus den Mitgliedern des Geheimen Raths, den Ministern und andern hohen Staatsbeamten, welche sich des kaiserlichen Vertrauens erfreüen, besteht und keine permanente Sitzungen hält, sondern nur

bei außerordentlichen Gelegenheiten auf besondern Befehl des Kaisers zusammenberufen wird.

Der Geheime oder kleine Staatsrath, Nwi juen, d. i: innerer Hof, so genannt, weil er seine Sitzungen im kaiserlichen Pallast zu Pe king hält. Er ist die beständige, ordentliche Rathsversammlung der höchsten Staatsbeamten, in welcher die Haupt-Angelegenheiten des Reichs untersucht, berathen und zur Entscheidung des Kaisers vorbereitet werden. Der Geheime Rath besteht aus den Ko lau, oder Staatsräthen, welche nebst den ersten Präsidenten der Ministerien und den vornehmsten Befehlshabern beim Kriegsheere die erste Rangklasse der Quans ausmachen. Dies ist die höchste Stufe, zu welcher Leüte des gelehrten Standes in China gelangen können, es sei denn, daß der Kaiser ihnen zur Belohnung ihrer dem Vaterlande erwiesenen wichtigen Dienste noch größere Ehrenbenennungen beilegt, die, wie schon früher erwähnt, mit den Titeln eines Grafen, Herzogs übereinkommen. Die Zahl der Ko lau ist nicht bestimmt, sondern hangt lediglich vom Willen des Kaisers ab, der sie aus den Ministerien oder auch andern Behörden wählt. Doch sind ihrer selten mehr als fünf oder sechs. Einer von ihnen führt als Schiu siang, oder Präsident, den Vorsitz im Geheimen Rathe. Er ist immer die rechte Hand des Kaisers, der ihn einer großen Vertraulichkeit würdigt. Die Staatsräthe haben Adjunkten, welche Ta hio ze, d. i: Gelehrte oder obrigkeitliche Personen von bekannter Fähigkeit, heißen. Sie gehören der zweiten oder dritten Rangklasse der Quans an, und aus ihrer Mitte pflegt der Kaiser die Vizekönige in den Provinzen und die Präsidenten der Ministerien und der übrigen Behörden zu wählen. Das Sekretariat des Geheimen Raths heißt Tschong schu ko, oder Schule der Mandarinen. Ihm gehören die kaiserlichen Geheimschreiber an, deren Amt darin besteht, daß sie alle Sachen, die im Nwi juen verhandelt worden sind, schriftlich abfassen müssen. Sie werden aus der vierten, fünften oder sechsten Rangklasse der Quans genommen.

Die Verwaltung des Reichs ist unter sechs Haupt-Ministerien vertheilt, die zusammen genommen Leu pu, Staats-Ministerium, genannt werden. Diese Ministerien sind der Reihe nach:

1) Li pu, oder das Ministerium des Personals der Staatsbeamten in allen Zweigen der Verwaltung, mit Einschluß des Kriegswesens. Es macht dem Kaiser Vorschläge zur Besetzung erledigter Stellen, wacht über die Aufführung der Beamten und erstattet dem Kaiser gutachtliche Berichte über ihre Beförderung, Degradirung oder Entlassung, und bildet somit eine Art Inquisition des Reichs. Die Geschäfte dieses Ministeriums werden in vier Abtheilungen bearbeitet. Die erste, Wen suen su, ermittelt diejenigen Personen, welche durch ihre Verdienste Anspruch auf die ansehnlichsten Ämter erworben haben. Die zweite Abtheilung, Kau kong su, führt die Generalkonduitenliste der Quans. In der dritten Abtheilung, Niang fong su, werden alle Reichs-Urkunden besiegelt, den Mandarinen der verschiedenen Rangklassen und Amter ihre Amtssiegel überwiesen und die Siegel der nach Hofe gehenden Ausfertigungen untersucht. Die vierte Abtheilung endlich, Ki hiong su, untersucht die Verdienste

der Großen des Reichs, nämlich der Prinzen von Geblüt, der Vizekönige und derjenigen, welche mit hohen Würden und Ehren bekleidet worden sind. Diese heißen Hiong schin, d. i: alte Lehnträger, denn sie haben dem herrschenden kaiserlichen Hause im Kriege große Dienste geleistet.

2) Hu pu, das Finanz-Ministerium. Es führt die Oberaufsicht über die kaiserlichen Einkünfte, die Domainen, den Schatz, die besondern Einnahmen und die Ausgaben des Staatsoberhaupts. Es stellt die Befehle zur Zahlung der Besoldungen aus und bestimmt die Lieferungen an Reis, Seide und Geld, welche unter die Großen des Reichs und die Mandarinen vertheilt werden. Es führt genaue Register über die Bevölkerung, die Zahl der Familien und Häuser, von allen Abgaben, welche zu entrichten sind, von den Zollhäusern und den öffentlichen Vorrathsmagazinen. Um die große Menge seiner Geschäfte bestreiten zu können, ist das Finanz-Ministerium in 21 General-Verwaltungen eingetheilt *), deren jede die Geschäfte einer Provinz besorgt, deren Namen sie auch führt **).

3) Li pu, das Ministerium der Ceremonien, (der Name scheint zwar mit dem des ersten Ministeriums einerlei zu sein; da aber Li auf verschiedene Weise ausgesprochen wird, so bedeütet es dort Staatsbeamten-Personal, hier aber Ceremonien oder Ritus). Der Geschäftskreis dieses Ministeriums ist sehr umfangsreich; es hat darauf zu sehen, daß die gesetzlichen Ceremonien, Gebraüche und Gewohnheiten überall im Reiche beobachtet werden; es führt die Oberaufsicht über die drei Religionen, welche im Reiche die Oberhand haben, dem gemäß auch über die Tempel und den Gottesdienst, und hat für die Aufnahme, Erweiterung und Verbreitung der Wissenschaften und Künste zu sorgen; im besondern führt es die Aufsicht über die kaiserliche Musik und untersucht die Anträge auf Ertheilung von Würden und Ehren, über die es seinen gutachtlichen Bericht an den Kaiser erstattet. Der vorsitzende Minister empfängt die fremden Abgesandten, sorgt für deren Bewirthung und beurlaubt sie auch wieder. Außerdem liegt ihm auch die Besorgung der Gastmale ob, die der Kaiser seinen Unterthanen ausrichtet. Alle diese Geschäfte werden in vier Sectionen bearbeitet. Die erste, I schi su, oder die Verwaltung der wichtigen Sachen, hat die Feststellung und Ausfertigung der Ehrenbenennungen und Einführungsbefehle der großen Reichs-Ehrenämter, der Zong tu, Vizekönige und anderer großen Reichsbeamten. Die zweite, Su si su, hat die Opfer zu besorgen, welche der Kaiser in den Tempeln darbringt, sie ist zugleich die Ministerial-Abtheilung des Cultus und führt die Aufsicht über die Meßkünstler. Die dritte Section, Tschu ke su, unter unmittelbarem Vorsitz des ersten Ministerial-Präsidenten,

---

*) Mit Einschluß des Mandshu-Landes, da China selbst nur aus 18 Provinzen besteht.

**) Zum Ressort des Finanz-Ministeriums gehören die zwei Steüerämter, welche Suji ze ke heißen und mit Einziehung und Verrechnung der Abgabeu beauftragt sind, die von den Leibeigenen, Pferden, Kamelen und andern nach Peking auf den Markt gebrachten Gegenständen und Waaren erlegt werden müssen. Die Vorsitzer dieser Steüerämter gehören zur siebenten Rangklasse und die übrigen Beamten zur achten und neünten.

empfängt Diejenigen, welche bei Hofe vorgestellt sein wollen; die vierte endlich, mit Namen Sing sen schu, hat die Besorgung der kaiserlichen Tafel und der Gastereien, welche der Kaiser den Großen des Reichs und den fremden Gesandten ausrichtet *).

4) Ping pu, das Ministerium der Waffen, also des Kriegswesens. Alles, was mit der Vertheidigung und Sicherheit des Reichs zusammenhangt, steht unter seiner Oberleitung, demnach die gesammte Verwaltung des Kriegsheeres, zugleich aber auch die der allgemeinen Sicherheits- und Straßen-Polizei. Auch dieses Ministerium spaltet sich in vier Sectionen, von denen die erste, Wu siwa su, alle Kriegsbedienungen vergiebt und für die Übung in den Waffen sorgt. Der zweiten, Tsche fang su, liegt die Dislokation der Armee und die Verwaltung der Sicherheits-Polizei ob. Der Geschäftskreis der dritten Section, Tsche kia su, umspannt die Verpflegung der Armee, zugleich aber auch das Postwesen und Alles, was davon abhangt. Die vierte Abtheilung, Wu ka su, hat für das Material der Armee und für die Unterhaltung und Verproviantirung der festen Plätze zu sorgen **).

5) Hing pu, das Ministerium der Strafen, oder Justiz-Ministerium, unter dem alle Gerichtssachen, Strafen, Amnestien, Verbannungen stehen, überhaupt

---

*) Zum Ressort des Li pu, oder Ministeriums der Ceremonien gehören: — a) Thai tschang ze, eine Behörde, welche die Oberaufsicht über die kaiserliche Kapelle und über die Opfer des Kaisers, wie auch über die Tempel, in denen sie dargebracht werden, führt. Unter ihr stehet auch die (verehlichte) Priesterschaft der Tau ze. Sie sorgt für die Wohnungen der Fremden, welche nach Hofe kommen, und führt die polizeiliche Aufsicht über die Wang pa, d. i. die Lustdirnen und Kuppler. — b) Kuan lo ze, oder die Verwaltung der kaiserlichen Gasthöfe, hat die Besorgung der zu den kaiserlichen Opferu erforderlichen Gegenstände, der Gastmale und der Bewirthung derjenigen, welche auf kaiserliche Kosten gespeist werden. Die Präsidenten dieser beiden Behörden gehören zur dritten Klasse, die Directoren zur vierten und fünften, und die sehr zahlreichen Räthe zur sechsten und siebenten Klasse. — c) Kin tian kjen, oder das mathematische Büreau, zerfällt in zwei Sectionen; der ersten, Li ko, liegen die astronomischen Beobachtungen und Berechnungen zur Anfertigung des Kalenders und anderer die Himmelskunde betreffenden Sachen ob; die andere Section, Lu ko, muß, außer anderen ihr eigenthümlichen Geschäften, die Tage bestimmen, welche zu Heirathen, Begräbnissen ꝛc. am geeignetsten sind. Die Präsidenten gehören zur fünften, die Directoren zur sechsten und die übrigen Beamten zur siebenten und achten Rangklasse. — d) Hong lu ze, oder das Ceremonien-Amt; seine Mitglieder sind die Ceremonienmeister und Thürhüter bei kaiserlichen Audienzen oder anderen großen Hof-Festlichkeiten. Die Präsidenten dieses Amts sind von der vierten, die Directoren von der fünften und sechsten, und die übrigen Beamten von der siebenten und achten Klasse. — e) Ta i juan, oder der kaiserliche Sanitätsrath, besteht aus den kaiserlichen Leib- und Hofärzten für die kaiserliche Familie und alle Personen, denen der Kaiser aus besonderer Fürsorge, Gnade und Gewogenheit seine Ärzte in Krankheitsfällen zuschickt. — f) Schang len juan, oder die Intendantur für die kaiserlichen Lust-, Gemüse-, Obst- und Thiergärten, in welchen letzteren die zu den kaiserlichen Opfern, Gastmälern und in den kaiserlichen Gasthäusern erforderlichen Thiere gezogen werden. Die Beamten dieser Intendantur sowie des Sanitätsraths haben denselben Rang, wie die Mitglieder des mathematischen Büreau.

**) Vom Ping pu, oder Kriegsministerium ressortirt die Tai po ze, oder Remonte-Kommission, welche den Abgang an Pferden, sowol im kaiserlichen Marstall als bei der Armee zu ersetzen hat. Auch Privatleute können sich mit Pferden bei dieser Kommission versorgen, die ihre Ein-

Alles, was zur Rechtspflege gehört. Es ist zugleich der höchste Gerichtshof des Reichs und spaltet sich, wie das Finanz-Ministerium, in eben so viele General-Verwaltungen, als es Provinzen giebt *).

6) Kong pu, das Ministerium der öffentlichen Bauten. Ihm liegt die Sorge für die Instandhaltung der kaiserlichen Palläste, der Ministerial- und aller übrigen öffentlichen Gebaüde, der kaiserlichen Gräber, der Tempel u. s. w. ob. Es hat die Oberaufsicht über die Thürme, Triumphbögen, Brücken, die Land- und Wasserstraßen und alle Fahrzeüge, welche zur Schifffahrt erforderlich sind. In der ersten Abtheilung dieses Ministeriums, Win schen su, werden die Risse, Pläne und Bauanschläge zu den öffentlichen Gebaüden angefertigt. Die zweite Section, Ju heng ze, hat die Aufsicht über alle Werkstätten der kaiserlichen Ouvriers in allen Städten des Reichs; die dritte, Tong schui ze, hat es mit dem Wasser- und Straßenbau zu thun; die vierte, Ze thian ze, trägt Sorge für die kaiserlichen Gebaüde, Lust- und Obstgärten und verwaltet die daraus fließenden Einkünfte.

Ein jedes dieser sechs Ministerien besteht aus zwei Schang pau, Präsidenten oder Ministern, vier Beisitzern oder Directoren, und vier und zwanzig vortragenden Räthen, wovon die eine Hälfte Chinesen, die andere Hälfte aber Mandshu sind. Die Mandshu-Eroberer der seit der Mitte des 17 Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten Dynastie Zing haben mit dieser Einrichtung ein Meisterstück in der Staatskunst gemacht. Sie verdoppelten die Anzahl der Beamten und brachten ihre Landsleüte in die Verwaltung der Staatsgeschäfte, ohne die Chinesen davon auszuschließen, die auf diese Weise keinen Grund zu irgend einem Mißvergnügen haben konnten.

Die Minister gehören zur zweiten Stufe des ersten Rangs und werden Schang schu genannt, stets in Verbindung mit dem Namen des Ministeriums, dem sie vorgesetzt sind; so heißt der Minister der Ceremonien Li pu schang schu, der Kriegsminister Ping pu schang schu u. s. w. Die Beisitzer oder Directoren in den Ministerien gehören zur ersten Stufe der zweiten Rangklasse.

---

kaüfe im Si ju, oder dem westlichen Lande der neüen Gränze macht. Der Kaiser allein kauft jährlich 17,000 Pferde, bei der Armee und von Privaten werden aber doppelt bis drei Mal so viel gebraucht. Die Präsidenten dieser Kommission sind von der dritten, zwei ihrer Directoren von der vierten, die beiden andern von der fünften, und die übrigen Beamten von der sieben-ten Rangklasse.

*) Ein Ober-Appellationshof besteht in dem Tai li ze, oder dem Tribunal der höchsten Vernunft und Gerechtigkeit. Sein Wirkungskreis erstreckt sich sowol auf die Civil-, als die Criminal-Rechtspflege. Die Präsidenten dieses Tribunals gehören zur dritten, die Directoren zur vierten, und die Räthe zur fünften und sechsten Ordnung. Wenn die Ursache, weswegen das Hing pu in seiner Eigenschaft als Gerichtshof Jemand zum Tode verurtheilt hat, dem Kaiser zweifelhaft zu sein scheint, so läßt er die Sache an den San fa ze gelangen, der gewisser Maßen sein Gewissensrath ist. Hierauf versammeln sich die Präsidenten, Directoren und Mitglieder des Tai li ze, des Tu tscha juan und des Hing pu zu einer gemeinschaftlichen Sitzung, nehmen die Sache in Gegenwart der Partei noch ein Mal gründlich durch, und kassiren nicht selten das erste Urtheil. Gemeiniglich bestätigt der Kaiser die Entscheidung dieser General-Konferenz

Die beiden ersten heißen Zo schi lang, oder Vorsitzender zur linken Hand, die beiden anderen Jeu schi lang, Vorsitzer zur rechten Hand. Die Ministerial-Sectionen haben ihre eigenen Beamten, und zwar eine jede ebenfalls zwei Präsidenten und vier und zwanzig Räthe; zudem ein ganzes Heer von Subalternen, Sekretarien, Registratoren, Buchhaltern, Kanzelisten, Boten u. d. m.

Jedes dieser Ministerien ist innerhalb seines Ressorts unabhangig von den andern und nur dann treten die Minister auf Befehl des Kaisers zu einem Leu pu, oder Staatsministerium zusammen, wenn allgemeine Landesangelegenheiten in den Bereich sämmtlicher Ministerien fallen. Die Organisation der Ministerien ist aber so, daß Sachen, welche ihrem Wesen nach, zum Ressort eines einzigen Ministeriums gehören, dennoch unter mehrere vertheilt sind. So gehört die Verwaltung der Militairmacht unter das Ping pu, dieses ist aber wegen der erforderlichen Fonds vom Hu pu, und wegen der Transportmittel zu den Kriegsbedürfnissen vom Hong pu abhängig. Diese Organisation bezweckt Trennung der Gewalt und gegenseitige Kontrolle, die außerdem noch durch eine besondere Behörde, nämlich durch das

7) Tu tschan juan oder Ministerium der Kontrolle ausgeübt wird, welches wegen seines ausgedehnten Wirkungskreises und der Macht, die ihm beigelegt ist, von hoher Wichtigkeit ist. Es hat denselben Rang, wie die Verwaltungs-Ministerien, nichts desto weniger aber sind seine beiden Chefs Quans von der zweiten, die beiden ersten Directoren von der dritten, die beiden andern von der vierten und sämmtliche Räthe von der siebenten Klasse. Die Kontrolle beschränkt sich nicht auf die Staatsbeamten, sondern ist auf das ganze Volk ausgedehnt. Dieses Ministerium zerfällt in sehr viele Abtheilungen, von denen die Section der Ko li, oder Censoren, obenan steht. Sie zerfällt in sich wieder in sechs Unterabtheilungen, so daß jedes Verwaltungs-Ministerium im Kontroll-Ministerium sein Censoramt hat, das den Namen des betreffenden Ministeriums führt, z. B. Li ko, Censoren des Ministeriums des Staats-Personals, Hu ko, Censoren des Finanz-Ministeriums ꝛc. Ihnen liegt die Pflicht ob, den Sitzungen der Minister, ihrer Directoren und Räthe als stummes Mitglied beizuwohnen, Einsicht zu nehmen von allen Urkunden, Verhandlungen und Akten, das Privatleben der Minister u. s. w. zu überwachen, und dem Kaiser über alle ihre Wahrnehmungen geheimen Bericht zu erstatten. Diese Ko li sind wegen ihrer Stellung sehr gefürchtete Personen, ihr Wirkungskreis erstreckt sich sogar auf Uberwachung der kaiserlichen Prinzen, und sie sind es vorzugsweise, welche den Beruf haben, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, wenn er in seinem Regenten- wie in seinem Familienleben von den Gesetzen und alten Gewohnheiten des Reichs abweichen sollte. Der Tu tschan juan ist eben so berechtigt als verpflichtet, Censoren in die Provinzen abzusenden, um die Amtsführung der Provinzial- und Ortsbehörden, der Pächter der kaiserlichen Regalien und die sittliche Haltung des ganzen Volkes untersuchen zu lassen. In vielen Fällen haben diese Deputirte die Befugniß, alle Vergehen oder Verbrechen, denen sie auf die Spur gekommen sind, unmittelbar selbst zu bestrafen.

8) Li fan juan ist das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wel-

ches die Verwaltung aller, China unterworfenen Länder zu leiten und den diplomatischen Verkehr mit den tributpflichtigen Staaten zu unterhalten hat. Auch dieses Ministerium besteht aus zwei präsidirenden Ministern, vier Directoren und einer entsprechenden Anzahl Räthe; dem Range nach steht es mit den Leu pu auf gleicher Stufe und sein Wirkungskreis ist ein sehr ausgedehnter, da alle Angelegenheiten, welche die unterworfenen oder zinspflichtigen Völker betreffen, die Anstellung der chinesischen Oberaufsichtsbeamten und die gesammte Verwaltung bei ihm sich concentriren.

Unter den übrigen hohen Staatsbehörden, welche in Pe king ihren Sitz haben, steht die gelehrte Carporation der —

1) Han lin juan, d. i: Garten oder Gehölz, worin die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften blühen, obenan. Diese Behörde, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, und der Zielpunkt des Ehrgeizes jedes chinesischen Gelehrten, der nicht ein Amt bekleidet, ist, spaltet sich in fünf Sectionen. Ihr liegt die Abfassung der allgemeinen Reichsgeschichte, so wie anderer gelehrten Werke uud gemeinnütziger Schriften ob, die Redaction der Staatszeitung und der gelehrten Anzeigen u. s. w. Die Zahl der Werke wissenschaftlichen Inhalts, welche von der Akademie unter der gegenwärtigen Dynastie herausgegeben worden, belaüft sich auf mehr als hundert und zwanzig, unter denen mehrere Encyklopädien und eine große Geographie und Statistik des Reichs, unter dem Titel Tai zing y thung tschi, von der die neüeste Ausgabe in 52 starken Foliobänden, 424 Bücher enthält. Die Zahl derjenigen Akademiker, welche die Staatszeitung redigiren, belaüft sich auf 22. Diese Zeitschrift erscheint in halbmonatlichen Heften und enthält alle kaiserlichen Dekrete und Verordnungen, die Beförderungen und Amts-Entsetzungen der kaiserlichen Staatsdiener, ihre Degradationen und Gehalts-Einziehungen; sie giebt Nachricht von allen im Reich vorkommenden Kriminal-Untersuchungen nnd Bestrafungen; von allen Landplagen und den Erleichterungen, welche den Unterthanen von Regierungswegen bewilligt werden; sodann auch einen Auszug von den Ausgaben, welche das Kriegswesen, die öffentlichen Bauwerke und die Landeskultur erfordern; Nachrichten über die Gnadenbewilligungen und die Vorstellungen, welche dem Kaiser wegen seines eigenen Verhaltens gemacht worden. Es werden auch alle Feierlichkeiten darin beschrieben, die bei den öffentlichen Festen und Opfern Statt gefunden, die Audienzen, die der Kaiser ertheilt, und die Verweise, welche er lässigen Beamten gegeben hat, wobei es ganz lakonisch heißt: „Dieser oder jener Quan steht nicht in gutem Rufe," oder: „wenn er sich nicht bessert, werd' ich ihn bestrafen." Die Publikation dieser Staatszeitung geschieht mit der größten Sorgfalt und jedes Mal unter dem Siegel der Akademie. Die Hofzeitung von Pe king, welche alle Tage erscheint, hat ihren Urquell in der Staatszeitung. In beiden Blättern wird nichts gedruckt, als was der Kaiser selbst befohlen, oder wozu er die Genehmigung ertheilt hat. Die Redactoren dürfen an der Fassung der Artikel nicht das Mindeste ändern und keine Anmerkungen hinzufügen; und es sind Fälle vorgekommen, daß Redactoren mit dem — Tode bestraft wurden, weil sie falsche Nachrichten durch die Zeitung

verbreitet hatten. Das Urtheil des Kriminal-Gerichts stützte sich darauf, daß aus ihrem Verfahren ein Mangel an Ehrerbietung gegen die Majestät hervorleüchte, welche nach den Gesetzen die Todesstrafe verdient. Die Gesetze und Reglements, welche von der jetzt regierenden Mandshu-Dynastie Tai zing erlassen worden, sind auch in einem besondern Werke unter dem Titel Tai zing hoei tian gesammelt. Aus der Reihe der Han lin werden endlich auch der Erzieher und Lehrer der muthmaßlichen Thronerben entnommen, um sie in der Regierungskunst, der schweren, zu unterrichten. Der Kaiser ist nicht allein Protektor, sondern auch oberster Präsident der Han lin juan, und führt bei allen Plenar-Sammlungen den Vorsitz. Oft besetzt er aus der Körperschaft der Han lin die erledigten Stellen der Ko lau seines Geheimen Raths und die Chefs der Ministerien *).

2) Zong schin fu ist das Ministerium für die Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses und seiner Nachkommen männlichen Geschlechts. Die Präsidenten und Directoren dieses Ministeriums sind Prinzen von Geblüt, die Räthe aber Quans. In die Register dieser Behörde werden alle Kinder aus der kaiserlichen Familie gleich nach der Geburt eingetragen. Ebenso werden hier die Titel und Würden, welche der Kaiser den Mitgliedern seines Hauses ertheilt, registrirt. Aus der Kasse des Ministeriums empfangen die Prinzen ꝛc. ihre Apanagen und Besoldungen. Das Ministerium leitet auch bei vorkommenden Vergehen und Verbrechen die Untersuchung ein und spricht Urtheil und Recht. Eine andere Behörde, Huang sin, welche aus Mandarinen der ersten und zweiten Klasse besteht, verwaltet die Angelegenheiten der weiblichen Anverwandten des Kaisers.

3) Hing schin ze, oder das Legations-Personal, besteht aus Gelehrten, welche sämmtlich zur siebenten Rangklasse gehören. Sie werden als Botschafter, Geschäftsträger oder außerordentliche Gesandte in die entfernten Theile des Reichs, oder in fremde Staaten zur Überbringung der Bestätigungs-Urkunden der tributpflichtigen Könige und Fürsten gebraucht.

4) Tong sching ze, gleichsam das geheime Kabinet des Kaisers, dem zunächst die Bekanntmachung der kaiserlichen Verordnungen und Befehle bei Hofe obliegt. Es zieht zugleich auch Nachrichten über den Zustand des Volks und seine Bedürfnisse ein und stattet darüber dem Kaiser im Geheimen Bericht ab. Alle an den Kaiser gerichteten Bittschriften, Eingaben, Vorstellungen, seien sie

---

*) Eine andere gelehrte Korporation ist die Ju hio, eine Art staats- und kriegswissenschaftlicher Akademie unter dem Vorsitz von vier Präsidenten der vierten Klasse, und mehrerer Adjunkten von der fünften Klasse, welche die Regenten in der Versammlung sind. Die Mitglieder dieser Körperschaft sind über das ganze Reich zerstreüt. An den Sitzungstagen werden Vorträge gehalten, sowol über politische als auch militairische Gegenstände, über die Mittel und Wege zur Erhaltung des Staats, über die Regierungskunst, über Strategie und Taktik, Fortifikation, über Angriff und Vertheidigung der festen Plätze u. s. w. Die Ghe zu kian ist die Behörde, welche die Aufsicht über die Siju zai und andere, nicht beamtete Gelehrten des Reichs führt, denen der Kaiser eine Würde ertheilt hat. Zugleich müssen die Beamten dieser Behörde dem Kaiser bei seinen gottesdienstlichen Verrichtungen den Opferwein darreichen.

von Beamten oder Offizieren, von Pensionairs, von Privaten, Soldaten oder Fremden, gehen an diese Behörde, die sie, nach Lage der Sache entweder unmittelbar beantwortet, oder, unter Begleitung eines gutachtlichen Berichts, zunächst die Befehle des Kaisers einholt. Die Präsidenten gehören zur dritten Rangklasse und so abwärts die Directoren und Räthe, deren im geheimen Kabinet sehr viele beschäftigt sind.

5) Schang pau ze ist das kaiserliche Großsiegel-Bewahramt. Bei ihm werden alle Siegel für die kaiserlichen Hof- und Staatsbehörden, so wie auch die Wappen für die Personen verfertigt, welchen der Kaiser Würden, Ehrenstellen und Standeserhöhungen verleiht. Die Staatsurkunden werden in diesem Amte mit dem Reichssiegel bedruckt.

6) Kin i ghey ist die kaiserliche Leibwache, die aus vielen hundert Offizieren besteht, welche in vier Kompagnien eingetheilt sind. Zur ersten Kompagnie gehören Quans von der zweiten Rangklasse; zur zweiten Kompagnie Quans von der dritten Klasse; die Offiziere der dritten Kompagnie gehören der vierten, und die der vierten Kompagnie der fünften Klasse an. Es sind gemeiniglich Brüder oder andere Anverwandte der Gemahlinnen des Kaisers, auch wol die Söhne und Enkel hochgestellter Mandarine oder anderer Personen, die sich durch wichtige Dienstleistungen um Kaiser und Reich verdient gemacht haben. Die Mitglieder der kaiserlichen Leibwache werden niemals, wie die übrigen Mandarinen, in andern Staatsbehörden befördert, wol aber öfters zur Würde eines Schang pau oder Ministers, oder eines Ko lau oder Geheimen Staatsraths, erhoben. Die kaiserliche Leibwache steht nicht unter dem Ping pu, oder Kriegsministerium, sondern unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers, um dessen Person sie beständig ist, daher ihre Mitglieder öfters großen Einfluß gewinnen und dieserhalb nicht wenig geehrt, oder auch nicht selten gefürchtet werden. Außer der Bewachung des kaiserlichen Herrn liegt ihnen auch eine polizeiliche Pflicht ob, die darin besteht, daß sie bei Personen, die wegen ihrer Geburt oder Würde in hohem Ansehen stehen, und gegen die ein Verhaftsbefehl erlassen worden, diesen zur Ausführung bringen müssen. Von dem obersten Befehlshaber dieser Leibwache hangen ab: Nan tschin, oder der südliche Wachtthurm, dessen Offiziere bei der Verhaftung zur Hand gehen müssen, und Pe tschin, oder der nördliche Wachtthurm, dessen Offiziere mit der Aufsicht über das Polizeigefängniß beauftragt sind, in welchem die Verhafteten so lange gefangen gehalten werden, bis ein kaiserlicher Befehl sie entweder auf freien Fuß stellt, oder dem Kriminalgericht überweis't. Die Befehlshaber dieser Schins gehören zur fünften, die übrigen Offiziere aber, deren eine große Anzahl ist, zur siebenten Ordnung

Was die Provinzial-Verwaltung des weitläufigen chinesischen Reichs anbetrifft, so steht an der Spitze derselben in jeder Provinz eine Statthalterschaft, der die Regierung in Friedens- wie in Kriegszeiten so anvertraut ist, daß sie der gesammten Polizei-, Finanz- und Militair-Verwaltung, nicht minder auch der Rechtspflege in bürgerlicher, wie in peinlicher Beziehung vorsteht. Diese Behörden vollstrecken die Gesetze und die Befehle des Kaisers in den Provinzen,

indem sie dieselben von den sechs Haupt-Ministerien zugefertigt erhalten. An diese müssen sie auch Berichte erstatten, wenn dies nicht immediate geschieht, und alle Unter-Behörden sind ihnen untergeben.

An der Spitze einer Statthalterschaft steht der Fu juan, d. i: Statthalter oder Vizekönig *), dem der Ngan juan, oder Provinzial-Ober-Kontrolleur, und der Zong ping, oder commandirende General in der Provinz, als erste vortragende Räthe zugeordnet sind. Zur Statthalterschaft, oder dem Regierungs-Kollegium der Provinz, gehören aber außerdem noch der Pe tsching, oder General-Schatzmeister; der Ngan tscha ze, oder oberste Kriminal-Richter; der Jen tao, oder Oberpost- und Salinen-Director, und der Liang tao, oder Director der Natural-Steüern. Die vier zuletzt genannten Beamten, welche ihre selbstständige Verwaltung haben, nehmen regelmäßig mehre Mal im Monat an den Sitzungen der Statthalterschaft Theil.

In jeder Provinz ist ein Civil-Tribunal, Pu tsching ze, und ein Kriminal-Gerichtshof, Ngan tscha ze.

Jeder Bezirk oder Fu, hat seine besondere Regierung, an deren Spitze als Präsident der Tschi fu steht; gewöhnlich sind es drei Räthe und vier Assessoren, welche das Kollegium bilden; und so geht es abwärts durch die Kreise und Distrikte, wo ein jeder Tschi tscheu und Tschi hian drei Beisitzer hat. Dies sind die ordentlichen Polizei-, auch richterlichen Behörden in den betreffenden Gebietstheilen, die aber in vollständiger Abhängigkeit von den vorgesetzten Behörden stehen. So kann der Tschi hian, oder die Distriktsbehörde nichts verfügen, ohne an die Tschi tscheu, diese nichts, ohne an den Tschi fu berichtet zu haben; u. s. w. aufwärts.

In jedem Bezirk ist ein Tao ti, oder Censor der Sitten und Amtsführung der Beamten, ein Ho tao, oder Wasserbau-Inspektor, und in jedem Fu der Seeprovinzen ein Haï tao, oder Hafenbau-Inspektor. Endlich befindet sich in allen großen und kleinen Städten des Reichs ein Censoramt für die Gelehrten, die nicht beamtet sind. Es besteht aus einem vorsitzenden Rath und zwei oder drei Assessoren, welche Kiau kuan, oder Richter der Gelehrten genannt werden.

Die Stellung der chinesischen Beamten ist keine leichte. Da der Beamte, nach den Worten des Gesetzes, nur zur Unterstützung und Beschützung des Volks eingesetzt ist, so muß ein Statthalter, sei sein Amt hoch oder niedrig, stets bereit sein, nicht nur in den zur Audienz bestimmten Stunden, sondern zu jeder Tageszeit die Beschwerden der Unterthanen anzuhören. Ist die Sache dringend, so geht man in den Pallast des Statthalters, oder ersten Beamten und schlägt stark auf eine, vor der Thür stehende Kesselpauke. Auf dieses Zeichen ist der Beamte, wenn er auch noch so beschäftigt wäre, verpflichtet, das

*) Eine noch höhere Stelle ist der Zong tu, oder General-Statthalter, der über zwei oder drei Provinzen gesetzt ist, und gleichsam als Mittelsperson zwischen den Ministerien und den Statthaltern fungirt, ohne daß jedoch dadurch die Ressort-Verhältnisse der Statthalterschaften eine Störung erleiden.

erbetene Gehör zu bewilligen. Wenn aber der Kläger nicht etwa äußere Gewalt hat erleiden müssen, die schleüniger Abhülfe bedarf, so kann er versichert sein, wegen seines unzeitigen Besuchs eine tüchtige Portion Schläge auf die Fußsohlen zu bekommen. Die Beamten in den Provinzen vertreten die Stelle des Kaisers, und da der Kaiser nicht allein weltlicher Regent, sondern auch der oberste oder Hohepriester, zugleich aber auch der oberste Lehrer seines Volks ist, so müssen die Quans am ersten und fünfzehnten Tage eines jeden Monats öffentliche Reden, geistlichen und moralischen Inhalts, ans versammelte Volk halten. Der Text dieser Reden ist durch ein Reichsgesetz und durch besondere Verordnungen des Kaisers vorgeschrieben. Jeder Mandarin ist innerhalb seines Wirkungskreises für etwaige Vergehen und Verbrechen verantwortlich. Sollte ein so abscheüliches Verbrechen, als der Vatermord ist, vorkommen, so werden sämmtliche Beamten des Bezirks, wo es sich zugetragen hat, abgesetzt; denn, heißt es, die Schuld ist ihnen beizumessen, dies Unglück wäre gewiß nicht geschehen, wenn sie auf Beförderung guter Sitten sorgfältiger geachtet hätten. Aus eben dem Grunde werden Ältern, deren Kinder ein Kapitalverbrechen begangen haben, zugleich mit ihnen am Leben bestraft. Es ist die Pflicht des Statthalters, in einem jeden Hian oder Tscheu die Gerechtigkeit zu handhaben, die Abgaben einzuziehen, die jedes Haus zu entrichten hat, und Todtenschau bei Denen anzustellen, welche in Folge einer Schlägerei oder durch Selbstentleibung ihr Leben eingebüßt haben. Ihm liegt die Verwaltung der gesammten Sicherheits-Polizei ob, und die bürgerliche wie die peinliche Rechtsflege. Er dictirt Polizeistrafen und spricht sogar das Todesurtheil aus, das aber ohne kaiserliche Bestätigung nicht vollstreckt werden darf. Nirgends wird die Polizei, nach allen ihren Richtungen, strenger verwaltet, als in China; Hausväter sind für ihre Kinder und alle ihre Hausgenossen verantwortlich, ja ein Nachbar für den andern. Auf die Fremden-Polizei im Besondern wird sehr streng gehalten, denn es ist eine von den vornehmsten Staatsmaximen der Chinesen, keinem Fremden die Niederlassung im Reiche zu gestatten, nicht allein, daß sie gleichsam einen Erbhaß gegen andere Völker haben, so glauben sie, daß eine Vermischung des Volks auch eine Verschiedenheit in den Sitten und Gewohnheiten herbeiführen, diese aber nach und nach Streitigkeiten, Parteien, zuletzt Empörungen nach sich ziehen werde.

Staunen muß man, wenn man sieht, wie ein so ungeheüer zahlreiches, ein von Natur so unruhiges Volk, das überdem so eigennützig ist und nach Reichthümern gleichsam Jagd macht, dennoch von einer kleinen Anzahl Beamten, die einer jeden Provinz vorstehen, in den Schranken seiner Pflicht gehalten wird. Es ist kaum glaublich, wie leicht es einem einzigen Beamten, einem Tschi fu z. B. wird, eine große Menge von Leüten zu regieren. Er thut nichts mehr, als daß er seine Befehle, auf ein kleines Stück Papier geschrieben, an den Straßenecken ankleben läßt. Auf diese Weise bekannt gemacht, wird ihnen von dem Augenblicke an Folge geleistet. So gewiß ist es, daß der bloße Schatten der kaiserlichen Gewalt, der sich auf die Vorstellung gründet, er sei der Vater, bei diesem Volke Alles ausrichten kann.

In Rechtsstreitigkeiten schreibt das Gesetz den Instanzenzug, welcher befolgt werden muß, vor; er laüft vom untersten Gericht eines Hian durch alle Stufen bis zum Kaiser selbst. Thut der Kaiser nach reiflichster Untersuchung und Erwägung der Sache einen Ausspruch, so ist er unwiderruflich, denn es ist, so sagt man in China, ein heiliger Befehl, ohne Mangel und Parteilichkeit. Bagatellsachen werden mündlich abgemacht; auch dictirt der Richter zuweilen der verlierenden Partei Fußsohlenstreiche zur Strafe, daß sie den Rechtshandel nicht in guter Absicht angefangen, oder ihre Sache wider allen Schein der Billigkeit vertheidigt hat. Sporteln sind in der chinesischen Justizpflege unbekannte Größen.

In peinlichen Sachen wird mit aüßerster Vorsicht verfahren: ehe ein Endurtheil gefällt wird, muß der Fall vor fünf oder sechs Gerichtshöfe kommen, die einander untergeordnet sind. Die Prozesse werden dadurch zwar sehr in die Länge gezogen, die Verzögerung dient aber auch dem Unschuldigen zum Vortheil, wenn gleich er lange im Gefängniß sitzen muß. Raüber, welche mit den Waffen in der Hand auf der That ertappt werden, bestraft das Gesetz mit dem Tode. Diebe, welche die Absicht gehabt haben, beim Diebstahl Menschen zu verletzen oder zu ermorden, werden, nach Beschaffenheit des gestohlenen Gutes, mit einer anderen Leibesstrafe belegt. Ist der Diebstahl nicht vollzogen, so begnügt sich der Richter damit, dem Delinquenten dreißig bis vierzig Streiche geben zu lassen.

Das Pan ze, oder Schlagen auf die Fußsohlen, das hölzerne Joch, oder Cangue der Portugiesen, und Gefängniß sind Strafen, welche jeder Polizei-Chef und Richter in den Provinzen verhängen kann; letzterer kann sein Urtheil auch auf Landesverweisung fällen, zur Vollstreckung desselben bedarf es aber einer nochmaligen Untersuchung Seitens der höheren Gerichte. Nur im Fall eines Aufruhrs oder einer Empörung, wo eine schleünige Vollstreckung des Gesetzes nothwendig ist, steht dem Zong tu oder General-Statthalter, auch wol dem Fu juan oder Statthalter, das Recht zu, Todesurtheile vollstrecken zu lassen, ohne nach Pe king berichten zu dürfen.

Die Strafe des Pan ze, oder Schlagens auf die Fußsohlen mit einem Stück gespaltenen Bambusrohrs, ist eine gewöhnliche Polizeistrafe, mit der die Mandarinen in der That — sehr freigebig sind; aber auch sie selbst entgehen ihr nicht, nicht einmal die Großen des Reichs, die der Kaiser damit belegen läßt. Geht die Zahl der Streiche nicht über zwanzig, so wird es für eine väterliche Züchtigung angesehen, die nicht schimpflich ist; darüber hinaus kann das Pan ze nicht über einen Mandarinen verhängt werden, ohne daß er vorher seines Amts entsetzt worden sei.

Schimpflicher ist die Strafe des hölzernen Jochs, oder Cangue, welches dem Straffälligen um den Hals gehängt wird und in der Regel 50 bis 60 Pfund, zuweilen aber auch, je nach dem Verbrechen, bis zu 100 Pfund schwer ist. Auch die Dauer des Jochtragens richtet sich nach der Größe des Verbrechens. Diese Dauer kann bis auf drei Monate ausgedehnt werden. Der damit Bestrafte wird öffentlich ausgestellt und auf dem Joch selbst mit großen Buchstaben die Ursache der Bestrafung angegeben. Willkommen und Abschied

Bayerische Staatsbibliothek

mit dem Pan ze ist den Cangueträgern gewiß. Geringe Vergehungen gegen die guten Sitten und die alten Landesgebraüche werden mit Knien und Steinetragen auf dem Kopfe geahndet. Gewisse Verbrechen werden mit Brandmark auf beiden Wangen oder den Armen bestraft, oder auch mit Verweisung entweder auf Zeit oder fürs ganze Leben. Die Provinz Thian tschan pe lu, auf der Nordseite des Himmelsgebirges, im Lande der neüen Gränze, ist das chinesische Sibirien. Auch die Galeerenstrafe, welche auf den kaiserlichen Barken, doch selten über drei Jahre, gebüßt wird, ist in China üblich. Flüchtige Leibeigne werden mit hundert Peitschenhieben bestraft und dann ihren Herren zurückgegeben. Drei Todesstrafen sind in Gebrauch: Erdrosseln und Hängen, was ein ehrlicher Tod ist; Enthaupten, was man für den allerschmählichsten Tod hält, weil das Haupt, als vornehmster Theil des Menschen, vom Rumpfe getrennt wird; und in Stücke Hauen, eine Strafe, die nur Landesverräther und Majestäts-Verbrecher trifft. Die Folter mit allen ihren Schrecknissen ist in China gebraüchlich. Die Gefängnisse sind groß und geraümig und im ganzen Reich fast alle nach einerlei Plan gebaut. Die Gefangenen sind zwar fest verwahret und werden streng bewacht, doch werden sie gut verpflegt, und in Krankheitsfällen ärztlich behandelt und sorgfältig bedient. Stirbt ein Gefangener, so muß dem Kaiser unmittelbar Bericht erstattet werden, der nicht selten einen Specialcommissarius absendet, um den Fall genau untersuchen zu lassen.

Es bleibt uns noch übrig, Einiges über die Streitkräfte des chinesischen Reichs zu sagen, die, der Zahl nach, riesenmäßig genannt werden können, und über die Art und Weise, wie das Militairwesen organisiret ist.

Die ganze Kriegsmacht des chinesischen Reichs steht unter dem Ping pu, oder dem Kriegs-Ministerium, das, wenn der Kaiser seine Befehle gegeben hat, die allein entscheidende Behörde über die Ausführung wichtiger Kriegsunternehmungen ist. Die Heeresführung aber leitet das Jong tsching fu, oder General-Feldmarschall-Amt, dessen oberster Präsident einer von den angesehensten Großen des Reichs ist, und unter dessen unmittelbarem Befehl die ganze Armee steht. Er kann daher als oberster Feldmarschall des Reichs angesehen werden.

Die Armee ist in fünf große Heerhaufen eingetheilt, von denen jeder unter einem Feldmarschall steht, welcher zwei Generale als General-Adjutanten neben sich hat. Alle drei sind Kriegsmandarinen von der ersten Rangklasse. Der erste Heerhaufen heißt Hiju fu, oder der Nachtrab; der zweite Zo fu, oder der linke Flügel; der dritte Jeu fu, oder der rechte Flügel; der vierte Tschong fu, oder das Centrum; und der fünfte Zien fu, oder der Vortrab. Die General Commandos dieser fünf Heerhaufen residiren sämmtlich in der Hauptstadt des Reichs.

Eine andere Abtheilung der Armee stützt sich auf die Nationalität der Truppen. Hiernach sind vier besondere Theile nach den verschiedenen Völkern zu unterscheiden. Auf der ersten Stufe steht das aus Mandshu bestehende Heer, welches 678 Nuru oder Kompagnien zu 100 Mann zählt; die zweite Abtheilung begreift die Mongolen, die bei der Eroberung China's durch die Mandshu mit diesen ins Land gekommen sind; es sind ihrer 211 Nuru; die dritte

CHINESISCHER INFANTERIST.

Abtheilung machen die sogenannten mandshuisirten Chinesen oder Uebergangs-Truppen aus, welche gegen das Ende der letzten chinesischen Dynastie Ming zu den Mandshu übergegangen und ihnen zur Besitzergreifung des chinesischen Reichs behülflich gewesen sind; diese Truppen bestehen aus 278 Kompagnien. Diese drei Truppen-Gattungen bilden die eigentliche mandshuische Armee und den Kern des chinesischen Heeres, welcher aus etwa 136,000 Mann, größtentheils Reiterei, besteht, und eine Feldartillerie von 400 Stück besitzt. Jede Gattung bildet ein Armee-Corps für sich, das einen Tsiang kun, oder General der Kavallerie zum Anführer hat, und jedes Armee-Corps ist in 8 Fahnen oder Divisionen eingetheilt, die sich durch weiße, rothe, blaue und gelbe Farbe unterscheiden, und deren jede unter einem Kusanta, oder General-Lieutenant steht, der mehrere Meïraïn tschain, oder Generalmajore, zu Unterbefehlshabern hat. Die darunter folgenden Chargen heißen: Zong ping, Oberst; Fu tiang, Stabswachtmeister; Se ku pe, Hauptmann; Pa zun, Fähnrich. Die Truppen dieser drei Armee-Korps oder 24 Divisionen sind beständig bei ihren Fahnen, und immer bereit, auf den ersten Befehl auszurücken, um etwaige Empörungen zu unterdrücken.

Die vierte Abtheilung der chinesischen Armee besteht aus geborenen Chinesen. Sie führt den Namen Lu ki, oder Truppen von der grünen Fahne, und theilet sich in Feldtruppen und Land- und Stadtmiliz. Diese Truppen werden bei der großen äußern Ruhe, deren China seit einem Jahrhundert genießt, und die nur in den Jahren 1840—1842 durch den Krieg mit den rothhaarigen Barbaren des engländischen Christenvolks auf kurze Zeit unterbrochen worden ist, im Innern des Landes fast nur zu den Zwecken der Sicherheitspolizei verwendet.

Die Kriegsmacht China's belaüft sich, mit Einschluß der zahlreichen Militairbeamten, etatsmäßig auf 1,347,000 Mann. In den 18 Provinzen von China garnisoniren 1,221,000 Mann, besonders hat Pe king, die Hauptstadt des Reichs, ein großes Feldlager. Im Mandshu-Lande sind 35,000 Mann stationirt, in der Mongolei 30,000 Mann, in Tübet 6,000 Mann und in den Ländern der Westgränze 45,000 Mann. Der Oberbefehlshaber der zuletzt genannten Truppen führt auch die Oberaufsicht über die politische Verwaltung dieses Landes. Die Seemacht soll sich, an Matrosen und Seesoldaten, auf 31,000 Mann belaufen.

So gewaltig nun auch diese Zahlen aussehen, so wenig zu fürchten sind die chinesischen Kriegsheere, denn der Chinese ist ein schlechter Soldat und selbst die Mandshu und die mongolischen Truppen sind in den langen Friedenszeiten ihres sonst kriegerischen Geistes verlustig gegangen. Zwar haben sie in dem Kriege mit den Engländern nicht selten Beweise ihres Muths gegeben, nichts desto weniger aber den gut und kräftig geleiteten Angriffen der europäischen Truppen, wie den Sipahis der britisch-indischen Armee nicht widerstehen können. Noch heüte der Ausspruch wahr, womit Kaiser Kang hi seine Mandshu charakterisirte: Sie sind gute Soldaten, wenn sie schlechten gegenüberstehen, aber schlechte, wenn ihnen gute gegenüberstehen. Dem Chinesen geht fast aller kriegerische Geist: seine Hochachtung vor dem Gelehrten

GRENADJÄR INFANTERIST.

Abtheilung machen die sogenannten mandshuisirten Chinesen oder Utscheng Tschocha aus, welche gegen das Ende der letzten chinesischen Dynastie Ming zu den Mandshu übergegangen und ihnen zur Besitzergreifung des chinesischen Throns behülflich gewesen sind; diese Truppen bestehen aus 270 Kompagnien. Diese drei Truppen-Gattungen bilden die eigentliche mandshuische Armee und den Kern des chinesischen Heeres, welcher aus etwa 116,000 Mann, größtentheils Reiterei, besteht, und eine Feldartillerie von 400 Stück besitzt. Jede Gattung bildet ein Armee-Corps für sich, das einen Ziang kiun, oder General der Kavallerie zum Anführer hat, und jedes Armee-Corps ist in 8 Fahnen oder Divisionen eingetheilt, die sich durch weiße, rothe, blaue und gelbe Farbe unterscheiden, und deren jede unter einem Kusanta, oder General-Lieutenant steht, der mehrere Meïraïn tschain, oder Generalmajore, zu Unterbefehlshabern hat. Die darunter folgenden Chargen heißen: Zong ping, Oberst; Fu tiang, Obristwachtmeister; Se ku pe, Hauptmann; Pa zun, Fähnrich. Die Truppen dieser drei Armee-Korps oder 24 Divisionen sind beständig bei ihren Fahnen, und immer bereit, auf den ersten Befehl auszurücken, um etwaige Empörungen zu unterdrücken.

Die vierte Abtheilung der chinesischen Armee besteht aus gebornen Chinesen. Sie führt den Namen Lu ki, oder Truppen von der grünen Fahne, und spaltet sich in Feldtruppen und Land- und Stadtmiliz. Diese Truppen werden bei der großen äußern Ruhe, deren China seit einem Jahrhundert genießt, und die nur in den Jahren 1840—1842 durch den Krieg mit den rothhaarigen Barbaren des engländischen Christenvolks auf kurze Zeit unterbrochen worden ist, im Innern des Landes fast nur zu den Zwecken der Sicherheitspolizei verwendet.

Die Kriegsmacht China's belaüft sich, mit Einschluß der zahlreichen Militairbeamten, etatsmäßig auf 1,347,000 Mann. In den 18 Provinzen von China garnisoniren 1,221,000 Mann, besonders hat Pe king, die Hauptstadt des Reichs, ein großes Feldlager. Im Mandshu-Lande sind 35,000 Mann stationirt, in der Mongolei 30,000 Mann, in Tübet 6,000 Mann und in den Ländern der Westgränze 45,000 Mann. Der Oberbefehlshaber der zuletzt genannten Truppen führt auch die Oberaufsicht über die politische Verwaltung dieses Landes. Die Seemacht soll sich, an Matrosen und Seesoldaten, auf 31,000 Mann belaufen.

So gewaltig nun auch diese Zahlen aussehen, so wenig zu fürchten sind die chinesischen Kriegsheere, denn der Chinese ist ein schlechter Soldat und selbst die Mandshu und die mongolischen Truppen sind in den langen Friedenszeiten ihres sonst kriegerischen Geistes verlustig gegangen. Zwar haben sie in dem Kriege mit den Engländern nicht selten Beweise ihres Muths gegeben, nichts desto weniger aber den gut und kräftig geleiteten Angriffen der europäisch disciplinirten Sipahis der britisch-indischen Armee nicht widerstehen können; und es ist noch heüte der Ausspruch wahr, womit Kaiser Kang hi seine Mandshu charakterisirte: Sie sind gute Soldaten, wenn sie schlechten entgegengestellt werden; aber schlechte, wenn ihnen gute gegenüberstehen. Dem Chinesen selbst mangelt fast aller kriegerische Geist: seine Hochachtung und Liebe für die gelehrten

Studien, die er allen andern Beschäftigungen vorzieht; die Ehrfurcht, welche der Soldatenstand dem gelehrten Stande zollt, und die Erziehung der jungen Leüte, die nichts Anders zu sehen bekommen, als Bücher, von nichts Anderem reden hören, als von moralischen und politischen Gegenständen, sind eben so viele Momente, welche der Entwickelung eines Soldatengeistes bei den Chinesen hindernd entgegentreten.

In Ansehung der Kriegszucht finden Waffenübungen Statt. Die Waffen sind Pfeil und Bogen, Säbel, Musketen, und es wird streng darauf gehalten, daß Alles hübsch geputzt und blank ist; das geringste Versehen in dieser Beziehung wird mit Stockschlägen bei den chinesischen, mit Peitschenhieben bei den Mandshu- und Mongolen-Truppen bestraft. Die chinesischen Truppen gehen nur dann in Montur, wenn sie im Dienste sind; außerhalb des Dienstes gehen sie bürgerlich gekleidet und treiben auch ein bürgerliches Gewerbe.

China ist sowol durch die Natur, als auch durch Kunst stark befestigt. Fast alle Städte sind, wie schon früher bemerkt worden, eben so viele Festungen. Die Fortifikationen bestehen in einem vortrefflichen Wall, in einer Mauer von Ziegelsteinen, in Thürmen und einem breiten Wassergraben.

So hätten wir denn eine Schilderung gegeben von dem Volke der Chinesen, dem merkwürdigsten des mongolischen Menschenschlages. Eben der wichtigen Stellung wegen, welche dieses Volk in der Geschichte der Menschheit stets behauptet hat, sind wir bei seiner Beschreibung so ins Einzelne gegangen, und haben uns einer Ausführlichkeit befleißigt, der wir in der Schilderung der übrigen Nationen dieses Menschenstamms nicht treü bleiben können.

Wir wollen nun zunächst die Tübeter und die sogenannten indo-chinesischen Völker betrachten, welche letztern zwar nicht den reinen mongolischen Typus tragen, sondern als eine Mischung des kaukasischen, mongolischen und malajischen Menschenschlages sich kund geben, hier aber dennoch ihre Stellung einnehmen müssen, weil sie durch Form der Sprache den Chinesen und Tübetern gewisser Maßen verwandt sind; denn auch ihre Sprachen sind einsylbige, auch sie haben daher Anspruch auf ein hohes Alterthum; auch sie stehen mithin noch fern von der größeren Klarheit und Geschmeidigkeit der Begriffe, die aus der Mehrsylbigkeit der Sprachen entspringen, und den Weg bahnen zu aller weiteren Kultur und Vollkommenheit des menschlichen Geistes!

Tübeter oder Bod-ba.

Auf dem hohen, kalten Tafellande Innerasiens, welches im Süden vom Himalaja und im Norden von den Gebirgsketten des Kuen lün begränzt ist, und das gleichsam Ein großes Längenthal bildet, welches von zwei großen, in entgegengesetzter Richtung fließenden Strömen bewässert ist, dem Indus, der ge-

TÜBETER.

…, welche
… der jun-
… von nichts
…, sind
… Waffengeistes bei
… Die Waf-
… darauf gehal-
… Versehen in dieser
… Faustschenhieben bei
… chinesischen Truppen ge-
… außerhalb des Dienstes
… Gewerbe.
… Kunst stark befestigt.
… so viele Festun-
… Wall, in einer Mauer
… graben.

… dem Volke der Chi-
… nesen, dem merkwürdigsten der menschlichen Menschenschlages. Eben der wich-
… tigen Stellung wegen, welche dieses Volk in der Geschichte der Menschheit stets
… behauptet hat, sind wir bei seiner Beschreibung so ins Einzelne gegangen, und
… haben uns einer Ausführlichkeit befleißigt, der wir in der Schilderung der übri-
… gen Nationen dieses Weltheiles nicht treu bleiben können.

Wir wollen nun zunächst die Tibeter und die sogenannten indo-chinesischen Völker betrachten, welche bereits zwar nicht den reinen mongolischen Typus tra-
… gen, sondern als eine Mischung des kaukasischen, mongolischen und malajischen
… Menschenschlages sich darstellen, die aber dennoch ihre Stellung einnehmen
… müssen, weil in ihrer Sprache, wie die der Chinesen und Tübetern gewisser
… Maßen schon, auch die Sprachen sind einsylbige, auch sie ha-
… ben noch Einfachheit; auch sie stehen mithin noch fern
… von der Geschmeidigkeit der Begriffe, die aus der Mehr-
… heit der Sylben entspringen, und den Weg bahnen zu aller weiteren
… Kultur des menschlichen Geistes!

… oder Bod-ha.

Auf dem hohen, rauhen Hochlande Innerasiens, welches im Süden vom Himalaja und im Norden von der Gebirgsketten des Kuen lün begränzt ist, und das gleichsam Ein großes Längenthal bildet, welches von zwei großen, in entgegengesetzter Richtung fließenden Strömen bewässert ist, dem Indus, der ge-

TÜBETER.

gen Westen, und dem Jaru zangbo tschu, der gegen Osten fließt, wohnt dasjenige Volk, welches wir, nach dem Vorgange der Westasiaten, der Turken und Mongolen, Tübeter, Tibeter, Többöter zu nennen pflegen, während es sich selbst Bod-gschchi und Bod-ba, und sein Land Bod nennt. Unser Name scheint aber auch aus dem Lande selbst zu stammen; denn zu Ende des 6ten Jahrhunderts wurde in der Nähe der chinesischen Provinzen Se tschuan und Schen si ein Volk mächtig, das bei den chinesischen Geschichtschreibern Tu fan heißt, ein Name, der aber auch Tu-bo*) gelesen werden kann. Außer auf dem Tafellande haben die Tübeter ihre Wohnsitze auch in den südlichen Thälern des südöstlichen Himalaja, in der Landschaft Bhotan oder Butan, was nur eine veränderte Schreibart für Bod ist, die in den frühesten Berichten auch über das eigentliche Tübet ausgedehnt wurde, und Tübeter wohnen, unter den Namen Bhotijas, rc. im nipalesischen sowol, als in dem unter britischer Herrschaft stehenden Himalaja, so wie, unter ganz anderen Namen, in den westlichen und südlichen Provinzen China's, bald als kompakte Masse, bald zerstreüt als isolirte Stämme unter den Chinesen.

Die Tübeter, welche als Urbewohner ihrer hohen Gebirge anzusehen sind, sollen von dem großen Affen Sarr-Metschin und der Äffinn Baktscha abstammen. Sie selbst rühmen sich dieses Ursprungs und halten sich deshalb für älter, als andere Menschenstämme. Es wird behauptet, daß in den Gesichtszügen der Tübeter die Ähnlichkrit mit den Affen unverkennbar sei. Besonders hervorstechend soll sie bei alten Leüten sein, die sich sogar bisweilen mit ihrer Geschlechts-Verwandtschaft mit den Affen brüsten und ihre Bildung für älter und vollkommner als die anderer Völkerschaften halten. Noch jetzt wird das mittlere Tübet „Land der Affen" genannt. Im Ganzen genommen waltet doch die mongolische Gesichtsbildung vor, die sich durch das breite, flache Gesicht, die platte Nase und die geschlitzten Augen kenntlich macht, obwol auch kaukasische Züge vorkommen, die besonders an semitische Physiognomien erinnern**). Der Tübeter ist von Statur wohlgebildet, stark und ziemlich groß; er leidet aber, in Folge der Gebirgsbeschaffenheit seines Landes, sehr am Kropfe, namentlich das weibliche Geschlecht, das sich überdem durch stärkere Gliedmaßen und lebhafteres Temperament vom männlichen Geschlecht unterscheiden soll.

Die Tübeter werden uns als ein mildes, friedliebendes Volk geschildert, das sich durch Offenheit, Ehrlichkeit und andere gute Eigenschaften überall da auszeichnet, wo es nicht mit andren Völkern in Berührung kommt, wie dies im westlichen Tübet der Fall ist, wo entsittlichte Kaschmiris sehr unvortheilhaft

---

*) Ba heißt Mensch, Bod-ba also Menschen oder Einwohner von Bod. Nach einer andern Lesart haben die Mongolen die Sylbe ba weggeworfen und dafür Tu vorgesetzt, und sprechen also Tubod, Tubot, woraus wir Tübet, Tibet, Thibet, Thybet gemacht haben.

**) Bemerkenswerth ist es, daß viele Tübeter, besonders diejenigen, welche in Hochthälern des südlichen Himalaja-Abhangs wohnen, eine so dunkle, ja schwarze Hautfarbe haben, wie die dunkelsten Chinesen in den südlichen Provinzen, und wie die dunkelsten unter den Bewohnern des Birma-Reichs.

auf die Tübeter gewirkt haben. Sie haben sich zahlreich in Le, der Hauptstadt von Ladakh, niedergelassen, und tübetische Weiber genommen, woraus eine Mengrasse entstanden ist, die man Argand nennt.

Tübet, mit seinem rauhen Klima des erhabensten Plateaulandes in ganz Asien, ja in der ganzen Welt, mindestens in seinen westlichen Provinzen, ist ein armes Land, das durch den Ackerbau nicht immer den erforderlichen und dabei doch spärlichen Bedarf an Korn und sonstigen vegetabilischen Nahrungsmitteln erzeügt. Daher ist Tübets Population auch eine sehr schwache; kaum, daß auf jeder der 31,000 Geviertmeilen seiner Area 150 Menschen leben, wobei noch viele Nichttübeter sein mögen. Mit den Bewohnern von Bhotan (höchstens eine Million) und mit den, auf chinesischem Grund und Boden, so wie in den höchsten noch bewohnbaren Regionen des nipalesischen Himalaja lebenden Bod-Ursassen, mag sich die Zahl der zum tübetischen Volks- und Sprachstamme gehörigen Individuen auf höchstens 8 oder 10 Millionen belaufen.

Außer dem Ackerbau, der auf die dem Klima angemessenen Cerealien eingerichtet ist, bildet die Viehzucht ein Hauptgewerbe der Tübeter und zwar die Rinder- und etwas Pferdezucht, vor allen Dingen aber die Schaaf- und Ziegenwirthschaft, woraus diejenige feine Wolle und das seidenartige Haar hervorgeht, deren Gewebe unter dem Namen der Kaschmir-Schawls in der ganzen Welt berühmt und hochgeschätzt sind, weil Kaschmir die Fabrikationsstätte ist, wo das kostbare Erzeügniß des tübetischen Schaafzüchters und Ziegenhirten verarbeitet wird. Überhaupt widmen sich viele Tübeter dem Hirtenleben, und zahlreich scheinen auch diejenigen ihrer Stämme zu sein, die noch ein herumschweifendes Nomadenleben führen. In der Industrie beschränken sich die Tübeter auf Fabrikation von Kleidungsstoffen, die, des kalten Klima wegen, fast ausschließlich aus Wolle verfertigt werden; indessen weben sie auch Seidenzeüge, und man rühmt sie wegen ihrer Kunstfertigkeit als Gold- und Silberschmidte, als Holzschnitzer von Buddhabildern, als sehr geschickte Bildhauer, und als Drechsler von hölzernen Schaalen, die einen großen Absatz finden und theüer bezahlt werden. Auch als Steinmetze und Maurer zeichnen sich die Tübeter aus. Ihre Bauart unterscheidet sich sehr wesentlich von der in China üblichen; während hier alle Gebaüde leicht und in gefälligen Formen, aber auch gebrechlich aufgeführt werden, baut man in Tübet und in allen Ländern, wo Bodba wohnen und eine seßhafte Bevölkerung bilden, massiv von rohen Bruchsteinen, mehrere Stockwerk hoch und oft so gewaltige Haüser, daß viele hundert Menschen darin Platz haben. Ihre Städte sehen aus wie Burgen des germanischen Mittelalters im großartigsten Stil; sie gruppiren sich immer um eine Anhöhe, auf deren Spitze ein Tempel, ein Kloster oder Schloß prangt, auf deren Schmuck ein großer Luxus verwendet wird; die Geschicklichkeit der Tübeter in der Sculptur ziert das Aüßere und Innere der Gebaüde, selbst der Privathaüser, mit allerlei Ornamenten, und es giebt Tempel, deren Dächer ganz vergoldet sind.

Die Kleidung der Tübeter besteht aus einem Rock, der im Sommer von Wollenzeüg und im Winter von Schaaf- oder Fuchspelz, oder auch von einem wollenen Zeüge ist, das die Stärke des Filzes hat. Eine Pelzmütze, die mit

den Zähnen des wilden Schweins, oder auch mit runden, oder viereckigen Schildpattstücken, und bei reichen Leüten außerdem mit Perlen verziert ist, deckt das Haupt. Die wohlhabenden Klassen tragen seidene Kleider und schönes Pelzwerk, und die Frauen ein Wamms mit kurzen Ärmeln und eine Schürze von Etamin oder Seide; den Hals bedecken sie mit einem kleinen Tuch. Ringe, Armbänder und Halsschmuck von Korallen ꝛc. sind allgemeine Zierrathen, auch bei den Männern. Auf das Haar verwendet das weibliche Geschlecht sehr viel Sorgfalt, und dies gilt auch von den Stiefeln, die von beiden Geschlechtern getragen werden und ein wahrer Luxusartikel sind. Trotz dieser aüßerlichen Erscheinung schildert man die Tübeter als aüßerst unreinlich: sie tragen weder Hemden, noch schlafen sie in Betten, und höchst selten soll es sein, daß sie sich ein Mal Gesicht und Hände waschen. Animalische und besonders Fleischspeisen bilden das Hauptnahrungsmittel, aber auch damit geht man sehr unreinlich zu Werke; meistens verzehrt man das Fleisch roh und man trifft keine große Wahl: das Fleisch von allen Thieren wird gegessen, mit Ausnahme der Kühe, welche als die allgemeinen Saügammen betrachtet werden. Thee ist ein beliebtes, ein allgemeines Getränk, und ein Brantwein, der aus Gerstenmehl bereitet wird, eine große Liebhaberei der Tübeter, die man uns als arge Trunkenbolde schildert.

Obwol der Mann, dem Gesetze nach, an Ein Weib gebunden ist, so findet doch der Gebrauch, nicht der Polygamie, sondern des Entgegengesetzten Statt, der Polyandrie. Verheirathet sich der älteste Sohn eines Hauses, so geht das Eigenthum des Vaters auf diesen Sohn über, dem von nun an der Unterhalt seiner Ältern obliegt. Sie können bei ihm wohnen bleiben, wenn es ihm und der jungen Frau beliebt, wo nicht, so setzt er sie in eine andere Wohnung. Ein jüngerer Sohn tritt gewöhnlich in den geistlichen Stand. Sind mehrere Brüder vorhanden, so werden, wenn man sich sonst darüber verständigt, die jüngern untergeordnete Ehemänner des Eheweibes des ältesten Bruders, während alle Kinder, die aus den zärtlichen Umarmungen dieses einen Weibes mit einer oft zahlreichen Schaar von Brüdern entspringen, als Kinder des Familienhaupts betrachtet werden. Die jüngern Brüder haben aber im Hause nicht allein nichts zu sagen, sondern sind als Knechte des ältesten Bruders anzusehen, der sie nach seinem Gefallen entlassen kann, ohne für ihr anderweites Unterkommen irgendwie verpflichtet zu sein. Stirbt er, so erbt der nächste älteste Bruder Haus und Hof, sammt der Wittwe und der haüslichen Gewalt. Das weibliche Geschlecht ist viel zahlreicher, als das männliche, daher es schwer hält, ein Unterkommen für dasselbe zu finden. Außer haüslichen Verrichtungen und dem Rupfen und Sortiren der Wolle, worin sie sehr geschickt sind, widmen sich die Weiber vornehmlich den Arbeiten des Feldbaus, auch des Handels. Es sind liebenswürdige Geschöpfe, die stets bei guter Laune sind, und unter denen Zankſüchtige und Läſterzungen zu den aüßersten Seltenheiten gehören.

Die Sprache der Bodba ist sehr rauh, reich an Verbindungen harter Konsonanten, und in mehrere Dialekte gespalten. In ihrer Sylbenschrift, die sie erst seit dem 7ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung besitzen, werden viele Konsonanten geschrieben, aber nicht ausgesprochen. Viele Wurzeln hat das Tübe-

tische mit dem Chinesischen gemein, manche finden sich auch in den transgangetischen Sprachen wieder, und hin und wieder zeigen sich Anklänge zu einer Verwandtschaft mit anderen Sprachen der Alten Welt. Die tübetische Literatur ist die des Buddhaismus im Allgemeinen, und die Buddhalehre ihre Basis: weitschweifige Abhandlungen über Moral, Metaphysik und Kosmologie, historische und mythologische Romane, kirchliche Agenden und Gebete bilden den Grund dieser Literatur, zu der noch eigenthümliche Überlieferungen kommen, Volks-Legenden und Lebensbeschreibungen der berühmtesten Heiligen und Heroen des Landes. Das Sanskrit ist die Kirchensprache der Tübeter. An verschiedenen Orten giebt es Buchdruckereien.

Mit Ausnahme des Islam, der sich ins westliche Tübet verirrt hat, ohne irgend bedeütende Fortschritte gemacht zu haben, ist die Lehre Buddha's die einzige Religion des tübetischen Volks, und nirgends innerhalb des weitgestreckten Kreises ihrer Herrschaft hat sie in den Dogmen und aüßeren Gebraüchen eine so großartige Ausdehnung und Entwicklung erlangt, als gerade hier auf dem tübetischen Hochlande, wohin sie sich von ihrem Geburtslande Hindostan geflüchtet hat. Nicht allein daß der Buddhaismus in Tübet seine geistliche Macht übt, er hat sich daselbst auch, in seiner Priesterschaft, zur weltlichen Gewalt emporgeschwungen, die freilich in neürer Zeit von ihrem souverainen Thron hat herabsteigen müssen, um sich vor dem Beherrscher des Reiches der Mitte zu beügen, der in H'lassa, der Hauptstadt von Tübet, seinen militairischen General-Gouverneur hält, ohne dessen Willen und Zustimmung nichts in der politischen Regierung des Landes unternommen werden darf.

H'lassa, d. h. Heiliges Land, ist die geistliche Mitte der Buddhawelt, wie die heilige Roma die Mitte der katholischen Christenheit. Wie hier im Vatican, so sitzt auch dort ein oberster Bischof, unter dem Namen Dalaï Lama, in Butala, dem hoheprieſterlichen Schloß und vornehmsten Tempel des Buddha-Cultus, umgeben von zahlreichen anderen Tempeln und Klöstern, die zu tausenden über das tübetische Land verbreitet sind, und für dasselbe eine so große Bedeütung haben, daß sich in der That alle Ortschaften um sie schaaren und meistens nur nach ihnen genannt werden.

Glanz und Pracht sind auf die Tempel und Klostergebaüde, besonders in den Umgebungen von H'lassa, verschwendet, und wie die römisch-katholische Priesterschaft die schönsten Punkte zum Aufbau ihrer Abteien, Probsteien und anderer Klöster auszuwählen verstand, so hat auch die buddhaistische Lamaschaft die reizendsten Stellen des sonst im Ganzen öden Tübets zu finden gewußt zur Errichtung ihrer Monasterien, und diese mit köstlichen Gärten geschmückt, die mit ihren Laubgängen und Thränenweiden, mit ihren Cedern und Cypressen eine eben so anmuthige, als dem Auge wohlthuende Unterbrechung in dem baum- und waldleeren Hoch- und Gebirgslande gewähren.

Wie die Chinesen ihren Kaiser gleichsam als die Verkörperung des höchsten Wesens ehren, so betrachten die Tübeter ihren Dalaï Lama oder Hohenpriester des Buddhakult, die Bewohner von Bhotan ihren Dherma Radscha, ihr geistliches Oberhaupt, ihren souverainen Fürsten, als Mensch gewordene

Gottheit; sie sind in ihren Augen unfehlbar, wie der römische Bischof in der Vorstellung der römisch-katholischen Christen. Ruhe der Seele und Veredlung seines Selbst sei, so sagen die Bodba vom Dalaï Lama, das Ziel, und Barmherzigkeit und Liebe das Wesen seiner Religion. Sein Herz ist rein, sein Verstand erhaben; er ist tiefdenkend gleich einem Geiste. Zuweilen sagt er die Begebenheiten der Zukunft voraus, aber seine Bescheidenheit gestattet ihm es nicht, sich damit zu brüsten. Taüschen seine Schüler zuweilen das Volk durch allerlei Taschenspielerkünste, so straft er sie durch Degradation. Darum hat das Volk tiefe Ehrfurcht für ihn und nennt ihn eine lebendige Gottheit!

Tübet gehört zu den unterworfenen Ländern des chinesischen Reichs, in denen, unter der Oberaufsicht chinesischer Großen, eingeborne Beamte die Verwaltung führen, die in Tübet unter der Leitung des priesterlichen Oberhaupts steht, welches seine Vasallenschaft alljährlich durch eine Gesandtschaft erneüert, die, mit reichen Geschenken beladen, an den Hof von Pe king abgeschickt wird. Bhotan im Süden, und Ladakh im westlichen Theil von Tübet, senden dem Kaiser zwar auch Tribut, allein die chinesische Regierung übt in diesen beiden Ländern keinen Einfluß auf die Verwaltung aus.

Wie die Bod-ba den ganzen Himalaja in seinen Hochthälern zu beiden Seiten der Scheitelkette besetzt halten, so haben tübetische Völkerschaften auch dasjenige Gränzgebirge inne, welches China's westliche Provinzen von den Plateaux des inneren Hochlandes trennt, die breite Region von Meridiangebirgen, die bei den Chinesen unter dem Namen der Siün ling, d. i. glätscherreichen Schneegebirge bekannt, für uns aber ein meist unbekanntes Alpenland ist.

In diesen wilden Gebirgseinöden hauset eine Völkerschaft, die wir nur unter dem jetzt gewöhnlichen chinesischen Namen

Si fan, d. h. Fremdlinge des Abendlandes, kennen, während sie in früheren Epochen ihrer Geschichte bei den chinesischen Autoren unter dem Namen K'hiang und Tu fan vorkommt, an die sich die Erinnerung ihrer einst mächtigen und weit verbreiteten Herrschaft knüpft, die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch chinesische Gewalt gebrochen wurde. Die Si fan sind Tübeter nach Sprache, Sitten und Gewohnheiten, die sich bei ihnen in dem ursprünglichen Zustande des nomadisirenden und Hirten-Lebens aufrecht erhalten haben.

Die Chinesen theilen diese Völkerschaft in Ha Si fan und Hoang Si fan, d. h. schwarze und gelbe Si fan, nach der Farbe ihrer Zelte, nicht ihres Körpers, die überhaupt, wie bei den Bod-ba der innersten Himalaja-Thäler, etwas schwärzlich ist. Beide Abtheilungen sprechen verschiedene Dialekte der tübetischen Sprache, und die Bücher und Schriften, deren sich ihre Buddha-Priester bedienen, sind mit denen in H'lassa einerlei, wie auch die Schriftzeichen, deren Gebrauch aber nur die Lamas verstehen, denn das Volk kann weder lesen noch schreiben und bedient sich einer Art Kerb- oder Knotenschrift.

Die Si fan sind ein einfaches, gutmüthiges Völkchen, rüstig, stark und tapfer. Sie treiben meist Viehzucht (Rind, Pferd, Schaaf, auch Kameel), doch auch etwas Landbau, bei dem sie Hanf erzielen, den sie zu ihren Zelten ver-

wenden, welche theilweise aber von Filz gemacht werden; selten leben sie in Erdhütten, oder ordentlichen Haüsern. In viele Horden gespalten, stützen sich ihre gesellschaftlichen Einrichtungen auf die demokratische Verfassung; indessen scheinen sie doch erbliche Haüptlinge, Zan pu, zu haben und unter einem großen Einfluß ihrer Lamas zu stehen. Sie kleiden sich in ein selbstgewebtes sehr dickes Tuch und ihre Tracht ist der der Turken von Hami ähnlich. Das weibliche Geschlecht trägt das Haar in Flechten, die mit Edelgestein oder Metallflittern geschmückt sind. Vornehme und ihre Beamten putzen sich mit Zierrathen auf der Brust, die, je nach dem Range, aus Edelgestein, Gold, Silber und Kupfer bestehen. Der chinesischen Regierung dem Namen nach unterworfen, wagen die Beamten derselben es nicht, den Si fan mit Strenge zu begegnen und den Gehorsam zu erzwingen; die hohen Gebirge, die von ihnen bewohnt werden, und deren Gipfel noch im Juni mit Schnee bedeckt sind, schützen sie vor jeder ernstlichen Verfolgung. Da überdies der Rhabarber in ihrem Lande haüfig wächst, so suchen die Chinesen, dieser für sie kostbaren Waare wegen, ihre Freündschaft.

In den chinesischen Provinzen Se tschuan, Kueï tscheu, Hu pe, Ho nan, Kuang si und längs der Gebirge von Kuang tung leben die Überreste der ursprünglichen Bewohner von China, unter dem chinesischen Namen —

Miao ze, was mit Katzen-Söhne übersetzt worden ist (kann es nicht auch Affen-Söhne heißen?), die zum tübetischen Volks- und Sprachstamme gehören, und nicht zum indo-germanischen, wie irgendwo behauptet worden ist. Unter sich in verschiedene Stämme gespaltet, unterscheiden sich diese nur durch die Mundart und durch Verschiedenheit der Verfassung, die bald eine monarchische, bald eine aristokratische und demokratische ist. Einige sind der chinesischen Regierung unterworfen, andere haben ihre Unabhangigkeit behauptet. Alle aber stehen, wie es scheint, mit ihren Stammverwandten in Tübet auf gleicher Kulturstufe und bekennen sich wie diese zum Buddhaglauben.

In welchen Völker- und Sprachstamm die ursprünglichen Bewohner der Insel Hainan zu setzen sind, bleibt völlig ungewiß, da man von ihrer Sprache nur so viel weiß, daß sie von der chinesischen ganz verschieden ist. Die Chinesen nennen diese Urbewohner Hainans Li, und zwar In Li die civilisirten, die von Alters her ein Kulturvolk sein sollen, und Seng Li, die in Wildheit und Barbarei verharren und das Innere des Gebirgslands bewohnen. Die Li sind klein von Gestalt und röthlich von Farbe.

In den Gebirgsländern, die zwischen Bhotan, der chinesischen Provinz Jün nan und den nördlichen Gegenden von Siam und Birma belegen sind und deren Geographie erst in neüester Zeit etwas bekannter geworden ist, leben, unter den verschiedensten Namen, Völkerschaften, von denen es noch zweifelhaft ist, ob sie dem tübetischen, oder dem Marama, oder dem Thaï-Sprach- und Völkerstamm zugezählt werden müssen, ob sie alle unter sich verwandt, oder ob sie, und welche, von einander zu trennen sind.

MARAMA HÖHERN STANDES.

Im östlichen Gebiet des Himalaja, zwischen Tübet und Assam, lebt die, von den Tübetern Sh'lok-ba, d. h. Menschen des Südens, genannte Völkerschaft, rohe Wilde, von der Jagd lebend, ohne Buddhakult, selbst als Anthropophagen bekannt. Auf dem Gebiete des Priesterstaats nomadisiren die Horden Gakbu, Gungbu, Sfaga, Dschohut, Dschebu und Le, die der Herrschaft des Dalai Lama unterworfen sind. Selbstständig und von einander unabhängig, theils als Nomaden, theils als Hirten und Ackerbauer, daher auf einer höheren Stufe der Bildung als jene Sh'lokba stehend, finden wir in den Gebirgen, welche Ober-Assam zu beiden Seiten umgeben und ostwärts bis gen Jün nan sich erstrecken, die Kampo Bhotijas, die Doflas, die Miri-Mischmis, die Kolitas oder Kultas, die Abors, die Nagas oder Kukis, die Kamptis und Sinfos, lauter Völkerschaften, die wir nur dem Namen, nicht aber ihrer Sprache nach kennen. Hier in diesen Gebirgen von Tübet, Indien und China ist noch ein weites Feld der Forschung für Ethnographie und Ethnographie dargeboten; und es ist bei vielen Unbekannten auch in den Idionen dieser verschiedenen Völkerschaften, deren Benennungen mit jeder Aufzählung noch nicht erschöpft sind, für jetzt noch ein vergebliches Bemühen, aus dem Namen-Gewirr zu einer klaren Anschauung über gegenseitige Verwandtschaft nach Abstammung, in Sitten, Gebräuchen und politischer Verbindung zu gelangen. Von den Kolitas wird uns erzählt, sie seien ein zahlreiches, mächtiges Volk; von den Sinfos wissen wir, daß sie ihre ursprüngliche Heimath in den muthmaßlichen Quellgegenden des Irawadi verlassen haben und als Eroberer gen Oberassam gezogen sind. Noch ist der Garos zu gedenken, der Bewohner des Westendes der assamischen Gebirgskette, da wo der Brahmaputra seine große Biegung nach Süden macht. In diesen Garos glaubt man eine Völkerschaft tübetischen Stammes vermuthen zu dürfen.

Indo-Chinesische Nationen.

Auf die Stellung, welche die Völker der Halbinsel jenseits des Ganges, oder Hinterindiens, in der Reihenfolge der asiatischen Nationen einnehmen, ist bereits oben (S. 100) hingewiesen worden. Zwischen den mongolischen, tatarischen und malayischen Völkern stehend, und gleichsam das vermittelnde Glied derselben bildend, neigen sie sich in ihrer Gesichtsbildung dennoch mehr dem mongolischen, und besonders dem chinesischen Typus zu, als den beiden andern Rassen, doch so, daß diese Übereinstimmung von Westen nach Osten immer deutlicher hervortritt. Nichts desto weniger bilden sie in sich einen bestimmten Charakter, der sie gewisser Maßen zu einem eigenthümlichen Menschenschlage

NATURAL SITUATION STANDES.

Im östlichen Gebiet des Himalaja, zwischen Tübet und Assam, lebt die, von den Tübetern H'lok-ba, d. h. Menschen des Südens, genannte Völkerschaft, rohe Wilde, von der Jagd lebend, ohne Buddhakult, selbst als Anthropophagen bekannt. Auf dem Gebiete des Priesterstaats nomadisiren die Horden Gakbu, Gungbu, Ssaga, Dschohurt, Dschebu und Lo, die der Herrschaft des Dalaï Lama unterworfen sind. Selbstständig und von einander unabhängig, theils als Nomaden, theils als Hirten und Ackerbauer, daher auf einer höheren Stufe der Bildung als jene H'lokba stehend, finden wir in den Gebirgen, welche Ober-Assam zu beiden Seiten umgeben und ostwärts bis gen Jün nan sich erstrecken, die Kampo Bhotijas, die Doflas, die Miri-Mischmis, die Kolitas oder Kultas, die Abors, die Nagas oder Kukis, die Kamptis und Sinfos, lauter Völkerschaften, die wir nur dem Namen, nicht aber ihrer Sprache nach kennen. Hier in diesem Gränzgebiet von Tübet, Indien und China ist noch ein weites Feld der Forschung für Geographie und Ethnographie dargeboten; und es ist bei aller Unbekanntschaft mit den Idiomen dieser verschiedenen Völkerschaften, deren Benennungen mit jener Aufzählung noch nicht erschöpft sind, für jetzt noch ein vergebliches Bemühen, aus dem Namen-Gewirr zu einer klaren Anschauung über gegenseitige Verwandtschaft nach Abstammung, in Sitten, Gebraüchen und politischer Verbindung zu gelangen. Von den Kolitas wird uns erzählt, sie seien ein zahlreiches, mächtiges Volk; von den Sinfos wissen wir, daß sie ihre ursprüngliche Heimath in den muthmaßlichen Quellgegenden des Irawadi verlassen haben und als Eroberer gen Oberassam gezogen sind. Noch ist der Garos zu gedenken, der Bewohner des Westendes der assamischen Gebirgskette, da wo der Brahmaputra seine große Biegung nach Süden macht. In diesen Garos glaubt man eine Völkerschaft tübetischen Stammes vermuthen zu dürfen.

Indo-Chinesische Nationen.

Auf die Stellung, welche die Völker der Halbinsel jenseits des Ganges, oder Hinterindiens, in der Reihenfolge der asiatischen Nationen einnehmen, ist bereits oben (S. 100) hingewiesen worden. Zwischen den mongolischen, kaukasischen und malayischen Völkern stehend, und gleichsam das vermittelnde Glied derselben bildend, neigen sie sich in ihrer Gesichtsbildung dennoch mehr dem mongolischen, und besonders dem chinesischen Typus zu, als den beiden andern Rassen, doch so, daß diese Übereinstimmung von Westen nach Osten immer deütlicher hervortritt. Nichts desto weniger bilden sie in sich einen bestimmten Charakter, der sie gewisser Maßen zu einem eigenthümlichen Menschenschlage

macht. Diese Züge von Ähnlichkeit liegen in ihrer körperlichen Konstitution, in den Sitten, in den bürgerlichen Einrichtungen und der gemeinschaftlichen Religion, welche die buddhaistische ist. Die Kriege und Umwälzungen, welche bei diesen Völkern so oft Statt gefunden haben, sind, so weit ihre uns bekannte Geschichte reicht, fast nur unter ihnen selbst vorgefallen, und mit Ausnahme chinesischer Einbrüche, welche den östlichen Theil der Halbinsel betroffen haben, sind sie nie von fremden Horden überfallen und unterjocht worden, ein Vortheil, den sie unstreitig der geographischen Lage und der physischen Gestaltung ihres Landes verdanken.

Es sind vier Hauptnationen, welche als die herrschenden in dem Ländergebiet der transgangetischen Halbinsel auftreten, und die man, seit Europäer mit den Indo-Chinesen in Verbindung getreten sind, beständig in einem feindlichen Zustande gesehen hat, der oft in die blutigsten und verheerendsten Kriege ausgeartet ist. Diese Streitigkeiten, in denen jedes dieser Völker abwechselnd bald Sieger, bald Besiegter ist, führen einen unaufhörlichen Wechsel in der Herrschaft und in den regierenden Familien herbei. Man kann in der That sagen, Krieg sei der Normalzustand im Leben dieser Völker, der Friede dagegen die Ausnahme von der Regel. Seit etwa einem halben Jahrhundert aber haben die Kämpfer, von den unaufhörlichen Kriegen ermüdet, ihre Streitigkeiten eingestellt und einen Waffenstillstand geschlossen, aus dem eine politische Eintheilung hervorgegangen ist, welche noch heüt zu Tage besteht und wodurch Hinterindien in drei große Reiche eingetheilt worden, von denen eins unabhangig und selbstständig ist, die beiden anderen aber den Kaiser von China als ihren Oberlehnsherrn anerkennen.

Die vier Haupt-Nationen unter den indo-chinesischen Völkern, von denen aber, wie eben gesagt, nur drei als dominirende auftreten, sind, von Westen nach Osten gezählt, folgende: —

Die Marama. Sie haben ihre Wohnsitze im westlichen Gebiete der hinterindischen Halbinsel, in dem großen Thale, welches vom Irawadi, aber nur in seinem Ober- und Mittellauf, und von seinen Nebenflüssen bewässert wird. Nordwärts erstrecken sie sich nicht bis an die chinesischen Gränzen von Jünnan, sondern stoßen hier mit Völkern der Thai-Nation zusammen; aber sie berühren die Küste am Meerbusen von Bengal in der, jetzt unter englischer Hoheit stehenden Provinz Rakhain oder Aracan, und weiter gegen Süden am Golf von Martaban, in den sich der große Strom Saluän ergießt, dessen Ufer sie auf beiden Seiten besetzt halten, indem sie hier ihre spärlichen Wohnsitze bis an das siamische Scheidegebirge ausgedehnt haben.

Marama ist seit den letzten Jahrhunderten der Name gewesen, den das Volk selbst sich giebt, den es aber in Mranma zusammenzieht, was Mianma ausgesprochen werden muß. Und daraus sind, in Folge einer seltsamen Auffassung der Laute, die Benennungen Biamma, Brima, Barma, Brama, Buragmah, Boman, Brema, Burma und Burmesen, Birma und Birmanen entstanden, welche alle eins und dasselbe bedeüten, das Marama-Volk nämlich, dessen Reich auch nach seiner Hauptstadt Aenwa Awa, Ava genannt wird,

MARAMA-FRAU HOHERN STANDES.

Konstitution,
gemeinschaftlichen Re-
welche bei
Völkern so oft
und bekannte
reicht, soll
Ausnahme
einzelnen Einbruche
betroffen haben,
worden, ein Vor-
physischen Gestaltung

in dem Ländergc-
seit Europäer mit
in einem feindlichen
endsten Kriege aus-
Völker abwechselnd bald
Wechsel in der Herr-
kann in der That sagen,
der Friede dagegen die
Jahrhundert aber haben
ermüdet, ihre Streitigkeiten ein-
aus dem eine politische Einthei-
besteht und wodurch Hin-
von denen eins unabhangig
ist, die beiden anderen aber den Kaiser von China als ihren
anerkennen.

Die vier Haupt-Nationen
chinesischen Völkern, von denen
auftreten, sind, von Westen
aber, wie eben gesagt,
nach Osten gezählt, folgende.

Die
im westlichen Gebiete der hin-
terindischen Halbinsel, welches vom Irawadi, aber nur in
seinem
und von seinen Nebenflüssen bewässert wird.
Nordosten
an die chinesischen Gränzen von Jün-
nan
mit Völkern der Thai-Nation zusammen; aber sie be-
rühren
an Meerbusen von Bengal in der, jetzt unter englischer Ho-
heit
Provinz Rakhain oder Aracan, und weiter gegen Süden am
Fluß von Pegu,
in den sich der große Strom Saluân ergießt, dessen Ufer
sie auf beiden Seiten besetzt halten, indem sie hier ihre spärlichen Wohnsitze bis
an das
Scheidegebirge ausgedehnt haben.

ist seit den letzten Jahrhunderten der Name gewesen, den das
Volk selbst sich giebt, den es aber in Mranma zusammenzieht, was Mianmá
ausgesprochen werden muß. Und daraus sind, in Folge einer seltsamen Auf-
fassung der Laute, die Benennungen Bianma, Brima, Barma, Brama, Bu-
ragmah, Boman, Brema,
und Birmanen ent-
standen, welche alle eins und dasselbe bedeuten, das Marama-Volk nämlich,
dessen Reich auch nach seiner Hauptstadt Amwa Awa, Ava genannt wird,

MARAMA-FRAU HÖHERN STANDES.

woraus denn auch der Name Awaner als Volksname hervorgegangen ist. Bei den Chinesen heißt das Land, welches die Marama bewohnen, Mian tian.

Die Mon oder Moan sind die südlichen Nachbarn der Marama und haben das große Deltaland des Irawadi inne. Dieses Volk, welches sich selbst so nennt, ist von den Marama, bei denen es Talain heißt, überwunden und unterjocht. Die Sieger haben die Besiegten so mit sich assimilirt, daß die Sprache der letzteren, besonders in den Gränzgebieten, wo beide Völker zusammenstoßen, nur noch als ein Dialekt der Marama-Sprache anzusehen ist, obwol sie von dieser wesentlich abweicht, und beide Nationen zu einer einzigen verschmolzen sind. Wir kennen das Mon-Volk unter dem Namen der Peguer, was von Beguh abgeleitet ist, womit es sein Land bezeichnet.

Die Marama-Sprache an sich spaltet sich in verschiedene Dialekte, darunter der Dialekt der Großen Marama im Centrum des Birmareichs, im Irawadi-Thale, der Dialekt der Kleinen Marama aber in der Landschaft Rakhain gesprochen wird. Diese Kleinen Marama werden auch Magahs (gewöhnlich Mugs) genannt und als die Altvordern des ganzen Marama-Volks angesehen. Neben diesen beiden Hauptdialekten unterscheidet man den der Jo oder Jau, welche im nördlichen Gebirgstheile des Birmareichs wohnen und ursprünglich ein Khiän-Volk gewesen sein sollen, sodann die Dialekte von Jakein, Tananfari, Moplu, Paßßuko und Kolaun.

Die Thaï bilden, nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze, die mittlere unter den Hauptnationen der indo-chinesischen Halbinsel. Sie erfüllen das weite, große Stromland des Menam, von seiner Mündung aufwärts bis ins Innere des Hochlandes von Jün nan, mit Einschluß des mittlern Laufs vom Me khong ostwärts bis an das annamische Scheidegebirge, während sie auf der nordwestlichen Seite Vorposten bis auf das Plateau von Manipur, unfern des Brahmaputra-Thals vorgeschoben haben. Gegen Süden reichen ihre Wohnsitze auf der Malaccahalbinsel bis nach Salanga, wo sie mit den Malayen gränzen.

Dieses Volk, welches sich selbst Thaï nennt, d. h. Freie, Franken, und sein Reich Muan Thaï, d. i. Frankenreich, Frankreich, wird von seinen Nachbarn, den Marama, Chinesen, Kambodschanern und Malayen, allgemein Schan, Siüan, Tschiam genannt, was die Portugiesen, die zuerst die Küsten ihres Landes besuchten, Sião geschrieben haben, woraus unser Siam, als Name des Landes, entstanden ist, und daraus weiter Siamer und Siamesen, als Name des Volkes selbst.

Vier oder fünf Hauptdialekte lassen sich in dieser Thaï-Sprache unterscheiden, nämlich der Dialekt der Thaï-noi (tei nä) im eigentlichen Siam, d. i. im Delta und am Unterlauf des Menam-Stroms; der Dialekt der Thaï jai (Tei jä) in Laos; der Dialekt der Moi thaï, auf dem Tafellande von Manipur; und der Dialekt der, in der chinesischen Provinz Jün nan und am Gränzsaum zwischen dieser und dem siamischen Reich wohnenden Lok Thaï, die von den Chinesen Pe i genannt werden, so wie der Dialekt der, bei den Chinesen unter den Namen Pa pe oder Pa pe si fu bekannten, Lo lo, die

sich selbst Moang ping tsching maï nennen. Jeder dieser Hauptdialekte spaltet sich in mehrere Unter-Mundarten, davon eine Thaï lung genannt wird.

Die Annamer bilden die dritte der Hauptnationen auf der Halbinsel jenseits des Ganges. Sie beherrschen den östlichen Theil derselben, oder die Länder, welche wir gemeinhin Tun kin, Tong king, Cochinchina und Kambodscha nennen. Annamer sind die Bewohner der beiden zuerst genannten Länder, die sie, zusammengefaßt, An nam nennen. Bei den Chinesen ist der Name von Tun kin und Cochinchina Ngan nan. Tong king ist ebenfalls chinesisch, eben so der Name des zweiten Haupttheils des annamischen Reichs, welcher Kun tscheng tsching lautet, was Königreich Tscheng tsching, d. i. Tschiampa oder Ziampa bedeütet, und daraus haben die Portugiesen ihr Cochinchina gebildet, was wir Deütsche Kotschintschina aussprechen müssen. Dieses Cochinchina heißt aber bei den Chinesen Kuang nan, und bei den Landeseingebornen selbst Kuang oder Ke kuang. Die Tunkinesen und Cochinchinesen, die man sonst gewöhnlich zu trennen pflegte, bilden nichts desto weniger nur eine einzige Nation, die annamische, in deren Sprache nur zwei verschiedene Hauptmundarten hervortreten. Diese Sprache ist auch in abweichenden Dialekten über den größten Theil von Kambodscha verbreitet, obwol die Bewohner dieses Landes einen selbstständigen Sprachstamm zu bilden scheinen. Sie nennen sich selbst —

Kammer. Bei den Annamern heißen sie Kao mien oder Kao men. Ehemals wurden sie von eben denselben Tschau lap genannt, woraus die Chinesen Tschin la machten. Der Name Kambodscha stammt aus dem Malayischen und Chinesischen: die Chinesen des dreizehnten Jahrhunderts nannten dieses Land Kan phou tsche, heüt zu Tage nennen es die Chinesen aber Tung pu tschai. Das Land der Kammer ist immer ein Zankapfel zwischen den Annamern und Thaï gewesen, gegenwärtig ist es unter beide Reiche getheilt.

Das sind die Hauptnationen Hinterindiens, in Beziehung auf Volksmenge, Civilisation und politische Bedeütung. Außer ihnen giebt es aber noch eine große Menge anderer Volksstämme verschiedener Sprachen, die nach physischer Gestaltung dem indo-chinesischen Menschenschlage ebenfalls angehören, von jenen Hauptvölkern aber meistens durch eine weit geringere Kultur unterschieden sind. Sie sind die Unterworfenen, die Sklaven derselben, entziehen sich aber zuweilen der drückenden Dienstbarkeit, indem sie sich in undurchdringliche Wälder oder auf unersteigliche Gebirge flüchten, wo auch mehrere ihre Selbstständigkeit behaupten, ohne jedoch sicher zu sein, daß nicht die herrschenden Nationen Raubzüge zu ihnen unternehmen, um Menschen zu stehlen, woraus sich namentlich die Marama und Thaï kein Gewissen machen.

Zu diesen Nebenvölkern der Halbinsel jenseits des Ganges gehören vornehmlich die von den Marama genannten —

Khiän. Sie nennen sich selbst Tai lung und werden als die ursprünglichen Bewohner des Irawadi-Landes angesehen. Sie sind über die nördlichen und westlichen Gebiete des Marama-Reichs verbreitet. Ein sehr ausgedehnter Volksstamm scheinen die Karian, Kariang, Karain, Kariän zu sein, die mit

den zu ihnen gehörigen Kadhu in den südlichen Bezirken des Marama-Reichs, aber auch in dem ganzen Westen und Norden des Thaï-Staats und in der chinesischen Provinz Jün nan angetroffen werden. Die Plau, Plä, Palaun oder Tong su der Marama, im östlichen Theile des Irawadi-Delta; die Zaheing, ebenfalls in diesem Delta, aber auf der Westseite desselben; die Ka khiän, am Saluän, verschieden von den Khiän, u. m. a. kleine Stämme. Mehrentheils leben diese Völkerschaften im Stande der Wildheit, andere sind in den Zustand der Barbarei getreten und haben den Buddhaglauben angenommen; darunter zeichnen sich besonders die Tschong aus, die, unter Thaï-Herrschaft, im südöstlichen Gebiete des eigentlichen Siam leben und als ein industriöses Berg-Völkchen bekannt sind; die Ka (d. h. Sklave in der Thaï-Sprache), von den Kammern Panong genannt, ein roher Stamm an der nordöstlichen Gränze von Siam, auf den Gebirgen zwischen Laos und Kambodscha. Die Loi, M'loi, Tritri, Tschiem thanho, die Bewohner des Landes, welches wir Ziampa, Tschampa nennen, und das eine Provinz des Annam-Reichs bildet. Es ist ein Kulturvolk, das früher einen eigenen Staat ausmachte, der bedeütenden Seehandel trieb. Die Moi, Ramoi, Ke moi, Nguon, ein friedliches Volk, welches die westlichen Gebirge von An nam bewohnt, aber auch noch heüt zu Tage die Hauptmasse der Bevölkerung in der Provinz Dong nai, ihrer ursprünglichen Heimath, ausmachen soll. Endlich die Di'ditsch, die Bewohner der Gebirge an der Gränze von Cochinchina.

Die Indo-Chinesen sind von Statur nicht so groß, als die Chinesen und ihre westlichen Nachbarn, die Hindus, aber etwas größer, als die Malayen. Sie sind kurz, stämmig, robust, ohne Anstand und Gelenkheit. Ihre Hände sind dick und entbehren jene Zartheit, die man bei den Hindus bemerkt, wodurch diese zur Fabrikation der feinsten Musseline so geschickt werden. Ihre Hautfarbe hat einen dunklern Anstrich, als bei den Chinesen, aber sie ist lichter, als bei den Hindus, meist gelblich braun oder braun, beim weiblichen Geschlecht nicht selten so weiß wie bei den Frauen des südlichen Europa. Ihre Züge sind rund und wenig markirt. Die Nase ist platt, der Mund groß, ohne vorstehend zu sein, die Lippen sind schmal, die Augen klein und schwarz und das Weiße im Auge ist von gelblicher Färbung. Der charakteristische Zug ihrer Gesichtsbildung ist die Breite und das Vorstehen der Backenknochen, die dem Gesichte eine Form giebt, welche sich mehr der Raute, als dem Oval nähert; eine Form, die bei den Völkern Ostasiens als Typus der Schönheit betrachtet wird. Die Man und Marama sind die größten, die Annamer die kleinsten von Statur unter diesen Völkern. Diese kleinere Statur ist ein Beweis, daß sie mit den Chinesen nicht von gleicher Rasse sind, obwol mehrere Ähnlichkeiten in Sitten, Gebraüchen und Einrichtungen eine gegenseitige Verwandtschaft muthmaßen lassen. Das Haupthaar ist schwarz, straff und grob, lang und dicht, schwach aber der Bartwuchs. Die Thaï zeichnen sich besonders durch starke Behaarung des Körpers aus. Bei allen hinterindischen Völkern herrscht die Sitte, von Jugend auf die Zähne schwarz zu beizen; weiße Zähne sind ihnen ein Abscheü; gleicht doch dadurch der Mensch dem Tiger! So sprechen die Thaï. Der Ge-

brauch des beständigen Betelkaüens, der bei diesen Völkern wie bei den Malayen allgemein ist, färbt ihnen die Lippen dunkelroth, was ihnen ein widerliches Ansehen giebt. Das Tabakrauchen ist allgemein bei beiden Geschlechtern. Man sieht keinen Marama, keinen Thaï ꝛc. ohne eine Cigarre zwischen den Lippen.

Man rühmt von den Marama und den Annamern, daß sie beständig bei guter Laune, daß sie lebhaft, leicht zum Lachen erregt und stets fröhlich seien, was namentlich von den Annamern gilt, während es von den Thaï heißt, ihre Physiognomie habe einen Anstrich von Düsterheit und Grämlichkeit, der einen unangenehmen Eindruck hinterlasse. Bei der großen Beweglichkeit jener Nationen ist aber auch der Übergang von Freüde zum Leid plötzlich und leicht, oft unbegreiflich bis zum flatterhaften Thörichten, Unsinnigen; ein Wechsel der Gemüthsstimmung, den man nur, bemerkt Finlayson, mit der Natur gewisser Affenarten vergleichen könne. Unreinlichkeit bis zum Extrem findet sich bei Allen.

Was die moralischen Anlagen der indo-chinesischen Völker anbelangt, so werden uns die Annamer und Marama als mild, sanft, harmlos, freündlich, wohlwollend, die Thaï dagegen als träge, habgierig, knechtisch, frech, zudringlich geschildert. Aber auch jene zeigen die Eigenschaften, die man von ihnen rühmt, nur so lange, als die Leidenschaften schlummern; werden diese aber geweckt, so gleicht nichts der Wuth und Grausamkeit, die allen diesen Völkern eigenthümlich ist. Arglist, Sorglosigkeit, kriechendes Wesen, Knechtssinn sind hervorstechende Merkmale im Charakter des Indo-Chinesen. Andrer Seits ehrt er das Alter und ist ein großer Kinderfreünd; er findet überhaupt Wohlgefallen am Familienleben und dem Umgang mit Frauen, deren er mehrere — kaufen kann; dabei ist er mäßig, gelehrig und friedfertig; er zeigt zuweilen sogar eine erstaunliche Unempfindlichkeit, die jedoch nicht in Dummheit ausartet. Aber der auffallendste Zug in seinem Charakter ist der Nationalstolz, der, selbst den chinesischen Stolz übertreffend, sich bei fast allen Klassen, bei allen Individuen in einem so außerordentlichen Grade bemerkbar macht, daß er ans Lächerliche gränzt. Einer der schärfsten Beobachter der Nationen jenseits des Ganges bemerkt, indem er vom Thaï spricht, daß dieser alle andern Völker im höchsten Grade verachte und überzeügt sei, wie man ihm die schreiendste Ungerechtigkeit widerfahren lasse, wenn ihm seine Vorzüge bestritten würden. Die Marama und Annamer stehen ungefähr auf demselben Standpunkte. Ein General des zuerst genannten Volks machte seinem Kaiser den Vorschlag, Calcutta mit 3000 Mann wegzunehmen und dann die Eroberung des indo-britischen Reichs mit 6000 Mann zu vollenden, ein Vorschlag, dem Seitens des Hofes von Awa der lebhafteste Beifall gezollt wurde; ja der letzte König von Annam, dem ein heller Verstand nicht mangelte, sagte oft, daß er mit seinen Heeren nach Eüropa überschiffen wolle, seinem königlichen Bruder Ludwig XVIII beizustehen und sich mit dem Sieger von Marengo und Austerlitz zu messen.

Hinsichts der Kleidung unterscheiden sich die Hauptnationen der Indo-Chinesen sehr wesentlich. Die Annamer wissen sich, auf chinesische Weise, nicht genug zu umhüllen; die Thaï dagegen gehen halbnackt, die Marama und Mon

THAÏ ODER SIAMESE.

moralische Eigenschaften derselben;

[illegible] der bei diesen Völkern wie bei den Ma[illegible] [illegible] dieser die Farben dunkelroth, was ihnen ein widerli[illegible] [illegible] gibt. Das Tabakrauchen ist allgemein bei beiden Geschlechtern. [illegible] sieht seinen Marama, seine Thai [illegible] ohne eine Cigarre zwischen den Lippen.

Man rühmt von den Marama und den Annamern, daß sie beständig bei guter Laune, daß sie lebhaft, viel zum Lachen erregt und stets fröhlich seien, was vorzüglich von den Cochinesen gilt, während es von den Thai heißt, ihre Gesichtszüge haben einen Anflug von Düsterheit und Grämlichkeit, der einen [illegible] Ernst [illegible] Bei der großen Beweglichkeit jener Natio[illegible] ist auch der Übergang von Freude zum Leid plötzlich und leicht, oft [illegible] bis zum herzzerreißenden Schreien, Raserei; ein Wechsel der Ge[illegible] [illegible] mit der Natur gewisser Af[illegible] [illegible] Extrem findet sich bei Allen.

[illegible] die moralischen Qualitäten der indo-chinesischen Völker anbelangt, so [illegible] und die Annamer und Cochinesen als mild, sanft, harmlos, freundlich, [illegible] die Thai dagegen als roh, habgierig, knechtisch, frech, zudring[illegible] [illegible] Aber auch jene zeigen die Eigenschaften, die man von ihnen [illegible] [illegible] sobald die Leidenschaften schlummern; werden diese aber ge[illegible] [illegible] so [illegible] nebst der Wuth und Grausamkeit, die allen diesen Völkern eigenthümlich ist. Arglist, Sorglosigkeit, kriechendes Wesen, Knechtssinn sind hervorstechende Merkmale im Charakter des Indo-Chinesen. Andrer Seits ehrt er das Alter und ist ein großer Kinderfreund; er findet überhaupt Wohlgefallen am Familienleben und dem Umgang mit Frauen, deren er mehrere — kaufen kann; dabei ist er mäßig, gelehrig und friedfertig; er zeigt zuweilen sogar eine erstaunliche Unempfindlichkeit, die jedoch nicht in Dummheit ausartet. Aber der auffallendste Zug in seinem Charakter ist der Nationalstolz, der, selbst den chinesischen Stolz übertreffend, sich bei fast allen Klassen, bei allen Individuen in einem so außerordentlichen Grade bemerkbar macht, daß er ans Lächerliche gränzt. Einer der schärfsten Beobachter der Nationen jenseits des Ganges bemerkt, indem er vom Thai spricht, daß dieser alle andern Völker im höchsten Grade verachte und überzeugt sei, wie man ihm die schreiendste Ungerechtigkeit widerfahren lasse, wenn ihm seine Vorzüge bestritten würden. Die Marama stehen ungefähr auf demselben Standpunkte. Ein General des [illegible] Volks machte seinem Kaiser den Vorschlag, Calcutta mit 3000 [illegible] [illegible] und dann die Eroberung des indo-britischen Reichs mit dem Beistand des Hofes von Ava [illegible] der letzte König von Annam, dem ein hoher Beamter [illegible] sagte oft, daß er mit seinen Heeren nach Europa [illegible] seinem [illegible] Bruder Ludwig XVIII beizustehen und sich mit dem [illegible] und Austerlitz zu messen.

Hinsichts der Kleidung unterscheiden sich die Hauptnationen der Indo-Chinesen sehr wesentlich. Die Annamer wissen sich, auf chinesische Weise, nicht genug zu umhüllen; die Thai dagegen gehen halbnackt, die Marama und Mon

THAÏ ODER SIAMESE.

haben in ihrer Tracht viel Ähnlichkeit mit den Annamern, von denen wir in unserer Bildergallerie nur Personen niederen Standes aufzuweisen haben. Bei den Marama ist die barbarische Sitte des Tätuirens oft noch im Gebrauch, nicht aber des Gesichts, sondern des Leibes, vom Nabel bis zum Knie.

Die Tracht der Annamer ist die der Chinesen, bevor diese zur Annahme der Tracht ihrer Mandshu-Sieger genöthigt wurden. Beide Geschlechter tragen weite Beinkleider und darüber zwei oder drei lose, hangende Oberkleider, mit langen Ärmeln und Überhängen bis an die Hüften oder Kniee. Darüber hängt der Reiche noch einen Mantel. Der Stoff zu dieser Kleidung ist fast immer von Seide, höchst selten werden Baumwollenzeüge getragen. Das Haupthaar wird in Knoten geschürzt und auf den Kopf gebunden, den ein Turban deckt. Schöne Farben sind vorzugsweise beliebt. Weiß ist die Trauerfarbe bei den Annamern, wie bei allen Indo-Chinesen. Gelb ist die Farbe des Könighauses in Annam, der Priester bei den Marama, während diese bei den Thaï weiß tragen. Die Thaï gehen, wie gesagt, meist halbnackt; sie begnügen sich, auch die höheren Stände beider Geschlechter, mit einem Stück Zeüg, das bei den Reichen aus Seide, bei den Ärmern aus Baumwolle besteht, um es faltenreich um den Unterleib zu schlagen. Über die Schultern wird ein anderes Stück Zeüg geworfen, zuweilen auch nur eine Schärpe über die Unterleibskleidung gebunden, und damit ist die Toilette des Thaï vollendet, zu der er dunkle Farben zu wählen pflegt. Ein kahl geschorner Kopf, in der Mitte mit einem kleinen Haarbüschel, gehört bei beiden Geschlechtern zur größten Eleganz und nur bisweilen stülpen sie sich eine geschmacklose trichterförmige Mütze auf. Die Weiber der Annamer tragen einen, vorn offen stehenden Rock, der zuweilen nur bis auf den halben Schenkel reicht. Strümpfe werden nie getragen. Zierrathen, als Ohrschmuck, Halsbänder, Armbänder und Ringe, werden von den indo-chinesischen Völkern fast allgemein geliebt und die Tracht der höheren Stände der Annamer ist gewöhnlich eben so reich, als die der Maramaschen höchsten Standespersonen, welche unsere Abbildungen darstellen.

Über die Volksmenge dieser Nationen hat man nur unvollständige und unsichere Angaben; überdem kann man dieselben nicht füglich nach den Nationalitäten absondern. Politisch getheilt schätzt man die Zahl der Bewohner des Annam-Reichs auf 11 Millionen; die des Thaï- oder Siam-Staats auf 5, und die des Königreichs Awa oder des Marama-Staats zu höchstens 4 Millionen, was eine Gesammtheit von 20 Millionen giebt.

Die Länder, in denen die indo-chinesischen Völker wohnen, liegen sämmtlich innerhalb des heißen Erdgürtels und zeichnen sich, wie die meisten Tropenländer, durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit aus. Ein Theil des Marama-Gebiets ist reich an Getreidebau und seine großen Urwälder liefern ein vortreffliches Bauholz für die britischen Seearsenäle zu Madras und Calcutta. Die nördlichen Provinzen, welche an vegetabilischen Produkten minder fruchtbar sind, als die südlichen, enthalten reiche Gold- Silber-, Eisen- und Zinnbergwerke und liefern auch Platin. Der wahre morgenländi-

sche Sapphir und der Rubin finden sich nirgends in so großer Schönheit und Fülle, als in den Gruben von Awa, in denen man neüerlich auch Diamanten aufgefunden hat. Auch die Thaï-Länder zeichnen sich durch Mineral-Reichthum aus, so wie durch Manchfaltigkeit und Fülle der Erzeügnisse des Pflanzenreichs. Zuckerrohr wird mit Erfolg gebaut und die Ärnte des schwarzen Pfeffers, der Cardemome und des Würznägeleins ist ergiebig. Im Hintergrunde des Meerbusens, in welchen sich der Menam ergießt, sammelt man Salz in größerer Fülle, als zum Bedarf des gesammten Siam-Reiches erforderlich ist. Annam liefert vortreffliches Bauholz, der Getreidebau ist bedeütend und der cochinchinesische Zimmt wird selbst höher geschätzt, als der ceylon'sche; das Land erzeugt Zucker, Salz, rohe Seide und viele mineralische Produkte. Der Reis ist das vorzüglichste und fast einzige Nahrungsmittel der Indo-Chinesen; sie ärnten davon mehr, als zum eignen Verbrauch erforderlich ist. Fische bilden auch ein Nahrungsmittel für die Küstenbewohner, die sich fast keiner anderen Fleischspeise bedienen. Das Kameel und den Esel findet man in diesen Ländern nicht. Pferde sind selten, und die wenigen, welche vorhanden sind, gehören der kleinen, unscheinbaren Klepperzucht an, die sich zu den Arbeiten des Ackerbaus und den Strapatzen der Reisen und des Krieges wenig eignet. Der Ochs und die Ziege kommen selten vor und das Schaaf ist ganz unbekannt. Kurz, die meisten unserer eüropäischen Hausthiere werden durch den Büffel, das Schwein und den Elephanten ersetzt, von denen der letztere im Haushalt der Indo-Chinesen eine sehr wichtige Rolle spielt. Siam wird als die wahre Heimath dieses Thieres angesehen, in der es den höchsten Grad von Vortrefflichkeit erreicht und in hohen Ehren gehalten wird; Laos im Besondern ist das Land, wo man die Zucht in größter Ausdehnung treibt. Aber in allen Zweigen der physischen Cultur stehen die Indo-Chinesen sehr zurück, am meisten die Marama; besser ist es bei den Mon oder Peguern, und noch besser ist Siam angebaut, aber dies verdankt das Land nicht seiner eigenen Bevölkerung, sondern den eingewanderten Chinesen, die Landwirthschaft, Industrie und Handel größtentheils in Händen haben. In den obern Gegenden des Siam-Reichs, in den Provinzen von Laos, entwickeln die Thaï jai großen Fleiß in der physischen und technischen Kultur. Am weitesten vorgeschritten sind aber die Annamer, was sie dem Einfluß der Chinesen verdanken, mit denen sie in lebhaftem Verkehr stehen; sie zeichnen sich im Besondern auch durch eben so vortreffliche als ausgebreitete Federviehzucht aus.

Die indo-chinesischen Sprachen sind alle einsylbig und werden es immer mehr, je weiter man nach Osten vorrückt. Die Marama-Sprache zeigt in den Wurzeln manche Ähnlichkeit mit der Tübetischen. Sie ist, durch Annahme des Buddhaglaubens Seitens der Marama, durch viele mehrsylbige Wörter aus der Pali-Sprache bereichert worden, die jedoch so erscheinen, als wäre jede Sylbe ein eigenes Wort; während die Annam-Sprache viele Wörter aus dem Chinesischen aufgenommen hat, wiewol sie für dieselben Begriffe auch eigenthümliche, von den chinesischen gänzlich abweichende Wurzelwörter hat. Auch die Thaï-Sprache ist mit einer großen Menge Pali-, chinesischer und Sanskrit-Wörter

ANNAM-SOLDAT VOM STEHENDEN HEERE.

Pfef-

eignet. Der Ochs und die Ziege

unbekannt. Kurz, die meisten un-

durch den Büffel, das Schwein und den

letzterer im Haushalt der Indo-Chinesen eine

wird als die wahre Heimath dieses Thieres

den höchsten Grad von Vortrefflichkeit erreicht und in ho-

Land im Besondern ist das Land, wo man die Zucht

Aber in allen Zweigen der physischen Cultur

stehen die Indo-Chinesen sehr zurück, am meisten die Marama; besser ist es

bei den Mon, ober Peguern, und noch besser ist Siam angebaut, aber dies ver-

dankt das Land nicht seiner eigenen Bevölkerung, sondern den eingewanderten

Chinesen, die Landwirthschaft, Industrie und Handel größtentheils in Händen

haben. In den obern Gegenden des Siam-Reichs, in den Provinzen von

Laos, entwickeln die Thai sai großen Fleiß in der physischen und technischen

Cultur. Am meisten vorgeschritten sind aber die Annamer, was sie dem Ein-

fluß der Chinesen verdanken, mit denen sie in lebhaftem Verkehr stehen; sie

zeichnen sich im Besondern auch durch eben so vortreffliche als ausgebreitete

Landwirthschaft aus.

Die indo-chinesischen Sprachen sind alle einsylbig und werden es immer

mehr, je weiter man nach Osten vordringt. Die Marama-Sprache zeigt in den

Wurzeln manche Ähnlichkeit mit der Kakhetischen. Sie ist, durch Annahme des

Buddhaglaubens Seitens der Marama, durch viele mehrsylbige Wörter aus der

Pali-Sprache bereichert worden, die jetzt so erscheinen, als wäre jede Sylbe

ein eigenes Wort; während die Laos-Sprache viele Wörter aus dem Chine-

sischen aufgenommen hat, weshalb sie für dieselben Begriffe auch eigenthümliche,

von den chinesischen gänzlich abweichende Wurzelwörter hat. Auch die Thaï-

Sprache ist mit einer großen Menge Pali-, chinesischer und Sanskrit-Wörter

ANNAM-SOLDAT VOM STEHENDEN HEERE.

ANNAM-LANDMANN UND SOLDAT VON DER MILIZ

ANNAM-LANDMANN UND SOLDAT VON DER MILIZ.

vermehrt. Die Marama- sowol als die Mon- und Thaï-Sprache hat ihre eigene Schrift, nicht aber die Annam-Sprache, die sich der chinesischen Charaktere bedient. Alle diese Sprachen sind reich an Grundtönen und Buchstaben. Das Thaï z. B. hat 37 Mitlauter, 14 Selbstlauter und 6 Doppellauter; jeder Buchstab hat einen bestimmten Ton, was unseren eüropäischen Organen schwer auszusprechen ist. In ihrem Alphabet ist jeder dieser Töne durch einen besondern Buchstaben ausgedrückt. Indessen bemerkt man eine außerordentliche Einfachheit in der Zusammensetzung der Redetheile, welche niemals Versetzungen enthalten. Allein der Zustand der Knechtschaft, in welchem der größte Theil dieser Völker verharret, hat in ihrer Sprache eine große Menge von Redensarten erzeügt, die sich nach dem Range derjenigen Person modifiziren, an welche die Rede gerichtet wird.

Die Literatur der indo-chinesischen Völker ist außerordentlich schwach und von aller Erfindungsgabe entblößt. Man kann sie in die profane und die heilige zerlegen. Die erste wird in der Landessprache geschrieben, und für die zweite bedient man sich der Pali-, oder der heiligen Sprache der Buddhaisten, und des Dialekts von Megada, oder des alten Behar. Diese beiden Zweige der Literatur haben immer metrische Formen und der erste besteht aus Gesängen und sehr fabelhaften Geschichten. Die heiligen Legenden Indiens sind, obgleich sie wenig Verbindung mit dem Glauben dieser Völker haben, die Lieblingsthemata ihrer Dichtungen. Jedoch muß man hierbei die Literatur der Annamer ausschließen, die gänzlich von der chinesischen entlehnt ist und durchaus keine Analogie mit der aus Vorderindien übertragenen Buddhaliteratur darbietet.

Der Buddha-Kult hat einige Jahrhunderte nach Chr. Geb. in Hinterindien Eingang gefunden und seine Herrschaft von Aracan bis Kambodscha ausgedehnt. Hinsichts der Dogmen, der Moral und der Ceremonien ist er derselbe, wie auf der Insel Ceylon, aber er weicht, als bürgerliche Institution, von dem Buddhaism Tübets und Hindustans ab. Bei den Indo-Chinesen ist die Religion der Zweck, das große Ziel des Lebens, bei ihnen heißt Buddha Gautama. Das Land ist mit Tempeln wie überdeckt, und mit Priestern, die hier Talapoinen heißen, wie überschwemmt. Jedes männliche Individuum muß einige Jahre seines Lebens dem Tempeldienst weihen. In Annam ist die Zahl der Buddha-Anhänger sehr gering, die Formen des alt-chinesischen Kultus haben hier ein entschiedenes Übergewicht. In Siam hat sich auch das Brahmathum angesiedelt; in Annam das Christenthum.

In Siam ist, mit Ausnahme der Priesterschaft, alle Welt Sklave; da ist kein Unterschied der Stände, Jedermann ist mit seiner Person und seiner Habe Eigenthum des königlichen Autokraten, Despoten, Tyrannen, der den Titel Kong luang, d. h:, sehr bezeichnend, Herr über Alles, Allmächtiger, Unfehlbarer führt, und in der That als höchstes Wesen betrachtet wird. Das eigentliche Siam nebst Kambodscha steht unter der unmittelbaren Herrschaft des Königs, die er durch seine Phrias oder Minister, in den Provinzen durch Tschao wuangs oder Vizekönige übt; im Lande der Thaï jai aber, d. h: in Laos, welches in vier Provinzen zerfällt, ruhen Regierung und Verwaltung in der Hand erblicher Fürsten, die den Titel Tschao pein, oder Tschob wa, Saubwa (in der Ma-

rama-Sprache) führen und dem Wesen nach als tributpflichtige Vizekönige, nicht als Beamte des Königs zu betrachten sind. In Annam giebt es, außer der Herrscher-Familie, zwei Stände, den Stand der Mandarinen, der, wie in China, den Beamtenadel ausmacht und in zehn Klassen zerfällt, und den Stand des gemeinen Volks. Die Behauptung des Adels in den Familien hangt von der Erwerbung neüer Verdienste um den Staat, oder vielmehr um die Person des Souverains, der den Staat repräsentirt, ab. Der Souverain bedient sich zur Vollstreckung seines Willens eines, aus sechs Mitgliedern bestehenden Staats-Ministeriums, und in den Provinzen eines Gouvernements, das aus einem General und zwei Civilbeamten besteht. Die Marama-Nation ist, außer der Königsfamilie, in sechs Stände eingetheilt: Tschob wa, oder die tributpflichtigen Haüptlinge der unterworfenen Thaï oder Schan-Länder, Priesterschaft, Kaufmanns- und Bauernstand und Sklaven (Schuld- und erbliche Sklaven) und die, keine bürgerlichen Rechte genießenden, Verstoßenen, wohin die Tempelsklaven, die Verbrenner der Todten, die Henker und Gefangenwärter, die Aussätzigen, unheilbare und verstümmelte Personen und die Lustdirnen gehören. Diese Standeseintheilung hebt jedoch keinesweges das Recht auf, wonach jeder Marama ein Eigenthum des Souverains ist, der über die Person frei verfügt, ohne daß jedoch ein so regelmäßiger Frohndienst eingeführt wäre, als in den beiden anderen Staaten Hinterindiens. Zur Verwaltung des Landes bedient sich der Marama-Souverain eines Geheimen Raths, dessen Mitglieder den Titel Atwan Wun führen, eines Staatsraths, Wun gyi, und in den Provinzen der Myo Wun oder Gouverneure. Die ihm unterworfenen Schanländer stehen unter ihren erblichen Fürsten, Tschob was. Obwol die Herrscher von Siam und Annam dem Namen nach Vasallen des chinesischen Kaisers sind, der ihnen sogar nur den Titel eines Erbstatthalters gewährt, auf den sie übrigens sehr stolz sind, so sind sie nichts desto weniger in der That unabhangig, und jedes Mal, daß der Kaiser sich in die innern Angelegenheiten ihrer Regierungen mischen will, stößt er auf den hartnäckigsten Widerstand.

Das wahre Muster einer despotischen Regierungs-Methode läßt sich bei den indo-chinesischen Völkern in seiner ganzen Reinheit beobachten. Der Name der Marama- und Thaï-Herrscher darf während ihrer Lebenszeit von keinem ihrer Unterthanen bei Todesstrafe ausgesprochen werden und dieses wichtige Geheimniß ist nur einer kleinen Zahl von Auserwählten anvertraut. Niemand darf Wünsche für das Glück und die Gesundheit dieser übermenschlichen Wesen laut werden lassen, denn man nimmt an, daß sie niemals von Unglück oder Krankheit getroffen werden können. Der König von Annam wird von seinen Unterthanen zwar nicht als ein so erhabenes Wesen betrachtet, nichts desto weniger aber ist er in seiner Macht gleich unbeschränkt. Alle diese Despoten folgen keinem andern Gesetz, als ihrer Laune, und halten nicht eher inne, als bis sie durch eine Empörung ihrer Völker dazu gezwungen werden. Die Annamer bemühen sich zwar, die chinesische Regierungsweise nachzuahmen, sie sind indeß zu wenig in der intellektuellen und sittlichen Bildung vorgeschritten, um jemals ihre Fürsten zur Rechenschaft zu ziehen, wie dies bei den Chinesen für ihren

Kaiser gesetzlich ist. Zeigt der Chinese gegen höher Stehende Ehrerbietigkeit und selbst Unterwürfigkeit, so ist der Indo-Chinese knechtisch gesinnt, ohne alles Ehrgefühl, das Despotie und Tyrannei in ihm erstickt haben; nichts gleicht der Erniedrigung, die durch alle Klassen geht und erst am Thron ihr Ende findet. Die tiefe Stufe, welche die indo-chinesischen Völker auf der Leiter der sittlichen Kultur einnehmen, zeigt sich auch in ihrem Strafrecht, wenn es würdig ist, ein Recht genannt zu werden: es ist auf die empörendsten Grausamkeiten und Martern gebaut, die allem menschlichen Gefühle Hohn sprechen.

Bei den Indo-Chinesen wird zuerst jener unverträgliche und eifersüchtige Sinn bemerkbar, der sich in allen politischen Verhandlungen mit den Fremden, bei allen asiatischen Nationen, von Bengal an bis Japan, zeigt, und um so fühlbarer wird, je mehr man nach Osten vorgeht. Dieses Mißtrauen muß man dem Stolze und der Unwissenheit dieser Völker zuschreiben, mehr aber noch dem Despotismus ihrer Regierungen, die der Treüe ihrer eignen Unterthanen nicht trauen und jede Neüerung als einen Versuch ansehen, ihre Macht zu schmälern.

Die schwerste Last, welche diese Regierungen ihren Unterthanen auferlegen, ist das Gesetz, welches jeden Mann über zwanzig Jahre verpflichtet, während seiner ganzen Lebenszeit jedes dritte Jahr dem Staate zu opfern, nicht blos als Soldat, sondern auch zum Landbau und allen öffentlichen Arbeiten des Straßen-, Brücken- und Kanal-Baus, wie zum Seedienst (in Annam), ja selbst zur Bedienung der Beamten. Diesem Frohndienst höchster Potenz, diesem abscheulichen Mißbrauch der Gewalt ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß die Indo-Chinesen gegen ihre Nachbarn, die Chinesen und Hindus, so weit zurückstehen, bei denen das Dasein einer Militairkaste und eines regelmäßig geworbenen Heeres der Masse der Bevölkerung einen freien Gebrauch ihrer Zeit und ihres Kunstfleißes überläßt. Dieses ungerechte Gesetz erheischt andere strenge Gesetze gegen die Auswanderungen. Auch sieht man nie einen Indo-Chinesen in der Fremde sich niederlassen, denn sein Austreten würde als ein Majestäts-Verbrechen gegen den Herrscher angesehen werden, der auf diese Weise seines rechtmäßigen Eigenthums beraubt worden wäre.

Aller dieser Dinge ungeachtet bemerkt man viel Ordnung und Regelmäßigkeit in der Führung dieser Regierungen. Gleich wie in China spielt der Bambu eine große Rolle als ein kräftiges und bequemes Mittel, die Völker zu lenken; aber während er dort unter dem strengsten Gesetze steht, wird er hier bei den indo-chinesischen Völkern nach Laune geschwungen. Dennoch ist diese Körperstrafe, und mögen die Streiche noch so zahlreich aufgezählt werden, nicht entehrend und alle Stände der Gesellschaft sind ihr ausgesetzt. Alle Verfügungen der Marama- und der Thaï-Regierung werden gewöhnlich mit erstaunlicher Langsamkeit ausgeführt; bei den Annamern hingegen bemerkt man viel Schnelligkeit und Genauigkeit in der ausübenden Gewalt und ihre Regierung nähert sich in dieser Hinsicht dem militairischen Despotismus, von dem wir in Europa mehr als ein Beispiel gehabt haben.

Die Indo-Chinesen haben in keiner Kunst, die Musik etwa ausgenommen, und in keinem Zweige des Gewerbfleißes Geschicklichkeit erlangt. Von den

Hindus und Chinesen haben sie die Spur von Wissenschaft entlehnt, die sie besitzen, und die in einigen unvollkommenen Begriffen der Rechenkunst und Sternkunde besteht. Indessen sind die Annamer, wegen ihrer Nähe an China, auf eine höhere Stufe der Industrie gestiegen, welche sie gegen ihre westlichen Nachbarn wesentlich auszeichnet. Sie verfertigen grobe baumwollene Zeüge und seidene Stoffe, die, bevor unsere Manufakturen vervollkommnet waren, in Eüropa gesucht wurden. Ein anderer Gegenstand, welchen die Annamer in seltener Vollkommenheit fabriziren, sind die kleinen lakirten und mit Perlmutter verzierten Hausgeräthe, worin sie selbst den Chinesen nicht nachstehen. Der innere Handel ist in allen diesen Ländern sehr lebhaft. Was den aüßern Handel anbelangt, so beschränkt er sich im Marama=Reiche auf den Verkehr mit den britischen Besitzungen und den Chinesen, aber er ist sehr ausgebreitet, und wird, in der zuerst genannten Richtung, von den Marama selbst zur See getrieben, indem sie mit ihren unbehülflichen Fahrzeügen längs der Küste von Aracan nach den Ganges=Mündungen segeln, und nicht selten in der Hauptstadt des Indo=Britischen Reichs sich sehen lassen. Mit Siam treiben die Marama keinen Handel. Ein unversöhnlicher Haß und ein Zustand fortwährender Feindseligkeit herrschen zwischen beiden Völkern. Die Gränzzone, welche sie scheidet, ist öd' und wüst, denn diejenigen, welche es wagen, sie zu bewohnen, sind beständig der Gefahr ausgesetzt, geplündert oder in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Thaï stehen in Handelsverbindung mit den Chinesen, den Kammern, den eüropäischen Besitzungen und den unabhängigen Staaten des indischen Archipelagus. Der erste Zweig dieses Handels ist bei weitem der lebhafteste und spaltet sich in Land= und Seehandel, von dem der letztere ausschließlich von den in Siam angesiedelten Chinesen, aber für Rechnung der Regierung, die ihn als ein Monopol ansieht, betrieben wird. Annam unterhält lebhafte Handelsverbindungen mit China, Siam und den englischen Besitzungen auf der Halbinsel Malacca.

Die Auflagen, welche bei den indo=chinesischen Völkern auf den Grund und Boden gelegt sind, bilden einen der vorzüglichsten Zweige der Kron=Einkünfte. Verschiedene Steüern, welche ohne Unterschied und mit der größten Strenge ausgeschrieben und beigetrieben werden, bilden andere Quellen des öffentlichen Einkommens. Aber dasjenige, was den Schatz der Despoten am meisten bereichert, ist ohne Zweifel das schon erwähnte Gesetz, welches alle Unterthanen mit dem Drittheil ihrer Zeit besteüert.

Ganz verschieden von den verweichlichten Chinesen sind die Völker der transgangetischen Halbinsel muthige, tapfere und ausdauernde Soldaten, die es mit jedem Feinde aufnehmen. Die militairischen Kräfte eines Staats, wie das Marama=Reich einer ist, dürfen nicht nach der Zahl der Soldaten allein geschätzt werden; hier kommt es auch auf die Vertheidigungsmittel anderer Art und vorzüglich auf die Schwierigkeiten an, welche die physische Gestaltung des Landes einem eindringenden Feinde entgegenstellt. Das Ziel der Operationen eines solchen wird immer die Hauptstadt des Reiches sein, das mit Krieg überzogen wird, weil sich in ihr die ganze Kraft und Macht des Staats concentrirt.

Nun aber liegt die Hauptstadt des Marama-Reichs 100 Meilen jenseits der Gränzen und nirgends anders findet sich ein Angriffspunkt, wo das einbrechende Heer einen entscheidenden Schlag thun könnte. Sicherer ist der Erfolg für den Angreifer des Thaï- und des Annam-Reichs, wenn er von der Seeseite herkommt, denn die Hauptstädte beider Staaten liegen nicht weit von der Küste, Bang-kok in Siam, und Hue, oder Phupuan, in Annam. Hue aber ist vortrefflich durch eine, nach europäischer Weise von französischen Ingenieurs angelegte Festung vertheidigt, die gegen anderthalb deütsche Meilen im Umfang hat und für eins der Wunder im Morgenlande gilt. Überdem hat Annam noch sehr viele große befestigte Städte, in die sich der Angegriffene zurückziehen kann für den Fall, daß Hue vom Feinde erobert worden. Das annamische Heer, welches stets unter Waffen steht, ist ganz auf europäische Weise organisirt, exerzirt und disciplinirt und kann im Fall der Noth auf eine so ansehnliche Stärke gebracht werden, daß ein Angriff dieses Reichs immer einen sehr zweifelhaften Erfolg darbietet. Im Siam- und Birma-Reiche hält man nur wenig Truppen, aus Furcht vor Rebellionen. Zeigt sich Gefahr von Außen, oder will man den Nachbar überfallen, so wird die Armee ausgehoben, deren Bewaffnung aus Schwerdt, Spieß und Muskete besteht, und die meistens auf Fußvolk beschränkt ist.

Mongolen oder Tataren.

In dem weiten, nach Tausenden von Meilen zählenden Gebiete des Innern von Hochasien, vom Sunggari Strom, der sich ins Ochozkische Meer ergießt, westwärts bis über den Balkasch See hinaus, und von den sibirischen Strömen Angara und Lena südwärts über den Baïkal hinaus bis zu den Hochgebirgsseen Khuchu (Kuku)- und Tenggri-Noor, auf der tübetischen Gränze, liegen in einem zusammenhangenden Complexus von Landschaften, deren Mitte etwa durch die Gobi, die große Wüste, bezeichnet ist, die Wohnsitze des mongolischen Volks, das aber auch einen seiner Zweige nach Europa vorgeschoben hat, wo derselbe am Unterlauf der Wolga, zu beiden Seiten dieses Stroms, eine von Turk-Völkern umgebene Mongolen-Insel bildet. Nachkommen von Mongolen leben auch im Ganges-Thale ꝛc., aber nicht als selbstständige Völkerschaft, sondern völlig hinduisirt.

Die Mongolen gränzen gegen Süden an die Chinesen, die die große Mauer als Scheidewand gegen ihre früheren Einbrüche erbaut haben, und dem-

nächst an die Tübeter. Gegen Westen stoßen sie, auf kurzer Strecke, an den indo-germanischen Volksstamm der Tadschiks (die wir mit dem Namen der Bucharen und Perser zu belegen pflegen), auf großer Strecke aber, vom Westende des Kulkun Gebirges bis zum Altaï, an die Turken, die eine, tief nach Osten ins mongolische Gebiet eindringende Landzunge, meist zu beiden Seiten des Thian Schan oder Himmelsgebirges, besetzt halten. Gegen Norden gränzen die Mongolen, außer mit den Turken, zunächst an den samojedischen und dann an den tunguſischen Völker- und Sprachstamm, der sie auch auf der Ostseite umgiebt.

Mongol und Tatar sind Benennungen, die einem und demselben Volksstamm angehören. Ta ta oder Ta ta eul, d. i. Ta tar*) war im neünten Jahrhundert der Name eines Stamms, der am In schan oder Gardschan Gebirge lagerte, und kam zur Zeit Tschingis Chan's, des mongolischen Weltenstürmers, als gleichbedeütend mit dem Namen Mongol in Gebrauch, den eben er im Jahre 1189 seinem Volke als einen Ehrennamen beilegte, welcher „stolz, tapfer" bedeütet, während es sich früher Bädä nannte. Aber heüt zu Tage findet sich kein bedeütender Stamm der Tata mehr in Hochasien, auch führt keine einzelne Horde mehr den Namen Mongol, weil eben Tata und Mongol überall hin verbreitet sind, und Mongol der Name ist für die Volks-Einheit bei ihr selbst, wie bei den Chinesen in der Form Mung ku und Mandshu.

Ein Volk, das in steinigen Steppen wohnt und durch die Armuth der Natur auf ein Nomadenleben angewiesen ist; ein Volk, dem bürgerliche Bildung fremd ist, und das von Alters her zum Hauptziel seiner Thätigkeit die gewaltsame Erwerbung der Beüte von seßhaften, durch die Erzeügnisse der Natur und des Gewerbfleißes reich gewordenen Völkerschaften machte; ein solches Volk kümmerte sich nicht darum, und hatte nicht ein Mal die Mittel dazu, der Nachwelt schriftliche Zeügnisse von seinem Dasein, von seinen Thaten zu überliefern. Aber die Kulturvölker, die das Ziel ihrer kriegerischen Angriffe gewesen sind, haben das Andenken an ihre furchtbaren Gäste aufbewahrt; und diesen Überlieferungen zufolge muß man die Wiege der Mongolen in die Steppe am südlichen Fuß des Altaï und des Khinggan Gebirges, oder in die Gegenden um den Baïkal See setzen, von deren hohen Gebirgen sie herabgestiegen zu sein scheinen. Noch sitzen sie da, und Flüsse, Berge, Waldungen und Ebenen führen daselbst bis jetzt noch mongolische Namen. Jenes ganze Gebiet bietet überhaupt keine bedeütende Spuren von Anbau, oder gar von Städten dar; und die ältesten Nachrichten über den Wohnplatz der ehemaligen Mongol-Stämme deüten entschieden auf dieselbe Gegend hin.

---

*) Man hat sehr lange Tartaren gesprochen und geschrieben, und diese Benennung weniger auf die Mongolen, als, ganz irriger Weise, auf Turk-Völkerschaften angewendet. Der Name Tartar beruhet vielleicht hauptsächlich auf einem Wortspiel Königs Ludwig IX. von Frankreich, der dasselbe gegen seine Mutter, die Königin Blanche, gebrauchte, als die Mongolen in der Mitte des 13ten Jahrhunderts bis auf's linke Ufer der Oder vordrangen. Man brachte sie mit den Dämonen des Tartarus, als eine Zuchtruthe der eüropäischen Völker, in Verbindung.

Seit den ältesten Zeiten scheint das mongolische Volk in drei große Stämme getheilt gewesen zu sein, und zwar in die eigentlichen Mongolen, die Buriät, und die Ölöt oder Kalmüken. Tschingis Chan vereinigte sie und legte so den Grund zu der großen mongolischen Macht, mit deren Reüterheeren er, gleich zerstörenden Sturmwinden, die Länder Asiens überschwemmte und ganz Europa zittern machte. Aber gleich nach Zerrüttung des von ihm gestifteten Weltreichs wurden die mongolischen Stämme durch alte Zwistigkeiten wieder getrennt und haben sich seitdem oft zum wechselseitigen Verderben bekriegt.

Die körperliche Gestaltung, welche den Mongolen eigenthümlich ist, hat die Veranlassung gegeben, sie als Typus für einen großen Theil der menschlichen Gattung anzunehmen. Von allen ihren Nachbarn unterscheiden sich die Mongolen nicht allein durch die Sprache, sondern auch durch Gesichts- und Körperbildung, durch die weiten Augenhöhlen, die kleinen, tief liegenden, schief stehenden, scharfblickende Augen, hohen Backenknochen, breite platte Nase, fast gänzliche Bartlosigkeit und gekrümmten Schenkel und Beine. Daß manche dieser Eigenheiten von Erziehung, Klima, Lebensweise und anderen Umständen herrühren können, leidet keinen Zweifel, aber auch alles Das ist noch nicht erwiesen. Die Statur des Mongol ist von mittler Größe, sein Haar ist schwarz, auf der Stirn und an den Schläfen abgeschoren, hinten aber in einen Zopf geflochten, der auf den Rücken herunterhängt; das Gesicht ist rund, schwarzbraünlich die Hautfarbe. Ein Mongol mit einem starken Bart ist für seine Landsleüte ein Gegenstand der Verwundrung. Auch sind weiße und wohlgebildete Gesichter, besonders unter den Tschachar und den Chalcha, nicht selten, besonders beim weiblichen Geschlecht, das sich durch frische, rothe Wangen und einen lebhaften, feürigen Blick bemerklich macht. Ja einzelne dieser in den wilden Steppen erzogenen Töchter der Wüste sind von der Natur mit Reizen begabt, die, bei allen Schattirungen asiatischer Rauheit, selbst im Kreise europäischer Schönen Aufmerksamkeit und Neid erwecken könnten. Die mongolische Bildung besitzt überdem das ganz Eigenthümliche, daß sie sich andern Völkern durch Vermischung sehr leicht mittheilt und alsdann beinah' unvergänglich ist, wie sich durch Chinesen, Tübeter, Japaner, Turken und Russen beweisen läßt, welche dieses Gepräge immer noch an sich tragen, wiewol oft Jahrhunderte seit der ersten Vermischung verflossen sind. Hingegen sind die Mongolen selbst für ähnliche Eindrücke von anderen Völkern, wie es scheint, unempfänglich, und erhalten ihre eigenthümliche Bildung rein und unvermischt, so sehr und oft auch ihr Blut mit fremdem Blute zusammenfließen mag. Selbst der Neger artet unter einem fremden Himmel endlich aus; allein der Mongol beinahe nie. Zwar haben die Mongolen in Hindustan (dort gewöhnlich unter dem Namen Moguls bekannt) diese widrige Bildung nicht, sondern sind schön gebildet und wohlgebaut; allein vielleicht nur, weil diejenigen Barbaren, welche unter Timur's Enkel das indische Reich eroberten, mehr turkische, persische und afganische Abenteürer, als eigentliche Mongolen waren. Auf diese Beharrlichkeit der mongolischen Bildung, die vielleicht mehr als alle Hypothesen für das hohe

Alter des Volks zeügt, hat der ältere Adelung zuerst sehr lebhaft aufmerksam gemacht, demnächst Klaproth, indem er von der Vermischung der Turk-Völker mit denen des mongolischen und tungusischen Stammes spricht. In Rußland, sagt er, hat man oft Gelegenheit über diesen Punkt Beobachtungen anzustellen. Wenn z. B. ein Kalmük oder Mongole mit einer Russin Kinder zeügt, so bleiben seine Gesichtszüge den Nachkommen bis in die spätesten Generationen eingeprägt, selbst wenn sie sich wieder mit Russen oder anderen Eüropäern vermischen. Zeügt dagegen ein Russe, oder ein anderer Eüropäer, Kinder mit kalmükischen Frauen, so walten bei der ersten Generation kaum einige seiner Züge vor; und mischt sich diese nur mit Kalmüken, so verlieren sie sich gänzlich in den zunächst folgenden.

Die mehrsylbige Sprache der Mongolen scheint zu verrathen, daß sie unmittelbar aus den einsylbigen Sprachen hervorgegangen ist. Sie bleibt sich im Ganzen ziemlich gleich, zerfällt aber, nach den drei Hauptstämmen, in drei Haupt-Dialekte, von denen der ölötische oder kalmükische der abweichendste und der buriätische, besonders bei den Barga-Buriät, nördlich vom Baïkal und an der oberen Lena, der rauheste ist. In ihm werden die Zischlaute sehr haüfig mit Kehllauten verwechselt, so daß z. B. Sfain bei ihnen wie Chain, ätsa wie ächä ꝛc. ausgesprochen wird. In allen mongolischen Mundarten findet man, sowol in den Wurzeln, als im grammatischen Bau, haüfige Ähnlichkeit mit den Sprachen der Turken und Tungusen, woraus hervorgeht, daß diese drei Völkerstämme seit den ältesten Zeiten sich haüfig durch Kriege und Wanderungen vermischt haben. Auch in anderen Sprachen Asiens und Eüropa's trifft man auf Spuren von Übereinstimmung mit mongolischen Wurzeln. Daß die Dialekte der mongolischen Sprache so wenig von einander abweichen, verdankt das Volk dem Buddhaismus, der ihm frühzeitig eine eigene Literatur, und vermittelst derselben einen allgemeinen Stützpunkt, die Schriftsprache verschafft hat, die seine Dialekte verbindet, so daß der Mongole an der Wolga sich mit einem Tümed oder Chortschin aus der Nähe von Chuchu-Choton, und der am Baïkal angesiedelte Buriät sich mit dem Cuchunoorschen Mongolen sehr leicht verständigen kann.

Die Mongolen leben zum allergrößten Theil unter chinesischer Oberherrlichkeit, nur wenige stehen unter der Souverainetät des russischen Kaisers. Den chinesischen Tataren sind bestimmte Aimaks oder Länderantheile zugewiesen, auf denen sie mit ihren Heerden und tragbaren Wohnungen, den Zelten, umherwandern. Ihre Organisation ist eine rein militairische. Jeder Aimak, der einen Wan oder Erbfürsten zu seinem Oberhaupte hat, ist in Choschuen (Banner, Fahnen, Divisionen), Dsalane (Regimenter) und Ssomune (Schwadronen) eingetheilt. Diese Eintheilung ergiebt sich aus nachstehender Übersicht.

1. Die eigentlichen Mongolen bestehen aus vielen Stämmen, Fürstenthümern, Aimaks, Länderantheilen.

Die auf der Südseite der Steinwüste Gobi, und an der großen chinesischen Gränzmauer in nordöstlicher Richtung bis zum Mandshu-Lande

wohnenden Mongolen zerfallen in 25 Aimaks und 59 Banner. Es sind folgende:

Chortschin, mit	6	Bannern.
Ordos	7	=
Charatschin	3	=
Urăd	3	=
Gordos	2	=
Bacharin (Barun)	2	=
Cochotschit (Chootschit)	2	=
Abacha	2	=
Abachanar	2	=
ŭdsumudshin	2	=
Dsaracchud (Dsarud)	2	=
Angniud	2	=
Tümed	2	=
Sünid (Ssunit)	2	=
Alte Chalcha des Innern	2	=
Dselaid	1	=
Dürbed	1	=
Aru-Cortschin	1	=
Moomingchan	1	=
Aochau	1	=
Dürben-knuked (d. h. 4 Söhne)	1	=
Naiman	1	=
Kesikten	1	=
Tschachar	8	=
Tümed von Chuchuchoton (d. h. Blaue Stadt)	2	=

Nördlich von der Wüste wohnen die Chalcha, von den Gebirgen Altaï und Tang-nu bis östlich zum Amur-Strome. Sie sind die unmittelbaren Nachbarn des sibirischen Rußlands, dessen Gouvernements Irkuzk,, Jenißeisk, Tomsk und Tobolsk sie auf der Südseite berühren. Gegen Westen stoßen sie mit dem Ili-, oder Lande der neüen Gränze, Si ju, zusammen; gegen Süden haben sie die Wüste und streckenweis die Sünid und andere Aimak, gegen Osten die Bargu-Buriät und die Mandshus. Von Westen nach Osten ist das Fürstenthum der Chalcha an 400 Meilen lang und von Norden nach Süden an 240 Meilen breit. Wegen dieser bedeütenden Ausdehnung ist es zur bessern Ordnung in den Nomadeplätzen und der Regierung des Volkes selbst in vier Jam, d. h. Wege oder Gebiete, eingetheilt, deren jedes seinen besondern Chan oder Fürsten zum Oberhaupte hat.

1) Der nördliche Weg der Chalcha unter dem Tißijätu-Chan, der sein Hauptlager am Chan-oola, und 20 Fahnen unter sich hat.

2) Der mittlere Weg der Chalcha unter dem Ssain-Nojon, welcher bei Tschitschirlik lagert und 22 Banner Chalcha, nebst 2 Bannern der Zoros-Ölöt, am Flusse Orchon, befehligt.

3) Der westliche Weg der Chalcha, unter dem Dsäßachtu-Chan, am Ursprung des Flusses Dsak und dem See Biduria-noor, mit 18 Bannern, wozu noch 1 Fahne Chait-Ölöt kommt.

4) Der östliche Weg der Chalcha, unter dem Zäzän-Chan, dessen Lagerplatz die Gegend der Stadt Baraß am Flusse Gärulun (Kerulun, Cherulium) und am Fuße des Undur Daba ist. Er befehligt 23 Banner.

Die Chalcha sind hiernach in 83 Banner eingetheilt, und unter dem Kommando ihrer Chane stehen überdieß noch drei Fahnen Ölöt.

Die im nördlichen Tübet, und zwischen diesem Lande und den Städten in der südlichen Provinz (Thian schan nan lu) des Westlandes nomadisirenden Mongolen nennen sich selbst Sfiraïgol oder Scharaigol, und heißen bei den Tübetern Chor oder Chor-ba, ein Name, der aber auf alle Mongolen ausgedehnt wird *).

Ein kleiner Theil der Chalcha-Mongolen ist durch den, im Jahre 1727 zwischen China und Rußland abgeschlossenen Gränzvertrag unter die Herrschaft des zuletzt genannten Reichs gekommen und nomadisirt südlich vom Baïkal See an den Flüssen Sselenga, Uda, Chilok, Tschikoi, Dsida, Dnon und Ingoda. Die Anzahl aller dieser Mongolen beträgt etwas über 6000 männliche Köpfe, und sie gehören zu den Stämmen Zong gol, Aschechabat, Tabunggut, Sartol, Atangan und Chatschagan.

2. Die Buriät, Burjöd, Burjat, Burät oder Bargu- (Barga-) Buriät, bilden den zweiten Hauptstamm der mongolischen Nation. Mit Ausnahme eines Aimak, der auf chinesischem Grund und Boden liegt, wo die zu demselben gehörigen Mongolen am rechten Ufer des Flusses Argun, zwischen der Ostgränze der Chalcha und dem westlichen Mandshulande, nomadisiren, wohnen alle Buriät um den See Baïkal unter russischer Herrschaft. Zu ihnen gehören auch die eilf Stämme der Chorin-Buriät, Chorinzen der Russen, welche einen eigenen Erbfürsten haben, sehr wohlhabend sind, und an der Uda, der Sselenga herauf, und im Gebiet von Nertschinsk nomadisiren. Die westlichsten Buriät findet man bei Nischne-Udinsk, jenseits des Uda-Flusses, der sich unter dem Namen Tschuna mit der Ona vereinigt und die Taßejewa der obern Tunguska bildet. Diese Buriät, die sich selbst so nennen, während sie bei den sibirischen Russen Brazkoi heißen, wohnen an den Flüssen Uda, Birußa, den sie Byr-hu nennen, Oka, Ija, und ihren Nebenbächen.

3. Die Ölöt oder Kalmüken bilden die dritte große Abtheilung der Mongolen, die aus den vier Stämmen Dsungar, Torgod, Choschot und Dürbet bestehen. Der Name Ölöt, Elüth, Eleuth, Euleuth (diese drei Synonyma französisch ausgesprochen), Öghäläd, soll Abgesonderte, Abtrünnige, Nachgebliebene, oder nach Andern Feindselige, Haßtragende, Grollende bedeüten. Am liebsten nennen sich die Ölöt aber Dirad, oder Mongol Dirad, oder die Vier Dirad, weil sie sich nach vier Brüdern in vier Stämme theilten, auch

*) Die Tübeter nennen den südlichen Theil von Thian schan nan lu Ko-tschi, und die Tadschik-Bewohner derselben Ssog-ba.

MONGOL-OLÖT

3) Der westliche Weg der Chalcha, unter dem Dsäßachtu-Chan, am Ursprung des Flusses Dsil und den See Bikuria-ssor, mit 18 Bannern, wozu noch 1 Fahne Choit-Öldt kommt.

4) Der östliche Weg der Chalcha, unter dem Zäzän-Chan, dessen Lagerplatz in Gegend der Stadt Kerulun am Flusse Gärulun (Kerulun, Cherulun) und am Berge der Sieben Inseln ist. Er befehligt 23 Banner.

Die Chalcha sind demnach in 53 Banner eingetheilt, und unter dem Kommando ihrer Khane stehen überdieß noch drei Fahnen Öldt.

Die Grenze zwischen diesem Lande und den Städten in (Kan su) des Westlandes nomadisirenden Mongolen zieht sich [illegible] Mirai-gol oder Scharaigol, und heißen bei den Chinesen Hoei-hoei, die Russen, der aber auf alle Mongolen ausgedehnt wird.

Die Lehns-Fürsten der Chalcha-Mongolen ist durch den, im Jahre 1727 zwischen China und Rußland abgeschlossenen Gränzvertrag unter die Herrschaft des jetzigen russischen Reiches gekommen und nomadisirt südlich vom Baikal See an den Flüssen Sselenga, Uda, Chilok, Tschikoi, Dsida, Dnon und Ingoda. Die Anzahl aller dieser Mongolen beträgt etwas über 6000 männliche Köpfe, und sie gehören zu den Stämmen Jong gol, Aschechabat, Tabunggut, Sartol, Arangan und Chatschagan.

2. Die Buriät, Burjöd, Burjat, Burät oder Bargu- (Barga-) Buriät, bilden den zweiten Hauptstamm der mongolischen Nation. Mit Ausnahme eines Theils, der auf chinesischem Grund und Boden liegt, wo die zu demselben gehörigen Mongolen am rechten Ufer des Flusses Argun, zwischen der Ostgränze der Chalcha und dem westlichen Mandschulande, nomadisiren, wohnen alle Buriät um den See Baikal unter russischer Herrschaft. Zu ihnen gehören auch die elf Stämme der Chorin-Buriät, Eingesessen der Russen, welche einen eigenen Erbfürsten haben, sehr zerstreut sind, und an der Uda, der Sselenga herauf, und im Gebiet von Nertschinsk nomadisiren. Die westlichsten Buriät findet man bei Nischne-Udinsk, jenseits des Uda-Flusses, der sich unter dem Namen Tschuna mit der Ona vereinigt und die Taßejewa der obern Tunguska bildet. Diese Buriät, die sich selbst so nennen, während sie bei den sibirischen Russen Brazkoi heißen, wohnen an den Flüssen Uda, Birußa, den sie Byrka nennen, Oka, Ija, und ihren Nebenbächen.

3. Die Öldt oder Kalmüken bilden die dritte große Abtheilung der Mongolen. Sie sind aus den vier Stämmen Dsungar, Torgod, Choschot und Dürbet zusammengesetzt. Der Name Öldt, Elüth, Eleuth, Euleuth (diese drei Synonyma französisch ausgesprochen), Oghálád, soll Abgesonderte, Abtrünnige, Nachgebliebene, oder nach Andern Feindselige, Haßtragende, Grollende bedeuten. Am liebsten nennen sich die Öldt oder Dirad, oder Mongol Dirad, oder die Vier Dirad, weil sie sich nach vier Brüdern in vier Stämme theilten, auch

---

*) Die Tübeter nennen den südlichen Theil von Thian schan nan lu Ko-tschi, und die Tadschik-Einwohner derselben Sseg-ba.

MONGOL-OLÖT.

Durban Dirad, Dörbön Dröt, was die vier Verbundenen bedeütet. Das Wort Kalmük, Kalmuk, Kalmek, Kalmak ist noch nicht genügend erklärt worden; Adelung bemerkt, die Ölöt würden so, nämlich Chalimak, von den Tatarn (d. i: Turken) genannt, von Chal, Feüer, und Aimak, Leüte; also Leüte, die auf einem Heerde kochen, oder in Familien leben.

Die Ölöt selbst setzen ihr altes Vaterland an den Chuchu-noor, oder Blauen See. Dies ist insofern richtig, als man von Zeiten nach Tschingis-Chan spricht, denn vor diesem Herrscher saß kein mongolischer Stamm an jenem See. Damals hauf'ten dort turkische Hoei-ke oder Chui-che und Uigur*), und vor diesen tübetische Miao ze; Tschingis-Chan und seine ersten Nachfolger entvölkerten jene Gegenden, und erst später wurden dort Mongol-Stämme einheimisch.

Die Choschot werden von einer ehemaligen Fürstenfamilie auch Chaliha genannt. Zu ihnen scheinen die sogenannten Tschikin-Mongol gehört zu haben, die zur Zeit der Ming-Dynastie außerhalb der Gränze der chinesischen Provinz Schen si zwischen den Städten Ssu tscheu und Schai tscheu wohnten. Ob sie noch jetzt einen eigenen Stamm bilden, oder mit den übrigen in den Bannern von den Mandshu vereinigt sind, bleibt ungewiß. Adelung glaubt mit den Choschot diejenige Völkerschaft identifiziren zu müssen, welche die Chinesen Si fan oder Tu fan nennen, was sicherlich ein Irrthum ist (S. 105). Die Torgod, Törgöt, Turgut, Torgaut, Torgoten, Torgouten, haben von dem ersten Stammvater ihres Fürsten den Zunamen Kerät erhalten; die Dsungar, Söongarr, Soongor, Sonjoren, Tschunker aber, nebst den Dürbet, Derbeten, als verbündete Stämme, werden auch Zoross genannt, was einen krummen, ausgehöhlten Zweig bedeütet, der beim Abziehen des Milch-Branntweins zum Übergang aus dem Kessel in die Vorlage dient.

Die Ölöt, bei den Chinesen unter der Ming-Dynastie Wa la, und Tübetisch En sa genannt haben sich mehr als die anderen Mongolen zerstreüt. Die Choschot sind am Chuchu noor zurückgeblieben und die Torgod und Dürbet ziehen theils unter den übrigen Mongolen der chinesischen Herrschaft umher, theils hausen sie, unter dem Namen Kalmük, zwischen dem Don und der Wolga, zu beiden Seiten des zuletzt genannten Stroms diesseits des Kaspi; und ein schwacher Ölöt-Rest nomadisirt im russischen Altaï, wo sie bei den Russen unter dem Namen der Berg- oder der doppeltzinspflichtigen Kalmüken bekannt sind, weil sie sowol der russischen als chinesischen Regierung Tribut entrichten.

Unter chinesischer Landeshoheit stehende Dröt oder Dirad (Uriat) sind:

1) Im Aimak von Chuchu noor (d. h. Blauer See), chinesisch Zing chai (d. h. grünes Meer, in alten Zeiten aber Si chai, westliches Meer genannt) 30 Banner und zwar: Choschot 21 Banner, Torgod 4 Banner, Zoross-Ölöt 2 Banner, Chalcha 1 Banner, Choït (Guiten) 1 Banner, Horde des Zagan-Nomon-Chan 1 Banner.

2) Ölöt von Ala schan, nördlich vom der Stadt Ning-chia, auf der west-

*) Andere Geschichtsforscher halten die Chui-che für Mongolen, und die Uigur für Tübeter.

lichen Seite der nördlichen Biegung des Hoang ho oder gelben Flusses, der bei den Mongolen Chatun-gol, oder Chara-murän heißt, 1 Banner.

3) Torgod, außerhalb der chinesischen Gränzmauer von Kan tscheu, in der Provinz Kun su, 1 Banner.

4) Ölöt des Galdan, die mit den acht Bannern der Tsa char vereinigt worden sind, 9 Banner.

5) Die alten Dsungar im mittlern Asien, am Ili Flusse und der ganzen, nach ihnen genannten Gegend, Dsungarei, die gegenwärtig die Provinz auf der Nordseite des Himmelsgebirges (Thian schan pe lu) der westlichen Gränze (Si ju) bildet. Ihr Name bedeütet Linke (Dsun) Hand (gar), weil sie zur Linken wohnten, nach der mongolischen Art die Weltgegenden anzudeüten *).

6) Die neü unterworfenen Dsungar, mit denen die Dürbet und Choït verschmolzen sind, in der Gegend Ulan-kum, 60 Banner.

7) Die Dsachazin 1 Banner.

Die an der Wolga unter russischer Oberherrschaft stehenden Ölöt nennen sich selbst Kalmük, oder Chalimak, welches ein turkisches, vom Volke selbst nicht verstandenes Wort ist und sich nicht in der mongolischen Sprache findet. Zu den Stämmen Dürbet und Torgod gehörend, haben sie sich nach und nach von ihren Stammverwandten in Inner-Asien weggezogen und sind erst 1662 über den Uralfluß (Jaïk) nach Europa gekommen, von wo aus in den Jahren 1770 und 1771 der größte Theil der Torgod (etwa 50,000 Familien) nach den Weideländern am Ili zurückwanderte und daselbst mit großem Verluste, nach vielen in der Kirgisen-Steppe überstandenen Gefahren und Unfällen, auch wirklich anlangte.

Das mongolische Volk ist, wie sich von seiner nomadischen Lebensweise nicht anders erwarten läßt, nur schwach an Zahl oder Menge. Timkowsky, dem wir in der Beschreibung dieses Volks weiter unten folgen, rechnet für die unter chinesischer Oberherrlichkeit lebenden Mongolen ½ Million Zelte, oder Familien, aber er hat nicht die Gesammtheit der Nation, besonders nicht die Dsungar, und überdem jede Familie nur zu 4 Personen gerechnet. Werden für die von ihm außer Acht gelassenen Stämme und Aimaks noch etwa 40,000 Zelte, und jedes Zelt zu 5 Personen veranschlagt, so würde sich die Volksmenge der chinesischen Mongolen auf 2,700,000 Personen beiderlei Geschlechts belaufen. Dazu kommen die unter russischer Herrschaft stehenden Tataren, und zwar Chalcha an der Selenga 30,000, Buriät am Baïkal u. s. w. 200,000 und Ölöt an der Wolga und im Altaï 100,000, zusammen 330,000 Individuen. Mithin ist die mongolische Nation ungefähr 3 Millionen Köpfe stark.

Die Geschichte lehrt, daß Völker im ursprünglichen oder einfachen Naturstande großmüthig und gastfrei gegen Fremde, und freündlich in ihren Familien sind. Für Menschen dieser Art sind Freündschaft und Feindschaft Worte großer Bedeütung. Sie verwechseln sie niemals, sie weichen dem Feinde aus

*) Der Blick nach Süden und auf Indien gerichtet, wo Buddha's Heimath ist, orientirt und entscheidet über links und rechts.

und hangen dem Freünde an. Ganze Stämme und Völker sind der Gegenstand ihrer Besorgniß, zugleich aber auch ihrer Plünderung; der einzelne Wandrer dagegen geht unverletzt mitten durch sie hin und wird sogar mit Geschenken überhaüft.

Dasselbe kann man auch von den Mongolen sagen. Obgleich in Unwissenheit versunken, sind ihre Sitten doch gemildert durch die Vorschriften des Buddhaglaubens, der, mit sehr wenigen Ausnahmen, allgemein unter ihnen verbreitet ist. Sie sind im Ganzen genommen gastfrei, freündlich, dienstfertig, gutherzig und aufrichtig. Diebstahl und Raub sind unter ihnen fast unbekannte Laster; kommen sie aber vor, so werden die betreffenden Verbrecher eben so wol durch die Volksgewohnheiten, als durch's Gesetz aufs strengste verfolgt. So ist der moralische Zustand der Mongolen in ihren Feldlagern, auf ihren Weideplätzen; wenn sie aber unter Chinesen und Mandshu gelebt haben, dann ist ihrem Herzen Vieles von den Eigenschaften eingeimpft, die einem Volke mit verfeinerten Sitten, zugleich einem stolzen, ja hochmüthigen Volke, wie das chinesische, und halbgebildeten Kriegern, wie die Mandshu, eigenthümlich sind.

Seiner aüßern Lage angemessen beobachtet der Mongol Einfachheit in der Kleidung, die bei den Männern im Sommer aus einem langen Rock von Baumwollen- oder Seidenzeüg besteht und vorzugsweise von dunkelblauer Farbe ist. Darüber wird ein Tuchmantel von rother oder schwarzer Farbe getragen. An einem ledernen Gürtel mit kupferner oder silberner Schnalle hangt ein Messer und ein Feüerzeüg. Eine runde Mütze von Seidenzeüg, von der hinten zwei oder drei rothe Bänder herabhangen, bildet die Kopfbedeckung; das Beinkleid ist von Baumwollenzeüg, auch das Hemd, wenn eins getragen wird, was jedoch selten ist. Die Stiefel sind von Leder, haüfig von russischem Juchten. Im Winter gehen sie in langen Schlafröcken von Schaafpelz, mit oder ohne Überzug von Nankin, und die Mütze ist in dieser Jahreszeit mit Schaafell oder mit Zobel und anderem Pelzwerk verbrämt. Je nach der Wohlhabenheit ändert sich die Verzierung dieser Kleidung, aber der Schnitt bleibt immer einer und derselbe: die Herrschaft der Mode ist den Mongolen unbekannt. Der Priester-Rock ist ausschließlich von gelber oder karmoisinrother Farbe. Die weibliche Kleidung ist in vielen Stücken der männlichen ähnlich. Das Haar tragen die Frauen in zwei Flechten, die auf die Brust herabfallen und am Ende mit Silber, buntfarbigen Steinen, Glas- oder echten Korallen verziert sind. Korallen gehören zum schönsten, aber auch theüersten Schmuck des Mongol. Das Pferdegeschirr wird mit Kupferbeschlag verziert, selten mit Silber, das man auch nicht am Köcher bemerkt. Bogen, Pfeile und ein kurzes Seitengewehr machen die Bewaffnung eines Mongol aus, der sich des Schießgewehrs nur zur Jagd bedient.

Die Wohnung des Mongol besteht aus einer Ger, d. i: Hütte, Zelt oder Jurte von Filz, der im Winter in drei Schichten über einander gelegt wird. Stets an der Südseite wird ein kleines Thürchen angebracht, und rings um die Jurte ein Erdwall aufgeworfen. Die rechte Seite des Zelts, vom Eingange aus, ist dem weiblichen Theil der Familie überlassen. In der Mitte der

Jurte steht der Heerd. Wohlhabende breiten auf der Erde Filzdecken aus, Reiche persische und turkische Teppiche. Der Thüre gegenüber stehen auf besonderen Tischen kupferne Götzenbilder, die schigemunischen Laren und Penaten, mit verschiedenen Gefäßen, die zum Darbringen von Opfern gebraucht werden. Bettstellen, Zuber, Eimer gehören zum Hausrath. Stühle kennt man nicht; nach der allgemeinen asiatischen Sitte setzt sich der Mongol mit untergeschlagenen Beinen unmittelbar auf den Boden.

Milch, Käse und Butter machen die Hauptnahrungsmittel des Mongols aus, der Fleisch, besonders Schöpsenfleisch, nicht alle Tage genießt. Außer dem Fleisch der wilden Ziege und des Wildschweins sieht man nie Wildpret auf seiner mäßigen Tafel. Aus Noth ißt er Pferde- und Kameelfleisch, und der äußerste Mangel zwingt ihn bisweilen das Fleisch verreckter Thiere zu genießen. Wasser trinkt der Mongol äußerst selten; Thee ist das Hauptgetränk bei Reichen und Armen. Airak, d. i: Branntwein aus Schaaf- und Kuhmilch, und chinesischer Branntwein, gehört zu den Lebensbedürfnissen des Mongol, aus dessen Munde, im begeisterten Zustande, scharfsinnige Scherze strömen, unterhaltende Geschichten von der Kühnheit und dem Glück der Jäger, von der Schnelligkeit berühmter Renner ꝛc. Dann ertönen auch die melancholischen Töne seines Gesangs, bisweilen von einer Flöte und Balalaike, einer Art Zitter mit drei Saiten, begleitet. Die Jagd, Pferderennen, Ringen, Schießen mit dem Bogen nach dem Ziel machen den einzigen Zeitvertreib des Mongol aus, der vom Tanz nicht einmal einen Begriff zu haben scheint.

Polygamie ist unter den Mongolen gebraüchlich; die älteste Frau genießt aber mehr Achtung, als die später geehlichten, und steht überdem dem Hauswesen vor. Sehr jung und leicht schreitet der Mongol zur Ehe, aber er lös't sie auch leicht wieder auf, so daß Ehescheidungen unter diesem Volke zu einer ganz gewöhnlichen Sache gehören. Bis zur Verheirathung wohnen Söhne und Töchter zusammen bei ihren Ältern. Im Fall einer Heirath erhält der Neüverehlichte eine besondere Ger, (Zelt), und dann wird er Gerte, d. i: Hausherr, genannt. Die Braut bringt eine gewisse Anzahl Schaafe und Pferde als Mitgift mit. Die Zärtlichkeit der Ältern und die gegenseitige Anhänglichkeit der Kinder an sie, kennt unter diesem rohen Volke keine Gränzen und ist wahrhaft rührend. Auch nach der Verheirathung haben die Söhne ihren Weideplatz größtentheils ungetrennt von dem des Familienhaupts, soviel es nur die Größe der für die Viehzucht unumgänglich nöthigen Weideplätze gestattet.

Der Mongol ist über die Maßen sorglos, und darum ist das Bischen Ackerbau, was er treibt, und das in der Aussaat von Hirse, Gerste und Weitzen besteht, im allerkläglichsten Zustande. Die Armuth an Grünfutter in den Steppen für die Heerden, — hauptsächlich Schaafe, etwas Büffel, sodann Pferde und Kameele, — veranlaßt die Mongolen, ihren Aufenthaltsort haüfig zu verändern und im Sommer auf Weideplätze überzugehen, die von den Winter- und Frühjahrs-Weiden, also auch von den besäeten Feldern, sehr entfernt liegen. Menschen, die ihr ganzes Leben, als Kinder der Natur, unter freiem Himmel auf unabsehbaren Steppen zubringen und mit zahlreichen Heerden umherschweifen,

müssen sehr natürlich eine große Abneigung gegen das seßhafte Leben empfinden; und fügt man dazu den Hang zum Nichtsthun, und die Scheü vor steter Bemühung, die wilden und Nomaden-Völkern so eigen ist, so begreift man leicht, warum der Mongol keine Lust zu unermüdeter Sorgfalt für die Saatfelder hat, ob er gleich zur Zeit eines Viehsterbens, das haüfig eintritt, die Vortheile derjenigen, die zu ihrer Nahrung Brot haben, sehr beneidet. Seine Arbeitsscheü und Liebe zum Müßigang gehen so weit, daß er selbst an Orten, wo überfluß an Waldung und Graswuchs ist, wie in den Gebirgsgegenden, niemals für sein Vieh Wintervorräthe sammelt und niemals Heü macht, sondern die Erhaltung seiner Heerden, selbst zur Zeit der heftigsten Kälte, der sein hochliegender Wohnplatz im Kontinentalklima von Innerasien ausgesetzt ist, der Fügung des Schicksals überläßt.

Die Mongolen begraben zuweilen die Leichname der Verstorbenen, oder stellen sie auf der Oberfläche der Erde in Särgen auf, oder bedecken sie auch mit Steinen. Bisweilen verbrennen sie die Leichname, oder werfen sie den wilden Thieren und Vögeln zur Speise hin. Es findet eine Feier zum Andenken der Verstorbenen Statt, die, als längster Termin, 49 Tage währt, in welcher Zeit die Priester ununterbrochen in dem Zelte des Verstorbenen geistliche Bücher zur Reinigung seiner Seele lesen. Dafür werden den Priestern reichliche Geschenke zu Theil.

Die Mongolen bekennen sich allergrößten Theils zur Buddhalehre; die Buriät indessen sind meistens noch Heiden im strengsten Sinn des Worts und Anhänger des sogenannten Schamanenthums, das in dem finstersten Götzendienst besteht. Zauberer, von den Buriät Bö, von den Tungusen Schaman genannt, sind die Priester dieses Dienstes, in welchem das böse Princip die Hauptrolle spielt. Der Schamanen-Glaube hat eine Hierarchie der Teüfel zur Grundlage, deren einige sehr mächtig, andere nur schwach sind. Ein jeder Bö hat die seinigen, und wer ihrer am meisten hat, der ist ein Hoheprieſter und vermag am meisten. Ein ganzes Heer kleiner Teüfel vermag nicht so viel, als der oberste Teüfel mit seinem kleinen Finger. In ihren Gaukeleien, Zaubereien und Hexereien kennen die Schamanen kein Maaß und Ziel; in tiefer Nacht gehen sie aufs Feld, zünden ein großes Feüer an, um das sich die glaübigen Seelen lagern, und nun beginnt der Teüfelsdienst des Zauberers, der sich auf die abenteüerlichste Weise herausputzt. Auch sonst hat seine Kleidung ein eben so wunderliches als fürchterliches Ansehen: sein Rock ist mit Adlers- und Eülenklauen und mit Eisenwerk schwer behängt, wodurch, wenn der Träger desselben geht, ein entsetzliches Getöse entsteht; eine hohe, grenadierartige spitze Mütze, ebenfalls mit Klauen der genannten Vögel besetzt, deckt den Kopf. Es ist für diese Klasse von Menschen keine geringe Arbeit, ihre Hexereien zu machen: sie springen bei ihrem Zauberdienst wie Unsinnige umher und machen in ihrer schweren Kleidung so heftige Bewegungen, daß ihnen der Schweiß vom ganzen Leibe strömt und ihnen der Schaum vor den Mund tritt. Alles dies treiben sie für gute Bezahlung.

Die Geschichte lehrt, daß die Mongolen in alten Zeiten in einem ununter-

brochenen Kriegszustande gewesen sind, wozu selbst ihre Lebensart beigetragen hat. „Unter den Waffen schweigen die Musen" und der Mensch, der stets Pfeil und Bogen mit sich führt und auf schnellem Roß durch die Steppe stürmt, entschließt sich schwerlich, sich hinter den Webestuhl zu setzen und die Säge und den Meißel zur Hand zu nehmen. Der Mongol bewahrt auch noch jetzt den Charakter seiner kriegerischen Vorfahren; schwer ist es unter seinem Volke einen geschickten Künstler herauszufinden, und selbst der gemeinen Handwerker giebt es wenige. Zwar giebt es Silberarbeiter, aber nur in geringer Anzahl von den Fürsten der Aimaks gehalten, um die Gegenstände ihres beschränkten Luxus anzufertigen. Am meisten zeichnen sich die Buriät im Kunstfleiß aus, namentlich in der Gerberei, der Schmiede- und Tischlerkunst, die bei den übrigen Mongolen noch sehr unvollkommen ist. Nur Filze und Haarseile machen die Mongolen selbst, und ebenso bereiten sie die Schaaffelle zu ihrer Winterkleidung zu; alles Übrige zu ihrem Bedarf, und es ist nur wenig, liefern ihnen die Chinesen und Russen im Tausch gegen Kamele, Schaafe, Ochsen, Pferde, Salz. Thee, Taback, seidene und baumwollene Zeüge zur Bekleidung, Leder zur Fußbekleidung, verschiedene Eisenwaaren zum Hausrath, das sind die Gegenstände, die den Mongolen von ihren Nachbarn, den aufgeklärten Völkern, zugeführt werden.

Das Land gehört als Eigenthum dem Fürsten, der Anspruch auf Natural- und persönliche Dienstleistungen seiner Untergebenen hat und dafür das Richter- und Verwaltungsamt übt, nach den gesetzlichen Vorschriften, die vor alten Zeiten von den mongolischen Heerführern zur Grundlage der Ordnung und des Rechts bei ihrem Heere festgesetzt worden. Mit dieser monarchischen Verfassung ist aber die Repräsentation des Volks auf Landtagen verbunden, die alle drei Jahre abgehalten und wo die wichtigsten Angelegenheiten des Aimak untersucht und entschieden werden. Die Würde der regierenden Fürsten geht erblich vom Vater allein auf den ältesten Sohn über; die jüngeren Söhne dagegen gehen von Geschlecht zu Geschlecht in niedere Würden über, die zusammengenommen einen militairischen Beamtenadel bilden, welcher in drei Klassen zerfällt. Zur ersten Klasse gehören die Wan, Beile, Beiße, Gun, Taidsi und Tabuna, die man als den hohen Adel der Mongolen bezeichnen kann; sodann die Dsaßak, Tußulachtschi, Sakirochtschi, Meiren in der zweiten, und die Dsalan, Dsangi, Kundu, Saisan, Boschko, ꝛc. in der dritten Klasse. Nur die Mitglieder der hohen Aristokratie sind zu den Landes-Versammlungen wählbar, und sie sind durch haüfige Heirathen mit Mandshu-Prinzessinnen mit dem kaiserlichen Herrscher von China verwandt.

Außer den alten Gewohnheiten haben die Mongolen auch geschriebene Gesetze, die nach den Umständen von ihren Fürsten und Beherrschern gegeben worden sind. Sie beziehen sich eben sowol auf allgemeine politische Angelegenheiten, als auf die Handhabung des Rechts und die Verwaltung der Polizei und des Finanzwesens. Das Strafrecht ist in Bezug auf Mord, Raub und Diebstahl sehr streng: Todtschlag wird, ohne weitlaüfige Untersuchung, mit dem Tode bestraft, Raub mit Confiskation des Vermögens und schwerer Ar-

KOREANER

heit, Pferdediebstahl im Besondern mit dem Tode durch Erdroßlung. Das Familienleben wird von den Mongolen so heilig gehalten, daß jede Trübung desselben sehr streng geahndet wird: Ehebruch wird unter gemeinen Leuten an der Verbrecherin mit dem Tode gestraft, und vergeht sich eine Fürstin mit einem gemeinen Mann, so wird ihr der Kopf abgeschlagen und er in Stücke gehauen, und seine ganze Familie zur Leibeigenschaft verdammt. Aber Verbrechen dieser Art gehören zu den äußerst seltenen Ausnahmen, und kann man im Allgemeinen von den Mongolen sagen, daß sie, ihrer Kulturstufe angemessen, durch Einfalt und Reinheit der Sitten sich auszeichnen.

Koreaner oder Kooraier.

In alten Zeiten war die Halbinsel, welche wir gemeiniglich Korea nennen, in drei Länder abgetheilt, von denen das eine Sinra oder Siraki (Chinesisch Sie lo), das zweite Kooraï oder Koma (Chinesisch Kao li) und das dritte Fiakfaï, oder Kutara (Chinesisch Pe zi) hieß, während der Collektiv-Name Sanfan, oder die drei Kan war. Man nannte Korea auch Kirin, Ghirin. Jetzt führet es den Namen Zioo sen (im Chinesischen Tschao sian).

Der gewöhnliche Name ist im Chinesischen Kao li, im Japanischen Koraï und daraus ist Korea entstanden, wie die Europäer die Halbinsel zu nennen pflegen. Sie wird von den Nachkommen einer mittelasiatischen Nation bewohnt, die aus der Geschichte längst verschwunden ist, ehemals aber einen besondern Sprach- und Völkerstamm bildete. Es sind dies die Sian pi, deren Vaterland das Ghirin-Gebirge war, welches in der Mongolei, nordwestlich von Pe king, in der Gegend liegt, wo jetzt der Tataren-Stamm Charatschin seine Weideplätze hat. Kirin oder Ghirin ist noch jetzt der Name des oberen Sungari-Ula, den er bis zur Vereinigung mit dem Non behält. Bei den Mandshu heißt die Halbinsel Sol ho.

Die Sprache der Kooraïer ist eine besondere Stammsprache, aber mit vielen chinesischen und japanischen Wörtern vermischt; Wohlklang zeichnet sie aus. Sie hat ihr eigenes Alphabet angenommen, das eben so einfach als sinnreich ist; dennoch werden aber auch die chinesischen Schriftzeichen gebraucht, wie denn auch die chinesische Schriftsprache von der großen Mehrheit der koreanischen Nation verstanden wird.

Der Kooraïer ist größer als der Chinese, größer als der Japaner, doch

beit, Pferdediebstahl im Besondern mit dem Tode durch Erdroßlung. Das Familienleben wird von den Mongolen so heilig gehalten, daß jede Trübung desselben sehr streng geahndet wird: Ehebruch wird unter gemeinen Leüten an der Verbrecherin mit dem Tode gestraft; und vergeht sich eine Fürstin mit einem gemeinen Mann, so wird ihr der Kopf abgeschlagen und er in Stücke gehauen, und seine ganze Familie zur Leibeigenschaft verdammt. Aber Verbrechen dieser Art gehören zu den aüßerst seltenen Ausnahmen, und kaan man im Allgemeinen von den Mongolen sagen, daß sie, ihrer Kulturstufe angemessen, durch Einfalt und Reinheit der Sitten sich auszeichnen.

Koreaner oder Kooraïer.

In alten Zeiten war die Halbinsel, welche wir gemeiniglich Korea nennen, in drei Länder abgetheilt, von denen das eine Sinra oder Siraki (Chinesisch Sie lo), das zweite Kooraï oder Koma (Chinesisch Kao li) und das dritte Fiakfaï, oder Kutara (Chinesisch Pe zi) hieß, während der Collektiv-Name Sankan, oder die drei Kan war. Man nannte Korea auch Kirin, Ghirin. Jetzt führt es den Namen Zioo sen (im Chinesischen Tschao sian).

Der gewöhnliche Name ist im Chinesischen Kao li, im Japanischen Kooraï und daraus ist Korea entstanden, wie die Eüropäer die Halbinsel zu nennen pflegen. Sie wird von den Nachkommen einer mittelasiatischen Nation bewohnt, die aus der Geschichte längst verschwunden ist, ehemals aber einen besondern Sprach- und Völkerstamm bildete. Es sind dies die Sian pi, deren Vaterland das Ghirin-Gebirge war, welches in der Mongolei, nordwestlich von Pe king, in der Gegend liegt, wo jetzt der Tataren-Stamm Charatschin seine Weideplätze hat. Kirin oder Ghirin ist noch jetzt der Name des oberen Sunggari-Ula, den er bis zur Vereinigung mit dem Non behält. Bei den Mandshu heißt die Halbinsel Sol ho.

Die Sprache der Kooraïer ist eine besondere Stammsprache, aber mit vielen chinesischen und japanischen Wörtern vermischt; Wohlklang zeichnet sie aus. Sie hat ihr eigenes Alphabet angenommen, das eben so einfach als sinnreich ist; dennoch werden aber auch die chinesischen Schriftzeichen gebraucht, wie denn auch die chinesische Schriftsprache von der großen Mehrheit der koreanischen Nation verstanden wird.

Der Kooraïer ist größer als der Chinese, größer als der Japaner, doch

mißt er selten sechs (Zoll!?) Er ist von Körperbau stärker, nerviger, kräftiger, ebenmäßiger gebildet, rüstig, behend. Das Gesicht hat die mongolischen Züge, aber man bemerkt auch Spuren eines zweiten Menschenschlages, bei dem die Nasenwurzel erhaben, die Nase geradrückiger ist; ein scharfes Profil, das dem Mongolen fehlt, tritt hervor, und damit nähert sich die Gesichtsbildung des Koreaners dem Typus des kaukasischen Schlages. Unsere Abbildung eines Koreaners stützt sich auf diesen Typus.

In seinem Benehmen ist der Kooraïer ernst, gelassen, munter, freimüthig, sein Gang verräth Sicherheit, seine Körperhaltung mehr Selbstständigkeit und Freiheit, mehr Energie als bei Chinesen und Japanern; aber in Verfeinerung der Sitten steht er diesen Völkern nach, ihm fehlt die feine Gewandtheit im täglichen Leben, die seine Nachbarn so sehr auszeichnet. Dazu ist er unreinlich, ein tüchtiger Esser und Trinker, aber in seiner Kleidung sehr einfach und in der Mittheilung seiner Gefühle achtungswerth. Gesang und Tanz sind beliebte Vergnügungen und großer Werth wird auf die Kleidung gelegt; man trägt gestickte und bunte Roben, auch kurze Ärmeljacken, und theils hohe, viereckige Pelzmützen, theils runde, breitkrämpige Hüte und Stiefel von Leder, Baumwolle oder Seide. Das weibliche Geschlecht schmückt seine Ober- sowol als Unterröcke mit Borden und Schnüren. Die Vornehmen tragen gewöhnlich purpurfarbene Seide, und die Gelehrten unterscheiden sich durch zwei Federn auf ihren Mützen. Bei öffentlichen Gelegenheiten sind ihre Kleider reichlich mit Gold und Silber geschmückt. Ihre Waffen sind Armbrüste und lange Schwerter ohne Zierrathen. Die Koreaner verheirathen sich ohne Hochzeitsgeschenke und irgend eine Ceremonie. Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt verehlichen sich stets mit einander und die Großen folgen eben dieser Regel in ihren Familien. Mehrweiberei ist unter Vornehmen üblich, und Concubinen kann sich jeder Mann nach Belieben halten. Die Ehescheidung ist auch unter diesem Volke leicht. Man läßt die Todten drei Jahre lang unbegraben und trauert eben so lange um die Ältern, aber nur drei Monate um Geschwister. Beim Begräbniß legt und stellt man die Kleider, Wagen und Pferde des Verstorbenen, und überhaupt Alles, was ihm im Leben lieb und werth gewesen ist, neben das Grab, was dann den Leidtragenden zum Eigenthum wird.

Die Doctrin des Confuzius steht bei den Koreanern in hoher Achtung und ist die Hof- und die Religion der Gelehrten, die Buddhalehre aber ist die Religion des Volks, ihre Vorschriften werden aber sehr lax befolgt. Die Gelehrten bilden, wie in China, den ersten Stand, oder die Aristokratie des Landes, in die, nach chinesischer Art und Weise, jeder Koreaner gelangen kann. Aus ihr rekrutirt sich das Corps der Beamten, welches auf eine ähnliche Weise organisirt ist, wie in China. Auf die Erziehung der Kinder wird sehr viel Sorgfalt verwendet, weil sie die Grundlage zur Beförderung in den Adel der Gelehrten ist.

Der König von Korea, obwol der chinesischen sowol als japanischen Regierung zinspflichtig, ist dennoch in der Gewalt über seine Unterthanen unumschränkter Herr und alleiniger Besitzer des ganzen Landes, das er den Großen

des Reichs zu Lehn giebt, dieses Lehn aber jeden Augenblick zurückziehen kann. Mit dem Lehnswesen ist die Leibeigenschaft verbunden. Der koreanische Strafkoder ist sehr strenge: so wird z. B. Hochverrath mit Vertilgung des ganzen Geschlechts, dem der Schuldige angehört, geahndet; Gattenmord, erfolgt er von der weiblichen Hälfte, damit, daß die Verbrecherin bis an den Kopf in die Erde vergraben und daneben eine Axt gelegt wird, mit der jeder Vorübergehende ihr einen Schlag versetzen muß, womit so lange fortgefahren wird, bis sie den Geist aufgegeben hat, und jeder Ehemann hat das Recht, sein im Ehebruch ertapptes Weib ohne Weiteres zu tödten.

Neben den oben erwähnten guten Eigenschaften werden uns aber auch die Koreaner als Lügner, Betrüger und dem Diebstahl geneigt geschildert. Betrug sollen sie für nichts Schändliches, ja sogar für eine löbliche, verdienstliche Handlung, die dem Scharfsinn Ehre macht, halten. Dabei sollen sie einfältig und aberglaübig, weibisch und feig sein. Die Koreaner sind ein seßhaftes, Ackerbau treibendes Volk, das außer Reis, als Hauptnahrungsmittel, und anderem Getreide, viel Hanf, Baumwolle und Tabak baut, die Seidenzucht und eine sehr umfangreiche Viehzucht treibt. Des Ochsen bedienen sie sich beim Ackerbau. Das Tabakrauchen ist allgemein unter beiden Geschlechtern und von frühester Kindheit an. Die Haüser der Vornehmen sind prächtig, die des gemeinen Manns aber winzig, aus einem Stockwerk bestehend, mit einem Boden unterm Dach zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und anderen Vorräthen. In den Städten sind die Haüser von Ziegeln, auf dem Lande dagegen von Fachwerk erbaut. Die Bauart ist der chinesischen sehr ähnlich, aber eigentliche Prachtgebaüde scheint es in Korea nicht zu geben, wie denn auch die Gränzmauer, welche die Koreaner zur Vertheidigung gegen die feindlichen Einbrüche ihrer Nachbarn errichtet haben, der analogen chinesischen Mauer weit nachsteht und gegenwärtig wol ganz in Trümmer gefallen ist.

Japaner.

Die japanischen Inseln Nipon, Sikokf und Kiusiu, so wie auch die von Lieu khieu oder Riu kiu, werden von einem Volke bewohnt, das, den allgemeinen mongolischen Typus tragend, den Chinesen zwar ähnlich ist, nichts desto weniger aber, der Sprache nach, einen besonderen Stamm bildet.

Der Name Japan ist chinesischen Ursprungs und kommt von der Benennung Schi-pan her, was Sonnen-Aufgang bedeütet. Er findet sich schon in dem Zi-pan-gu des Marco Polo, d. i: Shi-pan-kue, Reich des Sonnen-Auf-

gangs. Das Wort Shi-pan ward von den ersten Europäern, die es im südlichen China hörten, wo shi gewöhnlich ja oder jat ausgesprochen wird, in Japan verwandelt. Die Japaner sprechen dieses Wort Ni-fon oder Ni-pon aus, daher wir gewohnt sind, die größte der japanischen Inseln Nifon zu nennen, obwol der Name allen zukommt. Sikokf ist das Land der vier, und Kiusiu das Land der neün Provinzen.

Die doppelte Frage, ob Japan vom festen Lande von Asien seine ursprüngliche Bevölkerung bekommen habe, die späterhin durch chinesische und koreanische Kolonien gemischt und civilisirt worden, oder ob die Japaner als Ureinwohner ihres Landes zu betrachten seien, wird man wol zu Gunsten der zweiten Fassung beantworten müssen, wenn man überhaupt an Aborigines glaubt, oder wenn man die Völkerschaft eines Landes Urbewohner nennt, die dasselbe seit den ältesten Zeiten bewohnt hat und weder historisch noch sprachlich von einer andern abzustammen scheint; denn die Japaner zeigen nicht die geringste linguistische Ähnlichkeit mit den benachbarten kurilischen und mandshu-tungusischen Völkerschaften; und diejenigen Ähnlichkeiten, welche sich in ihrer Sprache mit der chinesischen und der kooraïschen darbieten, stammen unleügbar aus späteren Zeiten, weil Japans Urbevölkerung durch chinesische Kolonien civilisirt wurde und in der Folge einen Zuwachs chinesischer Kultur und die Buddha-Religion über Korea empfing, woraus nach und nach das jetzige japanische Volk, mit seinem vollkommen chinesischen Kulturtypus, entstanden ist. Mit ihm ist der Gebrauch der chinesischen Charaktere allgemein geworden, aber die Japaner lesen sie nach ihrer Sprachweise und bedienen sich außerdem, seit der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, einer doppelten, aus abgekürzten chinesischen Zeichen bestehenden Sylbenschrift, Kata-kana und Fira-kana genannt, die für die, in zahlreiche Provinzial-Dialekte sich spaltende Landessprache allgemein angenommen ist.

Der Japaner hat eine gesunde Gesichtsfarbe, die aber oft ins Bleifarbige übergeht; seine Augen sind klein und schief, liegen jedoch nicht so tief im Kopfe als beim Chinesen; seine Nase ist stumpf, ziemlich platt und aufwärts gebogen, seine Wangen sind platt und die Augenbrauen dick; überhaupt hat seine ganze Gesichtsbildung im höheren Alter etwas Rauhes und Grobes, während beide Geschlechter in der Jugend eine glatte, rosige Haut und eine Fülle schönen schwarzen Haars haben; des Japaners Bart ist dünn und er scheert ihn sich ab oder reißt ihn aus. Von Statur ist er unter Mittelgröße und er hat sehr plumpe Beine. Diese Beschreibung paßt jedoch nicht auf alle Japaner; es giebt unter ihnen auch Personen jedes Alters, die man verhältnißmäßig schön nennen kann; besonders rühmt man das weibliche Geschlecht wegen seiner aüßern Reize, namentlich sollen die Weiber der Landschaft Fisen die schönsten in ganz Ostasien sein.

In Rücksicht seiner moralischen Eigenschaften hat der Japanese ein außerordentliches Lob geärntet. Die Ehre ist der Grund aller seiner Handlungen; sie ist die Quelle, aus welcher die meisten seiner Tugenden und Laster entspringen. Er ist offenherzig und ehrlich, treü in der Freündschaft, freigebig bis zur Ver-

EINGEBORNER DER LIEUKHIEU INSELN.

gegen. Die Basis Nippon wurde von den alten Japanern, die es im südlichen Hondo-Gebiet, wo sie zuerst mit Ainos in Berührung kamen, antrafen, als Ni-pon aus, welches sie zuletzt auch, da gerade der nördlichste Distrikt Yamato zu nennen, einige der Ainos ihre gefährlichsten Gegner waren, und Kiusiu das

Asien seine ursprüng-
chinesische und koreanische
Japaner als Ureinwohner
Gunsten der zweiten Fas-
Aborigines glaubt, oder
nennt, die dasselbe seit
sprachlich von einer
gegen nicht die geringste lingui-
und mandshu-tungusischen
welche sich in ihrer Sprache mit
stammen unleugbar aus späteren
chinesische Kolonien civilisirt wurde
Kultur und die Buddha-Religion
nach und nach das jetzige japanische Volk, mit
chinesischen Kulturtypus, entstanden ist. Mit ihm ist der
Gebrauch der chinesischen Charaktere allgemein geworden, aber die Japaner
lesen sie nach ihrer Sprachweise und bedienen sich außerdem, seit der ersten
Hälfte des achten Jahrhunderts, einer doppelten, aus abgekürzten chinesischen
Zeichen bestehenden Silbenschrift, Kata-kana und Fira-kana genannt, die für
die in grammatischer Beziehung sehr verschiedenen Dialekte sich spaltende Landessprache allgemein an-
gewendet wird.

Der Japaner hat eine gesunde Hautfarbe, die aber oft ins Bleifarbige
übergeht, seine Augen sind klein und schief, liegen jedoch nicht so tief im Kopfe
als beim Chinesen; seine Nase ist stumpf, ziemlich platt und aufwärts gebogen,
seine Wangen sind platt und die Augenbrauen dick; überhaupt hat seine ganze
Gesichtsbildung im höheren Alter etwas Rauhes und Grobes, während beide
Geschlechter in der Jugend eine glatte, rosige Haut und eine Fülle schönen schwar-
zen Haares haben. Des Japaners Bart ist dünn und er scheert ihn sich ab oder
reißt ihn aus. Sein Körper ist er unter Mittelgröße und er hat sehr plumpe
Beine. Diese Beschreibung paßt jedoch nicht auf alle Japaner; es giebt unter
ihnen viele Personen beiderlei Alters, die man verhältnißmäßig schön nennen kann;
besonders steht das weibliche Geschlecht wegen seiner äußern Reize, na-
mentlich auch die Bewohner der Landschaft Fisen die schönsten in ganz Ost-
asien sein.

In Rücksicht seiner moralischen Eigenschaften hat der Japanese ein außer-
ordentliches Lob gefunden. Ehrgeiz ist der Grund aller seiner Handlungen; sie ist
die Quelle, aus welcher die meisten seiner Tugenden und Laster entspringen.
Er ist offenherzig und ehrlich, treu in der Freundschaft, freigebig bis zur Ver-

EINGEBORNER DER LIEUKHIEU INSELN.

schwendung, dienstfertig, großmüthig, höflich, und, dem Chinesen gerade entgegengesetzt, ohne alle Neigung, reich zu werden, weshalb er auch den Handel geringschätzt. Daher kommt es auch, daß unter allen gebildeten Nationen die große Volksmasse nirgends so durchgängig arm ist, als bei der japanischen Nation, eine Armuth, welche, da sie die Uneigennützigkeit zur Mutter hat, eine tugendhafte ist. Man findet bei dem gemeinen Japanesen nichts, als was er zur höchsten Nothdurft braucht; allein es herrscht in seinem Hause die größte Reinlichkeit und beim Hausherrn, wie bei der ganzen Familie, gleichsam ein Abscheü vor Überfluß und Luxus. Alle Schätze dieses an Produkten aller Art so reichen Landes befinden sich in den Händen der Fürsten und Großen, die aber einen ehrenvollen Gebrauch davon zu machen wissen und vom Volke nicht beneidet werden. Der Verlust dieser aüßern Glücksgüter hat keinen Einfluß auf die Achtung, die der Besitzer beim Volke genoß, sie wird ihm ebenso erwiesen, wie früher, als er noch im Wohlstand war, und er selbst behauptet seinen Stolz nach wie vor.

Die Obliegenheiten der Freündschaft sind in Japan nicht weniger heilig, als die Rechte der ehelichen Liebe. Ein Japaner scheüt keine Gefahr, wenn es darauf ankommt, seinem Freünde zu helfen, oder ihn zu vertheidigen; und die allerschrecklichste Folter ist nicht im Stande einem Missethäter das Geständniß seiner Mitschuldigen auszupressen. Wer unnütze Händel anfängt, von Jedermann übel spricht, oder in den Tag hinein schwatzt, von dem hat man in Japan eine schlechte Meinung. Glücksspiele werden nicht geduldet, weil man sie für eine schändliche Erwerbsweise hält. Was die Anbetung betrifft, die der Japaner seinen Göttern erweist, im gleichen die Ehrerbietung gegen Personen, welche darauf, ihrer Verdienste oder Würde halber, Anspruch haben, so ist es schwer zu entscheiden, welcher von den drei Hauptbewegungsgründen, ob wirkliche Gottesfurcht, oder natürliche Neigung, oder die Erziehung den größten Theil daran habe. Zu den Schattenseiten des Japaners gehört, daß er mißtrauisch, trotzig, im höchsten Grade rachgierig und, ungeachtet seiner Armseligkeit, aüßerst lüderlich ist. Doch hält es nicht schwer, ihn wieder auf den rechten Weg zu leiten, weil er tugendhafte Neigungen hat. Er liebt es die Wahrheit zu hören, wenn man ihm seine Schwächen, seine Vergehen vorhält; er will von seinen Pflichten und Fehlern unterrichtet sein; ein Zug in seinem Charakter, der so weit ausgedehnt wird, daß vornehme Leüte sich einen eignen Vertrauten halten, der ihr Benehmen genau beobachten und dasselbe, wo es nöthig ist, rügen muß. Der Betrug wird in Japan aufs Aüßerste verabscheüt und die allergeringste Lüge mit dem Leben bestraft. Selten hört man einen Japaner klagen, auch im größten Unglück zeigt er eine Standhaftigkeit, die ans Wundervolle gränzt. Ein Vater spricht das Todesurtheil über seinen eignen Sohn, ohne auf dem Gesicht auch nur das Geringste von innerer Bewegung zu verrathen. Aber auch wehe uns, wenn wir uns einen Japaner zum Feinde gemacht; er geht freündlich mit uns um, er spricht Alles Gute von uns und erzeigt uns selbst Gefälligkeiten; aber den Vorsatz, sich zu rächen, verliert er keinen Augenblick aus dem Gesicht, und fehlt ihm die Gelegenheit, den Rachedurst zu löschen,

so erbt die Schuld auf den Sohn. Niemals hat man sich vor einem Japaner mehr zu hüten, als wenn er ruhig und gelassen zu sein scheint.

Der Japaner ist in eben so hohem Grade von sich eingenommen, wie er den Ausländer geringschätzt, nicht nur weil er seine Nation für die erste der Welt hält, sondern auch weil er weder Jemandes Hülfe bedürftig ist, noch sich vor etwas in der Welt, nicht einmal vor dem Tode fürchtet. Er betrachtet ihn mit trotziger Freüdigkeit und sucht ihn, der geringsten Ursache halber, aus freien Stücken. Diese Geringschätzung des eignen Lebens macht den Japaner hart und unbarmherzig, ja grausam gegen Andere, seine nächsten Anverwandten nicht ausgeschlossen; sie macht ihn leichtsinnig und unbeständig aus Eigensinn. Nicht ohne Grund hat man den Japaner den asiatischen Engländer genannt! Stolz, Hochmuth und eine Entschlossenheit, die an Wildheit gränzt, sind die unterscheidenden Merkmale im Charakter des Japaners aller Klassen. Ist einer zum Tode verurtheilt, so leidet er es nicht, daß der Henker seine Person berührt; er ladet seine Verwandten und Freünde zu sich ein und schneidet sich in ihrer Gegenwart den Bauch auf, ohne die geringste Furcht vor dem Tode zu zeigen: so furchtsam und feig der Chinese ist, so muthig und unerschrocken ist der Japaner!

Das aüßere Benehmen der Japaner, ihr aufgeweckter Geist und ein gewisses freies und ungezwungenes Wesen macht den Umgang mit ihnen sehr angenehm und stellt sie in ihren geselligen Eigenschaften den gebildetsten Nationen Europas an die Seite. Gesellschaften gehen ihnen über Alles. Sie bitten einander sehr oft zu Gast, und dabei geht es prächtig zu, der Mäßigkeit unbeschadet, mit außerordentlichen Weitlaüfigkeiten, die kein Ende nehmen, wiewol Alles in der größten Ordnung und mit besonderer Zierlichkeit vorgenommen wird. Unerachtet der großen Menge Bedienten, die bei Tische aufwarten, sieht man doch nicht die geringste Verwirrung, noch hört man das geringste Wort von ihnen. Bei diesen Gastereien herrscht, wie in China, außerordentlicher Luxus; alle Schüsseln sind mit seidenen Bändern verziert, und kein Geflügel kommt auf die Tafel, ohne daß Schnabel und Klauen vergoldet wären; alles Übrige ist nach seiner Art gleichfalls aufgeputzt. Wie in China darf bei Tafel die Musik nicht fehlen, und überhaupt nichts, was Augen und Ohren vergnügen kann, während für den Gaumen durch Auswahl und Manchfaltigkeit der Speisen bei weitem nicht so viel geschieht, als in China.

Der Japaner ist unaufhörlich bemüht, die unedlen Leidenschaften zu bekämpfen und sich zu vervollkommnen und zu veredlen. Weder die Sorgfalt der Ältern für die gute Erziehung ihrer Kinder, noch die Unermüdlichkeit der Priester, das Volk in den Grundsätzen der Glaubens- und Sittenlehre zu unterrichten, kann größer sein, als sie wirklich ist; und nichts läßt sich mit der Liebe, Ehrerbietung und Unterwürfigkeit der Kinder gegen die Urheber ihres Daseins und mit der Hochachtung der Zuhörer gegen die Diener der Götter vergleichen als höchstens die ähnlichen Verhältnisse, wie sie in China bestehen. So scheinen also die Japaner in ihrem Charakter, in ihrer Denk- und Handlungs-Weise mehr Licht- als Schattenseiten darzubieten, was einen der älteren

JAPANESE VON STAND UND SEIN DIENER.

Berichterstatter auch veranlaßte, voll Bewunderung auszurufen: „Ich kann niemals zu Ende kommen, wenn ich einmal anfange, von den Japanern zu reden, denn sie sind wahrlich das Vergnügen meines Herzens!“

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter und aller Klassen ist sich im Schnitt sehr ähnlich und unterscheidet sich nur in den Farben, der Eleganz und dem Werth der Stoffe. Sie besteht aus einer Menge loser, weiter Oberkleider, die eins übers andere gezogen werden, und bei den niedern Klassen aus Linnen oder Baumwollenzeug, bei den höheren aber immer aus Seide bestehen, in der für das Oberkleid auf dem Brust- und dem Rückenstück die Familienwappen eingewebt oder eingewirkt sind. Ein Gürtel befestigt den ganzen Staat um den Leib. Außerordentlich weit und lang sind die Ärmel, von denen dasjenige Stück, welches vom Arm herabhangt, am Ende zusammengebunden wird, um als Tasche zu dienen, wozu auch die geräumigen Bruststücke zur Aufbewahrung werthvollerer Sachen gebraucht werden, z. B. der netten viereckigen Stücke Papier, welche bei den Japanern die Stelle der Taschentücher vertreten. Das weibliche Geschlecht der höheren Stände wählt glänzendere Farben, als das männliche, und schmückt die Ränder ihrer Kleider mit schöner Stickerei oder Goldborten. Männer von Stande tragen über die Kleidern eine Schürze, deren Länge vom Range des Trägers bestimmt wird und die bis zur Kniekehle für die Tiefe der Verbeugung abgiebt, bei der sie [illegible] berühren müssen. Je länger die Schürze, desto tiefer die Verbeugung, desto höher der Rang. Zu allem diesem kommt dann noch [illegible] ten das, was man die Ceremonien-Tracht nennt. Da [illegible] wird überflüssig sein, da unsere Abbildung [illegible]

Im Hause sind Socken die einzige Fußbekleidung, [illegible] geht er aus, so zieht er Schuhe an, die aber von der [illegible] sind, die man sich denken kann. Es sind wenig mehr, als Sohlen von Stroh, Matte oder Holz, die vermittelst eines aufrecht stehenden Riemens an die Socken befestigt werden. Daher rührt der ängstliche Sorg, den man bei den Japanern bemerkt. Diese Schuhe werden ausgezogen, bevor man in ein Haus tritt.

Der Kopfputz bildet den Hauptunterschied zwischen beiden Geschlechtern in Absicht auf das Costüm. Die Männer scheren die Scheitel und Stirn kahl ab und binden den Überrest des Haars in Gestalt einer Quaste auf dem nackten Scheitel zusammen. Von dieser allgemeinen Sitte weichen indessen die buddhaistischen Priester und die Ärzte ab, denn diese scheeren sich alles Haar kahl ab, wogegen die Wundärzte das übrige ganz stehen lassen und in einen Knoten auf dem Scheitel des Kopfes zusammenbinden. Die Frauen ordnen ihr üppiges Haar in Gestalt eines Turbans und befestigen es mit [illegible] aber kolossalen Schildpattnadeln, die fünfzehn Zoll (?) lang und [illegible] dick, sehr schön gearbeitet und so polirt sind, daß sie wie Gold [illegible] Je zahlreicher dieser Schmuck ist, der sehr kostbar sein soll, [illegible] Staat der Dame: Juwelen und Flitterwerk wird nicht getragen. [illegible] wird zum Nachtheil der Haut roth und weiß geschminkt, und die Lippen pur

JAPANESE VON STAND UND SEIN DIENER.

Berichterstatter auch veranlaßte, voll Bewunderung auszurufen: „Ich kaun niemals zu Ende kommen, wenn ich einmal anfange, von den Japanern zu reden, denn sie sind wahrlich das Vergnügen meines Herzens!“

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter und aller Klassen ist sich im Schnitt sehr ähnlich und unterscheidet sich nur in den Farben, der Eleganz und dem Werth der Stoffe. Sie besteht aus einer Menge looser, weiter Oberkleider, die eins übers andere gezogen werden, und bei den niedern Klassen aus Linnen oder Baumwollenzeüg, bei den höheren aber immer aus Seide bestehen, in der für das Oberkleid auf dem Brust- und dem Rückenstück die Familienwappen eingewebt oder eingewirkt sind. Ein Gürtel befestigt den ganzen Staat um den Leib. Außerordentlich weit und lang sind die Ärmel, von denen dasjenige Stück, welches vom Arm herabhangt, am Ende zusammengebunden wird, um als Tasche zu dienen, wozu auch die geraümigen Bruststücke zur Aufbewahrung werthvollerer Sachen gebraucht werden, z. B. der netten viereckigen Stücke Papier, welche bei den Japanern die Stelle der Taschentücher vertreten. Das weibliche Geschlecht der höheren Stände wählt glänzendere Farben, als das männliche, und schmückt die Ränder ihrer Roben mit schöner Stickerei oder Goldborten. Männer von Stande tragen über die Schultern eine Schärpe, deren Länge vom Range des Trägers bestimmt wird, und die den Maaßstab für die Tiefe der Verbeügung abgiebt, bei der die Enden der Schärpe die Erde berühren müssen. Je länger die Schärpe, desto kürzer ist die Verbeügung, desto höher der Rang. Zu allem diesem kommt dann noch bei festlichen Gelegenheiten das, was man die Ceremonien-Tracht nennt. Eine Beschreibung derselben wird überflüssig sein, da unsere Abbildung ohne dieselbe deütlich ist.

Im Hause sind Socken die einzige Fußbekleidung des Japaners. Geht er aus, so zieht er Schuhe an, die aber von der allerunbequemsten Art sind, die man sich denken kann. Es sind wenig mehr, als Sohlen von Stroh, Matte oder Holz, die vermittelst eines aufrecht stehenden Nagels an die Socken befestigt werden. Daher rührt der ängstliche Gang, den man bei den Japanern bemerkt. Diese Schuhe werden ausgezogen, sobald man in ein Haus tritt.

Der Kopfputz bildet den Hauptunterschied zwischen beiden Geschlechtern in Absicht auf das Costüm. Die Männer scheeren sich Scheitel und Stirn kahl ab und binden den Überrest des Haars in Gestalt einer Quaste auf dem nackten Scheitel zusammen. Von dieser allgemeinen Sitte weichen indessen die buddhaistischen Priester und die Ärzte ab, denn diese scheeren sich alles Haar kahl ab, wogegen die Wundärzte das ihrige ganz stehen lassen und in einem Knoten auf dem Scheitel des Kopfes zusammenbinden. Die Frauen ordnen ihr üppiges Haar in Gestalt eines Turbans und bestecken es mit sehr schönen, aber kolossalen Schildpattnadeln, die fünfzehn Zoll (?) lang und Mannsfinger dick, sehr schön gearbeitet und so polirt sind, daß sie wie Gold aussehen. Je zahlreicher dieser Schmuck ist, der sehr kostbar sein soll, desto größer ist der Staat der Dame. Juwelen und Flitterwerk wird nicht getragen. Das Gesicht wird zum Nachtheil der Haut roth und weiß geschminkt, und die Lippen pur-

purroth; und dazu gehört dann noch, daß sich eine verheirathete japanische Dame die Zähne schwarz macht und die Augenbrauen ausreißt.

Weder Männer noch Weiber tragen, außer auf Reisen, eine Kopfbedeckung; und zwar aus Eitelkeit, weil sie ihren Haarschmuck für schön halten; als hinreichender Schutz vor der Sonne gilt der Fächer, der in Japan eine große Rolle spielt; denn man sieht ihn in der Hand oder im Gürtel eines Jeden. Soldaten und Priester tragen ihre Fächer ebenso wie die schönste Dame, die sich desselben auf dieselbe Weise bedient, wie die Frauen in anderen Ländern. In Japan nimmt man die Erfrischungen, die einem bei einem Besuch angeboten werden, auf dem Fächer in Empfang; und der Bettler, der uns um eine Gabe anspricht, hält seinen Fächer vor, das Almosen darauf zu legen. Der Fächer dient dem Dandy als Fischbeingerte, dem Schulmeister als Ruthe für ungezogene Schulbuben; und ein Fächer, der auf einer eigenthümlichen Art Schüssel dem hochgebornen Kriminal-Verbrecher überreicht wird, kündigt ihm sein Todes-Urtheil in der Art an, daß sein Kopf vom Rumpfe fliegt, so wie er ihn nur nach dem Fächer ausstreckt. Die Männer vornehmen Standes treiben großen Luxus mit ihrem Säbel und Dolch, die in den Gürtel gesteckt werden, und deren Griffe sowol, als Scheiden mit Diamanten und Perlen besetzt sind.

Will eine vornehme Frau einen Besuch abstatten, was aber nur ein Mal im Jahre gestattet ist, so läßt sie sich in einer Norimon oder Sänfte tragen, die von einem zahlreichen Gefolge umgeben ist; eine Menge Mädchen tragen große Becken voll kostbarer Schnupftücher, Pantoffeln und allerlei eingemachten Sachen; neben der Sänfte der gnädigen Frau gehen ihre Kammerfrauen, einige mit Fächern, andere mit Sonnenschirmen, in Gestalt eines Himmels, und mit kostbaren Franzen besetzt.

Die Japaner, Koreaner und Chinesen sind die einzigen aufgeklärten Völker Ostasiens. Hinsichts der intellektuellen Fähigkeiten stehen die Japaner mit ihren westlichen Nachbarn nicht allein auf gleicher Stufe, sondern scheinen sie sogar noch zu übertreffen. In mancher Beziehung können sie mit den gebildetsten europäischen Nationen wetteifern. Zwar herrscht auch in Japan das Isolirungssystem, und noch strenger, wie in China; nichts desto weniger ist man keineswegs unempfänglich für europäische Bildung und Gelehrsamkeit, wodurch die Japaner sich sehr wesentlich und zu ihrem Vortheile vor den hochmüthigen Chinesen unterscheiden, die ihre Anschauungsweise von Gott, Natur und Welt für die allervollkommenste halten. Nicht wie diese, die Alles, was von den rothhaarigen Barbaren ausgeht, mit Verachtung betrachten und unbekümmert bei Seite legen, sind die Japaner lernbegierig und voll Eifer, sich nach Anleitung der Europäer in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Die holländischen Handlungsbeamten auf dem kleinen Eiland Desima bei Nangasaki haben die Pflicht, der kaiserlichen Regierung in der Haupt- und Residenzstadt Jedo den Tribut der niederländischen zu überbringen, für die Duldung, welche ihrem Handelsverkehr zu Theil wird. Bei solch' einer Gelegenheit erhielt das holländische Gesandtschafts-Personal sehr oft Besuch von den kaiserlichen Astronomen und den Leibärzten des Kaisers, die sich sehr angelegentlich nach den

JAPANESE IM GALLAKLEIDE

macht und die Augenbrauen schwärzt.

Männer noch Weiber tragen Hüte auf Reisen, eine Vorsichtsmaßregel, die sie auch Eleinkeit, weil sie ihrer Gesundheit im jähen Uebergange von der Sonne gar zu sehr schaden, der in Japan eine große Rolle spielt; denn man sieht ihn in der Hand oder im Gürtel eines Priesters und Priester tragen ihre Fächer ebenso wie die spanische Dame, sie sie handhaben auf mannigfache Weise bedienen, wie sie Kranke in anderen Ländern. In Japan ebenso wie die Weltfrauen, wie einem bei einem Besuch angeboten werden, und den Fächern in Verbindung und der Herren, die man dem Gebrauche, die Fächer vor, der Damen darauf zu legen. Der Fächer dient zum Beispiel als Kriegszeichen, wie Schulmeister als Rute für ungezogene Schüler, als ein Fächer, der auf einer eigenthümlichen Art gefaltet, den Kriegsleuten, Kriminal-Verbrechen überreicht wird, kündigt ihm das Todesurtheil an, so wie er ihn in der Hand hält, daß sein Kopf zum Rumpfe fliegt, so wie er ihn in gewissen Stellungen aufhebt. Die Damen vornehmen Standes treiben großen Luxus mit ihren Fächern, die in den Gürtel gesteckt werden, und deren Griffe, die Scheiden mit Diamanten und Perlen besetzt sind.

Alle die verschiedenen Arten eines Gebäudes abstammen, was aber nur ein Mal in Japan gebräuchlich ist, ist es sich in einer Norimon oder Sänfte tragen, wie es einem adelichen Gefolge angemessen ist: eine Menge Mädchen tragen eine Sänfte mit seinen Lieblingsgerichten, Konfekten, Backwerken und allerlei eingemachten Früchten, neben der Sänfte der gebietenden Frau gehen ihre Kammerfrauen, einige mit Fächern, andere mit Sonnenschirmen, in Gestalt eines Himmels, oder von seidenen Fahnen hängt.

Die Japaner, welche auf diesem Feld die einzigen aufgeklärten Völker Ostasiens, stehen in wissenschaftlichen Fertigkeiten stehen die Japaner mit den europäischen Nationen nicht auf gleicher Stufe, sondern scheinen sie bloß noch zu erreichen. In mancher Beziehung können sie mit den gebildetsten europäischen Nationen wetteifern. Hier herrscht auch in Japan das Polizeisystem, und noch strenger, wie in China; nichts desto weniger ist man besonders unempfänglich für europäische Bildung und Gelehrsamkeit, wodurch die Japaner sich sehr wesentlich und zu ihrem Vortheile vor den hochmüthigen Chinesen unterscheiden, die ihre Anschauungsweise von Gott, Natur und Welt für die vollendetsten halten. Nicht wie diese, die Alles, was von den übrigen Barbaren ausgeht, mit Verachtung betrachten und unbekümmert um Alles sind, sind die Japaner lernbegierig und voll Eifer, sich nach Anleitung der Europäer in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Die holländischen Handelsfactoren auf dem kleinen Eiland Desima bei Nangasaki haben die Pflicht der kaiserlichen Regierung in der Haupt- und Residenzstadt Jedo den Tribut der niederländischen zu überbringen, für die Duldung, welche ihrem Handelsverkehr zu Theil wird. Bei solch' einer Gelegenheit erhielt das holländische Gesandtschafts-Personal sehr oft Besuch von den kaiserlichen Astronomen und den Leibärzten des Kaisers, die sich sehr angelegentlich nach den

JAPANESE IM GALLAKLEIDE.

Fortschritten der Wissenschaften in Europa erkundigten und in ihren Fragen und Antworten so viel Kenntniß verriethen, daß es unter den Holländern Bewunderung erregte. Der hölländischen Sprache ganz mächtig, wünschten diese japanischen Gelehrten wissenschaftliche Werke in dieser Sprache; sie sind ihnen zu wiederholten Malen gegeben worden, u. a. auch Laplace's berühmtes Werk über die Mechanik des Himmels, das, mit mehreren anderen, ins Japanische übersetzt worden ist.

Wie weit die allgemeine Bildung im japanischen Reich vorgeschritten ist, geht schon daraus hervor, daß es in Japan kaum einen Menschen giebt, der nicht lesen und schreiben könnte und nicht mit den Gesetzen seines Vaterlandes vertraut wäre. Das Studium der Sprache macht auch hier, wie in China, die Grundlage der Elementar- sowol, als der gelehrten Bildung aus. Mit besonderer Vorliebe wird von den Japanern auch die Geschichte getrieben, und die geographische Kenntniß ihres Reichs, worin sie es zu einer so großen Vollkommenheit gebracht haben, daß die Karten, welche von ihnen, nach allen Regeln der Wissenschaft und Kunst, von ihrem Lande aufgenommen und publicirt worden sind, den europäischen Arbeiten ähnlicher Art nur wenig nachstehen.

Der Japaner ist mit einer regen Phantasie begabt. Er versteht sich vortrefflich auf die schwere Kunst der Menschenkenntniß, aber er ist auch ein großer Meister in der Kunst, das Gemüth zu bewegen. Die öffentlichen Redner wissen ihre Zuhörer so zu rühren, daß es nichts Seltenes ist, eine ganze zahlreiche Versammlung bitterlich weinen zu sehen. Neben der Beredsamkeit zeichnen sich die Japaner auch in der Poesie aus, und zwar ganz besonders in der dramatischen Dichtkunst. Ihre Schauspiele, oder vielmehr Opern, denn es wird Alles unter Begleitung eins gewaltig lärmenden Orchesters in Recitativen vorgetragen, sind, wie die unsrigen, in Aufzüge und Auftritte abgetheilt, auch mit einem Vorspiel versehen, welches einen Entwurf des ganzen Stückes giebt, gleichwol aber den Ausgang desselben unberührt läßt, um die Zuschauer in der Spannung zu halten. Die Scenerie der Bühne ist schön und nach der Beschaffenheit des Schauspiels eingerichtet. Ein jedes Stück hat Zwischenspiele, die aus Tänzen oder einer Posse bestehen. Das Trauerspiel sowol als das Lustspiel hat immer einen moralischen Zweck im Auge. Der Stil der Tragödie ist ernst, nachdrücklich, der Stoff gemeiniglich eine erhabene That aus der Götter- oder Heldengeschichte. Die darstellenden Personen sind junge Männer und junge Mädchen, welche letztere ihre dramatische und übrige Erziehung in — Bordellen empfangen. Das Schauspiel ist ein Lieblings-Vergnügen der Japaner; jeder Ort, und in großen Städten jedes Viertel, hat sein stehendes Theater, das auf Gemeindekosten unterhalten wird, und Künstler und Zuschauer ziehen unter großem Pomp, mit disharmonischer Instrumental-Musik und von Tänzern, die ihre Künste auf dem Wege zeigen, begleitet, zu den Vorstellungen, die etwa eine Stunde zu dauern pflegen, worauf die Prozession in derselben Ordnung, wie sie nach dem Theater zog, ihren Rückweg nimmt.

In der Malerei befolgt der Japaner weder die Gesetze der Perspektive, noch kennt er Licht und Schatten, auch beschränkt er sich, mit gänzlichem Aus-

schluß menschlicher Figuren, nur auf Abbildungen von Thieren, Blumen, Früchten und anderen Natur- sowol als Kunst-Gegenständen; nichts desto weniger hat die japanische Malerei, die nur auf Papier und auf Porzellan ausgeübt wird, etwas Eigenthümliches und ihre Bilder werden von den Japanern, die sich oft ganze Gallerien davon anlegen, so hoch geschätzt, daß manches Stück mit drei- bis viertausend Thalern bezahlt wird.

Die japanischen Gelehrten sind fleißige Schriftsteller, und es giebt eine große Menge öffentlicher und Privat-Bibliotheken. Alle darin befindlichen Werke betreffen die vaterländische Gesetzgebung und Geschichte, die Moral, die Theologie und Medizin. Nimmt man die Glaubenslehren aus, die den Priesterstand fortwährend beschäftigen, so scheinen die Japaner eben keine tiefen Denker zu sein und nur wenig die Philosophie zu treiben, die sich bei ihnen auf die Dogmen des chinesischen Weltweisen Kon fu ze stützt. Weder in der Metaphysik noch in der Mathematik, ja nicht einmal in der Natur- und Himmelskunde haben es die Japaner durch eigenes Nachdenken weit gebracht; aber es wohnt ihnen, wie bereits oben erwähnt wurde, das Verlangen bei, sich in diesen Wissenschaften nach Anleitung eüropäischer Schriften zu vervollkommnen.

Die Namen der zwölf Zeichen des Thierkreises, die Maus, Stier, Tieger, Hase, Drache, Scorpion, Pferd, Schaaf, Affe, Hahn, Hund und Schwein heißen, legen die Japaner in eben derselben Ordnung den zwölf Stunden des natürlichen Tages und den zwölf Theilen einer Stunde bei, wodurch sie im Stande sind, nicht nur den Tag, sondern auch die Stunde und denjenigen Theil einer Stunde, wann eine Begebenheit sich zugetragen hat, in ihrer Geschichte mit Namen zu bezeichnen. Übrigens ist der Tag bei ihnen die Zeit zwischen Aufgang und Untergang die Sonne, und diese wird in sechs gleiche Theile abgetheilt, und die Nacht in sechs andere, so daß sie, je nach der Jahreszeit, bald längere, bald kürzere Stunden haben. Was die Elemente betrifft, so zählen sie ihrer blos deswegen zehn, weil ihnen diese Zahl in der Zusammensetzung mit den zwölf Himmelszeichen zu einem sechzigjährigen Cyclus nothwendig ist; denn die japanische Physik kennt eigentlich nur fünf Elemente, nämlich Holz, Feüer, Erde, Erz und Wasser, nur eignen sie einem jeden zwei Wortzeichen zu, und verdoppeln sie dadurch. Setzt man nämlich die Namen der zwölf Zeichen des Thierkreises mit den Wortzeichen der zehn Elemente fünf Mal zusammen, oder die zehn Elemente mit den Thieren sechs Mal, so entstehen sechszig zusammengesetzte Figuren oder Wortzeichen, davon jedes ein Jahr bezeichnet. Nach Verlauf von sechszig Jahren beginnt ein neüer Cyclus. Vermittelst dieser Zeitbestimmung trifft die japanische Chronologie und Geschichte mit der chinesischen überein, doch mit dem Unterschiede, daß die Chinesen nicht nur das Jahr, sondern auch die Zahl eines jeden Cyclus angeben, was bei den Japanern nicht geschieht; vermuthlich aus Hochmuth, weil der unaufhörliche Anblick einer langen Reihe chinesischer Jahreskreise, die verlaufen waren, ehe an ihre Monarchie gedacht wurde, ihr National-Gefühl beleidigt. Der Anfang ihres Jahres fällt zwischen die Winterwende und die Frühlingsgleiche auf den Neümond, welcher dem 5. Februar am nächsten liegt. Sie haben lauter Mondsmonate, folglich

Thieren, Blumen, Früch-
nichts deſto weniger
auf Porzellan ausgeübt
von den Japanern, die
daß manches Stück mit

Gelehrten ſind
Schriftſteller, und es giebt eine
darin befindlichen Werke
Geſchichte, die Moral, die Theo-
Nimmt man die Glaubenslehren aus, die den Prieſterſtand
ſo ſcheinen die Japaner eben keine tiefen Denker zu
Weder in der Metaphyſik
nicht einmal in der Natur- und Himmelskunde
durch eigenes Nachdenken weit gebracht; aber es wohnt
wurde, das Verlangen bei, ſich in dieſen Wiſ-
europäiſcher Schriften zu vervollkommnen.

Thierkreiſes, die Maus, Stier, Tieger, Haſe,
Affe, Hahn, Hund und Schwein heißen,
derſelben Ordnung den zwölf Stunden des natürli-
einer Stunde bei, wodurch ſie im Stande
auch die Stunde und denjenigen Theil einer
zugetragen hat, in ihrer Geſchichte mit Re-
der Tag bei ihnen die Zeit zwiſchen Aufgang
wird in ſechs gleiche Theile abgetheilt,
ſie, je nach der Jahreszeit, bald län-
Was die Elemente betrifft, ſo zählen ſie
dieſe Zahl in der Zuſammenſetzung mit
ſechzigjährigen Cyclus nothwendig iſt; denn
nur fünf Elemente, nämlich Holz, Feuer,
nur eignen ſie einem jeden zwei Wortzeichen zu, und ver-
Setzt man nämlich die Namen der zwölf Zeichen des Thier-
der zehn Elemente fünf Mal zuſammen, oder die
den Thieren ſechs Mal, ſo entſtehen ſechszig zuſammenge-
Wortzeichen, davon jedes ein Jahr bezeichnet. Nach Ver-
ein neuer Cyclus. Vermittelſt dieſer Zeitbe-
Chronologie und Geſchichte mit der chineſiſchen
Unterſchiede, daß die Chineſen nicht nur das Jahr, ſon-
Cyclus angeben, was bei den Japanern nicht
Hochmuth, weil der unaufhörliche Anblick einer lan-
Jahreskreiſe, die verlaufen waren, ehe an ihre Monarchie
National-Gefühl beleidigt. Der Anfang ihres Jahres fällt
Winterwende und die Frühlingsgleiche auf den Neumond, welcher
Februar am nächſten liegt. Sie haben lauter Mondsmonate, folglich

JAPANESISCHER GENERAL.

alle zwei oder drei Jahre ein Jahr von dreizehn Monaten, und innerhalb neünzehn Gemeinjahren sieben Schaltjahre. Die Arithmetik wird vermittelst eines Rechenbretts getrieben, vermöge dessen die vier Spezies berechnet werden, fast wie bei den Chinesen, von denen sie diesen Kunstgriff entlehnt haben.

Der öffentliche Unterricht beruhet in Japan auf der Priesterschaft. Sie allein hat die Erziehung der Jugend zu besorgen, die bis zum vierzehnten Jahre ihrer Leitung anvertraut bleibt. Die Zahl der öffentlichen Schulen ist minder groß, als die Zahl der in jeder Schule befindlichen Schüler. Drei bis viertausend Zöglinge in Einer Anstalt ist nichts Ungewöhnliches. In den meisten größeren Städten giebt es höhere Lehranstalten, die sich mit unsern Universitäten vergleichen lassen; die berühmtesten aber sind die zu Jedo und Mijako, welche letztere jedoch mehr den Charakter einer Akademie der Wissenschaften zu tragen scheint.

Sobald die jungen Leüte ins älterliche Haus zurückkommen, werden sie zu den Übungen, die ihrem Alter angemessen sind, angehalten. Man macht sie vor allen Dingen wahrhaftig, und es giebt die dabei Statt findende Ceremonie, welche ein wirklicher Festtag ist, genugsam zu erkennen, daß das Soldatenwesen, — weniger der Krieg, denn Japan lebt in seiner Abgeschlossenheit im tiefsten Frieden, — die herrschende Neigung dieses Volkes sei. Der Japaner bringt es im Waffenhandwerk sehr bald zur Vollkommenheit, er ist in der That ein geborner Soldat, dem nichts Anderes am Herzen liegt, als seine Waffe, die er selbst im Schlaf nicht von sich legt, denn dann ruht sie unter seinem Kopfkissen. Beim geringsten Anlaß greift der Japaner nach seinem Säbel, ungeachtet der strengsten Verbote, auf deren Befolgung jedoch von einer umsichtigen Polizei eben so strenge gehalten wird. Das Schießgewehr haben die Japaner erst durch die Europäer kennen gelernt und den Gebrauch desselben sehr schnell begriffen.

Die Reichs-Annalen werden am Hofe des Daïri von Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses in zwei Exemplaren geschrieben, die man im Reichsarchive sorgfältig aufbewahrt. Erst nach Ablauf einer gewissen Zeit macht man sie durch den Druck bekannt. Die Arzneikunst steht in Japan in hohen Ehren, minder die Chirurgie, die auch nicht von eignen Wundärzten, sondern von den Ärzten selbst ausgeübt wird, welche, wie in China, gleichzeitig Apotheker sind. Von vielen Arzneien ist der japanische Arzt jedoch kein Freünd und Aderlaß kennt er fast gar nicht; sein hauptsächlichstes Heilmittel ist strenge Diät des Kranken, das Stechen mit Gold- oder Silbernadeln und das Brennmittel, welches, wie in China, Mo cha (Moxa) heißt; Letzteres ist gleichsam ein Universalmittel gegen jedwedes Übel, von dem der Mensch zu leiden hat.

Die mechanischen Künste haben die Japaner von den Chinesen erlernt, ihre Lehrmeister aber in vielen Zweigen des Gewerb- und Kunstfleißes weit übertroffen. Obwol sie sehr wenig erfunden haben, sind sie doch im Stande, Alles nachzuahmen und ihren Arbeiten die größte Vollkommenheit zu geben. Sie sind Meister im Kupferstich, im Vergolden und der Gravirkunst. Ihr Papier übertrifft das chinesische bei weitem, und ebenso haben die Chinesen die schö-

nen und feinen Zeüge, welche aus den Manufakturen zu Faksisio und Kamakura hervorgehen, vergeblich nachzumachen gesucht. Das japanische Porzellan ist unerreicht und seiner Vortrefflichkeit wegen in der ganzen Welt berühmt. Der japanische Firniß übertrifft alle anderen, und nirgends wird so saubere Lackarbeit gemacht, als in Japan. Vortrefflich sind ihre Stahl-, überhaupt alle ihre Metall-Arbeiten, und die Klingen, die sie verfertigen, stehen mit ihrer unvergleichlichen Härte den Damascenern und Chorasanern nicht im Mindesten nach. Die Baumwollen- und Seiden-Manufaktur und die Verfertigung von Glaswaaren haben bei den Japanern einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Man findet überdem große Brennereien, Brauereien, Töpfereien, Gerbereien, Tabaksfabriken, Eisen- und Kupferhütten und Hämmer, Gold- und Silberhütten; überhaupt ist kein technisches Gewerbe ohne Repräsentanten. Ausgezeichnet sind die Stroharbeiten (Hüte und Matten) der Japaner, ihre Uhrenfabrikation, ihr Schiffbau und ihre Kanonen-Gießereien. Die beiden Hauptstädte des Reichs, Jedo und Mijako, demnächst die großen Städte Osaka, Nagasaki, Josidea und Kasi no maz sind die Mittelpunkte des Kunst- und Gewerbfleißes.

Doch aüßert sich die Geschicklichkeit und der unermüdliche Fleiß der Japaner nirgends deütlicher, als in dem Anbau ihres gebirgigen, felsigen und von Natur eben nicht sonderlich fruchtbaren Bodens, von dem sie auch nicht den geringsten Daumenbreit Erde ungenutzt liegen lassen; kein Acker liegt brache, keine Bergwand, kein von Natur nackter Fels ist ohne Kultur geblieben; ja das Gesetz will, daß derjenige, welcher sein Grundstück unbebaut läßt, es verlieren soll. Die Düngerwirthschaft ist auch hier, wie in China, im höchsten Grade ausgebildet.

Das Hauptbodenerzeügniß ist Reis. Nach ihm nehmen Weizen, Gerste, und die Baumwolle die erste Stelle ein, sodann folgen die Theekultur, der Anbau von Ölgewächsen, und der Tabaksbau. Die verschiedenen Abtheilungen der Felder sind mit Maulbeerbaümen bepflanzt. Die Seidenzucht ist uralt und bildet ein wichtiges Gewerbe unter den verschiedenen Zweigen der landwirthschaftlichen Kultur, zu denen auch der Kampferbau gehört. Die Viehzucht ist nicht bedeütend; sie beschränkt sich auf das Pferd und das Rind. Das japanische Pferd ist zwar klein, steht aber an Schönheit und Schnelligkeit dem persischen wenig nach. Ochsen und Kühe werden nur zur Landwirthschaft und zum Fuhrwerk gebraucht. Butter und Milch werden von den Japanern nicht genossen. Esel, Maulthiere, Kamele und Elephanten giebt es in Japan nicht, und die Zucht von Schaafen und Ziegen, die von den ersten Portugiesen ins Land gebracht wurden, hat nicht gedeihen wollen. Der Hund und die Katze sind in Japan Hausthiere. Von großem Umfange ist die Fischerei; Jagd dagegen wird nur als Nebenbeschäftigung, oder aus Liebhaberei getrieben.

Der Bergbau steht in hoher Blüthe; außer den edlen Metallen werden Eisen, Kupfer, Blei, Queckſilber, Zinnober, Zinn, Schwefel gefördert. Salz liefert das Meer, ebenso Perlen. Das Kupfer ist aber das vornehmste unter den Bergprodukten Japans und allein im Stande, dieses Land reich zu machen.

Es kommt hauptsächlich aus den Provinzen Suruga, Alsango und Kivnokuni. Das letzte ist das feinste und läßt sich am besten mit dem Hammer treiben. Das von Alsango ist sehr spröde und läßt sich nicht anders verarbeiten, als wenn man ihm 50 Prozent von dem kivnokunischen Kupfer beisetzt. Das surugische dagegen ist nicht allein sehr fein und geschmeidig, sondern führet auch sehr viel Gold bei sich. Die Hüttenwerke sind vortrefflich, und das Kupfer, welches sie liefern, bildet den Hauptgegenstand des Ausfuhrhandels der Holländer auf Desima. Messing ist in Japan selten und theürer als Kupfer, weil es dem Lande an Galmey fehlt, der aus Annam (Ton kin) geholt werden muß.

Die meisten japanischen Städte, deren Zahl auf 13,000 angegeben wird, sind gut gebaut und stark bevölkert. Überhaupt ist Japan aüßerst volkreich und noch dichter bewohnt, als China. Erwägt man die groβe Menge der Städte und die an eine Million steigende Zahl der Flecken und Dörfer, das unaufhörliche Gewühl auf den Landstraßen, die vom Volke wimmeln, wie die Straßen von Paris und London, so läßt sich wol mit Fug und Recht annehmen, daß auf jeder der 7,400 deütschen Geviertmeilen, welche das japanische Inselreich enthält, 10,000 Menschen wohnen, was eine Volksmenge von 74 Millionen giebt. In den Städten laufen die Straßen fast durchgängig schnurgerade und durchschneiden sich unter rechten Winkeln. Keine Stadt hat aber mehr, als zwei Thore. Ummauert, wie in China, sind in der Regel die Städte nicht, ein Zaun oder ein Graben ist Alles, was zu ihrer Befestigung dient. Jede Stadt hat einen mit Gittern eingefaßten Platz, den man Fudanoisiusi nennt, und auf dem die kaiserlichen Verordnungen und Befehle, oder die Allerhöchste Willensmeinung, wie die Japaner sagen, durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werden. Die japanische Baupolizei schreibt vor, daß kein Bürgerhaus höher, als dreißig Fuß sein dürfe, und selbst die kaiserlichen Palläste haben nur ein Stockwerk. Die Erdbeben, welche Japans Boden so oft erschüttern, sind die Veranlassung zu dieser Polizeiordnung. Alle Haüser sind von Holz und sehen eben so zierlich aus, als sie bequem eingerichtet sind. Indessen hat jedes Haus auch einen gemauerten Raum, in welchem jede Familie ihre werthvollsten Sachen aufbewahrt, um sie vor Feüersgefahr zu schützen. Bei vornehmen Leüten findet man das Haus in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine zum Aufenthalt der weiblichen Familienglieder, die andere für die Männer zum Geschäftsbetrieb und zur Conversation bestimmt ist. Auf die Dekoration und den Schmuck der Zimmer durch Tapeten, die zuweilen mit silbernen und goldenen Blumen und Gemälden geziert sind, durch schöne Möbel, Stickereien, Teppiche und allerhand Hausrath von Porzellan, Schnitzwerk u. d. m. halten die Japaner groβe Stücke. Die Heizung erfolgt, wie in China, unter dem Fußboden. Doch der schönste Schmuck eines groβen Hauses ist der Garten und was dazu gehört; alle Reisenden sind einstimmig der Meinung, daß man die Pracht und schöne Einrichtung der japanischen Gärten nicht genug bewundern könne.

Die meisten Dörfer bestehen nur aus einer doppelten Reihe Haüser, aber diese ist so lang, daß beinahe ein Dorf ans andere stöβt, und man also auf allen Landstraßen beständig zwischen Haüsern reis't. Die gemeinen Bauerhaü=

ser bestehen aus vier niedrigen Holzwänden mit einem Stroh- oder Schindeldache. Hinten ist der Boden etwas erhaben, weil dort der Heerd steht, sonst aber überall mit reinlichen Matten belegt. Man muß sich ohne Unterlaß über die erstaunliche Menge von Kramläden wundern, die man nicht nur in allen Städten, sondern auch in den kleinsten Orten antrifft, und es ist kaum zu begreifen, wie ein Land, dessen große Volksmasse nicht wohlhabend, und das überdem von der übrigen Welt ganz abgesondert ist, und mit dem Auslande sehr wenig Handel treibt, in seinem Innern einen so unerhört starken Verkehr zu unterhalten vermag. Die Schlösser der Fürsten und großen Herren liegen gemeiniglich entweder an einem Flusse, oder auf einer Anhöhe, und sind stark befestigt. Obwol die Besitzer verbunden sind, sie beständig in gutem Stande zu erhalten, so dürfen sie doch, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers, keine Neübauten unternehmen; diese Erlaubniß wird aber sehr selten ertheilt, weil das Erbauen neüer Schlösser gegen die Staatsregeln der japanischen Monarchie laüft.

Sind schon in China die Landstraßen vortrefflich, so sind sie doch kaum mit den japanischen zu vergleichen, die in der That an Straßenbau und Straßenpolizei wol Alles übertreffen, was es Derartiges in der Welt giebt. In Japan sind die Heerstraßen viel breiter, als in China, sie sind immer mit Bäumen bepflanzt und mit Meilensteinen versehen, auf denen die Entfernungen nach den nächsten Orten, Schlössern ꝛc., die Namen des Bezirks und des Weichbilds, auf denen sie stehen, eingegraben sind, und die alle ihren Anfangspunkt bei der großen Brücke von Jedo haben, die den Namen Nipon ba, d. i: japanische Brücke, führt. Das Postwesen ist vortrefflich eingerichtet: die Relais, wo man Pferde, Träger und Bedienten gegen Erlegung einer bestimmten Taxe jeder Zeit findet, liegen höchstens eine Meile auseinander; vortrefflich eingerichtete Wirthshaüser, die mit schönen Gärten und sogar mit Bädern und Schwitzstuben versehen sind, giebt es an den Straßen in großer Menge. Man reis't gewöhnlich zu Pferde, oder auch in von Menschen getragenen Sänften, Norimons und Langos, besonders im Gebirge, wo das Pferd nicht gut mehr fortkann.

Auch reis't man zu Wasser in Barken und auf Flößen, die besonders zum Transport der Waaren dienen und trotz der großen Schnelligkeit der japanischen Flüsse mit großer Geschicklichkeit geführt werden. Die Seeschifffahrt beschränkt sich auf den Verkehr längs der Küsten und zwischen den Inseln. Sie wird mit kleinen, gebrechlichen Fahrzeügen betrieben, da die Reichsgesetze den Bau von großen, starken Schiffen verbieten, um den Japanern auf diese Weise die Versuchung, weite Seereisen zu unternehmen, abzuschneiden. Die japanischen Seeschiffe sind wo möglich noch schlechter, als die chinesischen Dschunken. Wie diese sind sie hinten offen, aber sie führen nur einen Mast, ein Segel, das aus Hanfleinwand gewebt ist. Die Anker sind von Eisen, die Taue aus Stroh geflochten, nichts desto weniger sehr haltbar. Jedes Schiff hat zwanzig bis dreißig Ruderknechte, da man sich des Segels nur bei stillem Wetter zu bedienen pflegt.

JAPANESISCHES FUSSVOLK, MUSIKER

Häuser mit Holzwänden mit einem Stroh- oder Schindeldach gedeckt sind, weil dort der Heerd steht, sonst belegt. Man muß sich ohne Unterlaß über die Menschenmassen wundern, die man nicht nur in allen größten Orten antrifft, und es ist kaum zu glauben, daß eine große Volksmasse nicht wohlhabend, und das ganz abgesondert ist, und mit dem Auslande einen so unerhört starken Verkehr treibt. Die Schlösser der Fürsten und großen Herren liegen meistens auf einer Anhöhe, und sind stark befestigt; sie beständig in gutem Stande. Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers, keine Erlaubniß wird aber sehr selten ertheilt, weil die Staatsregeln der japanischen Monar-

Die Landstraßen vortrefflich, so sind sie doch kaum in der That an Straßenbau und Straßen, wie es Derartiges in der Welt giebt. In Japan sind die Straßen viel breiter, als in China, sie sind immer mit Bäumen, deutlich alle mit Meilensteinen versehen, auf denen die Entfernungen nach den nächsten Orten, Schlössern ꝛc., die Namen des Bezirks und des Weichbilds, auf denen sie stehen, eingegraben sind, und die alle ihren Anfangspunkt bei der großen Brücke von Jedo haben, die den Namen Nipon ba, d. i: japanische Brücke, führt. Das Postwesen ist vortrefflich eingerichtet: die Relais, wo man Pferde, Träger und Bedienten gegen Erlegung einer bestimmten Taxe jeder Zeit findet, liegen höchstens eine Meile auseinander; vortrefflich eingerichtete Wirthshäuser, die mit schönen Gärten und sogar mit Bädern und Schwitzstuben versehen sind, findet man an den Straßen in großer Menge. Man reist gewöhnlich zu Pferde, oder auch in von Menschen getragenen Sänften, Norimeno- und Kangos, besonders im Gebirge, wo das Pferd nicht gut mehr fortkann.

Auch reist man zu Wasser in Barken und auf Flößen, die besonders zum Transport der Waaren dienen und trotz der großen Schnelligkeit der japanischen Flüsse mit großer Geschicklichkeit geführt werden. Die Seeschifffahrt beschränkt sich auf den Verkehr längs der Küsten und zwischen den Inseln. Sie wird mit kleinen, gebrechlichen Fahrzeugen betrieben, da die Reichsgesetze den Bau von großen, festen Schiffen verbieten, um den Japanern auf diese Weise die Gelegenheit, weite Seereisen zu unternehmen, abzuschneiden. Die japanischen Gesetze sind wo möglich noch schlechter, als die chinesischen Dschunken. Wie diese sind sie hinten offen, aber sie führen nur einen Mast, ein Segel, das aus Baumwolle gewebt ist. Die Anker sind von Eisen, die Taue aus Stroh geflochten, nichts desto weniger sehr haltbar. Jedes Schiff hat zwanzig bis dreißig Ruderknechte, da man sich des Segels nur bei stillem Wetter zu bedienen pflegt.

JAPANESISCHES FUSSVOLK. MUSIKER

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß auf den Heerstraßen Japans beständig ein Volksgewühl Statt findet, das selbst das auf den chinesischen Straßen herrschende Treiben noch übertrifft. Zu den Reisenden aller Stände, von denen die Fürsten und Herren des Reichs mit einem Gefolge von Tausenden reisen, gesellen sich Pilger und Bettler, Musikanten und Gaukler, kurze Waaren Krämer und eine unglaubliche Menge Bauerkinder, die den Reisenden allerlei Kleinigkeiten zum Kauf anbieten. Es ist oben auch schon der Bordelle Erwähnung geschehen. Kleine und große Gasthöfe, Theebuden und Garküchen wimmeln zu allen Stunden des Tages von einer unglaublichen Menge — barmherziger Schwestern. Sie stehen meistens vor der Thüre, oder sitzen auf dem schmalen Gange außen am Hause und bitten die Reisenden mit vieler Höflichkeit um die Ehre des Vorzugs. Diese schändliche Gewohnheit ist in Japan uralt; ihr Ursprung wird dem ersten weltlichen Monarchen des Reichs zugeschrieben, der in der Besorgniß, seine Kriegsleüte möchten der vielen Feldzüge endlich überdrüssig werden und sich nach Hause zu ihren Weibern sehnen, kein besseres Mittel, sie bei ihren Bannern zu halten, wußte, als öffentliche Bordelle zu erlauben. Das ist eine der Schattenseiten des japanischen Volks, daß es an dem liederlichen Leben seiner jungen Leüte gar keinen Anstoß nimmt und es ohne die geringste Scheü treibt. Um einmal recht frei und lustig leben zu können, kommen Chinesen, in deren Vaterlande eine Ungebundenheit dieser Art bei schwerer Strafe verboten ist, Haufenweise nach Japan, das sie kurzweg das große chinesische Bordell zu nennen pflegen.

Seit den ersten Schifffahrten der Eüropäer nach Indien, China und Japan standen sie mit dem zuletzt genannten Lande in einer sehr lebhaften Handelsverbindung, namentlich waren es die Portugiesen, von denen die Japaner eüropäische Waaren, zugleich auch die Lehren des Christenthums empfingen. Damals war das Reich dem Ausland noch nicht verschlossen, und die Aristokratie des Landes noch eine Macht, die erst später von der Monarchie gebrochen wurde. Der Hochmuth und Geiz haben die Portugiesen aus Japan verdrängt: der große Reichthum, den sie sammelten, und der unvermuthete Fortgang des Evangeliums verleitete nicht nur die Weltlichen, sondern auch die Geistlichen zu allerlei Ungebühr und zu einem Stolze, der für die Japaner und die japanische Regierung endlich unerträglich wurde und ihre Verweisung aus dem Lande herbeiführte. Im Jahre 1637 verbot der Kaiser allen Ausländern den Eintritt in seine Lande und untersagte seinen eigenen Unterthanen das Wegreisen aus demselben; es blieb ihnen nur gestattet, Reisen längs der Küste oder nach den Inseln zu machen, die zum Reiche gehören. Diejenigen Japaner, welche das Unglück haben, durch stürmisches Wetter auf fremde Küsten geworfen zu werden, werden, wenn sie nach ihrem Vaterlande zurückkehren, entweder auf Lebenszeit eingesperrt, oder mindestens einer strengen polizeilichen Aufsicht unterworfen. Nangasaki ist der einzige Hafen, welcher drei fremden Nationen offen steht, und auch dieser nur unter harten Einschränkungen. Die Chinesen, Koreaner und Holländer sind diese begünstigten Nationen; die beiden ersten dürfen jährlich aber nur mit zehn Dschunken, und die Holländer mit einem großen und zwei kleinen Schiffen

kommen. Die chinesischen und namentlich die holländischen Kaufleüte, welche diesen Handel betreiben, stehen unter Aufsicht der Polizei und können in der Faktorei auf Desima, die ihnen zur Wohnung überlassen worden, in der That als Gefangene angesehen werden. Als die Engländer im Jahre 1811 Java in Besitz genommen hatten, war es ihr sehnlichster Wunsch, in Japan an die Stelle der Holländer zu treten; allein alle ihre Versuche scheiterten an der Hartnäckigkeit, womit die Japaner an bestehenden Gebraüchen kleben.

Die früheren Bewohner von Japan hatten einen besondern Religions-Kultus, welcher, als von den Vorältern stammend, geehrt, sich bis heüte sowol in den Hütten des Landmanns, als im Pallaste des Erbkaisers erhalten hat, und vom Staate geschützt und geheiligt ist. Er würde sich auch noch bis jetzt als positive Religion der Japaner erhalten haben, wenn nicht Staatsklugheit die Unterthanen zur öffentlichen Bekennung eines anderen Glaubens, dem des Buddha, verpflichtete. Der alte Kultus der Japaner hat mit dem des Buddha nichts Wesentliches gemein, und beider Lehren, Ansichten und Aüßerungsmittel, obgleich diese dem Anschein nach durch eine tausendjährige Berührung mehr oder weniger mit einander verschmolzen zu sein scheinen, werden von den japanischen Gelehrten fortwährend streng und genau aus einander gehalten.

Die alte japanische Landesreligion erhielt erst in späteren Zeiten den Namen Sfin-too, d. i: Weg oder Lehre der Geister. Sfin-too ist eigentlich ein chinesischer Ausdruck, der im Japanischen Kami no mig heißt, denn Kami bedeütet Gott, guter Geist. Nach der Lehre des Sfin-too wird er als Stifter und Begründer des japanischen Reichs, als Abkömmling der Sonne und des Mondes betrachtet, und vorzüglich Ten ßjoo dai sin, oder japanisch Ama terassu oon kami, d. i: der große Geist der Himmels-Erheiterung, die Stifterin der zweiten Fabeldynastie der fünf irdischen Geister, ist der Gegenstand der höchsten Verehrung, das höchste Wesen, die erste Gottheit. Außer diesen kennt der reine Sfin too-Kultus keinen höheren Geist.

Die Erbkaiser sind aus diesem Göttergeschlecht entsprossen, welches sich vom Himmel auf Japans Grund und Boden herabließ. Sie sind die echten Nachfolger des Ten ßjoo dai sin und führen darum den Titel Ten si, d. i: Söhne des Himmels. Ihr Geschlecht kann nie aussterben, weil bei Mangel an Nachfolge dem kinderlosen Ten si vom Himmel ein Nachkomme gegeben wird, wie denn noch jetzt, im Fall daß ein Erbkaiser keinen Nachfolger hat, ein Kind aus einer vornehmen Familie, einer geheimen Übereinkunft zufolge, das der Kaiser selbst erkohren, unter einem Baume des Daï ri, oder kaiserlichen Pallastes, gefunden, und, als gleichsam vom Himmel geschenkt, zum Thronerben eingesetzt wird.

Der Geist dieses Regenten ist unsterblich, eine Lehre, die auch unter dem Volke den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode befestigt. So besteht die Idee einer Unsterblichkeit und damit die der Belohnung der Guten, und der Bestrafung der Bösen; somit die eines Aufenthalts, wohin sich der Geist nach dem Tode begiebt. Dieser Ort heißt als Paradies Takamanakahara, und als Hölle Ne no kuni, d. i: Land der Wurzel, Erde. Hier muß sich der Geist

verantworten vor den himmlischen Richtern. Der Gute belohnt, zieht nach Takamanakahara und wird selbst in das Reich des himmlischen Regenten (Kami) aufgenommen; der Böse bestraft, wird in den Abgrund Ne no kuni verstoßen.

Zur Verehrung dieser Kami sind besondere Wohnhaüser ihrer Geister auf Erden errichtet, die Mia, Palläste, heißen. Sonst wird das Wort Mia nur von dem Pallaste des Erbkaisers gebraucht. Die Palläste des Kuboo oder Krongroßfeldherrn, der auch kaiserliche Gewalt hat und in Jedo regiert, so wie die anderer Großen, werden Go=ten genannt. Diese Tempel der Kami sind von verschiedener Größe und aus Holz erbaut. Die kleineren von Hinoki, dem Lebensbaum, die größeren von Cypressen. In ihrer Mitte sieht man das Sinnbild der Gottheit, Goheï, Papierstreifen an Stöcken von Hinoki befestigt, ruhend. Diese Goheï befinden sich in jedem japanischen Hause, wo sie in einer kleinen Mia, an einem erhabenen Platze bewahrt werden. Zu beiden Seiten der Mia stehen Blumentöpfe mit grünen Zweigen des Baumes Sfakaki; oft auch Myrthen oder Tannen, dann zwei Lampen, eine Schaale Thee und mehrere Gefäße mit Sfäki oder japanischem Reiswein gefüllt. Hier bringt jeder Japaner Morgens und Abends dem großen Geiste Ten ßjoo dai sin seine Andacht und seine Gebete dar.

Zu den Kami=Tempeln oder großen Mia, die sich mit den Wohnungen der Priester und anderen Gebaüden oft zu ansehnlichen und ausgebreiteten Anlagen erheben, führen große einzeln stehende Thore und Ehrenbogen, in denen sich die eigene Saülenordnung der Japaner zu erkennen giebt, welche Tori=i, Aufenthalt der Vögel, genannt wird. Vor der Wohnung der Kami stehen als Wache zwei Hunde, Koma=ins, vor der der Ten ßjoo dai sin deren zwei Geleitsmänner Sfaru tahiko. Diese Geschöpfe von wunderbarer Gestalt sollen die Wegweiser des Gottes auf seinem Zuge von Fiugo nach Idsumi gewesen sein. Bei Volksfesten werden sie dem Zuge dieses Gottes vorausgetragen. Der eine von ihnen heißt Hino oo und wird als Schutzgott gegen Feüersbrunst, der andere, Mizu oo, als Schutzgott gegen Wassersnoth verehrt.

Täglich, oder bei besondern Gelegenheiten, oder zu bestimmten Zeiten, wie z. B. an den Jahrestagen der Geburt oder des Ablebens (matsuri), bringt man dem Begründer des Reichs, tugendhaften Regenten und anderen um den Staat verdienten Männern Gebete und Opfer dar, um diese Kami zu verehren. Oft sind diese Opfer Volksfeste. Doch an den höchsten Kami, Ten ßjoo dai sin, kann sich der Andächtige nicht unmittelbar wenden, und es bestehen Fürbitter und Vermittler zwischen ihm und diesem höchsten Wesen, die Ssjugosin genannt werden, d. i: bewachende und beschützende Geister. Da haüfig auch Thiere den Kami Dienste bewiesen, so werden auch diese als Ssjugo verehrt, wie z. B. der Fuchs.

Außer einer Schelle (ssusu), einigen Blumentöpfen (hanatate), einer Trommel (taiko) und einigen anderen musikalischen Instrumenten, befindet sich ein Spiegel (kagami) in der Nähe der Wohnung des Kami; er ist hier ein Symbol der Reinheit und Klarheit der Seele.

Man opfert den Kami und den Schutzgöttern bei oben erwähnten Gele=

genheiten, meistens aber zu Anfange und in der Mitte des Monats, verschiedene Eßwaaren, als Reis, Fische, Hirsche u. s. w. In den ältesten Zeiten wurden auch Menschenopfer vorzüglich den Ssjugo sin dargebracht. Der neünköpfige Drache Kussa rjuu, in der Provinz Ssinano, und andere Kami in Jamato u. s. w. erhielten ebenfalls solche blutige Opfer. Diese gleichwol bösen Geschöpfe betrachtete man als Diener der Gottheiten und suchte sie durch, oft theüre Unterpfänder, aus dem Schooß der Familie genommen (meistens war es eine schöne Tochter, die noch Jungfrau), mit den Menschen zu versöhnen.

Den Anhängern der Ssin too ist es nicht untersagt zu tödten und sich mit dem Blute der Thiere zu beflecken; die Priester, welche ihre Haare gleich den Weltlichen tragen, können sich verheirathen.

Die Todten werden in einem einer Mia ähnlichen Sarge, kuan oder hitsuki, begraben. Ehedem folgte den Vornehmen eine verhältnißmäßige Zahl ihrer Untergebenen und Freünde mit ins Grab. Später fand bei solchen Gelegenheiten das bekannte Bauchaufschneiden Statt, wodurch sich diese selbst die Möglichkeit benahmen, ihren Herren und Freünden nicht mit in den Tod zu folgen. Zwar ward diese Gewohnheit schon im dritten Jahre nach unserer Zeitrechnung untersagt, doch hat sie sich noch bis auf Taiko's Zeit erhalten. Die Menschen wurden auch oft durch irdene Puppen ersetzt, die man noch jetzt zuweilen ausgräbt.

Viele Kami, deren Zahl durch die Vergötterung der Helden immer mehr herangewachsen, wurden den Priestern der Buddha Tempel gleichsam zur Aufbewahrung anvertraut. Die Kami nahmen alle ihre Symbole mit in diese Tempel, und so verschmolzen, dem Anschein nach, beide Religionen zusammen. Die Japaner nennen diesen Gottesdienst Rjoobu dsin too, d. i: wörtlich: zweiseitiger Dienst der Kami.

Der Haupttempel, Nan koo (innerer Tempel), oder Dai sin koo genannt, ist bei Uhi, im Distrikt Watarabeh der Provinz Iseh, belegen. Er wurde vom eilften Daïri vier Jahre vor Chr. Geb. gegründet. Er ist ein schlichtes Gebaüde, von sieben anderen Tempeln umgeben, die verschiedenen Gottheiten und Genien geweiht sind. In seiner Nähe befinden sich vier und zwanzig kleine Kapellen oder Altäre, wo verschiedenen Schutzgeistern Opfer dargebracht werden.

Der Ghe koo (aüßere Tempel), oder Ghe dai sin koo, liegt in demselben Distrikt, z Takawara, auf dem Berge Nuki no ko yama. Hier wird der Gott Toyo ke o dai sin angerufen, welcher als Schöpfer Himmels und der Erde betrachtet wird und zu gleicher Zeit die Schutzgottheit des Daïri ist. Darum bringt der regierende Daïri in diesem Tempel seine Opfer dar und verrichtet seine Andacht. Bei der feierlichen Einweihung eines jeden Daïri wird seine Größe mit einem Bambusstab gemessen, dieser in dem genannten Tempel niedergelegt und daselbst bis zu seinem Tode aufbewahrt, wo der Stab nach Nan koo gebracht wird. Alle diese Bambus verstorbener Daïris werden als Kami oder Geister betrachtet.

Außer diesen Bambusstäben verwahrt man in Ghe koo auch einen Strohhut, einen Regenmantel und einen Spaten, als Embleme des Ackerbaus, einer

Beschäftigung, die in Japan den zweiten Rang behauptet, gleich nach dem Militairstande. Diese Gegenstände werden hinter einem Vorhang von weißem Zeüge aufgestellt, wobei das Volk glaubt, er verberge die Bilder von Göttern. Der Ghe koo stammt ebenfalls aus dem Jahre 4 vor Chr. Geb. Er ist von vier andern Tempeln umgeben, unter denen sich die der Erde, des Windes und des Mondes befinden. Sechszehn Kapellen und Altäre, welche verschiedenen Göttern gehören, stehen in der Nähe, und acht andere etwas weiter davon. Überhaupt ist die ganze Provinz Iseh mit Tempeln und Opferstellen angefüllt, weshalb sie auch als ein heiliges Land betrachtet wird.

Der Bruder der Göttin Ten ßjoo dai sin war Fatsman, gewöhnlich Usa Fatsman genannt, nach seinem Haupttempel, der bei Usa, in der Provinz Buzen, liegt, und aus dem Jahre 570 nach Chr. Geb. stammt. Fatsman ist der japanische Kriegsgott, und die Gottheit, welche am Schicksal das größte Interesse nimmt; darum senden die Kaiser oft Gesandtschaften an ihn ab, um ihn bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen.

Der Sſin too-Kultus hat keine eigentliche Priesterschaft; der Kaiser ist sein Oberhaupt und Jeder verrichtet seine Andacht in den Mias nach Belieben. Bei diesen sind Kanusis als Tempelwächter angestellt. Damit in Verbindung steht seit uralten Zeiten ein geistlicher Einsiedlerorden, dessen Mitglieder Jammabos, d. i: Bergsoldaten, genannt werden und denen die Pflicht obliegt, für die Kami und die Aufrechthaltung ihres Dienstes zu kämpfen.

Nächst dem Sſin too und der Buddhalehre ist das dritte in Japan verbreitete Glaubensbekenntniß der Sſju too oder die philosophische Lehre des Kon fu ze, der in Japan Ko si genannt wird, die schon in den Jahren 59 und 285 nach Chr. Geb. eingeführt wurde. Die Anhänger des Sſju too haben weder Tempel noch einen aüßerlichen Gottesdienst. Doch machen sie die allgemeinen Gebraüche ihres Vaterlandes mit und begehen das Andenken ihrer verstorbenen Vorfahren, d. i: sie besetzen eine Tafel mit Speisen, zünden Lichter vor deren Bildnissen an und fallen vor ihnen nieder, um dadurch der Pflicht der Blutsverwandtschaft ein Genüge zu leisten.

Das japanische Volk spaltet sich in acht Stände: Damjos oder regierende Fürsten; Adel, mit großen Vorrechten und im Besitz fast aller höheren Staatsämter; Klerus des Buddhakult; Krieger, ohne die Offiziere, die dem Adel angehören; Kaufleüte, ein zahlreicher und reicher, aber keinesweges geehrter Stand; Handwerker und Künstler; Bauern und überhaupt Madsino Stscho, d. i: Leüte, die auf der Straße ihr Wesen treiben, wozu denn auch Fischer und Seeleüte gehören; endlich Sklaven, die von Gefangenen abstammen, die in älteren Zeiten gemacht worden sind.

Die japanische Regierung ist monarchisch, despotisch und feüdal. Die höchste Gewalt soll in den Händen des Kaisers sein, den wir gewöhnlich Daïri nennen. Weil man annimmt, daß seine Familie von den alten Gottheiten des Landes abstamme, führt er den Titel Ten si, oder Himmels Sohn, mit größerem Recht, als die Kaiser von China, deren Dynastien haüfig gewechselt haben, und die sich folglich nicht der Abstammung von Göttern rühmen können. Der

Name Daïri bedeütet eigentlich „das Innere des Pallastes"; aber man gebraucht dieses Wort, um damit den Kaiser selbst zu bezeichnen, indem man sama, d. i: Herr, anhängt, weil es verboten ist, seinen Namen auszusprechen, der dem Volke unbekannt bleibt. Die Daïri samas, d. h. Herren des innern Pallastes, auch Mikados genannt, die in Mijako residiren, sind indessen von den Oberbefehlshabern des Heeres verdrängt worden, die sich der Staatsgewalt bemächtigt und den wirklichen Kaiser zu einem Schatten herabgewürdigt und ihn auf die geistlichen Verrichtungen des Staats-Oberhaupts beschränkt haben, indem er in Glaubenssachen Verordnungen erläßt, die geistlichen Ämter besetzt, und gewisse Streitigkeiten zwischen den Vornehmen durch seine Kungis, oder Staatsräthe, entscheiden läßt. Diese gewaltsame Veränderung hat die japanische Regierungsform im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erlitten. Von da ist das wirkliche Regiment in den Händen eines soldatischen Kaisers gewesen, der in Jedo, der östlichen Residenz, seinen Sitz hat und gewöhnlich den Titel Seo gun, d. i: Generalissimus, oder auch den Titel Kubo sama führt, was ungefähr dieselbe Bedeütung hat.

In früheren Zeiten waren die Fürsten der verschiedenen Kokfs, oder Provinzen von Japan, Souveraine in ihrem Gebiete; heüt' zu Tage giebt es nur vier, welche als unabhangig betrachtet werden können; alle andern sind nur Lehnfürsten und Statthalter in den Distrikten, deren Verwaltung ihnen anvertraut ist; sie führen den Titel Tono sama.

Die Regierungsgeschäfte des Reichs werden von acht Ministerien besorgt, deren Namen folgende sind: Ziu jo no sio, das Staats-Ministerium; Sik boo no sio, Ministerium der Gesetzgebung; Dsi boo no sio, Ministerium des Innern; Min boo no sio, Ministerium für die Volks-Angelegenheiten oder der allgemeinen Polizei; Fio boo no sio, das Kriegs-Ministerium; Ghio boo no sio, Ministerium der Kriminal-Justiz; Do koora sio, Finanz-Ministerium; und Koo naï no sio, Ministerium für die kaiserlichen Gebaüde.

Die Dotation des Daïri sama und seines Hofstaats besteht aus den Einkünften der in Mijako und seinem Bezirk liegenden Domainen und einem Zuschuß aus dem Reichsschatz, dessen Nießbrauch der Kubo sama, oder weltliche Kaiser besitzt. Halb Japan ist eine kaiserliche Domaine und der Betrieb des Bergbaus ein Regal, das außerordentlich ergiebig ist, während die Zollgefälle vom auswärtigen Handel, die ebenfalls in des Kubo sama's Schatz fließen, nur einen geringen Ertrag gewähren. Die Fürsten und Standesherren des Reichs müssen die Kriegsmannschaften stellen und auf ihre Kosten unterhalten. Die Armee, welche auf diese Weise zusammenkommt, besteht aus 300,000 Mann Fußvolk und 38,800 Mann Reüterei. Der Kubo sama selbst unterhält aus seinem eigenen Schatz 100,000 Mann zu Fuß und 20,000 zu Pferde, die theils die Festungs-Garnisonen, theils die Garden bilden. Die Reüterei ist vom Kopf bis zum Fuß geharnischt und mit sehr kurzen, gezogenen Röhren oder Stutzern, mit Wurfspieß, Pfeilen und Säbel bewaffnet. Man rühmt ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Die Fußgänger haben keine Schutzwaffen, als eine Sturmhaube. Ihre Waffen bestehen in zwei Säbeln, einem Spieße und ei-

ner Kugelbüchse. Da Japan von einem auswärtigen Feinde nichts zu fürchten hat, und sein Kaiser nicht an Eroberungen denkt, so dient diese große Heeresmacht nur zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes und um seine Fürsten und Großen im Zaume zu halten. Die Militairmacht des Reichs kann im Fall des Bedürfnisses noch bedeütend verstärkt werden, ohne daß Ackerbau, Handel und Gewerbe nur im Geringsten darunter leiden würden. Jährlich wird eine allgemeine Conscription im ganzen Reiche vorgenommen durch eigends dazu bestimmte Beamten, welche unmittelbar an den kaiserlichen Hof des Kubo sama Bericht erstatten.

Die Verwaltung der Polizei, nach allen ihren Richtungen, ist in Japan, wie schon erwähnt wurde, ausgezeichnet. Die Steüern und Auflagen beschränken sich auf einen Grundzins von den Haüsern, und eine Art Gewerbesteüer, welche von den Inhabern der Bordelle erhoben wird. Was die Gesetze und Rechtspflege anbelangt, so bestehen erstere in den kaiserlichen Verordnungen und einigen uralten Satzungen, von denen man an keinen einzigen Gerichtshof appelliren kann. Rechtsstreitigkeiten werden von Schiedsgerichten ausgeglichen; gelingt der Versuch der Sühne nicht, so fällt jeder Fürst, jede Obrigkeit, ja jeder Hausvater über alle innerhalb seiner Gerichtsbarkeit entstehenden Streitigkeiten ein endliches Urtheil, von dem keine Appellation Statt findet. Ist der betreffende Fall nicht mit ausdrücklichen Worten im Gesetz enthalten, so wird er nach der gesunden Vernunft entschieden. Todeswürdige Verbrechen werden mit Kreüzigung oder Verbrennung bestraft, zuweilen aber auch mit Kopfab- oder in Stückehauen. Daß es Verbrechern aus den höheren Ständen gestattet wird, sich selbst den Tod zu geben, ist bereits angeführt worden. Die kaiserlichen Bescheide sind immer sehr kurz abgefaßt und enthalten niemals die Bewegungsgründe der Entscheidung; ja nicht selten überläßt der Monarch den Richtern die Bestimmung der Strafe oder Todesart, wenn es sich um ein Kapitalverbrechen handelt. Dieser kaiserliche Stil ist in den Augen der Japaner überaus majestätisch, und der geringste Zweifel an der Einsicht, Gerechtigkeit und Billigkeit des Landesherrn ist bei ihnen ein höchst sträfliches Verbrechen.

Tunguſen.

Mit Japan verlassen wir wiederum das Gebiet der gebildeten, seßhaften Nationen, um uns unter die herumschweifenden Nomaden-Völker zu versetzen, von denen der Tungusische Volksstamm einer der ausgebreitetsten im nordöstlichen Asien ist, indem er sich vom Eismeere bis zum Japanischen Meere und von den Tunguska-Strömen, die nach ihm ihren Namen haben, bis an das

Ochozkiſche Meer und den Penſchiniſchen Meerbuſen erſtrecken. Die weſtlichſten Tunguſen trifft man unter dem 90° öſtlicher Länge von Paris, an beiden Ufern der oberen Tunguska, oder der Angara, von da an, wo dieſer Fluß ſeinen nördlichen Lauf in einen weſtlichen verändert. Ferner bewohnen ſie unter eben demſelben Meridian die Ufer der podkameniſchen und unteren Tunguska (nämlich Räka, d. h. im Ruſſiſchen: Tunguſiſcher Fluß).

An der erſten der podkameniſchen Tunguska heißen ſie Tſchapogiren und die am unteren Tungus-Fluſſe Drotong-Tunguſen. Am Wiljui und an den weſtlichen Ufern der Lena wohnen die Tunguſen mit Jakuten vermiſcht bis zu den Küſten des Eismeeres. Südlich erſtrecken ſie ſich von der Angara über die nördliche Spitze des Baïkal-Sees, und über die obere Angara nach Bargu ſin und der Oſtſeite des Fluſſes Non, bis zum großen Schneegebirge Golmin-ſchanjan-alin, oder Tſchan pe ſchan der Chineſen, im Norden von Kooraï, deſſen nördliche Seite ſie bis zum See Chinga und dem Fluſſe Uſuri bewohnen. Am Amur gehen ihre Wohnplätze nur bis zum Einfluſſe des Uſuri in denſelben, worauf ſie durch die Kurilen des feſten Landes vom Meere getrennt werden, das ſie ſüdlich nur in der Landſchaft Sſandan, der Inſel Nipon gegenüber, und nördlich am Fluſſe Ud erreichen, und dann in nordöſtlicher Richtung die Flüſſe und Küſten des Ochozkiſchen Meeres bewohnen, bis zum Penſchiniſchen Buſen, indem ſie hier in dem öſtlichſten Gebiete ihrer Verbreitungsſphäre durch Jakuten und Jukagiren vom Eismeere getrennt ſind.

Die meiſten der in Sibirien lebenden Tunguſen, die aber ſo ſchwach an Zahl ſind, daß die Geſammtheit nur auf 40,000 Individuen angeſchlagen werden kann, nennen ſich Boje, Boja oder Bye, d. i: Menſchen, Volk, (im Mandſhuiſchen heißt Beje Körper, Selbſt). Einige geben ſich den Namen Öwön oder Öwönki und Donki, d. h. Leüte, woraus der Name Tunguſe entſtanden ſein ſoll. Andere leiten ihn von dem turkiſchen Worte Tungus, Schwein, ab; noch eine andere Ableitung nimmt die Sprache des ausgeſtorbenen Jeniſſeï-Volks der Ariner oder Arinzi zu Hülfe, von Tjonga, drei, und kſe, Geſchlecht, Volk, weil die Tunguſen in drei Hauptſtämme zerfallen. Aus demſelben Grunde heißen ſie auch Kellem oder Kuellem bei den Oſtiaken am Ob, in deren Sprache dieſes Wort drei heißt. Sehr alt iſt der Name Tunguſe ohne Zweifel, denn man findet ihn ſchon zur Zeit der Geburt Chriſti bei den chineſiſchen Geſchichtsſchreibern, welche dieſes Volk Tung chu nannten. Jetzt heißt es bei den Chineſen Sche goei und Soloe. Der allgemeine Namen, mit dem die Mandſhu die übrigen Tunguſen belegen, iſt Drotſchon, oder Rennthierhalter. Bei den Mongolen heißen ſie Cham nojon, und bei den Jukagiren Erpeghi. Diejenigen ihrer Stämme, welche die Seeküſte von Ochozk öſtlich bis zum Penſchiniſchen Meerbuſen inne haben, nennen ſich ſelbſt Lamut, d. i: Meeranwohner, von Lamu, Meer; die am Penſchiniſchen Buſen im Beſondern heißen Tunauſin, während die im Norden und Oſten des Baïkal-Sees wohnenden Tunguſen ſich den ſchon erwähnten Namen Öwön oder Öwönki geben.

Als Sibirien unter ruſſiſche Botmäßigkeit kam, gab die Verſchiedenheit

der Thiere, mit denen die Tungusen nomadisiren, den Russen Anlaß, sie Konni-, Olenni-, und Sobatschi-Tungusi, d. h. Pferde-, Rennthier-, und Hunde-Tungusen zu nennen, wozu noch die Fußgänger-Tungusen am unteren Tungusen-Flusse kamen. Man theilt sie auch in Wald- und Steppen-Tungusen. Zu jenen gehören die Jäger- und Fischer-Tungusen, zu diesen aber die Pferde- und Hunde-Tungusen; die Rennthier-Tungusen gehören zu beiden Klassen. An den in den Jenissei sich ergießenden Flüssen wohnen keine Pferde-Tungusen, sondern nur, und zwar ostwärts, wilde Tungusen, welche Rennthiere und Hunde halten. Außerhalb Da urien, d. i: der Landschaft zwischen dem Schilka, Ingoda und Argun, kennt man im russischen Reiche keine Pferde-Tungusen, und diese scheinen sich durch ihre Streitbarkeit an den Buriät und anderen Mongolen bereichert zu haben, so wie sie auch ihre Sprache mit der dieser Völker verbasert und deren Lebensweise angenommen haben. Bei den unter chinesischer Botmäßigkeit lebenden Tungusen am Amur und dem Gebirge Chin gan zeigt sich dieselbe Unterscheidung in Hunde-, Rennthier- und Fußgänger-Tungusen, die überhaupt nur in ihrer größeren oder geringeren Armuth begründet ist.

Die Tungusen haben große Ähnlichkeit mit den Mongolen, besonders den Ölöt oder Kalmüken, obwol ihre Gesichter nicht ganz so breit sind, als bei diesem Volke; auch sind die meisten nur klein von Statur. Alle haben schwarzes Haar, und tragen es, wie die Chinesen, hinten in einem Zopf geflochten; doch ist dieser Gebrauch nicht allgemein; denn einige lassen im Sommer vorn an der Stirn nur ein Paar Schöpfe stehen. Sie haben wenig Bart; sobald sein Wachsthum beginnt, raufen sie sich die Haare so lange aus, bis keine mehr nachwachsen.

Ihre Kleidung besteht in einem Pelz, der bei reichen Tungusen mit Kattun oder auch mit Seidenzeüg überzogen ist, einer Mütze, in Beinkleidern und Stiefeln. Sie tragen den Pelz auf der bloßen Haut, aber an warmen Sommertagen legen sie ihn ab, und haben in ihren Jurten nichts als die Beinkleider an. Wenn sie sich Nachts, sei es zu Hause, oder im Freien, ums Feüer schlafen legen, so ziehen sie den Pelz ebenfalls aus und bedecken sich damit nur diejenige Seite des Leibes, welche vom Feüer abgewendet ist. Weil sie aber nicht immer auf einer Seite liegen bleiben, sondern sich oft umwenden, so thun sie es mit solcher Geschwindigkeit, daß der Pelz immer auf die Seite zu liegen kommt, wo kein Feüer ist. Die Mütze ist gemeiniglich roth und mit Pelz verbrämt. Um den Pelz tragen sie einen Gürtel von buriätischer Arbeit, woran ihr Feüerzeüg, der Tabacksbeütel und die Pfeife hangen. Die Weiber tragen zur gewöhnlichen Zierrath Ohrringe und ein Halsband von Korallen; ihre Kleidung besteht in einem kurzen Oberrock von Leder, der sowol hinten als vorn zu ist und nicht viel über die Hüften geht, unten aber mit allerhand Schnüren und daran gehängten eisernen und messingnen Ringen beschwert ist. Beim Gehen entsteht dadurch ein Rasseln, fast wie bei den Schamanen, oder Teüfels-Beschwörern, wenn sie ihre Zauberkünste anfangen. Lange lederne Strümpfe, die Füße und Schenkel bis an den Hüften bedecken, bilden das weibliche Unterkleid und daran hangen die nö-

thigen Utenſilien zum Tabackrauchen, was die Weiber ebenſo leidenſchaftlich treiben, als die Männer.

In ſeinen Nahrungsmitteln iſt der Tunguſe nicht wählig: er genießt Wurzeln und Zwiebeln wildwachſender Pflanzen eben ſo gern als Milch, Käſe, Rind-, Pferde-, Schöpſenfleiſch, allerlei Wild, als Rehe und Hirſche, Wölfe, Füchſe, Bären, auch Murmelthiere. Von zahmen Thieren ſchlachten die Tunguſen ſelten etwas und eſſen ſie nur, wenn ſie eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Brod iſt für ſie ein Leckerbiſſen, der beſonders für die Kinder aufgehoben wird, wenn irgend ein fremder Reiſender ſie damit beſchenkt hat. Ihr Getränk iſt Thee mit Milch und Butter gekocht, auch ſauere Milch, und Milch-Branntwein, der aber nur im Sommer genoſſen wird.

Die Pferde-Tunguſen halten außer den Pferden, deren Einer oft bis gegen fünfhundert beſitzt, große Heerden von Rindvieh, Schaafen und Ziegen, und die Reichſten auch Kamele. Von ihrem Vieh verkaufen ſie jährlich ſo viel, als ſie zur Entrichtung des Tributs und zur Beſchaffung der Kleidung gebrauchen. Schimmel und Schaafe mit ſchwarzen Köpfen verkaufen ſie nicht gern. Wenn ſie nichts mehr zu eſſen haben, gehen ſie auf die Jagd, und denken nicht eher an neüen Vorrath, bis das erlegte Wild verzehret iſt. Das Murmelthier verfolgen ſie in der Regel bis in ſeine Höhlen, legen Feüer in den Löchern an und ſtopfen ſie dann feſt zu, damit der Rauch hineinziehe. Wenn nun das Thier, aus Furcht zu erſticken, herauskommt, ſchlagen ſie es todt. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere, treiben ihre Heerden vor ſich her und ſchaffen ihre Jürten und alles übrige Hausgeräth auf Pferden fort.

Die Tunguſen ſind, der Hauptmaſſe nach, Heiden im ſtrengſten Sinne des Worts, mit denjenigen religiöſen Anſichten und Gebraüchen, die von Alters her im nordöſtlichen Aſien Beſtand gehabt haben, und die ſich auf Geiſter- und Dämonen-Kultus ſtützen. Nach dieſen Gebraüchen kann ein Tunguſe ſo viel Weiber nehmen, als er will, doch giebt es wenige, die mehr, als zwei Weiber hätten, und dieſe müſſen ſie kaufen. Ihre Götzen, Schewüki genannt, ſind von Holz, oder von Kupfer; in einer jeden Jurte ſind ſie aufgeſtellt, und vor ihnen werden Morgens und Abends Gebete verrichtet, um eine glückliche Jagd oder einen reichen Fiſchfang zu erflehen. Um ihres Beiſtandes und ihrer Hülfe ſtets gewiß zu ſein, füttern ſie dieſe Götzenbilder, indem ſie ihnen etwas Sahne um den Mund ſtreichen, was auch aus Dankbarkeit zu geſchehen pflegt, wenn die Jagd recht ergiebig geweſen iſt, in welchem Fall Blut von dem erbeüteten Thiere dem Bilde um den Mund geſchmiert wird. Sie beten auch die Sonne an; in den wichtigſten und ſchwierigſten Angelegenheiten aber nehmen ſie zu ihren Zauberern, den Schamanen, ihre Zuflucht. In Krankheitsfällen wenden ſie ſich an die mongoliſchen Lama, welche bei dieſen Gelegenheiten oft Proſelyten aus ihnen machen, wodurch das Buddhathum Eingang bei ihnen gefunden hat. Iſt die Jagd oder der Fiſchfang nicht ergiebig geweſen, ſo müſſen die Schewüki es ſich gefallen laſſen, von einem Winkel der Jurte in den andern geworfen zu werden. Bisweilen läßt man ſie eine Zeit lang

ohne alle Verehrung, und ist der Tunguse auf seine Schewüki sehr böse, so bringt er sie ans Wasser und ersaüft sie.

Die Tungusen leben sehr friedlich unter einander und verklagen sich selten bei den russischen und chinesischen Obrigkeiten, weil sie ihre Streitigkeiten, die ohnedies unerheblich zu sein pflegen, gemeiniglich unter sich abmachen. Sie sind in Stämme oder Geschlechter abgetheilt. Über eine gewisse Anzahl von Geschlechtern ist ein Saissan gesetzt, der einen Schulinga unter sich hat; alle sibirischen Tungusen stehen unter einem Taischa. Diese dreierlei Beamten, welche allzeit von tungusischer Nation sind, werden von der russischen Regierung angestellt und besoldet. Ihre Pflicht ist es, alle kaiserlichen Befehle bekannt zu machen, und darauf zu sehen, daß Ordnung und Gehorsam unter den Tungusen aufrecht erhalten werde. Sie haben auch die Macht, geringe Streitigkeiten zu schlichten, aber von Strafen dürfen sie nur kleine verhängen.

Die Tungusen an den von ihnen genannten Flüssen, die man auch die Jenisseïschen zu nennen pflegt, weil sie im Gouvernement Jenisseisk wohnen, sind ziemlich begütert. Hin und wieder kommt bei ihnen, wie auch bei andern Stämmen, wie z. B. um Ilimsk, Gouvernement Irkuzk, der Gebrauch des Tättowirens vor, indem sie sich in den Gesichtern Einschnitte machen, die mit blauer Farbe oder schwärzlich eingerieben werden. Dem Christenthume haben sie bisher in jeder Beziehung Widerstand geleistet. Die Tungusen sind fast durchgängig ein unreinliches Volk: zwar haben sie nicht viel Laster, aber bloß deswegen, weil sie zum Bösen weniger Gelegenheit haben; denn kommen sie z. B. in die Städte, so verstehen sie es eben so gut, als die Russen, der Branntweinflasche Ehre zu thun. Die Tungusen an der Lena, Angara und andern Flüssen sind außer Rennthier-Hirten und Jägern im Winter, auch Fischer, und bauen sich zum Behuf des Fischfangs Nachen, die, im Verhältniß zur Länge, außerordentlich schmal sind.

Der Gebraüche bei einer Heirath sind wenige: der Tunguse schenkt den Ältern des Mädchens, um das er wirbt, eine gewisse Stückzahl Vieh, entweder Pferde oder Rennthiere ꝛc., oder auch Felle, je nach seinem Vermögen; wird dies Geschenk angenommen, so führt er die Braut nach Haus, und die neüe Familie ist gestiftet. Den Weibern liegt die Sorge für das Vieh und die Wirthschaft ob, während der Mann auf der Jagd ist.

Der Tunguse setzt seine Todten an einem abgelegenen Orte auf einen Baum, oder bloß auf die Erde: wenn er dem Verstorbenen die größte Ehre erzeigen will, so legt er den Leichnam auf ein hölzernes Gerüst. In allen diesen Fällen wird der Leichnam mit Holz und Strauchwerk bedeckt, damit er den Vögeln nicht zum Raube werde, und daneben der Bogen, der Pfeil und anderes Geräth des Verstorbenen gelegt.

Die Tungusen sind sehr geschickte Pelzthierjäger. Sie haben Fallen und Selbstgeschosse mit Bogen und Pfeil, die so sinnreich sind, daß die russischen Jäger sie mit einigen Veränderungen, die aber keine Verbesserungen sind, angenommen haben. Auf tungusischem Gebiet war sonst der Zobelfang außerordentlich ergiebig und mit Zobeln mußten die Tungusen ihren Tribut entrichten;

allein der Ertrag dieſer Jagd hat ſehr abgenommen. Die Jagd auf Elennthiere iſt bei ihnen ſehr beliebt. Dieſe geſchieht auf zweifache Weiſe, je nach der Jahreszeit: im Sommer treibt man das Wild ins Waſſer, und ſetzt ihm in Kähnen nach, die geſchwinder gehen, als die Thiere ſchwimmen können; und im Winter jagt man ſie mit Hunden, wenn tiefer Schnee gefallen iſt, worin ſie ebenfalls nicht hurtig genug zu laufen vermögen. Die an der Lena weidenden Tunguſen leben mit den Jakuten, ihren Nachbarn, in beſtändigem Streite; denn letztere behaupten, daß ſie auf den Beſitz des Landes eben ſo begründete Anſprüche hätten, als die Tunguſen, weshalb auch ſie dahin auf die Jagd zu gehen pflegen. Aber die Tunguſen jagen hier ſelbſt, und haben das Übergewicht, denn einer von ihnen kann es leicht mit zehn Jakuten aufnehmen, weil er ein beſſerer Bogenſchütz iſt, als ſein turkiſcher Nachbar.

Die Tunguſen ſtehen in dem Ruf, daß ſie ehrliche Leüte ſind, die Lug und Trug verabſcheüen und keine Ungerechtigkeit ertragen, ohne ſich bei ſchicklicher Gelegenheit zu rächen. Ehe die ſibiriſchen Tunguſen unter ruſſiſche Botmäßigkeit kamen, waren ſie ein freies Volk, in verſchiedene Stämme eingetheilt, welche ſich wegen Gebiets-Verletzungen nicht ſelten bekriegten. Der Überwinder ſchrieb dem Beſiegten die Friedens-Bedingungen vor, die auf der Stelle erfüllt wurden, und damit war der Streit geſchlichtet. Sie trugen Panzer von Eiſenblech oder eiſernen Ringen, und hatten keine Waffen, als Pfeil und Bogen; wie denn auch noch heüt' zu Tage das Schießgewehr bei ihnen wenig im Gebrauch iſt. Seitdem ſie aber ruſſiſche Unterthanen geworden, ſind die Panzer nach und nach abgekommen. Die jetzigen Tunguſen ſind ſehr lebhaft und aufgeweckt; Recht und Gerechtigkeit geht ihnen, wie geſagt, über Alles; aber auch die Ruhmbegierde iſt ihnen nicht fremd; ſie unterhalten ſich in ihren Geſellſchaften von berühmten Vorfahren, von Helden ihres Stammes, von denen ſie Vieles, beſonders von blutigen Gefechten mit Menſchen und Thieren, zu erzählen wiſſen.

Diejenigen Tunguſen, welche dem chineſiſchen Reiche einverleibt ſind, führen den gemeinſchaftlichen Namen Mandſhu, der ihnen im 17ten Jahrhundert von dem Stifter ihres Reiches beigelegt worden iſt. Bis dahin waren ſie auf dem Schauplatze der großen Völkerbewegungen Inner- und Oſtaſiens nicht bekannt geworden; aber ſeit 1610 brach einer ihrer Stämmer aus ſeinen Gebirgsſchlupfwinkeln in den ſüdlichen Gegenden des Mandſhu-Landes hervor, überſchwemmte Tſchili, die nördlichſte Provinz von China, verband ſich mit allen anderen Mandſhu- und vielen Mongolen-Horden, und gelangte ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts zur Herrſchaft in China, indem die Mandſhu, nachdem ſie die mongoliſche Dynaſtie der chineſiſchen Kaiſer vom Thron verjagt hatten, den Sohn ihres tapferſten Heerführers zum Kaiſer ausriefen.

Die Macht der chineſiſchen Civiliſation übte alsbald ihren unwiderſtehlichen Einfluß auf das rohe Barbarenvolk der Mandſhu aus; faſt ausſchließlich den Beſchäftigungen des Nomadenlebens obliegend, wie ihre Brüder in Sibirien, wurden die, von den Kaiſern ihrer Dynaſtie nach China übergeſiedelten Mandſhu-Tunguſen ſeßhafte Ackerbauer und Gewerbsleüte, und die Vornehmen

unter ihnen die Grundstützen der neüen Herrschaft, die aber nicht saümten, sich die geistige Bildung anzueignen, welche sie bei den Chinesen vorfanden. Dadurch ist es ihnen gelungen, die Herrschaft, die sie über Ost- und Innerasien, d. h. über das chinesische Reich ausüben, seit zwei Jahrhunderten zu behaupten. Ihre Sprache ist die Sprache des Hofes von Pe king, und mit der chinesischen die amtliche Sprache des chinesischen Reichs. Alle Gesetze und Verfügungen werden in beiden Sprachen abgefaßt und bekannt gemacht. Durch ihre Sprache aber stehen die Mandshu-Tungusen mit Mongolen und Turken in entfernter Verwandtschaft; was aber noch merkwürdiger erscheint, ist die große Menge von Ähnlichkeiten, die mandshuische Wörter mit anderen asiatischen, und noch mehr miteüropäischen Sprachen darbieten. Man kann hierin Überbleibsel einer alten Ursprache erkennen, die sich von den östlichsten Gränzen der Alten Welt bis tief nach Westen erstreckt hat. So heißt im Mandshuischen:

Tschop, Berggipfel, Schopf, Zopf, und ohne Zischlaut: Top, Gipfel selbst.

Non, junges Mädchen, Nonne, Lateinisch Nonnus.

Tschos, das Geraüsch, wenn ein zurückgehaltener Körper plötzlich losgelassen wird, erinnert an unser schießen in allen Bedeütungen.

Heren, Heer, Heerde, französisch Haras.

Kiri, Geduld, kirre, welches bei uns keine Etymologie hat.

Kisun, Wort, und Kisurewa, reden, erinnert an unser Kosen.

Hife, Hafer, Avena, hat in beiden Sprachen keine Etymologie, ist aber in Inner- und Ostasien, dem Sitze der Mandshu, einheimisch.

Fahala, schwärzlich, fahl.

Fara, Schlitten, fahren.

Farsche, Stück, Theil, Lateinisch Pars.

Fialhu, träge, faul.

Furu, heftiger Zorn, Lateinisch Furor; im gleichen ein Geschwür, furunculus.

Furdan, enger Weg, Paß, Furt.

Leta lata, schwere Last, laden.

Lapta, zerlumpt, Lappen.

Lete, spät, Niederdeütsch Laat.

Mala, Kaüle, Malleus.

Moria, Pferd, Mähre.

Sengui, Blut, Sanguis.

Ania, das Jahr, Annus.

Außer diesen Überresten einer alten Ursprache zeichnet sich die Mandshu-Sprache durch eine Menge Onomatopöien aus, an denen sie, die eigentliche Bedeütung derselben beibehaltend, reicher ist, als irgend eine andere Sprache. Jede auch noch so fein schattirte Art des Lautes hat ihren Namen, welcher dann gern durch eine Verdoppelung ausgedrückt wird. So heißt Tschang tsching, der Klang der Glocken; Tang tang und Tang ting, der Klang des geschlagenen Eisens. Kaka kiki oder Kika kaka, das Gelächter. Tuk

tuk, das Herzklopfen. Tak tik, Tap tib, Pata pata, Potar pitir, Pak pak, Pai Pai, Per par, Pes pas, Pitschik pitschak, Potor potur, Sir siar, Schor schar und hundert andere drücken verschiedene und besondere Arten des Lautes aus. Bei manchen derselben findet man noch deütliche Spuren der ersten Unvollkommenheit der Organe. So ungebildet nun dieses nomadische Volk von jeher war, und es, mit Ausnahme der in China lebenden Mandshu, in seinen Steppen noch ist, so gehört dessen Sprache doch zu den sanften. Sie zerfällt in zwölf Hauptdialekte, die mehr oder minder von einander abweichen: —

Tungusen in Jenisseisk;
Tschapogiren;
Tungusen von Mangaseja;
Tungusen bei Nertschinsk;
Tungusen von Barguſin;
Tungusen d. obern Angara;
Tungusen an der Lena;
Tungusen bei Ochozk;
Tungusen an der untern Tunguska;
Lamuten;
Sfandaner;
Mandshu.

Die unter chinesischer Botmäßigkeit stehenden, und unter dem gemeinsamen Namen der Mandshu vereinigten Tungusen-Stämme belaufen sich auf fünf und sechzig und ihre Volksmenge wird, wol zu hoch, auf fünftehalb Millionen geschätzt. Diese Stämme, welche die Völkerschaften bildeten, die von den Chinesen Wasser-Niü-dschi und die friedlichen Niü-dschi (Mongolisch Ußun und Dsürtschit und Änggä Dsürtschit), genannt wurden, wurden, wie schon erwähnt, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts vom Kaiser Tai-dsu zur Nation vereinigt, die bald mächtiger ward, immer mehr um sich griff, und im Jahre 1644 ihre Fürstenfamilie auf den chinesischen Thron setzte, den sie noch gegenwärtig inne hat. Das Vaterland dieser Familie und des ersten Keras des Mandshu-Volks sind die Gegenden am langen weißen Gebirge, welches Koraai auf der Nordseite begränzt, und die Ufer der Flüsse Churcha und Sunggari-ula. Die Niü-dschi, oder Niü-dschin, besser Shu-dschi, welche von den Mongolen Dsürtschit und von den Turken Tschurtschuk genannt werden, sind die wahren Vorfahren des Mandshu-Volks, das bei den Russen Bogdoi und Bogdoizi heißt.

Als die Russen Sibirien eroberten, fanden sie in den transbaikalischen Ländern mehrere Tungusen-Stämme, darunter auch, an der Selenga und dem oberen Amur, die Targasin, Ta gouri oder Dori, Da ori, Da uren, die aber seitdem ihre Weideplätze verlassen und sich weiter abwärts nach den Gegenden am Mittellauf des Amur gezogen haben, wo sie, unter chinesischer Botmäßigkeit, mit den Mandshu zu Einem Volke geworden sind. Von ihnen pflegen wir den östlichen Theil des Altaï-Gebirgssystems das da urische Alpenland zu nennen. Weil sie auf chinesischem Gebiete ihre Weideplätze und Felder (denn sie treiben auch etwas Ackerbau) vorzugsweise bei dem Militairposten Mergen gewählt haben, kommen sie unter dem Namen Mergenzi, Mergenzen vor, der ihnen von den sibirischen Russen beigelegt wird.

Jenisseïer.

Unter diesem Namen hat Klaproth die schwachen Überbleibsel eines eigenen Völker- und Sprachstammes zusammengefaßt, welcher vor ihm mit dem unbestimmten Namen der jenisseïschen Ostiaken, oder sogar Tataren, belegt worden ist.

Wie die Samojeden, sagt er, ist dieser Völker-Stamm wahrscheinlich aus den Gebirgsgegenden des mittlern Altaï längs des Jenisseï nach Norden herabstiegen. Er bewohnt jetzt die Ufer dieses Stroms von Abakansk bis nach Mangaseja oder Turuchansk hinunter, so wie auch mehrere seiner Nebenflüsse, wie die Uda, die unteren Gegenden der Tungusen-Flüsse, den Ssym, und die übrigen, mehr nordwärts in die Linke des Jenisseï fallenden größeren und kleineren Flüsse. Gegen Westen breitet er sich sogar bis zum Oberlauf des, zum Stromgebiet des Ob gehörigen, Ket aus.

Die Jenisseïer führen, nach Klaproth's weiterer Bemerkung, ein kümmerliches Wanderleben in beweglichen Hütten von Stangen und Birkenrinde. Sie leben vom Fischfange, von der Jagd und einer geringen Rennthierzucht. Ihre Abgaben an die russische Regierung, der sie seit dem Jahre 1608 und später zinspflichtig sind, entrichten sie in Pelzwerk, worunter sich auch Zobel befinden. Ihre Sitten gleichen denen der südlichen Samojeden und ihre Religion ist das Schamanische Heidenthum.

Sie spalten sich in folgende Stämme: —

1) Die Jenisseïer bei Inbazk und Turuchanzk nennen sich selbst Könnijüng, die Russen Sirjän, die Tungusen Jüngbhan, den Jenisseï Guk, auch Chä-säs, d. h. großer Fluß.

2) Die Pumpokolskischen Jenisseïer am Ket.

3) Die Aßanen wohnen in der Steppe an den Flüssen Ußolka und Ona im Kanßkischen Kreise des Gouvernements Jenisseïsk. Sie nennen sich selbst Kottuen. Kotten, russisch Kotowzi, sind dasselbe Volk, welches am Jenisseï und bei den Arinzen Aßßan heißt. Sie theilen sich in zwei Stämme: —

a) Der erste nennt sich selbst Kottuen, bei den Russen Kotowzi, auch Kanßki, nach dem Flusse Kan genannt, an dem, so wie an den Nebenbächen desselben, und an den Flüssen Pojam und Birussa er wohnt.

b) Der andere Stamm nennt sich Kongroitschien, und heißt bei den Russen und benachbarten Turk-Völkern Koïbali, wohl zu unterscheiden von den samojedischen Koïbalen. Dieser Stamm wohnt auf der Ostseite des Jenisseï in den Bergthälern zwischen Abakansk und Sajansk.

4) Die Deng oder Denka, auch Ödh-Ostiaken genannt, d. h. Zobel-Ostiaken, wohnten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unterhalb des podkammenischen Tungusen-Flusses am Ödh-schösch (Zobel-Bach), Ölugh (Jelogui) und Jenisseï.

5) Die Ariner, russisch Arinzi, von den Turk-Nachbarn Ariner genannt (von dem Turkischen Worte Ara, d. i: Wespe, weil sie sonst so tapfer und mächtig wie ein Wespenschwarm gewesen sein sollen), wohnten vor hundert Jahren unter den katschinzischen Turken zerstreüt, und an den Flüssen Katscha und Ijuß, besonders an der Busima, einem westlichen Zufluß des Jenisseï, und an der Barga, einem südlichen Nebenfluß des Kan.

Damals waren nur noch zehn Personen von dieser Nation übrig. Ihren alten Eigennamen hatten sie vergessen und nur noch zwei kannten ihre Mutterspräche, die übrigen hatten das Turkische der Katschinzen angenommen. Gegenwärtig sind die Ariner ausgestorben, die sich nicht, wie hin und wieder gesagt worden, in Jariner, Buchtjiner und Kaïdiner gespaltet haben, denn dies sind drei Turkstämme. Auch die Aßaner sind größtentheils aufgerieben, selbst der Sprache nach, denn die wenigen, die noch unter den Turkstämmen ihrer Wanderplätze nomadisiren, haben die Sprache derselben angenommen.

Samojeden.

Über die Herleitung des Namens Samojed ist man nichts weniger als einig. Im Russischen heißt Ssam jedok Selbst-Esser; darum hat man geglaubt, der Name Samojed bedeüte Menschenfresser, und so habe man dieses Volk vor alten Zeiten genannt, weil man es habe rohes Fleisch essen sehen, was man für Menschenfleisch gehalten. Daraus ist ferner geschlossen worden, die Samojeden genössen das Fleisch ihrer eigenen Leichen und ihrer Feinde; sie seien also Cannibalen. Von dieser Ansicht ist man in Beziehung auf die am Eismeer lebenden Samojeden längst zurückgekommen und diese erzählen selbst, daß der erwähnte barbarische Gebrauch niemals bei ihnen bestanden habe. Nichts desto weniger ist hierbei zu bemerken, daß, nach neüeren Beobachtungen, die Anthropophagie unter anderen Samojeden-Stämmen nicht ganz unbekannt ist. Pesterew berichtet von dem armen Stamme der russischen Sojoten, daß sie im Winter, wenn alle Lebensmittel fehlen, in der aüßersten Noth nach ihren eigenen Kindern greifen, und reicht dies nicht aus, die Männer nach ihren Weibern, und umgekehrt, die Jungen nach den Alten, um ihren Hunger an dem Fleisch der eigenen Art zu stillen. Der Reisende sagt ausdrücklich, dies sei keine Fabel, sondern leider die bitterste Wahrheit, und trage sich noch zu seiner Zeit zu. Pesterew besuchte die Sojoten im Jahre 1780. Der Name Samojed scheint bei den Mongolen um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch gebräuchlich gewesen zu sein. Demnächst wird er auch mit dem russischen Ausdruck

SAMOJEDE.

...ja die Karagassen, östlich davon, von den Tuntu-Nachbarn Arinzen genannt (vom tungusischen Worte Ara, s. v. Wrangel, weil sie sonst so tapfer und ...tüchtig, als die Tungusen sonst sein sollen), wohnten vor hundert ...Jahren noch am Tschulym, wo sie zerstreut, und an den Flüssen Katscha ...und Birjussa, westlichen Zufluß des Jenissei, und ...

...dieser Nation übrig. Ihren ...noch zwei kannten ihre Nachbarn, die Katschinzen angenommen. ...sich nicht, wie hin und wieder ...gespaltet haben, denn dies ...größtentheils aufgerieben, selbst ...unter den Turkstämmen ihrer ...selben angenommen.

Samojeden.

Über die Benennung des Namens Samojed ist man nichts weniger als einig. Im Russischen heißt Sam Selbst-Esser; darum hat man geglaubt, der Name bezeichne Menschenfresser, und so habe man dieses Volk vor allen Dingen rohes Fleisch essen sehen, was man für Menschenfleisch genommen. Einmal in Furcht geschlossen worden, die Samojeden gemästet, um sich ihren eigenen Leichen und ihrer Feinde; sie seien also Cannibalen. Von dieser Ansicht ist man in Beziehung auf die am Eismeere lebenden Samojeden längst zurückgekommen und diese erzählen selbst, daß der anstößige kannibalische Gebrauch niemals bei ihnen bestanden habe. Nichts destoweniger ist hierbei zu bemerken, daß, nach neueren Beobachtungen, die Anthropophagie unter anderen Samojeden-Stämmen nicht ganz unbekannt ist. Peterssen berichtet von dem armen Stamme der russischen Sojoten, daß sie im Winter, wenn die Lebensmittel fehlen, in der äußersten Noth nach ihren eigenen Kindern greifen, und reicht dies nicht aus, die Männer nach ihren Weibern, sich umgekehrt, die Jungen nach den Alten, um ihren Hunger an dem Fleisch der eigenen Art zu stillen. Der Reisende sagt ausdrücklich, dies sei keine Fabel, sondern leider die bitterste Wahrheit, und trage sich noch zu seiner Zeit zu. Pesterew besuchte die Sojoten im Jahre 1780. Der Name Samojed scheint bei den Mongolen um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch gebräuchlich gewesen zu sein. Demnächst wird er auch mit dem russischen Ausdruck

SAMOJEDE.

Syro jedok, Syro nesst, in Verbindung gebracht; und dieser bedeütet Rohfresser, (nicht eigentlich Lachsesser), was nicht ganz unpassend ist, weil die Samojeden wirklich rohes Fleisch zu verzehren gewohnt sind. So viel ist gewiß, daß in ihrer Sprache kein Wort sich findet, welches dem Namen Samojed nahe käme. Und sehr wahrscheinlich liegt die Wurzel desselben um so mehr in dem finnischen Worte Sooma, Suoma, d. i: Sumpf, Morast, als es gewiß ist, daß die Finnen den größten Theil der nordischen Länder inne gehabt haben, und es dem eigentlich sogenannten Samojeden-Lande eben so wenig an Sümpfen, Morästen, stehenden Wassern fehlt, als dem Lande der Finnen und Lappen.

Die nördlichen Samojeden nennen sich selbst theils Njenez oder Nenetsch, d. i: Leüte, theils Chaßowo, d. h: Menschen, Männer, weil sie, wie so viele andere Völker, aus Mangel eines eigenen Namens sich so allgemein benennen müssen. Bei den benachbarten finnischen Völkerschaften, den Ostiaken, heißen sie Jergan jach, bei den Permiern Jarang, bei den Wogulen Jorran-kum; und bei den Tungusen-Stämmen im obern Jenisseï-Gebiet Dschandal.

Die Samojeden sind Urbewohner des oberen Jenisseï und des Sajanischen Schneegebirges. Aus diesen hohen Gegenden des Altain-Dola sind sie, wie es scheint, schon in früheren Zeiten, muthmaßlich in Folge heftiger Kriegs-Erschütterungen, längs des Jenisseï und Ob nordwärts bis zur Küste des Eismeeres herabgezogen. Ihren Wohnsitzen nach spalten sie sich gegenwärtig in zwei Gruppen, die südliche und nördliche, die durch das Gebiet der Jenisseïer von einander getrennt sind.

In der südlichen, kontinentalen Gruppe sind die Weideplätze der Samojeden an der mittlern Gruppe des Altaïschen Gebirgssystems an der Tangnu- und der Sajanischen Kette und im Hochthale des Jenisseï, so wie an der Uda und den Nebenflüssen dieser Ströme bis zur Selenga einer-, und der oberen Tunguska anderer Seits, zwischen dem telezkischen und dem Baïkal-See.

Die nördliche Gruppe, die man die litorale nennen kann, erstreckt sich von der Chatanga längs des Eismeeres westwärts über die Jenisseï- und Obmündung, über das Obdorische Gebirge, oder das Nordural-Ende, bis zum Mesen und dem Weißen Meere. Die Samojeden bewohnen hier die Ufer der Chatanga, des Sees Pjäßino und des Pjäßino-Flusses, den unteren Jenisseï, den Tas, den Obi-Srom, die Petschora und den Mesen.

Das samojedische Volk ist von kleinem Wuchs, meistens nur vier Fuß groß, obgleich es auch Ausnahmen von fünf Fuß großen Leüten giebt. Ein nerviger, abgehärteter Körper, von breitem, vierschrötigem Bau, mit kurzen Beinen und kleinen Füßen, charakterisirt den Samojeden, dessen plattes Gesicht, und seine schmalen, schwarzen Augen, seine dermaßen eingedrückte Nase, daß der Gipfel derselben fast mit dem Knochen des oberen Kinnbackens gleich steht, seine starken, erhabenen Backenknochen lebhaft daran erinnern, daß er dem mongolischen Menschenstamm angehört. Des Samojeden Mund ist groß mit dünnen Lippen. Seine Augenbrauen und Haare sind schwarz, letztere überaus hart und stark, doch glatt, und über die Schultern hangend. Die Ohren sind groß und aufgestülpt. Die Gesichtsfarbe ist meistens gelbbraun, zuweilen sogar schwarz-

braun, mitunter aber auch weiß. Bei den nördlichen Samojeden haben die Männer wenig oder gar keinen Bart, was muthmaßlich von der Gewohnheit herrührt, alles Haar, außer dem Kopfhaar, auszureißen, indem sie die Vorstellung von Häßlichkeit mit dem Haar verbinden; denn bei den südlichen Samojeden sieht man ziemlich bärtige Gesichter, und überhaupt Gesichtsbildungen, welche sie an die Tungusen reihen, während sie sich von ihren turkischen Nachbarn durchaus unterscheiden. Das weibliche Geschlecht ist dem männlichen in der Gesichtsbildung vollkommen gleich, nur hat es etwas zartere Züge. Bei ihm ist der Leib nicht so vierkantig, wie bei den Männern, aber die Beine sind noch kürzer, die Füße noch kleiner. Sonst aber ist es schwer, die beiden Geschlechter am Aüßern und durch die Kleidung zu unterscheiden, die sich bei Männern und Weibern fast gleich ist. Sie besteht aus Pelzwerk von Rennthieren ꝛc., wovon das Rauhe herausgekehrt ist. Der einzige Unterschied, den man an der weiblichen Kleidung bemerkt, sind einige Stücken Zeüg von verschiedener Farbe, womit sie ihren Pelz besetzen. Junge Mädchen nehmen sich überdem zuweilen die Mühe, ihr Haar in zwei oder drei Zöpfe zu flechten, die ihnen hinten vom Kopfe herunterhangen.

Ihre Jurten, die aus zusammengenähten Baumrinden bestehen und mit einigen Rennthier- oder anderen Fellen bedeckt werden, haben die Gestalt einer Pyramide oder eines Kegels, an dessen Gipfel eine Öffnung ist, um dem Rauch einen Abzug zu verschaffen. Diese Zelte lassen sich sehr leicht zusammenlegen und auf Rennthieren ꝛc. von einem Ort zum andern schaffen. Im Sommer ziehen die Samojeden den Aufenthalt an den Flüssen vor, um sich den Fischfang zu Nutze zu machen. Außerdem ernährt die Jagd und die Rennthierzucht die Samojeden, wozu bei den südlichen Samojeden auch noch andere Hausthiere kommen. Außer Hunde-, Katzen-, Eichhörnchen- und Hermelin-Fleisch verschmäht der Samojede nichts zur Nahrung, selbst nicht ein Mal das Aas von Wild, das er auf der Jagd findet. Das Rennthierfleisch genießt er stets roh, und ein Leckerbissen ist es für ihn, das Blut dieser Thiere ganz warm zu trinken. Er ißt sogar die Fische ganz roh, was aber die anderen Arten von Lebensmitteln anbelangt, so zieht er es vor, sie gekocht zu genießen, zu welchem Behuf, da sich der Samojede an keine bestimmte Mahlzeit hält, beständig ein Kessel über dem Feüer steht, damit jeder von der Familie so oft zulangen könne, als der Appetit es fordert.

Nachdem sie für ihre Nahrung gesorgt haben, was den Männern in jeder Familie obliegt, unterdeß die Weiber mit der Sorge für die Kinder, der Anfertigung der Kleider und der Unterhaltung des Feüers beschäftigt sind, bekümmern sie sich weiter um nichts: die Süßigkeit des Müßiggangs dienet den Samojeden statt aller Leidenschaften und nur die Nothwendigkeit allein kann sie der Unthätigkeit entreißen.

Die südlichen Samojeden sind auf der Ost- und Südseite von Mongolen umgeben, gegen Westen stoßen sie an Turken und Jenisseïer und gegen Norden auf kurzer Strecke an Tungusen-Stämme. Sie bestehen aus folgenden Abtheilungen: —

1. Die Sojoten, oder Uliang hai der Chinesen, Uriang chai der Mongolen und Mandshu, d. h: Rennthier-Jäger, leben größtentheils unter chinesischer Oberherrschaft und bewohnen die Gegend zwischen dem Sajanischen Gebirge, welches die Gränze zwischen dem chinesischen Reiche und Sibirien bildet, und den Gebirgen Changai und Altaï, dem Flusse Teß, der nach Westen in den Fluß Ubsa fließt, und dem Baschkuß, der durch den Altan- oder telezkischen See geht und den Ob bildet. Die Uriang oder Urijang chai bestehen aus fünf Hauptstämmen:

1) Bagari oder Baïgarin.

2) Matlar oder Mattar; beide in der Nähe der sibirischen Gränze, in der Gegend um den Kemkem tschyk Bom.

3) Toshin oder Tojin. Dieser Stamm nomadisirt an den Flüssen Todat, Kamsera und Systy gem (Seste kem); er ist arm und zieht nur wenig Ochsen, Schaafe, Ziegen, Pferde, mancher selbst nicht einmal für seinen eigenen Bedarf.

4) Ulek oder Ulet, an den Bächen Alaschu, Bajan-Dschureku, und Kemtschyk. Die Ulek sind die wohlhabendsten von allen Uriang chai; sie haben sehr zahlreiche Heerden von Pferden, Rindern, Kamelen; auch viel Silber und holen sich Steinsalz in großen Stücken aus dem Gebirge. Thee ist ihr Hauptgetränk.

5) Die Sojoten oder Sojeten, die, gering an Zahl, auf russischem Grund und Boden um Tunkinsk und an der südwestlichen Spitze des Baïkal-Sees wohnen. Sie stammen ab von den Tubinzen, die, nach dem Flusse Tuba, der zur Rechten des Jenisseï fließt, genannt wurden und sich seit der Zeit der russischen Eroberung Sibiriens zerstreüt haben. Ein Theil derselben unterwarf sich den Russen im Jahre 1618. Der Fürst dieser Abtheilung hieß Soït, daher der Name Sojoten. (Vergleiche weiter unten die Turk-Völker.)

Die russischen Sojoten sind arme Nomaden und halten wenige Rennthiere und zum Ziehen abgerichtete Hunde. Sie sind außerordentlich roh und schmutzig und scheinen keinen Begriff vom Waschen zu haben. Nur der Regen leistet ihnen im Sommer diesen Dienst der Reinigung, aber auch dann nur unvollkommen, weil sie auch in dieser Jahreszeit ihren Pelz niemals ablegen. Kaum den Namen von Menschen verdienend, wie Pesterew sich ausdrückt, wohnen sie in Hütten von Birkenrinde, deren Stelle sie oft wechseln, und leben von kümmerlicher Jagd, Fischfang, Wurzeln und Fichtenzapfen. Mit Wurzeln und Lilienknollen begnügen sie sich, wenn die Jagd keinen Ertrag gegeben hat; dann nehmen sie auch ihre Zuflucht zum Ziegelthee, den sie stark salzen. Brot ist nicht nach ihrem Geschmack. Finden sie im Winter auch keine Wurzeln mehr, dann machen sie sich, zur Stillung des Hungers, an ihr Riemenwerk und ihre Lederfäcke, und sind diese verzehrt, so werden sie — Anthropophagen! Einige ihrer Horden haben gar keine Heerden.

In bessern Verhältnissen und regelmäßig organisirt leben die chinesischen Sojoten, die, zehntausend an der Zahl, in zwei Abtheilungen getheilt sind.

Der Fürst der Uriang chai vom Altaï hat die Würde eines Dorgi Amban (Chinesisch: Näi ta tschin, d. h: Großer des Innern, von der obern Abtheilung der ersten Rangklasse) und seine Leüte sind in 16 Banner abgetheilt, von denen die westlichsten in der Provinz Chobdo stationiren.

Der Fürst der Uriang chai vom Gebirge Tangnu führt den Titel Sfula-Amban (Chinesisch: Sfan tschi ta tschin, d. h: ein Großer, der bei keinem bestimmten Departement angestellt ist), und die Seinigen sind in 5 Banner vertheilt.

Die Uriang chai stehen, so wie alle nomadischen Stämme, die zwischen dem Lande der Chalchas und dem ehemaligen Gebiet der Dsungar umherziehen, unter der Stadt Uliaßu taï oder Uliasstaï, die von ihnen auch Ulataï genannt wird. Nach dieser Stadt, wo der chinesische Befehlshaber residirt, entrichten sie ihren jährlichen Tribut, der in Zobeln, Luchsen, Wölfen, Füchsen, in Grauwerk, in Wurzeln von Sforana (Lilium bulbiferum) und Mykir (Polygonum viviparum) und anderen Pflanzen besteht, die in jenen Gegenden das allgemeine Nahrungsmittel sind. Jeder entrichtet drei Zobelfelle, denen aber die Schwänze abgeschnitten werden, statt deren ein Luchsbalg, oder sechs Wolfs- oder zwölf Fuchsbälge, oder hundert Eichhörnchenfelle eingeliefert werden können, welche von gleichem Werth erachtet werden. Dazu bezieht der chinesische Kommandant von Ulataï für sich noch ein Marder- oder zwei andere Felle.

Die Uriang chai sind ein hartherziges Geschlecht: die Wohlhabenden unter ihnen sehen ihre ärmeren Brüder nicht als ihres Gleichen an und zeigen gar keine Theilnahme für die Noth derselben, und nie eine Spur des Mitleids, um ihnen Beistand zu leisten. Ihren Vätern messen sie allein die Schuld bei, daß sie den Söhnen nichts hinterlassen haben; der Reiche, sagen sie, brauche dem Armen nichts zu geben, höchstens nimmt er dessen Kinder als Sklaven an, wenn er sie brauchen kann, läßt aber ihre Ältern verhungern.

2. Die Mati, von den Russen Matorzi oder Modori, gewöhnlich Motoren genannt, wohnen auf der Nordseite des Sajanischen Gebirgs, also auf russischem Gebiete, am Flusse Tuba, der bei den benachbarten turkischen Stämmen auch Upßa, oder Ufza heißt. Es ist ein kleiner armseliger Hirtenstamm, der das Christenthum angenommen hat, im Jahre 1723 aber nur noch aus zehn Familien bestand, und gegenwärtig vielleicht ganz erloschen ist.

3. Die Koïbalen erstrecken sich oberhalb Abakansk zu beiden Seiten des Jenisseï bis zum Sajanischen Gebirge. Sie bestehen aus folgenden Stämmen:

1) Auf der Westseite des Jenisseï: Taragak, Bolchoi Baigatal, Karnat und Argen.

2) Auf der Ostseite des Stroms: Archupowa, Syßkowa, Aßkosowa, Kolßkoi und Angarowa.

Diese, 1400 Personen zählende Stämme sind ebenfalls Hirten und gleichen den Motoren; allein sie sind wohlhabender, treiben Pferde-, Rinder- und Kamelzucht und etwas Ackerbau. Auch sie sind Christen, doch aber immer noch mit Beibehaltung mancher Schamanen-Gebraüche. Sie führen ihren Namen von ihrem Fürsten Koïbal. Sonst heißen sie auch bei den Russen Kys-

ſtym oder Kyſchtym, was in den Turkdialekten Knecht bedeütet, in ihrer Sprache aber Numu heißt. Sie haben dieſen Namen erhalten, weil ſie knechtiſche Unterthanen der früher in jenen Gegenden herrſchenden Kirgiſen waren. Aber auch jetzt dienen die Ärmeren unter ihnen bei den ruſſiſchen Anſiedlern als Knechte und Tagelöhner. Die Koïbalen haben ſich von allen ſüdlichen Samojeden am meiſten unvermiſcht erhalten und werden von Pallas für den Urſtamm der gegen das Eismeer verdrängten Samojeden gehalten.

4. Die Kara-kaſch, ein kleiner, armer Stamm im Kreiſe von Niſchne-Udinsk, am Fluſſe Uda, im wilden Gebirge Toros-Dabahn, das einen Theil der Sajaniſchen Kette ausmacht. Er hat nur wenige Rennthiere. Zwar getauft, hat er die meiſten heidniſchen Gebraüche beibehalten.

5. Die Kan-manaſchen, Kamaſchen, Kangmaſchen, ruſſiſch Kamaſchinzi, bilden gleichfalls einen kleinen Stamm in der Nähe von Abakansk und Kansk. Sonſt wohnten ſie an den Quellen des Kan und der Mana, daher ihr Name. Als Überreſte eines vormals mächtigen Volks unterwarfen ſie ſich im Jahre 1629 den Ruſſen und waren im Jahre 1781 durch Peſt- und Pockenſeüchen, welche dieſe Gebirgsgaue entvölkert und verödet haben, bis auf zwanzig tributzahlende Familienhaüpter zuſammengeſchmolzen. Sie halten nur Fahr-Rennthiere. Den Tribut zahlen ſie in Zobeln und Silber. Ihr Dialekt ſteht dem der Koïbalen und Sojoten oder Uriang chai am nächſten. Sie ſind ſchamaniſche Heiden, halten nur wenig Vieh und leben nach der Weiſe der ruſſiſchen Anſiedler von Ackerbau, Jagd und Pelzhandel.

Die nördlichen Samojeden haben gegen Oſten Tunguſen, gegen Süden aber die Jeniſſeïer und Finnen zu Nachbarn, letztere auch gegen Weſten, während das Eismeer ihre nördliche Gränze ausmacht. Von den ſüdlichen durch die Jeniſſeïer getrennt, fangen die Wohnplätze der nördlichen Samojeden bei dem unteren Tunguſen-Fluſſe an, welcher in die Rechte des Jeniſſeï fällt. Dort wohnen ſie als: —

6. Turachaniſche Samojeden, auf der linken Seite des Jeniſſeï, und als —

7. Karaßen bei den karaßiſchen Winterhütten, auf der rechten Seite deſſelben Stroms bis zum Eismeere hin. Unter dem Namen der zahlreichen —

8. Tawgi- oder Taugi-Samojeden erſtrecken ſie ſich nach Oſten zwiſchen dem Jeniſſeï und der Chatanga und, über den zuletzt genannten Fluß hinaus, ſelbſt bis zur Lena. — Auf der Weſtſeite des Jeniſſeï findet man —

9. Die Mokaße, wie ſie ſich ſelbſt nennen, zu beiden Seiten des Tas-Fluſſes, der ſich in den taſiſchen oder taſowiſchen Buſen des Eismeeres ergießt, namentlich in der Umgebung der ehemaligen ruſſiſchen Niederlaſſung Mangaſeja, die jetzt unter dem Namen Taſowska bekannt iſt.

10. Die Jurazen, auf der hohen Meeresküſte, die ſich vom Ausfluß des Jeniſſeï bis zum Ob erſtreckt und Juraz genannt wird.

Die am untern Ob und diesſeits des Urals bis zum Weißen Meere wohnenden Samojeden nennen ſich, wie ſchon oben erwähnt wurde, Chaßowo, d. h: Menſchen. Sie beſtehen aus drei Geſchlechtern:

11. Die Wanoïta an den Flüssen Mesen und Petschora und auch in den Niederungen des Ob bei Obdorsk, das bei den Samojeden Solä Chara heißt;

12. Die Tyßja-Ilogei in den innern Gegenden des Gouvernements Archangel; und

13. Die Chyrjutschi, oder Karatscheja der Russen, jenseits des Urals. in den Kreisen von Obdorsk und Beresow. Die beresowschen Samojeden halten sich mehrentheils am Thorum loor, d. h: Gottes-See, auf. Sie sollen lang und schlank sein, wogegen die am tasischen Meerbusen sehr klein und von weißer Hautfarbe sind, auch eine abweichende Mundart reden.

Abgesondert von den Gruppen der südlichen und nördlichen Samojeden finden wir als Enklaven auf theils turkischem, theils finnischem Gebiete:

14. Die Tomskischen Samojeden, die irriger Weise Ostiaken genannt zu werden pflegen. Sie wohnen in der Nähe von Tomsk und auf der Nordseite des Tschulym Flusses in seinem Unterlauf. Sie nennen den Ob Gwoi oder Kuoi. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit einem Theile der Völkerschaften, welche die oberen Gegenden der Flüsse —

15. Ket, und

16. Tym, die sich zur Rechten in den Ob ergießen, und die Nachbarschaft der Stadt —

17. Narym bewohnend, von den Russen unter dem unbestimmten Namen Ostiaken begriffen werden. Sie sind theils samojedischer Abkunft, theils gehören sie zum finnischen Völkerstamm. Was die Sprache der Tomskischen und Ket'schen Samojeden betrifft, so kommt sie am meisten mit dem samojedischen Dialekt am Tas und mit dem karaßischen überein.

Die Sprache des samojedischen Volks, das, Alle in Allem gerechnet, höchstens noch 80,000 Köpfe zählt, ist bei sämmtlichen der vorgenannten Stämme, die als ebenso viele verschiedene Mundarten angesehen werden können, sehr kurz im Ausdruck, auch ihr Periodenbau wenig zusammenhangend. Die Worte werden schnell und hart, meistentheils durch die Kehle gesprochen, und in den Radikalen zeigt sich mit anderen asiatischen, auch mit entfernteren Sprachen, große Ähnlichkeit, die das Samojeden-Volk aber doch vorzugsweise an Inner-Asien zu knüpfen scheint.

Das religiöse Bewußtsein der Samojeden stützt sich auf den Glauben an ein höchstes gutes Wesen, das alle Dinge erschaffen hat, dem aber keine Anbetung gezollt wird. Damit verbinden sie den Begriff eines ewigen und unsichtbaren bösen Wesens, das von ihnen gefürchtet wird, und mit dem ihre Zauberer, Kondesaiken oder Tadeben, in Gemeinschaft stehen, die deshalb von ihnen auch bei wichtigen Lebensverhältnissen zu Rathe gezogen werden. Sonne und Mond sind dem Samojeden Untergottheiten, durch deren Vermittlung das höchste Wesen auf die Menschen und die ganze Natur wirkt. Von der Unsterblichkeit der Seele und einem Zustande der Wiedervergeltung im künftigen Leben finden sich bei diesem Volke einige lockere Begriffe, die auf eine Seelenwanderung hinauslaufen, und die Veranlassung werden, daß den Todten Kleidung, Pfeil und Bogen aufs Grab gelegt werden. Gottesdienstliche Verrichtungen kennt der Samojede nicht, seine Kondesaiken, oder Priester, wenn man

sie so nennen will, sind bloße Rathgeber und Austheiler von rohen Götzenbildern, die gleichsam als Amulett dienen, wenn eine ergiebige Jagd erzielt werden soll.

Gesetze im eigentlichen Sinne des Worts kennen die Samojeden nicht, sie haben in ihrer Sprache nicht einmal den Ausdruck für Tugend und Laster. Enthalten sie sich des Bösen, so geschieht es aus einem bloßen Triebe der Natur. Polygamie ist bei ihnen üblich, zwei bis fünf Weiber sind gebraüchlich; sie werden gekauft und mit Rennthieren ꝛc. bezahlt. Schon im zehnten Jahre ist das samojedische Mädchen mannbar, und nichts Seltenes ist es, sie im eilften oder zwölften Jahre als Mutter zu sehen, wogegen aber auch eine dreißigjährige Mutter fast niemals vorkommt. Blutsverwandtschaft ist ein Hinderniß ehelicher Verbindungen. Die Kinder bleiben so lange bei den Ältern, als sie für ihren Unterhalt selbst sorgen können. Mord, Diebstahl, Mädchen- oder Weiberraub sind den Samojeden unbekannte Dinge; sie begreifen es nicht, wie es einem Menschen einfallen könne, einen seines Gleichen zu tödten. Sie sind rohe Naturmenschen, die weiter keine Bedürfnisse kennen, als Nahrung, weiblichen Umgang und Ruhe. Ständeverschiedenheit besteht unter den Samojeden nicht, wenigstens nicht unter den nördlichen, die keinen Haüptling ihrer Horden kennen; jeder ist sich da gleich und nur der älteste der Familie oder der Kondesaik wird um Rath gefragt, wenn einmal Zwistigkeiten ausbrechen sollten, ohne daß jedoch eine Verbindlichkeit vorliegt, sich dem Ausspruch zu unterwerfen. Stets fröhlich, frei von Kummer und sehr zufrieden mit seinem Schicksale, zeichnen den Samojeden ein Stumpfsinn und eine Unempfindlichkeit aus, die ans Fabelhafte gränzen: so gern er Tabak raucht und Branntwein trinkt, den er dann und wann von Fremden bekommt, so giebt er nichts desto weniger diesen Genuß wieder auf, ohne auch nur das geringste Merkmal von Bedauern zu zeigen; jeder Gegenstand, so neü er ihm auch sein mag, erweckt wol seine Aufmerksamkeit auf einen Augenblick, erregt aber gewiß nicht seine Begierden. Die Samojeden haben ihre Lebensart von jeher Allem vorgezogen, was sie nur Anziehendes und Üppiges bei den Russen gesehen haben, und Nichts gleicht dem Widerwillen gegen Alles, was ihre Ruhe und ihre ausgemachte Neigung zur Trägheit unterbrechen kann.

Finnen.

Das nordwestliche Asien, der nordöstliche und nördliche Theil von Europa, auf der skandinavischen Halbinsel bis zum Wenner-See, so wie die große Ebene, welche sich zwischen den Alpen und den Karpaten längs der Donau und ihrer Nebenströme erstreckt, ist der Wohnplatz des weit verbreiteten Finni-

schen Volksstamms, der seinen Namen von einem seiner äußersten Zweige, und dieser ihn aus einer fremden Sprache, erhalten hat, aber, mit größerem Rechte wol, der Uralische genannt werden könnte, weil er vom Ural stammt, von dem er nach Westen und Osten herabgestiegen ist.

Der Name Finne ist sehr alt, denn er kommt schon bei Tacitus und Ptolemäus in der Form Fenni und Phinni vor. Er stammt ohne Zweifel von dem deütsch-skandinavischen Worte Fenn, Finnar, welches Sumpf, Morast, Moor bedeütet. Bei den Finnen selbst ist er in älteren Zeiten niemals im Gebrauch gewesen und noch weniger findet er sich in den russischen Jahrbüchern, von Nestor abwärts, bei dem, so wie auch bei den heütigen Russen, die finnischen Völkerschaften Tschuden heißen.

Die Uralischen Länder, sagt Klaproth, bilden das große Thor, durch welches die Nomaden Mittelasiens in Eüropa eingebrochen sind. Sie hielten sich auf ihrer Wanderung Jahrhunderte lang unterweges auf und vermischten sich zu beiden Seiten des Scheidegebirgs mit den dort einheimischen Finnen, wodurch neüe Sprachen und Nationen entstanden, die entweder in ihrem neüen Vaterlande blieben, oder, durch andere östliche Völker gedrängt, die von ihren asiatischen Vorfahren begonnenen Züge nach Westen fortsetzten. Das ist, in wenigen Worten, der Lauf und die Geschichte derjenigen Erscheinung im Leben der Menschheit, welche die Völker-Wanderung genannt wird. Durch jene Vermischung mit asiatischen, und besonders, seit dem sechsten Jahrhundert, mit turkischen Völkerschaften, entstanden die so sonderbar abweichenden, verbasterten und doch finnisch gebliebenen Sprachen, wie das Tscheremißische und Ungrische, zu welchem letzteren sich auch ein großer slawischer Antheil und viel Deütsches gesellt hat. Dagegen löf'te das Turkische der Tschuwaschen ein Drittheil finnischer Wörter in sich auf und ward dadurch zur abweichendsten unter allen Mundarten des alten Stamms.

Die westlichen Finnen, bemerkt Klaproth weiter, die ihre Wohnsitze am Baltischen Meere und dessen Bottnischen Busen haben, waren durch deütsche Völker auf dieselbe Weise germanisirt worden, wie ihre östlichen Stammverwandten durch turkische Horden verturkt wurden. Samojeden und andere, jetzt, vielleicht durch Verschmelzung mit Finnen, verschwundene asiatische Völkerschaften trugen ebenfalls zu dieser Mischung bei, aus der im Mittelalter Hunnen, Awaren, Chasaren und andere Völker hervorgegangen sind, deren Andenken nur noch in der Geschichte lebt, und die für uns nicht mehr vorhanden sind, weil ihre Nachkommen, ohne Schrift und Bildung, die Überlieferung ihrer Abstammung nicht erhalten haben. Aus der Ähnlichkeit des ungrischen Wortes Isten, Gott, mit dem persischen Jesdan, schließt man, wol etwas voreilig, daß die Religion dieser Völker ein dem persischen Sonnendienst analoger Kultus gewesen sei.

Der finnische Völkerstamm bietet die Eigenthümlichkeit dar, daß er die roheste Barbarei, ja Wildheit, mit ausgebildeter Kultur und Gesittung in sich vereinigt. Die Finnen sind ursprünglich Nomaden, und mehrere ihrer Stämme führen fortwährend ein Wanderleben und ernähren sich vom Ertrag der Jagd

und des Fischfangs; die meisten aber haben sich seit undenklichen Zeiten dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmet. Sie sind im Allgemeinen stark, robust und muthig, eigensinnig bis zum Starrsinn und man macht ihnen im Allgemeinen den Vorwurf, daß sie rauh, unempfindlich, unbarmherzig und wenig friedliebend seien; indessen sind sie ehrlich und gastfrei. Ihre Trägheit ist sprüchwörtlich geworden, ihre intellektuellen Kräfte leiden unter ihrer physischen Indolenz und ihre Unreinlichkeit überschreitet alles Maaß. Die Finnen haben durchgängig das platte Gesicht, mit den hervorstehenden Backenknochen des mongolischen Typus, aber ihr Haar ist bald schwarz, bald blond, gelblichbraun oder roth, der Bart ist schwach und grob, die Gesichtsfarbe schmutzigbraun, die Augen sind grau. Der Finne ist ernst und wenig gesellig, er liebt die Einsamkeit und das Geheimniß, was ihm den Ruf verschafft hat, daß er sich mit Zauberei und Hexenkünsten abgebe.

Das wichtigste und bedeütendste unter den finnischen Völkern ist das ungrische. Seit einem Jahrtausend in den Kreis der eüropäischen Nationen aufgenommen, ist das ungrische Volk ein ackerbautreibendes geworden, das im Besondern den Weinbau mit großem Glück betreibt, nichts desto weniger aber noch heütiges Tages dem nomadisirenden Leben des Hirten und Viehzüchters den Vorzug giebt, wiewol neüere Reichstagsbeschlüsse die Aufhebung der gemeinschaftlichen Weiden, zur Erzielung einer rationellen Landwirthschaft, ausgesprochen haben. Darum überläßt der Magyar den Handelsverkehr den übrigen, mit ihm das ungrische Reich bewohnenden Nationen, oder auch Fremdlingen, die in demselben ihren vorübergehenden Wohnsitz aufschlagen. Über den National-Charakter der Ungern oder Magyaren (sprich Madjaren, Magyar in der Ein-, Magyarok in der Mehrheit), wie sie sich selbst von einem ihrer ehemaligen sieben Hauptstämme nennen, spricht sich einer ihrer Landsleüte folgendermaaßen aus: Der Unger ist stolz und von edler Haltung und dieser Stolz mit einem gewissen Ernst gepaart; er ist ehrliebend, großherzig, bieder; er liebt und haßt mit Feüer, ohne rachsüchtig zu sein; er ist gastfrei, für alles Große und Schöne leicht empfänglich, sein Eifer aber erkaltet bald; seine Tapferkeit und Geistes-Energie wird selbst von seinen ärgsten Feinden anerkannt, und in der That ist der Umstand, daß der Magyar, seit einem Jahrtausend von fremden Völkern umgeben, nach so viel verheerenden Kriegen sich nicht nur erhalten, sondern selbst über andere mit größeren fremden Nationen in Verwandtschaft stehende Völkerstämme eine Herrscher-Rolle spielen konnte, als andere nach Eüropa eingewanderte Völker theils gänzlich verschwanden, theils mit fremden, stärkeren Nationen verschmolzen, ein Ereigniß, zu dem wir ein ähnliches in den Jahrbüchern Eüropas vergeblich suchen. Neben diesen guten Eigenschaften ist jedoch der Magyar auch von Fehlern nicht frei; sein Stolz giebt Anlaß zur Großsprecherei, zur blinden Selbstgenügsamkeit und zum Eigensinn, Fehler, die der Nationalkultur bisher im Wege standen. Ein anderer Fehler des Magyar ist seine Liebe zum Aufwand und Pomp; er sucht Ämter und Auszeichnungen und schlägt dazu Wege ein, die nicht immer die ehrlichsten sind. Seine Gastfreündschaft artet nicht selten mit Leichtsinn in Verschwendung aus, wie er

denn überhaupt nichts weniger als sparsam ist; zwar arbeitet er gut und ist auch der schwersten Arbeiten mächtig, allein er hat, in Folge der allgemeinen finnischen Trägheit, nicht immer die Lust dazu. Leidenschaftlich ist er für sein Vaterland und seine Nation eingenommen: Ungern geht ihm über Alles.

Die Finnen sind fast alle Christen: die einen, welche von den Russen bekehrt sind, bekennen sich zur morgenländischen Kirche; die anderen, denen das Christenthum von Schweden und von Deütschland zugeführt worden ist, sind evangelische und römisch-katholische Christen. Unter den Lappen hat sich die Christuslehre noch nicht ganz festgesetzt. Im zwölften Jahrhundert waren alle Finnen, mit Ausnahme der Ungern, noch Heiden, die eine Menge Götzen anbeteten, dennoch aber an einen Herrn des Himmels und der Erde glaubten, den sie Jumala nannten. Indessen ist es nicht möglich, diese Religions-Begriffe unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu stellen, weil jeder der finnischen Stämme seinen eigenen Gang befolgt und sich unabhängig von den anderen entwickelt hat. Man kennt auch ihre Alterthümer zu wenig und wenn die baltischen Finnen schon seit langer Zeit in der Geschichte Schwedens auftreten, so ist es doch mit den wolgischen und uralischen anders, indem diese kaum seit einem halben Jahrhundert in der Geschichte Rußlands ihre Stelle einnehmen.

Mit Ausnahme der Magyaren, der Eroberer von Ungern, haben die finnischen Völker fast gar keine Geschichte. Sie sind früher niemals unter einem Scepter vereinigt gewesen, wie sie jetzt unter dem der russischen Zare es sind, und niemals haben sie eine politische Macht gebildet. Nur drei finnische Staaten scheinen zu verschiedenen Zeiten auf dem gegenwärtigen russischen Gebiete bestanden zu haben und nur einer dieser drei hat eine, obwol wenig glaubwürdige Geschichte hinterlassen; kleine Fürstenthümer, welche dasselbe Volk sowol in Eüropa, als in Asien gestiftet hat, können kaum in Betracht kommen.

Der Sprache nach zerfallen die finnischen Völker in vier Hauptstämme: Westliche oder Baltische Finnen; Wolgische Finnen; Permische Finnen und Sirjänen; und Ugorische Finnen, d. i: Wogulen, Ungern und Obische Ostiaken, welche auch unter dem Namen der Jugrier oder Ugrischen Völker zusammengefaßt werden können.

I. Westliche, baltische oder germanisirte Finnen.

Um das Baltische Meer und seine Busen, den Finnländischen und Bottnischen, sind die Wohnsitze dieses westlichsten der finnischen Hauptstämme, den man den germanisirten nennen kann, der unzweifelhaften Mischung mit Skandinaviern und Deütschen wegen, die besonders in den in Finnland gesprochenen Dialekten so stark ist, daß mehr als ein Drittheil deütscher Wörter in diesen Mundarten enthalten ist. Dies ist der Zweig, den schon Tacitus unter dem Namen Fenni kannte, und der von den Russen Tschuden genannt wird, mit einem Worte ihrer Sprache, was wunderlicher Mensch bedeütet, daher es ein Spottname ist, und den sie zuerst auf ihre nächste Nachbarn, den finnischen Stamm der Woten oder Watiaïseth anwandten, der mit den Sawakot und Auramoïseth oder Aegraemoïseth Ingermannland und die Wodskeja Paitina, einen der unmittelbaren Distrikte der Republik Nowgorod, bewohnte,

Stämme, welche von den Russen schon frühzeitig, seit dem eilften Jahrhundert, unterworfen, und die letztern von den Schweden nur vorübergehend entrissen wurden. In den russischen Jahrbüchern wird die Benennung der Tschuden auf alle nordöstlichen Völker angewendet, deren ehemaliges Dasein nur noch Reste unterirdischer Wohnungen, alte Grabhügel und Bergwerksschürfe verkündigen. So zeigt die ganze Gegend, welche die Samojeden diesseits des Ural inne haben, Spuren eines alten Volks, welches vor ihnen dort gewohnt hat; diese Spuren bestehen in einer großen Menge unterirdischer Wohnungen oder Höhlen, die von den Russen allgemein tschudische genannt werden, von denen aber die Samojeden glauben, daß sie unsichtbaren Wesen gehören, welche sie Sirte nennen, die ungesehen auf die Jagd gehen und nur ihren Zauberpriestern oder Tadibei bekannt sind. Auf gleiche Weise sind kirgische Grabhügel im südlichen Sibirien zwischen dem Jenisseï und Ob, und alte Silbergruben im fernen Osten des Baïkal-Sees tschudische geworden, was, wie Klaproth bemerkt, zu allerhand Traümereien über ein civilisirtes Urvolk in den steinigen Wüsten Mittelasiens und seinen unwirthbaren Schneegebirgen Veranlassung gegeben hat.

Zu diesem westlichen Hauptzweige der finnischen Völker gehören:

1. Die Liwen, Liewen, Liven, von denen das Herzogthum, oder die heütige russische Provinz Liwland, Liefland, den Namen trägt. Sie waren einst die Herren in diesem Lande sowol, als in Kurland, gehen aber mit starken Schritten ihrem Erlöschen entgegen. Echte Liwen, welche noch die Sprache erhalten haben, wohnen noch um Salis in Liwland, und in Kurland im nördlichsten Theil der Provinz, am Strand der Güter Popen und Doedangen, als Fischerbauern. Die meisten übrigen Liwen sprechen Lettisch, in welcher Sprache ihnen, die alle evangelische Christen sind, auch gepredigt wird. Dem Aussterben ganz nahe sind die, entweder zu den Liwen, oder zu den Esten gehörigen Kreewinen oder Kriwinger, von denen noch ein kleiner Rest von nur fünfzehn Personen, die ihre Nationalsprache mit der Lettischen vertauscht haben, in Kurland, unweit Bauska, wohnt.

2. Die Esten in den Gouvernements Estland und Liwland. Der Name, der zuerst bei Tacitus, in der Form Aestii, vorkommt, ist deütsch und bedeütet Ostländer. Die Esten selbst nennen sich Somelas seth und ihr Land nicht anders als Meie Maa, d. h: unser Land. Die Esten waren bis zum eilften Jahrhundert Heiden. Knut IV., König von Dänemark, unterwarf sie im Jahre 1080 seinem Scepter und bekehrte sie zum Christenthum; und obwol in der Folge die deütschen Kaiser über ein Land verfügten, was ihnen nicht gehörte, und es von Zeit zu Zeit einen unabhangigen Staat bildete, so wurde es dennoch erst drittehalb Jahrhunderte später vom Verband der dänischen Monarchie gelöst, im Jahre 1347 nämlich, wo König Waldemar III. es an den Großmeister des deütschen Ordens in Preüßen verkaufte. Der Orden besaß Estland ungefähr zweihundert Jahre lang, und von daher schreibt sich die deütsche Einwanderung und Kultur in den heütigen Ostseeprovinzen Rußlands. Als aber der Orden immer mehr in Verfall gerieth, und seine Ritter die Grundbesitzer und Städte nicht mehr vor den immer drohender werdenden Angriffen der

Russen schützen konnten, unterwarf sich Estland im Jahre 1561 der schwedischen Krone, die sich auch Liwlands bemächtigte. In seinem großen Kampfe mit Karl XII. eroberte Peter der Große Estland und Liwland und vollendete diese Eroberung im Jahre 1710 durch die Einnahme der Stadt Reval.

Die Esten sind Ackerbauer, und bis auf die neüeste Zeit Sklaven gewesen der deütschen Herren oder Grundbesitzer, unter denen sich die Nachkommen auch vieler Dänen befinden. Dieser Zustand hat auf ihren National-Charakter sehr nachtheilig eingewirkt; man schildert sie als träg, unbekümmert um den folgenden Tag, als starrsinnig, ohne Anhänglichkeit an ihre Grundherren, als unreinlich, schmutzig und unwissend.

Die finnische Sprache der Esten steht derjenigen, welche in Finnland gesprochen wird, weit nach. Sie spaltet sich in zwei Haupt-Dialekte, den rewalschen und dörptschen. Der erste herrscht in ganz Estland und auf der Insel Oesel; der dörptsche oder dorpatsche dagegen in Liwland. Der pernauische Dialekt ist nur eine Schattirung, eine Unterart der dörptschen Mundart. Beide Dialekte haben nichts desto weniger den Vortheil einer leichten Aussprache und man schreibt in ihnen nicht anders, als man spricht. Der Name der Stadt Reval oder Rewel, welcher dänischen Ursprungs und von Refveln, zu deütsch Riff, hergeleitet ist, heißt im Estnischen Talline oder Tani Line, d. h: Dänen-Stadt.

3. Die Ingerer oder Ishoren. Das Land, welches sich zwischen dem Peïpus-See und der Narwa, die sein Abfluß ist, einer Seits und dem Ladoga-See bis zur Mündung der Woxa in diesen See, andrer Seits erstreckt, ein Landstrich, welcher von der Newa, Tossna, Ishora und Luga bewässert wird, hieß während der Herrschaft der Schweden Ingermannland, weil der Fluß Ishora in ihrer Sprache Inger hieß. Für die Russen war diese Gegend immer das Land der Ishoren (Ishorskaja Semlia) nach dem Namen einer alten finnischen Völkerschaft, die hier gemeinschaftlich mit ihren Stammverwandten, den Woten u. s. w., wohnhaft war. Letztere sind seit der Gründung St. Petersburgs ganz erloschen, und auch die Ingerer oder Ishoren, die im Gouvernement St. Petersburg noch übrig geblieben sind, von der gegenwärtigen Mehrzahl der fremden Bewohner dieses Gouvernements erdrückt, ganz verrußt, so zwar, daß sie, welche unter schwedischer Botmäßigkeit strenge Lutheraner geworden waren, größtentheils zur orthodoxen griechischen Kirche übergetreten sind und ihre Muttersprache wol ganz vergessen haben. Im Kattilarschen und einigen andern Kirchspielen in der Gegend von Narwa scheinen sie ihre Sprache noch zu reden, die dem Dialekt der Suomen sehr nahe verwandt ist, von der estnischen Sprache aber mehr abweicht.

4. Die Suomen, d. i: Finnen im Großfürstenthum Finnland, nennen sich selbst in der Einheit Suomalaïnen, in der Mehrheit Suomalaïseth und ihr Land Suomen maa oder abgekürzt Suo maa, Namen, welche alle ihren Ursprung in dem finnischen Wort Suoma haben, welches mit dem skandinavischen Finnar, und dem deütschen Fenn, Finn gleiche Bedeütung hat; auch der estnische Name der Esten Somelas seth, der lappische Name der Lappen

Sabmelads, der karelische Name der Karelen Somaemejes, hat in dem Worte Suomen, Sumpf, Morast, seine Wurzel. Unter dem Namen Suomen, oder Finnen in engster Bedeütung des Worts, sind hier aber nur die finnischen Bewohner des centralen und westlichen Theils des Großfürstenthums, so wie die auf der skandinavischen Halbinsel seßhaften Finnen verstanden, nicht die Karelen, welche die östlichen Gegenden von Finnland inne haben. Die Suomen und Karelen zusammengenommen könnte man etwa Finnländer nennen, wie es die Russen thun, welche diesen deütschen Namen in Finlanzi übersetzt haben, allein zweckmäßiger ist es, ihn auf die gesammte Population des Großfürstenthums anzuwenden, die das schwedische Volks-Element in so großer Zahl besitzt, daß die schwedische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen noch immer die allein maaßgebende ist.

Von den verschiedenen Stämmen, die diesen Suomen linguistisch unterzuordnen sind, den Sawolaï seth (von Sawolax), den Jämen, Jamen, deren ehemalige Wohnsitze bald an den Bottnischen Meerbusen, bald ins Gouvernement Olonez gesetzt werden, sind nur noch:

1) Die Tawasten, im südlichen Theil des Großfürstenthums, dem Tawastaland, und

2) Die Kwänen, Quainen, Kajanen, im Kajana- oder nördlichen Finnland und auf der skandinavischen Halbinsel, übrig, mit denen sich die beiden anderen Stämme verschmolzen haben. Der Suome ist, wie fast alle Finnen, langsam, schwerfällig und im höchsten Grade eigensinnig, dabei aber auch friedfertig, muthig, gastfrei. Seine Sprache, die zwischen Tawasten und Kwänen gemeinschaftlich ist, ist wenig angebaut, aber wegen der Menge von Selbstlautern sehr melodisch und besitzt, in Ermanglung einer anderen Literatur, viele Volkslieder, die der Suome, mit seiner großen Anlage für Poesie und Musik, welche alle Finnen auszeichnet, täglich vermehrt. In großem Ansehen stehen die Dichter, die den Ehrennamen Runo-Niekat, d. h: Liederkünstler, führen. Dunkel von Farbe hat der Suome ein ernstes, ja düsteres Ansehen, eine grobe Stimme, eine langsame Rede, starke Glieder und einen festen Gang. Sein Haar ist gelblich, bisweilen röthlich oder weiß, auch dunkelgelb. Alle Suomen und alle Karelen sind freie Leüte, und viele von ihnen Grundeigenthümer; die meisten jedoch sind nur Pächter, von denen die Pächter der Kron-Domainen es auf Lebenszeit sind und die Pachtung zuweilen sogar auf ihre Kinder vererben. Ihre Wohnungen bestehen in schmutzigen, dunkeln, abscheülichen Balkenhütten, Pirli, oder auf Schwedisch Pörten genannt, in denen es nur der daran gewöhnte Finne mit seiner kräftigen Gesundheit aushalten kann. Zum nothwendigsten Hausgeräth dieser Pörten gehört ein großer Ofen, dessen oberer Theil zu den in Finnland und Rußland allgemein gebraüchlichen Schwitzbädern benutzt wird; denn das Baden ist eine der charakteristischen Nationalsitten der Finnen, die vielleicht von ihnen auf die Russen übergegangen ist und bereits in den ältesten Zeiten gebraüchlich war. Allgemein üblich ist es, daß sich der badende Mann von Mädchen bedienen läßt, ohne daß man wüßte, daß diese Gewohnheit von unsittlichen Folgen begleitet gewesen wäre. Außer die-

sem Schwitzofen hat auch fast jeder Bauer noch eine besondere Badstube neben seinem Hause. So kompensirt der Finne die bedeütend unter den Gefrierpunkt herabsinkende Temperatur seines kalten Klima mit Hitzbädern, deren Wärme eben so hoch über dem Eispunkte steht.

Der Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd auf Pelzthiere und der Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen der Suomen, und damit in Verbindung der Betrieb der Waldwirthschaft, die auf Theerschwelerei, Pottasch- und Kohlenbrennerei gerichtet ist. Außerdem arbeiten sie in Holz, verfertigen Kähne und Nachen, und bauen an der Küste selbst Seeschiffe, während die Weiber mit der Weberei von Leinwand und grobem Tuch beschäftigt sind. Eigentliche Manufakturen giebt es in Finnland nicht, außer einigen Glashütten, die jedoch, so wie die Segeltuchweberei und Strumpfwirkerei, weniger vom Suomen, als von den schwedischen Städtern betrieben werden.

Die Kwänen, Quänen, beschuldigt man einer gewissen Arglist, die sie, wie Müller sagt, besonders auf ihren Reisen in Tawastland ausüben sollen, wo sie Handel mit Lachs und Fellen treiben, die sie gegen Leinwand, Hopfen und andere Sachen absetzen. Ihre Schlauheit wird noch furchtbarer durch die Kraft und Kühnheit, womit sie gepaart ist. Die Tawasten, oder Hämelaï seth, Bewohner des südlichen Finnlands, fürchten die Kwänen, oder Kaïnulaï seth, wie sie sich selbst nennen, als große Zauberer, und diese unterlassen es nicht, sich dieses Aberglaubens zu ihrem Vortheil zu bedienen, womit sie zugleich eine, gegen die Tawasten gehegte tiefe Verachtung paaren. Ein wichtiges Glied in der Kette der westlichen Finnen bilden aber die Kwänen besonders dadurch, daß sie sich als fleißige Ackerbauer weit nach Norden in Finnmarken, und durch ihre Ansiedlungen in den öden lappischen Gebieten zwischen dem Baltischen und Weißen Meere Kultur und Anbau des Landes verbreitet haben. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zogen sie sogar über den Scheiderücken des skandinavischen Gebirgs und gründeten in den nördlichen Thälern, bis zu den Küsten des Meeres hinab, Ackerbau-Kolonien zu Kautokeïno und Altengaard ꝛc. Nur nomadisirende Lappen hatten in diesen verödeten Gegenden gehaus't, die Normannen waren nie oder wenig ins Innere des Landes gedrungen, sondern hatten sich des Fischfangs halber auf die äußersten Inseln gegen das Meer beschränkt; kwänische Finnen sind es gewesen, die das Küstenland des eüropäischen hohen Nordens und die inneren Thäler, vom Reissfjord bis zum Parsangerfjord, in Kultur gesetzt haben. Hinsichts der Kleidung unterscheiden sie sich nicht von den Lappen, ihren Nachbarn, um so mehr in den Sitten, deren Beschaffenheit die Kwänen zu den kultivirtesten Bewohnern Finnmarkens, selbst die Normannen nicht ausgeschlossen, die Lappen zum rohesten Volke in Eüropa, wahrlich zu Barbaren machen.

Suomen bilden einen, etwa 11,000 Köpfe starken, Theil der Bevölkerung von Schweden, von Westernorrland abwärts bis zum südlichen Rande des eigentlichen Schweden- oder Swealandes. Es sind Finnen vom Kwänen-Stamme und ohne Zweifel die Ursassen des östlichen Skandinaviens, die von den übers Meer gekommenen Goten verdrängt wurden. Finnische Bezeichnungen in

den Orts- und Gegendnamen, die sich selbst im Gotalande finden, deüten darauf hin, daß auch das südliche Schweden, vor Ankunft der Goten, von Finnen besetzt war, wie sie denn auch die diesseitigen Gestade des Baltischen Meeres bevölkerten, von Estland herab bis zum heütigen Preüßen, von wo sie durch die Pruzi und andere lettischen Volksstämme verdrängt wurden.

Die südlichsten Suomen in Schweden findet man in der, vormals Wermeland genannten Provinz, die jetzt Carlstads Län heißt. Hier wohnen sie in den nördlichen Gränzdistrikten, und zwar in den Kirchspielen Frykstände, Dalby und Gunnarskog. Ihr Land heißt Finskog, d. h: Finnenwald, denn es ist gebirgig und waldig. Von hier aus haben sie auch die norwegische Gränze überschritten und sich nördlich von Christiania in der Landschaft Sollöer niedergelassen. Sie haben dieselben Sitten, wie ihre Brüder in Finnland, und sie sprechen mit einigen Abweichungen dieselbe finnische Sprache. Viehwirthschaft ist ihre Hauptbeschäftigung, und die daraus gewonnenen Produkte sind in ganz Schweden berühmt. Noch südlicher wohnen Finnen in der unmittelbaren Nachbarschaft der schwedischen Hauptstadt in Westerâs Län, aber hier, so wie bei den Suomen in Gesle Län u. s. w., wo sie mit den Schweden mehr in Berührung stehen, verschwindet allmälig die finnische Sprache, wogegen sie noch im vollen Gebrauch ist in den Waldgegenden von Selänger, Atmar, Torp, Borgsjö, Holm und Ljustorp, die deshalb auch Finnmarken, d. i: Finnengebiet, heißen. Dies ist in der Voigtei Medelpad von Hernösands Län, dem alten Jemteland und Herjedalen. Die Kwänen bewohnen das Land, welches die Schweden Bottn nannten, und das in Nordbottn (um den Torneâ-Fluß), Osterbottn (in Finnland) und Westerbottn (in Schweden) eingetheilt wurde. Bottn ist aber gleichbedeütend mit dem deütschen Wort Boden, daher das Niederungsland; und eben dieselbe Bedeütung hat der finnische Ausdruck Kainun maa, wie die Suomen, kwänischen Stammes, ihr Land nennen; daher sind die Kwänen die Niederländer des finnischen Nordens.

Zu den sonderbaren Sitten der Suomen gehört, daß sie, obwol sie streng- und altglaübige Lutheraner sind, nicht ihren Geburtstag, sondern den Namenstag feiern. Die finnischen Ausdrücke „Hochzeit trinken" und „Begräbniß trinken" deüten sehr bezeichnend an, worin sie das Festliche suchen. Bei Hochzeiten, zu denen nicht selten zwei- bis dreihundert Gäste eingeladen werden, pflegt dann der Suome der Branntweinflasche sehr stark zuzusprechen; sonst aber ist Wasser mit Milch oder sauere Milch sein gewöhnliches Getränk. Die Geschenke der Gäste an Braut und Braütigam übersteigen nicht selten die Kosten der Hochzeit. Als Zeichen der Ehe tragen die verheiratheten Frauenspersonen eine Kette um den Hals.

Die finnische Sprache der Suomen ist Schrift- und Druckſprache und wird mit deütschen oder lateinischen Buchstaben gedruckt, die sie von den Schweden erhalten. Daß ihnen schon in den älteren Zeiten die Schrift bekannt gewesen, ersieht man daraus, daß es in ihrer Sprache Wörter für „schreiben" und „Buch" (kirjoittaa und kirja) giebt; es war eine Runenschrift, an deren Stelle ein Alphabet von sieben und zwanzig Buchstaben getreten ist. Wie aber der

Zustand dieses Volks vor der Eroberung Finnlands, im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert durch Erich den Heiligen und Thorkel Knutson, gewesen, ersieht man daraus, daß es in seiner Sprache keine Wörter für König, Fürst, Stadt, Markt, Straße besitzt, sondern diese aus dem Schwedischen entlehnt hat.

5. Die Karelen, Karelier, Kyrialen nennen sich selbst Karjalaï seth, geben sich aber auch den Namen Somaeme jes, der in dem oben oft erwähnten Worte „Suomen" seine Wurzel hat. Die Karelier bewohnen den südöstlichen Theil des Großfürstenthums Finnland vom See Päiäna und dem Flusse Kywen bis an den Ladoga und die Newa; ihre Wohnsitze überschreiten aber auch die östlichen Gränzen des Großfürstenthums und verbreiten sich über die westlichen und südlichen Gegenden des Gouvernements Olonez, wo die Karelen auf der Südseite des Onega-Sees, im Kreise Wuitegra, die südliche Gränze ihrer Verbreitung finden. Sonst war dieses Gouvernement und das angränzende von Archangel mit Suomen, Karelen, Wessen, Jämen und anderen finnischen Stämmen besetzt, die im Zusammenhange mit den uralischen Finnen standen, aber die Russen haben sich keilförmig hineingeschoben, eine Trennung in zwei Gruppen bewirkt und die Finnen nach Westen und Osten gedrängt. Mit den Suomen von gleichen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, unterscheiden sich die Karelen von jenen nur durch die Sprache, die von dem suomischen Dialekt, auch in den Flexionen, wesentlich abweicht. Man erkennt hier sogar zwei Mundarten, die karelische und die der olonezischen Finnen; und da, wo letztere unmittelbar mit den eingedrungenen Russen gränzen, ist ein Mangsprache entstanden, die fast eben so viele finnische als slawische Elemente enthält.

6. Die Lappen, die nördlichen Nachbarn der Suomen und Karelen, nennen sich selbst in der Einheit je nach der Mundart entweder Sabme oder Same, in der Mehrheit Same lads, Sama landsch, Sabme lads, und weisen mit Verachtung, als eine Beleidigung, die Benennung Lapp (im Russischen Lopar) zurück, die ihnen vielleicht von den Schweden beigelegt worden ist und so viel als Zauberer, Wahrsager, Giftmischer, oder Flüchtling bedeüten soll, wenn sie nicht ihren Ursprung in den finnischen Sprachen selbst hat, in denen, bei den Suomen, auch der Name Lappalaï seth vorkommt, was vielleicht Gränzer, Gränzvolk bezeichnet.

Das Land der Lappen, Sameed nan in ihrer Sprache, hat eine größere Ausdehnung, als wir mit dem geographischen Namen Lappland zu verbinden pflegen. Es ist, um uns Müller's Worte zu bedienen, der nördlichste bewohnte Theil von Europa, welcher im Norden des Bottnischen Busens sich in der Gestalt einer Halbkreisfläche vom Weißen Meere bis zum Atlantischen Ocean, oder auf eine Strecke von mehr als hundert Meilen, von Osten nach Westen ausdehnt. In diesem Umfange gehört zu Sameed nan das altrussische Lappland, d. i: die Halbinsel Kola, und das neürussische Lappland, oder Kemi-Lappmark, demnächst das norwegische Lappland oder Finnmarken, und die sogenannten schwedischen Lappmarken, die sich südwestwärts tief ins Innere der skandinavischen Halbinsel hinein bis zum Parallel von Drontheim ziehen.

LAPPEN.

[illegrible] zehnten [illegrible] gewesen, er- [illegrible]nig, Fürst, [illegrible] entlehnt hat.

[illegrible] Karjalaï [illegrible] in dem eben oft [illegrible] bewohnten den [illegrible] Kainu und dem [illegrible] überschreiten [illegrible] verbreiten sich über [illegrible] Onega, wo die Ka- [illegrible]ostegra, die südliche [illegrible] Gouvernement und das [illegrible] Jämen und ande- [illegrible] mit den uralischen [illegrible] hineingeschoben, eine [illegrible] Westen und Osten [illegrible] Verschiedenheiten und Gebräu- [illegrible] durch die Sprache, die von [illegrible] wesentlich abweicht. Man er- [illegrible] der [illegrible] und die der olonezischen Fin- [illegrible] an den eingedrungenen Russen gränzen, [illegrible] so viele finnische als slawische [illegrible] enthält.

[illegrible] Lappen, die nördlichen Nachbarn der Suomen und Karelen, nen- [illegrible] sich selbst in der Einheit je nach der Mundart entweder Sabme oder Same, in der Mehrheit Same lads, Sama landsch, Sabme lads, und weisen mit Verachtung, als eine Beleidigung, die Benennung Lapp (im Russischen Lopar) zurück, die ihnen vielleicht von den Schweden beigelegt wor- [illegrible] ist und so viel als Zauberer, Wahrsager, Giftmischer, oder Flüchtling bedeuten soll, wenn sie nicht ihren Ursprung in den finnischen Sprachen selbst hat, in denen, bei den Suomen, auch der Name Lappalaï feth vorkommt, und vielleicht Nachbar, Gränzvolk bezeichnet.

[illegrible] Lappen, Sameed nan in ihrer Sprache, hat eine größere [illegrible] dem geographischen Namen Lappland zu verbinden [illegrible] Müller's Worte zu bedienen, der nördlichste bewohnte [illegrible] Lappen, welcher im Norden des Bottnischen Busens sich in der Ge- [illegrible]stalt einer Halbinsel vom Weißen Meere bis zum Atlantischen Ocean, oder auf eine Strecke von mehr als hundert Meilen, von Osten nach Westen aus- [illegrible]dehnt. In diesem Umfange gehört zu Sameed nan das altrussische Lappland, d. i: die Halbinsel Kola, und das neurussische Lappland, oder Kemi-Lapsmark, demnächst das norwegische Lappland oder Finnmarken, und die sogenannten schwedischen Lappmarken, die sich südwestwärts tief ins Innere der skandinavi- [illegrible]schen Halbinsel hinein bis zum Parallel von Drontheim ziehen.

LAPPEN.

Gewiß ist es wol, daß sie die frühesten Einwohner in diesem Lande waren, welche von ihren finnischen Stammgenossen, den Suomen, und besonders den Kwänen, nach und nach immer nördlicher gedrängt, ihre alten Weideplätze verloren, und von den germanischen Siegern in gleicher Weise gedemüthigt, gepeinigt und verachtet wurden. Man kann sich jedoch nicht vorstellen, daß der Zustand dieses Nomadenvolks vor tausend Jahren ein anderer gewesen sei als jetzt. Das ist kein Volk, welches von einer höheren Kulturstufe herabgestiegen, sondern eines, das nie fähig war, eine höhere anzunehmen, und dessen Lebenskraft nun im Erlöschen ist. Der ganze Volksstamm in Russland, Schweden und Norwegen zählt höchstens noch 10,000 Köpfe, wovon die Hälfte vielleicht auf Norwegen kommt. Aber ein großer Theil von ihnen mag eigentlich kaum als einem der drei Reiche angehörend zu betrachten sein, denn er zieht mit seinen Rennthieren durch die bahnlosen Einöden vom Meere hinauf in ferne, namenlose Wüsteneien, wo er sein Winterlager aufschlägt, und kehrt mit dem Sommer zur Seeküste zurück, an der er sechs bis acht Wochen verweilt.

In Hinsicht der Lebensart unterscheidet man bei den Lappen vornehmlich eine doppelte Art, die Berg-Lappen und die See-Lappen, wozu man sonst auch noch einige andere Arten zu rechnen pflegt, im Besondern die Wald-Lappen, welche mit ihren Rennthieren nicht aufs Gebirge ziehen, sondern sie bei den Berglappen auf die Weide geben, oder in die Wälder treiben, wo sie sich selbst überlassen sind, zugleich das waldige Weideland, welches sie besitzen, verpachten und Fischerei treiben.

Die zuerst genannte Art der Berglappen ist die bei weitem wichtigste. Man nennt sie auch Rennthierlappen oder Alpenlappen, Fjälllappar im Norwegischen, von ihrem Aufenthalt auf den skandinavischen Alpen, Fjäll oder Fjeld, und die Schweden nennen sie im Umgange mit ihnen Fjeldmän und Fjeldfolk. Sie sollen den echten Grundstamm und die größte Anzahl des Volkes ausmachen.

Das Leben dieser Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das ihre einzige Habe ausmacht, innig und unzertrennbar verbunden, und dies Thier selbst zwingt sie zum steten Wechsel ihres Wohnplatzes. Das Rennthier weidet auf den hohen, wüsten Fjällen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Rennthiermoos trägt, und neben ihm reift die Moltebeere als einzige Frucht. Wenn die Sommerhitze auf diesen Höhen eintritt, sieht es sich von Wolken von Mücken, Schnaken und Stechfliegen gequält, welche die Existenz der Menschen wie der Thiere unerträglich machen. Das Rennthier dringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste hinabziehen, wo die Schwärme des Ungeziefers in den Winden verwehen; kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee des Gebirgs, und vergebens würde es sein, sich dagegen zu sträuben. Die Heerde würde gewaltsam entlaufen und, ihre wilde Freiheit zurückfordernd, sich mit den Schaaren ihrer Brüder vereinen, welche die Gebirge durchirren und der Gegenstand so vieler kühnen Jagden sind. Der gezähmte Zustand des Rennthiers der Lappen ist überhaupt doch immer noch ein halb-

wilder. Jedes verirrte Thier hat bald das Gefühl der Dienstbarkeit verloren. Der Trieb der Freiheit wohnt in ihm, es sucht die Gamme (im Norwegischen) oder Kote (im Schwedischen), d. h: Hütte seines Herrn, die langgewohnten Gefährten nicht auf; es stürzt sich in die unermeßliche Wildniß und findet andere, freie Gefährten, mit denen vereint es der List der Wölfe und Bären, wie den fürchterlichen Feüerröhren der Menschen zu entkommen sucht.

Die Fjäll- oder Berglappen bilden die Aristokratie des Volksstamms; und nur der arme und elende Theil desselben bequemt sich, an der Küste und an den Flüssen und Seen zu wohnen, zu fischen und auch wol ein dürftiges, kleines Feld zu bestellen. Mit heißem Verlangen blicken aber seine Augen auf das Land der Väter, auf die düsteren, nebelvollen lappischen Gebirge, von denen das Bellen des zottigen Rennthierhundes, der Ruf der bevorzugten Brüder herabschallt. Wenn irgend ein Seelappe von einem glücklichen Umstande begünstigt, die Mittel erhält, Rennthiere zu kaufen, oder sich einer Fjeldlappenfamilie einzuverleiben, so kann man sicher sein, daß er augenblicklich die Hütte am Strande verläßt und zu den spitzen Zelten im Gebirge aufsteigt, welche für ihn das Paradies aller irdischen Glückseligkeit enthalten.

Aber nur ein kleiner Theil der Fjeldlappen kommt zur Sommerszeit ans Meer; die übrigen ziehen von den Gebirgen in die große lappische Ebene, oder in die tieferen Thäler nieder und lassen dort ihre Thiere weiden. Daß das Rennthier von Zeit zu Zeit ans Meer geführt werden muß, um Salzwasser zu trinken, ist eine Fabel.

Es giebt auch Lappen, die Rennthiere halten, aber einen gewissen Hauch von Civilisation dadurch empfangen haben, daß sie innerhalb eines begränzten Landtheils auf- und abziehen, dort auch jagen, um die Produkte ihrer Jagd, wie die ihrer Rennthierzucht auf die Märkte an der Küste zu bringen. Diese Lappen sind meist tüchtige Schützen. Sie treffen mit ihren unvollkommenen Büchsen ein weites Ziel mit Sicherheit und schießen kleine Vögel im Fluge mit der Kugel. Außer diesen Berglappen und den Seelappen giebt es an der norwegischen Küste auch fest angesiedelte Lappen, in Norwegen Söe- oder Boelappen (Finnar) genannt, welche in den Flußthälern Ackerbau treiben, in festen Hütten wohnen und gewöhnlich auch einige Rennthiere halten. Unter diesem Theil des Volkes befinden sich fleißige und arbeitsame Menschen, denen es wohl geht; indeß sind ihrer nur wenige.

Der eigentliche Fjeldlappe und der Waldlappe ist meist kräftiger und breitgeschulterter, als der schwächliche, elend ernährte Seelappe, obgleich der ganze Volksstamm klein ist, und die meisten Männer nicht viel über fünf Fuß messen, eine Größe, welche die Weiber nicht erreichen. Dagegegen kommt es aber vor, daß durch eine wunderbare, fast schadenfrohe Laune der Natur, dann und wann einzelne Riesen in diesem Volke erstehen, welche den Wachsthum einer ganzen Generation zu consumiren scheinen. Man erzählt von einem Lappmädchen in der schwedischen Lappmark, das sieben Fuß hoch gewesen sei, obwol es erst achtzehn Jahre zählte. Ähnliches hat sich öfter begeben. Gewöhnlich haben die Lappen braunes Haar und braune Augen, die sich schief nach der Nase hinab-

ziehen und sehr tief liegen. Diese Augen sind lebhaft, aber häßlich dadurch, daß sie meist keine Wimpern besitzen, wogegen ein roth entzündeter Rand darum hinlaüft, welcher Folge des Qualms ihrer Hütten und Zelte und des ewigen Schnees ist. Wenn die Sonne blendend auf diese ungeheüren Schneefelder scheint, außer denen nichts zu sehen ist, entstehen Entzündungen und die bekannte Schneeblindheit, an welcher auch Capitain Roß und seine Gefährten in den hohen arktischen Regionen haüfig litten. Die Stirn des Lappen ist kurz und breit, die Nase dick, die Backenknochen mongolisch vorspringend, das Kinn spitz und die Haut gelblichbraun, mehr in Folge des Rauchs und Schmutzes, als von der Natur so gegeben. Man sieht entsetzlich häßliche Männer und noch häßlichere Weiber. Unter den jungen Leüten befinden sich jedoch auch einzelne nicht übel gestaltete, und eine Dirne in ihrem Feststaat, in blauen Röcken mit rothen Besätzen, einem blauen Kamisol, gestickten Halbstiefeln und einer blau mit weiß verzierten Kappe, sieht lebhaft, frisch und zierlich aus.

Für gewöhnlich ist die Kleidung aller Lappen aber sehr einfach. Alle, ohne Unterschied des Geschlechts, tragen bis auf die Knöchel reichende Beinkleider von grobem Wollenzeüg, über welche sie Halbstiefeln von gegerbtem Leder, und im Winter, wo ihr ganzer Anzug Pelzwerk ist, von Rennthierfell, ziehen. Diese Halbstiefeln, vorn spitz und aufwärts gebogen, heißen Komager. Sie werden, ihrer Bequemlichkeit wegen, vielfach auch von den Normännern in Finnmarken getragen. Die Lappen aber binden diese weichen dichten Stiefeln mit Riemen fest über den Knöcheln zusammen, damit bei ihren Wanderungen durch die Sümpfe das Wasser nicht hineinlaüft. Jeder Andere würde dies unmöglich ertragen können; sie sind daran gewöhnt, und bekommen von dem festen Schnüren nur dünne Beinknochen und schiefe Knöchel.

Trotz seiner geringen physischen Kraft ist der Lappe behend, ausdauernd bei den mühseligen Wanderungen durch die Klippen, Sümpfe und Felsen seiner Gebirge, und so gewöhnt, schwere Lasten zu tragen, daß nicht leicht ein Normann es mit ihm aufnehmen kann. Auch die Seelappen sind bei aller ihrer Trägheit doch gute Ruderer. Sie ersetzen durch kurze geschwinde Schläge in die Wellen die kräftigen Bewegungen der starken kwäner und norwegischen Fischer. Den Oberleib des Lappen bedeckt eine Art Hemd, gewöhnlich zur Sommerzeit von braunem oder blauem groben Zeüg. Es hat Ärmel und vorn einen kurzen Schlitz, um mit dem Kopf durchzufahren. Dies Hemd ist seine einzige Bekleidung, und zwischen ihm und dem bloßen, nie gewaschenen Leib, verwahrt er sein Brot, seine Tabacksdose, seinen Branntwein, seinen Fisch, Käse, kurz Alles, was er besitzt. Zu diesem Zweck wird das Hemd etwas in die Höhe gezogen, daß es beütelt, und über den Hüften zur Befestigung, auch des Beinkleids, mit einem breiten Ledergürtel geschlossen. Dieser Gürtel ist das Prachtstück. Er ist mit Verzierungen von Messing, Zinn, sogar von Silber versehen, und in ihm liegt das Messer des Lappen, seine Ringe, sein Geld, wenn er etwas hat, und gewöhnlich auch einige metallne Figuren, Amulete gegen Zauberei, an welche sie meist Alle noch glauben.

In früheren Zeiten waren die Lappen selbst große Zauberer, namentlich

konnten sie Wetter machen und die norwegischen Fischer und Schiffer kauften sich von ihnen guten Wind. Natürlich wurden sie dafür von der weisen Obrigkeit jener Zeit zuweilen geköpft und verbrannt. Hexenprozesse gab es so gut, wie bei uns, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Der Stadtvoigt Lee in Tromsöe, ein sehr unterrichteter, trefflicher Mann, erzählte, daß er einen alten Hexenprozeß dieser Art durchgesehen, wo der angeschuldete Lappe die Frage: Ob er Wetter machen könne? mit Überzeügung bejahte, und eingestand, er könne eben so wol Sturm erregen, wie den Wind blasen lassen, woher er wolle. Dies Bekenntniß brachte ihm natürlich den Tod, und wenn auch jetzt Niemand mehr an solche Hexenkünste glaubt, so ist doch wol noch Mancher überzeügt, das schlaue, lügnerische Volk verstehe geheime Sprüche, um Schaden und Verluste, Krankheit an Vieh und Menschen auf die Nachbarn zu bringen. Die Lappen glauben das selbst, darum tragen sie Amulete. An den Gürteln der Männer hangt gewöhnlich eine Tasche, in welcher sie ihre kleine eiserne Tabakspfeife, nebst Löffel und Trinkgeschirr von Holz verwahren. Die Weiber tragen in ihren Gürteln dagegen eine Scheere, Nadel, Zwirn, Fingerhut und dergleichen. Sie verfertigen alle Kleidungsstücke selbst. Im Winter tragen sie Rennthierpelze, welche mit den Sehnen des Rennthieres genäht sind. In Pelzmütze, die den größten Theil des Gesichts bedeckt, Stiefeln, Beinkleid und Oberkleid ist der Körper dann unförmig eingehüllt, und wenn es sehr kalt ist, oder auf Reisen, wird ein doppelter Pelz angezogen, dessen haarige Seite bei den Männern nach Innen gekehrt ist.

Die Kleider beider Geschlechter unterscheiden sich in nichts, als daß der Mann eine Mütze trägt. Die Kinder bleiben bis zum zweiten Jahre nackt, werden in hölzerne Kasten gesperrt und in diesen herumgetragen. Können sie laufen, so bekommen sie die Kleidung der Erwachsenen. Ein deütscher Landsmann, der Landschaftsmaler Schiers, welcher seit mehren Jahren hier umherpilgert und den letzten Sommer auf Lofoden und in den Finnmarken lebte, wo er mit den Lappen umherwanderte, fand einmal, als er in eine Finnengamme trat, einen großen Topf am Feüer. Als er näher kam, sah er, daß etwas Lebendiges sich darin bewegte, und mit Schrecken erkannte er ein Kind. Es sollte dies aber keineswegs gekocht und gebraten werden, sondern man erklärte ihm, daß das nackte, kleine Ding nur zu seiner Erwärmung dahin gestellt sei, und daß es sich in diesem Zustande ganz behaglich befinde. Im Übrigen wissen die Lappen wenig von älterlicher Zärtlichkeit. Sie entledigen sich der Kinder haüfig, indem sie sie an die Küste zum Dienst auf eine Reihe von Jahren verkaufen, und wozu sollten sie den meisten auch, bei den unaufhörlichen Wanderungen durch die Gebirge, dienen? Es sind unnütze Verzehrer. Anderer Seits haben die Lappen große Achtung für eheliche Treüe, was um so mehr von reineren, edleren Gefühlen zeügt, als ihre Wahl haüfiger durch ökonomische Rücksichten, als durch persönliche Zuneigung geleitet wird. Die Fruchtbarkeit der Nomaden-Lappen ist nicht groß, hauptsächlich eine Folge ihrer frühzeitigen Ehen, ihrer beschwerlichen Lebensart und ihres Hanges zu berauschenden Getränken, welcher besonders auf die Weiber nachtheilig einwirkt. Sie berauschen sich ohne Unterschied

des Geschlechts und Alters, so oft die Gelegenheit sich darbietet, und sie würden Den für einen Dummkopf halten, der den günstigen Augenblick unbenutzt entschlüpfen lassen wollte, diese höchste Stufe irdischer Glückseligkeit zu erreichen. Die Fjeld-Lappen theilen sich in große Familien, welche, unter sich verwandt und verschwistert, den gleichen Geschlechtsnamen führen. Bemerkenswerth ist es, daß sie mit ihren Thieren gewöhnlich auf demselben Breitengrade auf- und abziehen, und daß dennoch auch der, mit schwedischen und norwegischen stark, nicht aber mit russischen Wörtern vermischte Hauptdialekt dieses so wenig zahlreichen Stammes in eine Menge von Mundarten zerrissen ist, welche oft so sehr abweichen, daß sie sich mit Mühe oder gar nicht verstehen. Dies macht die Erlernung der Sprache außerordentlich schwierig und hindert jeden gemeinsamen Fortschritt. Das Lappische ist nicht so wohlklingend als das Suomische; es hat ein große Anzahl von Gurgel- und Kehllauten, die dem Ohr weh thun und schwer auszusprechen sind; aber was kümmert es den Lappen, ob seine Sprache anderen gefällt? Ihn dünkt sie schön, und nur sehr schwer kann er sich entschließen, eine fremde zu erlernen. Die meisten Lappen verstehen weder Norwegisch noch Schwedisch, und keiner Russisch. Und dennoch wird ihnen auf Norwegisch gepredigt, wobei der Schulmeister die Predigt Satz für Satz ins Lappische übersetzen muß. Die schwedischen Lappen ihrer Seits besuchen die in Schwedisch-Lappmarken errichteten Kirchen, in welchen der Gottesdienst in suomischer Sprache gehalten wird, welche die meisten Lappen verstehen, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so können sie sich doch leicht mit den Kwänen verständigen. Überdem ist der Torneå-Dialekt der lappischen Sprache sehr stark mit suomischen Wörtern vermischt. Poesie findet sich in ihr nicht, und selbst im Rausche, wo die Singlust der Lappen erwacht und während dessen sie überhaupt in ihrem poetischen Zustande zu sein scheinen, aüßern sie keinen Sinn für Rhythmus oder Reim. Auch hat der Lappe im Allgemeinen keinen Sinn für Musik, und nur wenn er berauscht ist, aüßert er seine Freüde in Tönen, die dem musikalischen Ohr im höchsten Grade widerlich sind. Dieser Gesang wird Geiken genannt. Sie haben aber so wenig Gehör für Harmonie, daß von sechs oder acht Geikern nicht zwei in Einem Ton zu singen suchen, sondern jeder singt in seiner Tonart, die entweder über oder unter der der Übrigen liegt.

II. Wolgaische Finnen.

Dieser Zweig des finnischen Völkerstamms wohnt im Stromgebiet der mittleren Wolga in den Gouvernements Kasan, Nischne-Nowgorod, Simbirsk und Pensa und weiter abwärts bis zu den Angränzungen der Statthalterschaften Saratow und Orenburg. Auf der Ost- und Südseite von Turken umgeben, unter deren Herrschaft sie lange gestanden, haben die wolgischen Finnen sehr viel Turkisches in ihre Sprache aufgenommen, was sich bei einem ihrer Stämme, dem tschuwassischen, so bestimmt ausspricht, daß die Sprache desselben jetzt mehr eine turkische, als eine finnische ist; dennoch wird man die Tschuwaschen, trotz dem, daß sie ihr ursprüngliches Idiom verlernt und verturkt haben, nach Kör-

perbau, Sitten und Gebraüchen bei dem uralischen oder finnischen Völkerstamme belassen müssen.

Die wolgischen Finnen, bei denen man muthmaßlich die Überbleibsel der Chasaren zu suchen hat, bestehen aus:

7. Den Tschuwaschen, auch Sujaschen, und von den Russen Berg-Tataren genannt, in den Gouvernements Nischne-Nowgorod, Kasan, Orenburg Simbirsk;

8. Den Tscheremißen, die sich selbst Mari, d. h: Männer, nennen, an der Wiatka und der mittleren Wolga, in den Statthalterschaften Wiatka, Kasan, Simbirsk und Pensa, wohnen, und mit denen vielleicht die Besarmen zu vereinigen sind, die als ein, in denselben Gegenden seßhafter Finnenstamm angegeben werden; — und aus:

9. Den Mordwinen, Mordwas oder Morduanen, russisch Mordwi, die sich in zwei Stämme theilen, in

a) Die Mokscha, Mokschaner, und

b) Die Ersad oder Erda, welche sich in Sprache und Tracht etwas unterscheiden. Ein dritter Stamm, welcher Karatajen hieß, scheint innerhalb des letzten halben Jahrhunderts ganz erloschen zu sein. Die Mordwinen wohnen vornehmlich an der Oka und Wolga in den Gouvernements Nischne Nowgorod und Kasan, auch abwärts in der Statthalterschaft Simbirsk. Die Mokscha, die vornehmlich in Kasan ihre Wohnsitze haben, und die Ersad sollen ehedem ganz abweichende Dialekte geredet haben, durch Vermischung aber einander näher gerückt, und viele zu Russen geworden sein.

Die folgende Beschreibung der wolgischen Finnen ist von Erdmann entlehnt.

Die Tschuwaschen, sagt er, sind der am wenigsten kultivirte Zweig. Von Statur sind sie klein, sie haben ein plattes, bleiches Gesicht, dunkelgraue Augen mit sehr kurz geschlitzten Augenliedern, einen dünnen Bart und schwärzliches, etwas krauses Haar. Diese körperlichen Eigenschaften setzen sie, mit den Überresten finnischer Wörter in ihrer Sprache, in die Reihe des uralischen Völkerstamms, obwol sie in ihrer Lebensweise Manches von den Turken angenommen haben, deren Einfluß auf sie sogar auch in der Körperbildung nicht zu verkennen ist. Sie sind sanften Charakters, dienstfertig, gehor- und lenksam, aber in der Geistesbildung stehen sie noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Sie leben blos in Dörfern und beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, die sie besonders gut verstehen, und halten gewöhnlich viel Federvieh.

Die Kleidung der Männer ist im Ganzen die russische, unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß ihre Hemden weiß und am Halse und auf den Ärmeln mit Figuren von farbiger Wolle ausgenäht sind. Die Weiber tragen dagegen mancherlei Schmuck an sich. Das Wesentlichste davon ist, außer dem bunt ausgenähten Hemde, ihr Kopfputz. Sie flechten nämlich das Haar in zwei Zöpfe, die vom Hemde bedeckt, und in welche schwarze Schnüre verflochten werden. Kopf und Hals verhüllen sie mit einem Tuch, welches vom Kinn aufwärts über den Kopf geführt und endlich im Nacken zusammengebunden wird. Den Kopf selbst bedecken sie mit einer Mütze ohne Boden, die mit alten

silbernen Kopekenstücken und Glasperlen besetzt ist. Vom Hintertheile derselben hangt bis in die Kniegegend ein Streifen Leinwand herab, der etwa acht Zoll breit und unten mit Glasperlen, bunten wollnen Troddeln, Metallstückchen, Drath und Knöpfen besetzt ist. Dieser Zierrath kommt aber blos den verheiratheten Weibern, nicht den Mädchen zu. Auf der Brust hangt ein Streifen mit Klapperwerk und die Arme sind oft mit Spangen von unedlem Metall geschmückt. Um den Leib binden sie eine leinene Schürze, deren Enden ebenfalls bunt ausgenäht und mit Franzen besetzt hinten zur Seite herabhangen. Dabei tragen sie Pantalons, die auf der innern Seite offen sind, während um die Füße Lappen gewickelt und Bastschuhe darüber gebunden werden. Im Winter ziehen sie noch einen Mannsrock oder einen Pelz über.

Die Wohnungen der Tschuwaschen sind meistens ärmlich; neben dem Wohnhause sieht man noch ein Paar kleine Nebengebaüde (Ambare) und ein Badehaus, das charakteristische Merkmal der Finnen. Ihre Nahrung ist sehr einförmig und kommt mit der des russischen Landvolks überein. Saure Milch genießen sie nicht, auch wenig Branntwein, dagegen lieben sie Meth und Bier, welches letztere sie besonders gut zu brauen verstehen.

Die Tschuwaschen sind seit hundert Jahren zum größten Theil getauft und in den Schooß der griechisch-russischen Kirche aufgenommen. Dessen ungeachtet ist damit ihre Anhanglichkeit an die früheren Religionsgebraüche nicht erloschen. Die übrigen Tschuwaschen sind Heiden, verehren mehrere Gottheiten, feiern den Freitag und essen kein Schweinefleisch. Bei jedem Hause befindet sich in einer abgesonderten Vorrathskammer ein Bündel Ruthen von wilden Rosen, die um einen Stock zusammengebunden sind, aufgestellt. Dies ist ein Heiligthum, Irich genannt, vor welchem man Freitags Gebete hält. Außerhalb des Dorfs befindet sich ein Opferplatz, Irs säm, wo man nach der Ärnte blutige Opfer, ein Pferd, ein Rind, ein Schaaf, darbringt, an denen aber nur verheirathete Männer und Weiber Theil nehmen dürfen. Bei diesen Opfermahlen giebt's reichlich Meth und Bier.

Bei Heirathen wird Alles von den Ältern des Brautpaars, ohne die jungen Leüte zu befragen, abgemacht. Der Braütigamsvater erlegt dem Brautvater ein Stück Geld, Kalün, worauf er den Verwandten der Braut einen großen Schmaus ausrichtet, an dem das Brautpaar aber nicht Theil nimmt. Ceremonien finden bei der Hochzeit nicht Statt: der Braütigamsvater spricht, wenn man will, seinen Segen über das Paar aus, führt die Gesellschaft zu einem abermaligen Gastmahl, und damit ist die Sache abgemacht. Den unbekehrten Tschuwaschen ist die Vielweiberei erlaubt, doch selten bei ihnen im Gebrauch. Eigenthümlich ist es, daß die Braut am Hochzeitstage nicht zu Fuße gehen darf, sondern gefahren, oder auf Matten getragen werden muß.

Bei Begräbnissen wird der Leichnam mit allen Kleidungsstücken angethan, nebst den gewöhnlichen Werkzeügen des Verstorbenen in einen Sarg gelegt und mit dem Kopfe nach Abend zu begraben. Der Begräbnißplatz selbst (Mäsar) ist vom Irssäm und von der Straße abgelegen an einer waldigen Stelle, und die Ceremonien dabei bestehen in Gebeten und Schmausereien. Drei Mal jähr-

lich wird in der Familie das Andenken an die Verstorbenen am Grabe erneüert und das letzte Mal ein kleines Opfer dabei gehalten. Man macht bei dieser Gelegenheit am Kopfende ein Loch in die Erde, jeder Anwesende wirft ein Stück Fleisch und etwas Getränk hinein, und nun senkt man einen Pfahl hinein. Endlich wird der Tag unter Lustbarkeiten geschlossen.

Die Tscheremißen sind von mittler Statur, haben blondes Haar, einen dünnen Bart, ein weißes, aber nicht schönes Gesicht, sind körperlich ziemlich stark und behende, aber furchtsam und bequem. Ihr Charakter ist störrisch, capriciös und betrügerisch, ihre Geistesbildung noch sehr weit zurück, obgleich sie sich mit einem gewissen Dünkel für klug, wenigstens für gescheüter als die Tschuwaschen, halten. Die meisten Tscheremißen, auch die Mordwinen, verstehen und sprechen Russisch und die Sprache der kasanischen Turken. Von den Russen haben sie auch die Tracht angenommen, nur sind auch bei ihnen die Hemden mit Figuren in Wolle ausgenäht. Die Weiber tragen mancherlei Putz. Sie wickeln das Haar in zwei Wülste, einen auf dem Scheitel, den anderen am Hinterkopfe, bedecken es mit einem Leinwandlappen, über den sie noch ein Zipfeltuch schlagen, das unterm Kinn zusammengebunden wird, und ebenfalls bunt decorirt ist. Mädchen tragen das Haar hinten in zwei Zöpfe geflochten, und oft noch mit Silbermünzen gezierte Mützen. Ihren Leib deckt ein, auf der Brust bunt verziertes Hemd und ein Oberrock von Tuch oder Leinwand. Übrigens tragen sie Beinkleider und wie die Tschuwaschen Lappen um die Füße und Bastschuhe.

Die Tscheremißen leben in Dörfern, treiben Ackerbau mit gutem Erfolg, halten auch ziemlich viel Vieh, legen sich etwas auf Bienenzucht und arbeiten in Holz; auch brauen sie Bier und brennen Ziegel. Die nicht getauften Tscheremißen beobachten den tschuwassischen ähnliche Gebraüche, unter denen ein Frühlings-Opferfest eine große Rolle spielt. Übrigens verehren sie einige Heilige der griechischen Kirche, so wie den Mohammed, und feiern mit den Russen zugleich die Weihnachts- und die Butterwoche. Bei den getauften Tscheremißen sind zwar auch noch Reste ihres früheren Glaubens übrig, doch weniger, als bei den Tschuwaschen.

Die Mordwinen wohnen gleichfalls in Dörfern und leben vom Ackerbau und der Viehzucht, im Winter zum Theil auch von der Jagd, und halten viel Bienen; sie sind fleißige Acker- und gute Fuhrleüte. Sie sind nicht übel gewachsen, im Ganzen starke, kräftige Menschen, von besserm Ansehen, als die übrigen Finnen, dabei von sanfter Gemüthsart, aber höchst unwissend und schmutzig, wogegen sich die Tscheremißen durch verhältnißmäßig große Reinlichkeit bemerkbar machen. Die Männer kleiden sich wie die Russen, die Weiber aber sind wieder mit Putz beladen, besonders auch mit Ohrgehängen u. d. m. Ihre Wohnungen sind bald nach russischer, bald nach turkischer Art eingerichtet. Ehe sie getauft wurden, hielten sie alle Opferfeste auf einem heiligen Platze, Keremet, auch bei den Tscheremißen so genannt, wie die Tschuwaschen, und beobachteten auch bei Geburten, Heirathen und Begräbnissen ähnliche Gebraüche. Jetzt sind nur noch einzelne Spuren davon in ihrer Lebensweise übrig geblieben,

während sie sich, wie schon erwähnt wurde, sehr lebhaft noch bei den Tscheremißen und Tschuwaschen zeigen, die ihre Muschon oder Muschangeth, d. i: Priester, und ihre Woroschei, oder Zauberer, hoch verehren, besonders aber ihre Jüg tüsch, eine Art Hohepriester, deren Amt es ist, Anstalten zu den Opfern zu treffen, die Ordnung, in welcher sie dargebracht werden sollen, zu bestimmen, bei Hochzeiten gewisse Gebete für den Segen des Hauses zu sprechen und darauf zu achten, daß sich die Hochzeitsgäste beim Bier und Meth nicht übernehmen.

In die Reihe der wolgischen Finnen gehören sodann auch noch —

10. Die Teptiaren, Teptären, Teptjerai, ein Name, der in den turkischen Dialekten Leüte bezeichnet, die keinen Jessak oder Tribut zahlen können. Sie sind aus einem Gemisch von Tschuwaschen, Tscheremißen, Wotiaken und Turken entstanden, welche vor den siegreichen Russen unter dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch, der das turkisch-kasanische Reich zerstörte, ihre Heimathländer an der mittlern Wolga verließen, und im südlichen Ural eine Zuflucht suchten, wo sie bald eine, in den Sitten gemeinsame Gesellschaft bildeten, nach den Sprachen aber, und den Religionsbegriffen mehr oder minder, wie es scheint, abgesondert blieben; was jedoch nicht ausschließt, daß unter ihnen ein neües Idiom entstanden ist, in welchem, durch die Nachbarschaft der Baschkiren, wie vermöge des eigenen Turk-Elements veranlaßt, eben so viel Turkisches als Finnisches enthalten ist. Sie sind Heiden geblieben, wie es ihre finnischen Vorfahren waren, dem Zauber- oder Schamanendienst getreü, die Turken unter ihnen aber sind Mohamedaner. Sie treiben etwas Ackerbau, vornehmlich aber leben sie von Vieh- und Bienenzucht und der Jagd. Außerdem leisten sie der russischen Regierung wichtige Dienste durch den Transport des Salzes aus den ilezkischen Salzgruben von Orenburg nach der Bielaja. Ob die Bobuilen, die finnisch-turkischer Abstammung sein sollen, hierher zu rechnen sein möchten, ist eine Frage, die unerörtert bleibt.

III. Permische Finnen.

Diesem Zweige des finnischen Völkerstamms gehörte ohne Zweifel das in den isländischen Sagas so berühmte hyperboreïsche Biarmaland der Skandinavier, das die Russen Perm nannten, was man aber nicht mit der Stadt verwechseln darf, die gegenwärtig diesen Namen trägt, denn Tscherduin war die Hauptstadt von Groß-Permien. Perm, Petschora und Jugra bildeten, nach Sjögren, den Norden von Rußland, und die erste Benennung war gleichbedeütend mit Sawolotschige, d. i: Sa Wolok, jenseits der Wasserscheide, womit lange Zeit ein Wolost von Nowogrod belegt wurde. Biarmien oder Perm lag daher an der unteren Dwina im Süden und Osten des Weißen Meeres, welches in denselben Traditionen Gand Wik heißt. Von allen Europäern war Other aus Norwegen der erste, welcher das Biarmaland im neünten Jahrhundert besuchte, und erkannte, daß seine Bewohner, die Beormas, dieselbe Sprache, wie die Finnen oder Suomen, redeten. Die Biarmier waren, darf man übrigens jenen Traditionen Glauben beimessen, die einzige finnische Nation, die nicht in Barbarei versunken war; sie waren ein aufgeklärtes Volk, das weit

ausgedehnte Handelsverbindungen unterbielt und große Reichthümer aufgehaüft hatte. Die Pracht des Tempels von Jumala hatte nicht ihres Gleichen; das darin aufgestellte Götzenbild selbst war mit Gold, mit den reichsten Brokaten und mit Edelsteinen bedeckt. Lange Zeit war dieses Land der Stapelplatz des indischen Handels. Alle alten Schriftsteller, sagt Moderach, sprechen von dem Reichthum und dem ausgedehnten Handelsverkehr Groß-Permiens, und diese Überlieferungen finden ihre Bestätigung in der großen Menge über das Land zerstreüter Festungs-Überreste, die man Tschuden-Städte nennt; in den Gold- und Kupfermünzen und den kupfernen und silbernen Geräthschaften, die haüfig in der Erde gefunden worden sind. Dieses Groß-Permien war das merkwürdigste Land des Nordens; es hatte eigene Fürsten, die durch ihre Unternehmungen berühmt waren, und trieb einen einträglichen Handel mit den entferntesten Ländern. Die Bulgaren, Perser, Bucharen und Indier kamen von Süden dahin; die Kelten und Normannen von Norden; die Slawen und Finnen von Westen, und Sibirien schickte sein kostbares Pelzwerk nach Tscherduin, der blühenden Hauptstadt von Permien. Wie lange dieser Handel gedauert hat, ist unbekannt; aber er gerieth in Verfall, als Batü-Khan die Bulgarei unterworfen und Russland erobert hatte.

Permien war aus der Geschichte des Nordens verschwunden, als es anfing, eine Stelle in den russischen Jahrbüchern einzunehmen. Seit dem zwölften Jahrhundert war es der Republik Nowgorod unterworfen; allein da diese nichts gethan hatte, um seine Bewohner, Anbeter des Woïpel und der Solotaja-Baba, oder goldenen Frau, zum Christenthum zu bekehren, so schickte Moskau im Jahre 1375 den jungen Missionair Stephan Charp ab, der den Syrjanen an der Wuitschegda und am Wuim das Evangelium predigte. Er wurde der Apostel und erste Bischof der Permier, im Jahre 1383, verweilte ein und zwanzig Jahre unter ihnen, um sie zu bekehren, übersetzte das Neüe Testament in ihre Sprache, und erfand, um es zu schreiben, ein besonderes Alphabet, das später in Vergessenheit gerathen ist. Dennoch scheint der Götzendienst unter den Permiern erst im Jahre 1462 beseitigt worden zu sein. Zehn Jahre später wurden sie dem Scepter Iwan's Wassiljewitsch unterworfen, und unter den Städten, die in die Gewalt dieses Fürsten fielen, nennt man in Oberpermien Iskor, an der Kolwa, und in Unterpermien Uross, Tscherduin u. a., wo sich noch Spuren der ehemaligen Handelsblüte der Biarmier erhalten hatten.

Der permische Stamm der finnischen Völkerschaften bewohnt das alte Perm Nestor's zwischen 55° und 65° nördlicher Breite und zwischen 42° und 56° östlicher Länge von Paris. Seine östliche Gränze war wol eigentlich das Ural-Scheidegebirge selbst, aber in späteren Zeiten ward er von Wogulen und Ugoriern westlicher gedrängt. Im Norden gränzt er an Samojeden, im Westen und Südwesten wohnt er schon mit wolgischen Finnen untermischt und im Süden hat er turkische Völker zu Nachbarn. Man unterscheidet im permischen Stamm die Wotiaken, die Syrjänen und eigentlichen Permier; allein die zuletzt genannten sind nur Ein Volk, und nach Gabelentz bildet, in Gemeinschaft mit dem permischen und wotiakischen, das syrjänische eine besondere Klasse des

finnischen Sprachstamms, die in vier Hauptdialekte zerfällt: den Ustsüssolschen, den obern Wuitschegdaschen, den Jarenschen und den Udorschen, unter denen nur der letztere wesentlichere Abweichungen zeigt.

11. Die Wotiaken, die sich selbst Uhd-murd, d. h: gastfreie Menschen nennen, heißen bei den Russen Woti, Woten, und bei den turkischen Nachbarn in der Einheit Ar, in der Mehrheit Ari, d. h: Entfernte, daher der Name des, im Kasaner-Kreise an der Kasanka belegenen Städchens Arsk, welches ehedem die Residenz wotiakischer Fürsten gewesen sein soll. Die Wotiaken bewohnen vorzüglich das Land zwischen der Wiatka und Kama, das sie Kam-Kosip, das Land zwischen den Kama-Flüssen, nennen. Ihre Wohnsitze fangen eine deütsche Meile östlich vom Flusse Tanuip an, der in die Bielaja fällt, und erstrecken sich an beiden Ufern desselben bis nach Ssarapul. Von da längs der Kama bis zum Ausfluß der Wiatka und dann nordwestlich bis nach Arsk. Östlich gränzen sie, etwa unterm 51° der Länge, mit den Permiern. Sonst bewohnen sie noch stark die Flüsse Tschepta, Wio, Legma, der in die Tschepta fällt, die Quellen der Kama, den Kelgimerta, Wala, Nelga und die Wiatka; so wie die Nachbarschaft der Städte Urschum, Sooget, Malmuisch, Wiatka, Sslobodskoi, Kaïgorod und Orlow. Östlich und südlich sind sie mit Tscheremißen gemischt, wodurch ihre Sprache Manches aus der dieser Völkerschaft aufgenommen hat.

12. Die Syriänen und Permier sind, wie gesagt, eigentlich nur Ein Volk, doch wohnen diese östlicher, jene nördlicher, vorzüglich in den Gegenden der oberen Kama, der Wuitschegda mit allen ihren Nebenflüssen, bis nach Ußtjug und der unteren Ssuchona westlich. Im Süden gränzen sie mit den Wotiaken und östlich erstrecken sie sich bis an die permische Gränze. Im Norden bewohnen sie die Flüsse Wuim, Mesen und Wäschka bis zu den Samojeden hinunter, und westlich haben sie die Russen, die sie von dem Gebiet der westlichen Finnen absondern. Im Norden finden sich noch einige Heiden ihres Stammes, die mit zu den Samojeden gezählt werden. Die Syriänen oder Sirjanen und Permier nennen sich zusammengenommen Komi, und unterscheiden sich durch den Zunamen murd für erstere, und ulir für letztere.

13. Die eigentlichen Permier, Permer, Permiaken geben sich aber auch noch den Namen Ssuda oder Ssudani. Sie bewohnen die obere Hälfte des Flußsystems der Kama, so weit sie von Norden nach Süden fließt, bis zur Mündung des Otscher in dieselbe, ferner die Gegenden der bedeütenden Kamaflüsse Wischera und Tschiussowaja. Im Westen gränzen sie mit Wotiaken, im Süden mit orenburgschen Turken und Baschkiren, im Norden mit Samojeden, und im Osten an Wogulen, durch die sie vom Ural verdrängt worden sind. Von der Viehzucht und Jagd lebend sind die Permier nur durch ihre finnische Sprache von den Russen zu unterscheiden, so innig haben sie sich mit diesen in Sitten, Gewohnheiten und Tracht verschmolzen.

Die permischen Finnen, und im Besonderen die Wotiaken, Wotjaken, Wotäken, Woten, sind schlankeren Wuchses, als die wolgischen Finnen, von weißer Gesichtsfarbe, blondem, oft rothem Haar, lustigem Temperamente, dabei behende,

gehorsam und lenksam, aber zum Trunke geneigt. Sie treiben Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht. Die Weiber sind ziemlich industriös; sie spinnen Wolle, weben bisweilen Tuch und Leinwand, und sind daher auch ziemlich wohlhabend. Die Wohnungen kommen mit denen der Russen überein, ebenso die Kleidung der Männer, die nichts Ausgezeichnetes hat; aber die der Weiber ist wiederum sehr zusammengesetzt, und hier spielt abermals der Kopfputz, der in der Hauptsache aus einer hohen Mütze von Birkenrinde besteht, eine große Rolle, wie bei den wolgischen Finnen.

In Hinsicht des Naturells besitzt der Wotiake natürlichen Verstand und Arbeitsamkeit und ist, im Zustande der Wohlhabenheit, gastfrei. Im Übrigen ist er trotzig und jachzornig bis zum Todtschlag seines Gegners, ja seine Wuth geht wol so weit, daß er sich im Hause desselben selbst entleibt, blos um ihn in schwere Untersuchung zu bringen.

Was die Nahrung der Wotiaken betrifft, so genießen sie, außer Brot und Feldfrüchten, auch alle Arten des bei uns üblichen Fleisches, so wie das von Pferden, Bären und Eichhörnchen. Dabei trinken sie Sukas, eine Art Kwas aus Hafermehl, und Kumuishka oder Laüter, das Produkt der ersten Destillation beim Branntweinbrennen. Weiber und Mädchen werden in Ehren gehalten, wenn sie mitten unter Männern sitzen, trinken und sich berauschen.

Da sie keine Schrift für ihre Sprache besitzen, so führt jeder Hausvater eine Chiffer, Tamga, als Familienzeichen, welche nach seinem Tode auf die Söhne übergeht, und zwar ganz, wenn nur ein Sohn da ist, in Theile zerlegt, wenn es deren mehrere giebt. Bei der Geburt eines Kindes werden keine Feierlichkeiten veranstaltet, indessen giebt der Vater desselben, sobald er ausgeht, Acht, wer ihm zuerst begegnet; denn das Kind bekommt den Namen desselben. Heirathen werden durch eine förmliche Entführung gestiftet. Nach dem Raube zahlt der junge Ehemann den Kalün, d. i: ein Summe Geldes, bekömmt aber dafür auch eine Mitgift, die in Vieh besteht. Keüschheit ist bei ihnen keine Tugend, ja ein schwangeres Mädchen bekommt leichter einen Mann, da sie den Ruhm der Fruchtbarkeit hat. Vielweiberei ist gestattet. Nicht leicht wird eine Frau von ihrem Manne gescholten, noch viel weniger geschlagen. Geschieht es, so wird es als ein Verbrechen angesehen. Verstorbene werden ohne Ceremonie mit Allem, was sie im Leben gebraucht haben, schleünigst begraben.

Obwol seit Jahrhunderten getauft, sind die Wotiaken und Syriänen doch nur Christen dem Namen nach. Sie verehren einen guten Geist, Tasa buß, und einen bösen, Urom buß, denen an einem geweihten Orte im Walde, Keremet, gewöhnlich unter einer Edeltanne, unter Leitung des Kalduns, Priesters, Opfer, in Victualien, Schaafen und Federvieh bestehend, dargebracht werden. Sie glauben auch an einen Gott, den sie Jumar nennen, und dessen Sitz in der Sonne ist, aber sie dienen ihm beinah' durch nichts. Wenn sie in Noth sind, wenden sie sich an einen klugen Mann, den sie Dona nennen; seine Kunststücke bestehen darin, daß er etwas Rauchtabak bald trocken in der Hand, bald mit Branntwein in einer Schaale herumrührt, und dann sein Drakel, nach be-

stem Wissen der Wahrsagerei, vorbringt. Eigentliche Festtage giebt es bei den Wotiaken nicht; Festtag ist es, nach ihrer eigenen Aüßerung, immer, wenn es viel Bier und Branntwein giebt. Inzwischen wissen sie doch etwas vom Weihnachtsfeste, das sie Roschdowy nennen und zwei und drei Tage lang durch Biergelage feiern. Bei vorkommenden Streitigkeiten wählen die Wotiaken drei Schiedsrichter aus ihrer Mitte, die sich dann verschiedener Mittel zur Erforschung der Wahrheit bedienen. Von Krankheiten finden sich Augenentzündungen und syphilitische Zufälle haüfig bei diesem Volke, das dagegen Hülfe beim Kaldun sucht.

IV. Ugorische Finnen.

Unter dem Namen der Ugorier lassen sich, mit Klaproth und anderen Ethnographen, die drei letzen Zweige des finnischen Volksstammes begreifen, die Wogulen, Ungern und Ostiaken vom Ob. Aus den, jenseits der Wolga belegenen Gegenden kamen, wie der genannte Geschichts- und Sprachforscher bemerkt, ums Jahr 462 unserer Zeitrechnung, nach Zerrüttung des von Attila gestifteten großen Hunnen-Reichs, die ugrischen Völker, nämlich Onoguren, Soraguren und Urogen, nach Eüropa. Die mächtigsten derselben scheinen die Onoguren gewesen zu sein, und diese heißen in späteren Zeiten Uguren, Uiguren und Ungern. Sie sind die Stammväter der heütigen Ungern, und werden auch in den russischen Jahrbüchern Ugri genannt, und daselbst als Bjeli und Tscherni Ugri, weiße und schwarze Ugrer, unterschieden, von denen die letzteren während des neünten Jahrhunderts vor dem neü gegründeten russischen Staate zu Kijew vorüberzogen, nach den Karpaten zu und den Ebenen an der Donau. Wahrscheinlich war noch ein Theil von ihnen im alten Vaterlande zurückgeblieben, von dem die jetzigen Baschkiren abstammen, obgleich sie ihre finnische Sprache vergessen und die turkische angenommen haben. Dies geht aus einer Erzählung Wilhelms Ruysbroek (Rubruquis) hervor, der im Jahre 1253 auf der Gesandtschaftsreise an das Hoflager der Mongolen-Chane zu Karakorum jene Gegenden besuchte, und ausdrücklich sagt, daß die Sprache der Pascatir, wie er die Baschkiren nennt, einerlei sei mit der Sprache der Ungern, und aus diesem Lande der Pascatir die Hunnen hervorgegangen seien, die in der Folge Ungern genannt wurden. Auch Plan Carpin, 1246, nennt das Land der Bastarken, worunter die Baschkiren zu verstehen sind, Groß-Ungern, im Norden von Cumanien, neben Russland und den Mordwinen, was gerade auf jene Gegenden hinweist, wo noch heüte finnische Völkerschaften die ursprüngliche Bevölkerung bilden.

Im Mittelalter, bemerkt Klaproth weiter, führten also die Gegenden um den Ural den Namen des ugrischen oder ungrischen Landes. In den russischen Jahrbüchern kommt der Name der Jugri schon 1100 nach Chr. Geb. vor. Sie waren gegen Ende des zwölften Jahrhunders der Republik Nowgorod zinsbar, lehnten sich aber gegen dieselbe auf und vernichteten 1193 ein gegen sie geschicktes Heer durch List. Dennoch scheinen sie bald wieder von den Nowgorodern unterworfen worden zu sein; denn zu Ende des dreizehnten, und im' ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunders entrichteten sie ihnen Tribut. Ihr Land

ward zuletzt 1483 vom Großfürsten Iwan Wassiljewitsch, dem Gründer der russischen Macht, gänzlich unterworfen.

Der Name Jugrien oder Jugorien der russischen Annalen kommt dem Lande zu, welches jenseits des Ural zu beiden Seiten des Ob liegt, und sich gegen Norden bis zum obischen Meerbusen und dem Eismeere erstreckt. Im Westen hatte es den Ural zur Gränze und fing südwestlich schon etwas diesseits desselben, in der Gegend der obern Petschora und Kolwa an. Südlich ging es bis zum Ausfluß des Irtuisch und des Wach in den Ob und bis zu den Quellen der Ssoßwa-Flüsse. Ostwärts ist uns seine Ausbreitung unbekannt geblieben. In den ältesten russischen Urkunden kommt das Land Jugrien auch unter dem Namen Sakamskaja Semlia vor, d. h: Land jenseits der Kama, also genannt, weil es den Nowgorodern auf der Ostseite des Kama-Stroms lag. Hieraus sieht man, daß Jugrien oder Jugorien einen großen Theil der heütigen Statthalterschaft Tobolsk und ein Stück vom Gouvernement Perm umfassend, das Land ist, welches die Wogulen und Ostiaken vom Ob bewohnten und noch bewohnen, dagegen das Vaterland der Uguren oder Ungern seine südliche Fortsetzung bis zum Jaïk, dem heütigen Ural-Strome, war. Jugrier, d. i: Wogulen und obische Ostiaken, sprechen aber eine Sprache, die von allen finnischen Dialekten in den Wurzeln am meisten mit der jetzigen, sehr vermischten ungrischen oder magyarischen Sprache übereinkommt. Sie sind also Stamm- und Sprachverwandte der Ungern, die man zwischen beide setzen kann.

14. Die Wogulen, Wogulitzen, Wogulitschi bei den heütigen, Jugorski bei den Russen in früherer Zeit, Wagol bei den Syriänen, fangen schon auf der Westseite der Kama und bei Ssolikamßk an, und gehen südlich über die obere Koßwa bis zum Ursprung der Tschiußowaja. Jenseits des Ural haben sie im Süden den Ißet; im Osten bewohnen sie die obere Tawda, Konda und die große uud kleine Wogulka, im Norden aber erstrecken sie sich bis zur Ssoßwa. Bei aller Verwandtschaft mit den finnischen Dialekten an der Wolga hat die wogulische Sprache so viel Eigenthümliches, daß man sie als eine eigene Sprache betrachten kann. Man unterscheidet vier Stämme und Dialekte —.

1) Die Tschiußowaischen Wogulen; 3) Die Tscherduimschen Wogulen, und
2) Die Werchoturischen Wogulen; 4) Die Beresowschen Wogulen.

Die Wogulen sind durchgängig klein von Statur, weibisch und haben in ihren Gesichtern, die weiße Haut ausgenommen, viel Kalmückisches, also Mongolisches, die vorstehenden Backenknochen des runden Gesichts, welches bei den Weibern jedoch nicht unangenehm zu sein pflegt. Das Haar ist lang und schwarz oder dunkelbraun, nur selten blond oder röthlich; der Bartwuchs ist sehr sparsam und tritt erst spät ein. Von Natur phlegmatisch sind die Wogulen dennoch gewandt und schlau, und mit guten Naturanlagen ausgestattet, dabei aber leichtsinnig und zu Unordnungen geneigt. Sie sind ein Jäger- und Hirtenvolk, das im Sommer mit kegelförmigen, von Baumrinde verfertigten Jurten, Balagan, umherzieht, im Winter aber in feststehenden, kleinen schmutzigen Wohnungen, Okon, lebt. Die Wogulen sind größtentheils Schamanen und verehren in der Sonne ihre höchste Gottheit, Torom, daneben aber mehrere Untergottheiten.

Gleich anderen finnischen Völkerschaften haben sie ihre Keremets oder Opferplätze. Die mehr südlich an der Tura und Tawda wohnenden Wogulen unterscheiden sich, durch ihre größere Berührung mit den dort angesiedelten Russen, von ihren nördlicheren Stammgenossen, indem sie hier schon etwas Ackerbau treiben und mehr Russisch, als ihre eigene Sprache reden. Die Wogulen nennen sich selbst und ebenso die obischen Ostiaken Mansi, oder Mansi kum (kum heißt Leüte, Volk).

15. Die Obischen Ostiaken bewohnen den Ob und seine Nebenflüsse, von der Mündung des Tuim und dem Wasjugan an, bis an die Suinja, die unterhalb Beresow in die Linke des Ob fällt, und den Irtuisch von seiner Mündung aufwärts bis zum Einfluß der Demianka, die sie auf der Südseite begränzt. Westlich hausen sie vorzüglich an der Konda und Ssoßwa, wo sie mit den Wogulen gränzen. Im Norden haben sie Samojeden, die sie vom Eismeere trennen, im Süden stoßen sie an turkische Völkerschaften. Wenn sie ihre Wohnplätze verändern und in die Gegend eines anderen Flusses ziehen, so nennen sie sich gewöhnlich nach demselben. Im Allgemeinen aber geben sie sich den Namen Aß-jach, d. i: Leüte vom Ob, in der Einheit Aß-chuy, oder auch Chondi-chuy, Mann von der Chondi oder Konda, weil an diesem Flusse ihre ältesten Hauptsitze gewesen sein mögen. Aus Aß-jach scheint das Wort Ostiak entstanden zu sein, wenn nicht aus dem Turkworte Üstiak, welches Fremdling bedeütet. Bei den Turken heißen sie aber Tübe, bei ihren Stammgenossen, den Wogulen, Mansi kum, wie schon gesagt, aber auch Tju kum; von den Syriänen werden sie Jögra-Jaß, d. i: Leüte von Jugrien, Ugorien, Ungern, genannt und von ihren nördlichen Nachbarn, den Samojeden, Thahe. Die Ostiaken leiten ihre Abkunft vom permischen Stamm der finnischen Völkerschaften ab; nichts desto weniger kommt ihre Sprache der wogulischen am nächsten, enthält aber eine starke Beimischung von der samojedischen. Die verschiedenen Mundarten dieses Volks weichen stark von einander ab, sowol der Aussprache, als den Worten nach; und auf Strecken von 12 bis 20 deütschen Meilen verstehen sie sich oft nur mit Mühe, obwol die Sprache im Grunde dieselbe ist. Es lassen sich fünf Mundarten unterscheiden:

1) Beresowsche Aß-jach;
2) Naruimsche Aß-jach, (von den Naruimschen Samojeden wohl zu unterscheiden);
3) Aß-jach am Jugan;
4) Aß-jach im Lumpobolßkaja Wolost (russisch) oder Luhung-Megh, d. i: Distrikt Lunug (im Ostiakischen);
5) Aß-jach am Waßjugan-Fluß.

Während die übrigen Finnen Ackerbauer, Hirten, Jäger sind, bilden die Ostiaken ein Fischervolk, klein von Statur, schwächlich, dünn und mager von Beinen; mit plattem, bleichen, unangenehmen Gesicht, ohne charakteristische Bildung, mit röthlichem oder hellem Haar, das den Männern ohne Ordnung um den Kopf hangt und sie noch mehr verunstaltet. Die Ostiaken sind furchtsam, aberglaübisch, einfältig, träge, dem Müßiggang ergeben, unreinlich, sonst

aber gutherzig. Die Fischerei bildet das Hauptgeschäft und liefert die Hauptnahrung, Jagd und Vogelfang ist Nebenbeschäftigung. Sommers leben sie in beweglichen Jurten, Chat, die pyramidalische Form haben; im Winter beziehen sie feste Wohnungen. Das Weib ist die Sklavin des Mannes; Polygamie ist gebraüchlich. Aus Thierhaüten und Pelzwerk besteht die Kleidung der Ostiaken, bei deren Weibern die Sitte des Tättowirens der Hände und Arme herrscht. Sie sind übrigens sehr schamhaft und sehr gastfrei. Die Ostiaken sind größtentheils Heiden, der schamanischen oder magischen Form der Naturreligion ergeben, deren gottesdienstliche Gebraüche unter der Leitung der Totebas, oder Schamanen, auf heiligen Bergen und unter heiligen Baümen verrichtet werden.

16. Die Ungern, oder Ungarn, Uguren, Ugrer, Juguren, Onoguren, Hunugari, Hungarn, sind in den Augen ihres Historiographen, Hrn. Stephan von Horvat, auch vor ihrem Einzug nach dem Lande, welches nach ihnen den Namen Ungern führt, ein weltgeschichtliches Volk, nur unter anderm Namen: die sogenannten Scythen, die Parther, die Pelasger, die Philistäer, folglich auch die Kananäer, Gergesener, Amoniter, Jebusäer, Hebräer, dann selbst die Sabiner, deren Weiber die ersten Römer raubten, waren nichts anders als — Magyaren!! Sie wurden, um uns Adelung's Worte zu bedienen, im sechsten Jahrhundert von Turk-Stämmen unterworfen; in den drei folgenden Jahrhunderten finden wir sie in Etel-köz, wie sie das Land nannten, welches zwischen zwei Flüssen bedeütet, bei den Byzantinern nach einem Magyaren-Haüptling Lebedios genannt, dem heütigen Jekaterinoslaw'schen Gouvernement Süd-Rußland's, in der Nachbarschaft und in Verbindung mit Chasaren, von der Viehzucht und vom — Raube sich nährend. In der Mitte des neünten Jahrhunderts wurden sie von dem mährischen Herzoge Ratislaw gegen die Deütschen aus Lebedios zu Hülfe gerufen. Am Ende des neünten Jahrhunderts zogen sie, von den Petschenegern gedrängt, den Karpaten näher, und wurden darauf vom Könige Arnulf gegen die Mähren zu Hülfe gerufen. Als sie von diesem Feldzuge durch Galizien zurückkehrten, fanden sie ihre Sitze verwüstet durch Bulgaren. Dies veranlaßte sie zu dem Entschlusse, sich in Galizien anzusiedeln, aber hier wurden sie bewogen, über die Karpaten zu ziehen und nach Munkatsch einzubrechen, und noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts das bulgarische Reich an der Theiß und das zum deütschen Reiche gehörige Pannonien einzunehmen, von wo aus sie nun eine Plage für Deütschland wurden.

Eine der ältesten Urkunden, die Fuldaer Jahrbücher, erzählen von den „Awaren, welche Ungari genannt werden", daß sie die Männer und alten Weiber niedermordeten, und nur die jungen Weibspersonen, wie Schlachtvieh, zur Stillung ihrer Lust, mit sich schleppten, und ganz Pannonien bis zum höchsten Grade des Elends vernichteten. Sie verwüsteten einen großen Theil von Italien, fielen dann ins Baierland und nahmen aus der Enns-Gegend eine ungeheüere Beüte mit sich. Sie ließen sich, nach Thomas, Bischof von Spalatro, in der großen Ebene Pannoniens, zu beiden Seiten der Donau, nieder, weil diese wegen der geringen Bevölkerung zur Viehzucht sehr geeignet war, von welcher die große Masse größtentheils ihre Nahrung hatte. Da fingen sie also

an, die benachbarten Provinzen mit immerwährenden Kriegen zu beunruhigen, die Kirchen zu zerstören und die Christen zu quälen. Alle ihre Raubzüge waren mit Todtschlag, Mordbrennerei und Plünderung verknüpft. Im Sontier-Thale des heütigen Friaul lag, unfern der Gränze, welche die Ungerstraße hieß, eine der festesten Burgen, Namens Pakha, welche die Deütschen Ungrispach oder Ungrispachem nannten. In allen alten Schriften werden die Hungari nicht anders als „harte Barbare" genannt, die überall nur Noth und Elend zurückließen; und es wurde, wie Daniel Farlatus sagt, nicht eher Ruhe und Friede in diesen Ländern, bis Stephan der Heilige, erster König von Ungern, diese Nation durch das milde Joch des christlichen Glaubens beinahe gezähmt hatte.

Die Nachkommen dieser wilden Barbaren-Horden und umherwandernden Hirten sind seßhafte Ackersleüte und Viehzüchter, und ein civilisirtes Volk geworden, das besonders in unseren Tagen, nachdem es die Morgenröthe der eüropäischen Gesittung und Kultur vertraümt, aus einem Jahrhundertelangen Schlummer erwacht ist, um auf dem Schauplatze des Völkerfortschritts mit einer Keckheit aufzutreten, die seinem angebornen lebhaften Temperament eigenthümlich ist.

Das Land Ungern, in der politischen Bedeütung dieses Namens als ungrisches Reich, Magyar-Orszag der Ungern, ist nicht bloß von der ungrischen oder ugrischen Nation, sondern auch von Völkern des indo-germanischen Völker- und Sprachstamms bewohnt, namentlich von Slawen, Deütschen und Wlachen. Eine, von einem einzigen Volksstamm allein bewohnte Provinz, Comitate, oder Gespannschaften genannt, vermag das Königreich Ungern nicht aufzuweisen. Das reinste ungrische Comitat ist das Csongrader; darauf folgt das Heveser, Raaber, Borsoder und Szaboleser. Die Hajduckenstädte und die Distrikte der Jaziger und Cumanen sind rein magyarisch. Im Allgemeinen sind die Ungern in zwei und zwanzig Comitaten vorherrschend, nämlich, außer den erwähnten, in Pesth, Stuhlweißenberg, Weßprim, Tolna, Baranya, Somogy, Zala, Comorn, Nograd, Gran, Gömör, Torna, Abanj, Schathmar, Bisar, Bekes und Csanad. Ungern betragen die Hälfte der Bevölkerung in Eisenburg und Ödenburg. In den Comitaten Arva, Trentschin, Thurotsch, Liptau, Zolyow, Zips, Saros, Posega, in den drei kroatischen Gespannschaften, (die deütsch-banatische und siebenbürgische Gränze ausgenommen), in der ganzen Militair-Gränze, sind keine Magyaren-Ortschaften; in allen übrigen nicht genannten Comitaten sind sie in der Minderheit.

Die Ungern drangen gegen Ende des zehnten Jahrhunderts auch in Siebenbürgen als Eroberer ein. Als Gyula, Fürst dieses Landes, das sinkende Heidenthum gegen Ungerns ersten König, Stephan den Heiligen, seinen Neffen, vertheidigen wollte, unterlag er der Waffengewalt und Siebenbürgen kam unter ungrische Oberhoheit. Ein großer Theil des Landes wurde an ungrische Kriegsleüte als Besitzthum verliehen, und diese Besitzthümer bilden das jetzige, aus den eilf Comitaten und zwei Distrikten, Unter- und Ober-Alba, Kükülló, Thorda, Kolosch, Doboka, Inner- und Mittel-Solnok, Kraßna, Hunyad, Zarand, Kövar

und Fogarasch bestehende, den größten, fruchtbarsten und schönsten Theil des Großfürstenthums umfassende Land der Ungern, dessen Bewohner jedoch nur zum kleinsten Theile dem eigenthümlichen ungrischen Volksstamme angehören, aber immer als herrschende Nation über die unterthänigen Walachen, die sich, nach ihren Traditionen, als Urbewohner des Landes zu betrachten gewohnt sind. Auch die Sekler, Szekler, in dem nach ihnen genannten östlichen Gränzlande des Großfürstenthums Siebenbürgen, werden für ältere Einwohner gehalten, die mit den Ungern in Bündniß traten, als diese ihren ersten Eroberungszug nach Siebenbürgen unternahmen. Sie blieben ungestört in ihren, durch die Gewalt der Waffen eroberten Wohnplätzen in den Provinzen oder Stühlen Maros, Csik, Haromszek und Udvarhely, an der Ostgränze des Landes, deren Siculi, Szekelly, d. h: Gränzhüter und Gränzvertheidiger, sie wurden, daher ihr Name, der ein bloßer Dienstname ist und kein einzelnes Volk bezeichnet. Später wurden sie auch von König Stephan V. wegen ihrer gegen die Kumanen und Turkstämme geleisteten tapfern Dienste mit dem Aranyoser Stuhl, der mitten im Lande liegt, beliehen. Diese Szekelly, Szekler, Sekler, sind nach Sitten und Sprache vollständig magyarisirt und als Bestandtheil der ungrischen Nation anzusehen, zu der sie, nach Anderer Ansicht, auch von Anfang an gehört haben, während noch Andere ihren Ursprung von dem Turkstamme der Petscheneger, dessen Name erloschen ist, herleiten.

Magyaren wohnen außer Ungern und Siebenbürgen, auf österreichischem Gebiete auch noch in dem Kreise Tschernowitz des Königreichs Galizien, d. i: in der früher zu Moldau gehörig gewesenen Bukowina, sodann ferner noch in der Moldau, in Bessarabien und der Walachei.

Die ungrische Sprache, deren innigste Verwandtschaft mit ihren finnischen Schwestersprachen nicht zu verkennen ist, die aber auch viele Wörter aus den germanischen, slawischen, romanischen, ja sogar aus den persischen und arabischen Sprachen in sich aufgenommen hat, spaltet sich vornehmlich in zwei Hauptdialekte, den Raaber und Biharer oder Debrecziner. Diese beiden Hauptdialekte weichen nicht bloß in manchen Stücken in der Aussprache von einander ab, sondern ein jeder von ihnen hat auch eigenthümliche Wörter und Redensarten, die sich in dem andern nicht finden. Auch weicht überall die Mundart des gemeinen Volks und des gebildeten Theils der ungrischen Nation, welche in der Schriftsprache ausgedrückt wird, von einander ab. Die Sekler reden eine grobe Mundart, und dehnen dabei die Sylben auf eine so widerwärtige Art, als vielleicht keine Nation in Europa. Außerdem unterscheidet man in dialektischer Hinsicht die Kumanen, Jazygen, Paloczen, Hajducken, Göcsier und Ormander, aber sie weichen höchstens in wenigen Lokalwörtern und der Aussprache von einander ab. Die Kumanen und Jazygen sind keine Finnen, sondern ein turkischer Stamm, der schon seit dem eilften Jahrhundert in Ungern eingewandert ist, und seine Muttersprache mitten unter Magyaren sieben hundert Jahre lang bewahrt hat; erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist sie ganz ausgestorben. Von da an sind die Kumanen und Jazygen mit dem vollständigen Erlöschen ihrer Sprache ganz Magyaren geworden.

Der Name Jazygen bezeichnet nicht einen besondern Stamm, sondern er kommt her von dem ungrischen Wort Jaszok, d. i: Bogenschützen, weil ein Theil der Kumanen im Vortrab als leichte Truppen diente. So sagen die Magyaren, während die Slawen die Jazygen mit sich identifiziren und von der alten slawischen Nation der Jazygen herleiten, welche die Römer hier als eine Urbevölkerung aufführen.

Die Hajducken, Haiducken, im Ungrischen Haidu, im Ungrisch-Lateinischen Haidonici genannt, sind ursprünglich kein besonderer Volksstamm, sondern eine Mischung von echten Magyaren, Serben und Wlachen, und führen ihren Namen von einem gewissen Stande, denn er kommt her von dem ungrischen Worte Hajadon, was einen Unverheiratheten bezeichnet. Sie dienten ursprünglich als Soldaten Jedem, der sie anwarb, und wurden, nach beendigtem Kriege, namentlich von den ungrischen Königen mit Ländereien beschenkt.

Die Magyarok sind im Ganzen genommen ein schöner, kräftiger Menschenschlag, und verrathen in ihrer Physiognomie nur wenig ihre Stammverwandtschaft mit den Finnen am Ural und dem baltischen Meere. Ein tausendjähriger Aufenthalt in den ungrischen Steppen, unter einem Klima, das verschieden ist von dem ihrer Urheimath am Ural, eine andere Lebensweise, und die unausbleibliche Vermischung mit den indo-germanischen Völkern, die sie rings umgeben, hat die Magyarok in ihrer physischen Konstitution verbessert und veredelt, was sich im Besondern beim weiblichen Geschlechte kund giebt. Sonderbarer Weise heißen in ganz Ungern die Frauen der Magyaren Ingrinnen, und man spricht: „Der Unger“ und „die Ingrin“; ob vom Stamm der Ingerer am finnischen Meerbusen, oder von den Jugern, Ugern, dem alten uralischen Namen der Magyarok? Nichts desto weniger erkennt man in dem weniger oval, als rundgeformten Gesichte und den breiten, starken Backenknochen des Magyar seine finnische Abkunft; er hat feürige Augen, eine schöne, edle, gerade Nase, ein kurzes, energisches Kinn und einen starken, nicht so langen Hals, wie ihn die germanischen Nationen gewöhnlich haben; sein Haarwuchs, schwarz von Farbe, ist voll, und sein Bart stark und buschig. Seine Gesichtsfarbe ist etwas fahl und auf den Wangen wenig geröthet.

Die Ungern sind zum größten Theil römische Katholiken, aber auch ein großer Theil bekennt sich zur reformirten Kirche, woher es kommt, daß diese Kirche nicht bloß vom gemeinen Volk, sondern auch von Geistlichen in Ungern, mit einem National-Namen allgemein die magyarische genannt wird, im Gegensatz zur rüthenischen, slowakischen und walachischen Kirche, indem man darunter der Reihe nach die griechisch-katholische, die lutherische und die griechisch nicht unirte Kirche versteht. Wenige Magyaren sind Lutheraner, noch weniger griechische Katholiken.

Die Magyaren kamen als ein reitendes Hirtenvolk nach Europa. Die große ungrische Ebene zwischen der Donau und der Theiss bot ihnen einen vortrefflichen Weideplatz für ihre Heerden dar. In diesen Pußten, wie sie mit einem slawischen Worte die baumleeren Steppen genannt haben, schlugen sie ihre Zelte auf, aus denen allmälig feste Wohnungen geworden sind, indem man unter

dem Ausdruck Pußte nicht bloß ein wüstes, leeres Gefilde, sondern auch einen, vornehmlich zur Viehwirthschaft, aber auch zum Ackerbau benutzten Landstrich ohne Dorf, Flecken und Stadt, also ein Landgut, Vorwerk versteht, der im Ungrisch-Lateinischen mit praedium übersetzt wird. Die Pußten haben noch heütiges Tages dieselbe Bestimmung, wie vor tausend Jahren, sie sind die großen Besitzungen der ungrischen Edelleüte, Hirten und Bauern, auf denen Viehzucht und Viehwirthschaft die Hauptbeschäftigung ist, wo die heütigen Hirten dasselbe Wanderleben führen, wie ihre Altvordern, wo sie ihre Sallanschen, d. h: wörtlich Einkehrhaüser, etwa Meierhöfe, und ihre Tanyas, kleine Weiler, haben, dieent weder aus Putri, d. i: Erd-, oder aus Gunyho, d. i: Schilfhütten, bestehen. Viele jener Sallanschen, von Szalani, einkehren, haben nichts als einen Heerd, einen Raum zum Wohnen und einen zum Einspeichern der Vorräthe, einen Brunnen und dann rund umher Viehweide und etwas Acker. Die zunehmende Kultur und die steigende Volksmenge hat die Magyaren allmählig veranlaßt, sich enger zusammen anzusiedeln in Dörfern und Städten; aber diese Städte haben mit den Städten der germanischen und romanischen Völker so wenig Ähnlichkeit, daß man als beste und kürzeste Difinition von ihnen sagen kann, sie seien weiter nichts, als näher zusammengerückte Sallanschen, einstöckige Haüser mit großen Höfen, in breite, doch unregelmäßige Gassen geordnet, das Ganze vom Hatar, d. i: Weichbild umgeben, das, oft zehn bis zwanzig Geviertmeilen groß, den Städtern zu eben denselben Zwecken dient, als die Pußten den zerstreüt lebenden Hirten. Überhaupt sind die Magyaren ihrer ursprünglichen Lebensweise noch immer so treü geblieben, daß dem gemeinen Mann nichts über das Hirtenhandwerk geht, und er es oft sogar im Dienste der von ihm gehaßten Deütschen übt. Dabei trägt er eine kurze Jacke, weite Beinkleider und einen breitkrämpigen Hut, unter dem das schwarze Haar lang herunterhangt, und den er, besonders an Sonn- und Festtagen, mit ganzen Beeten von natürlichen oder auch künstlichen Blumen und mit dicken Bündeln von wollenen Straußen- und Pfauenfedern und von allerlei bunten Bändern belastet. Diese Sitte findet sich jedoch nicht aller Orten. Am Plattensee wird insbesondere die Schweinezucht sehr stark getrieben von den sogenannten Gonaßen, oder Schweinehirten, die allgemein einen großen weiten Mantel von dickem weißen Wollenzeüg tragen, das mit vielen rothen Schnörkeln und Blumen benäht und geschmückt ist, die aus rothen Lappen und rothen Fäden bestehen; eine Tracht, die muthmaßlich von den Pannoniern auf diese Magyaren übergegangen ist. Jenseits der Donau, im dacischen Ungern, kommt diese Tracht nicht vor. Die Gonaßen sind als Raüber berüchtigt und gefürchtet; mit den Tschakani, einem Streitbeile, stets bewaffnet, lauern sie dem einsam Reisenden auf und überfallen nicht selten in ganzen Banden die herrschaftlichen Gebaüde und die Kastelle der Edelleüte, so die wahren Repräsentanten ihrer raüberischen Vorfahren, jetzt noch, nach tausend Jahren, darstellend. Die bekannte ungrische Nationaltracht, die wir in einem Theil der berittenen Soldaten aller eüropäischen Staaten, in den Husaren nämlich, tagtäglich sehen kön-

nen *), hat eben in dem dacischen Ungern jenseits der Donau ihre eigentliche Heimath.

Die magyarische Nation spaltet sich in zwei Stände, davon der erste Stand aus den Adligen, der zweite aus den Unadligen besteht. Zum Adelstande werden gerechnet der römisch- und griechisch-katholische Klerus, alle Fürsten, Grafen und Barone; alle Besitzer von Rittergütern, sowie auch der Briefadel. Zu den Unadligen gehören die Honoratioren (Advokaten, Ärzte ꝛc.), die (meist deütschen) Bürger der königlichen Freistädte, die priviligirten freien Leüte und die Bauern. Die erste Klasse der Magyaren ist so zahlreich, daß jeder zwanzigste Mensch ein Edelmann ist. Sie repräsentirt nicht allein, sie ist, der Staatsverfassung zufolge, die eigentliche magyarische Nation, welche den zweiten Stand gleichsam als ihren — Sklaven betrachtet, der, was den Bauern betrifft, mit dem — Stock regiert wird und also regiert werden muß! Von den Fürsten, Grafen und Baronen, die man unter dem Titel der Magnaten zusammenfaßt, in denen sich die höchste Intelligenz und die Bildung des civilisirten Europa vereinigt, muß man die große Masse des geringen Adels unterscheiden, des sogenannten Baueradels, der in Absicht auf Bildung, gute Lebensart, Reichthum und Kleidung um kein Haar besser, als der gemeine ungrische Bauer, ja in mancher Beziehung, z. B. was Stolz, Rohheit, Anmaßung und Unverbesserlichkeit betrifft, noch schlechter, als dieser ist.

Nichts desto weniger besitzt dieser ungebildete Adel dieselben politischen Rechte, wie die Prälaten und Magnaten, und kann in den Versammlungen seine Stimme eben so geltend machen, als letztere; und darum macht er, wie Kohl sehr richtig bemerkt hat, die allergefährlichste und schlimmste Einwohner-Klasse von ganz Ungern aus; denn sie sind die priviligirte Dummheit, die hochgestellte Ochlokratie. Freilich führen, so fährt der genannte Beobachter fort, die ungrischen Patrioten an, daß eben dieser Baueradel „durch seinen natürlichen, gesunden Sinn, durch seinen eigenthümlich richtigen Instinkt und durch sein festes Beharren", wie sie sich ausdrücken, in kritischen Fällen schon oft die ungrische Freiheit und das Bestehen der Verfassung aufrecht erhalten, ja sie sogar gerettet hat; und jene ungrischen Patrioten betrachten darum den Baueradel als die eigentliche feste und haltbare Basis der ungrischen Freiheit, indem sie sagen, daß dieser Adel, im Ganzen genommen, wol unkultivirt und in unbedeütenderen Fällen auch bestechlich sei, daß er aber in allen wesentlichen Dingen einen sehr guten Takt zeige, und da, wo es sich um Sein oder Nichtsein handele, unbestechlich und namentlich viel unbestechlicher, als die Magnaten, sei.

In dem ungrischen Gesetzbuche ist der neünte Artikel des ersten Theils hochberühmt, denn er enthält die Fundamental-Freiheiten der magyarischen

---

*) Die Husaren sind rein ungrischen Ursprungs, was auch das Wort „Husz", das ein echt magyarisches ist, zu erkennen giebt. Husz heißt zwanzig, weil nach einem alten Rekrutirungsgesetz von zwanzigen einer Reiter werden mußte, wonach Husar so viel, als „der zwanzigste" heißt.

Nation, die in vier Privilegien bestehen, nämlich: daß der Edelmann eine Virilstimme bei der Abfassung der Statuten seines Comitats hat; — daß er vor geschehener Überweisung eines Verbrechens und einem richterlichen Urtheile nicht verhaftet werden darf; — daß er allein Landgüter besitzen darf; — und daß nur der König über ihm steht. — Die Quintessenz von dem Allen ist, daß ein ungrischer Edelmann dem Gesetze nach Alles thun und lassen darf, was ihm gefällt. Man nennt in ganz Ungern jenen famosen Gesetzartikel im Gespräche nur ganz kurz den „**Primae nonus**“, und Jeder weiß, daß damit „**Primae Partis Codicis Articulus Nonus**“ gemeint ist. Sonst war auch noch eine Klausel bei dem vierten Privilegium, daß der Edelmann sich dem ungeweihten, gebietenden Könige gesetzmäßig widersetzen dürfe. Diese Klausel ist unter Kaiser Leopold aus dem Gesetzbuche gestrichen worden; denn sie machte den Edelmann zum Beurtheiler der Handlungen des Königs und lös'te eigentlich den Staat gesetzmäßig völlig auf. Dennoch haben viele ungrische Edelleüte die Sache noch nicht vergessen und wollen sich jetzt noch immer darauf berufen.

Die Verfassung des Magyaren-Reichs ist die einer konstitutionellen Monarchie, deren erblicher Regent der Kaiser von Österreich ist. Dieser führt aber in allen seinen Regierungshandlungen, die sich auf Ungern beziehen, nur allein den Titel König von Ungern, Großfürst von Siebenbürgen und Graf der Szekler. Stirbt die, durch die Vermählung Maria Theresia's mit Karl von Lotharingen neü gegründete habsburg-lotharingische Dynastie in allen ihren Zweigen aus, so steht der magyarischen Nation das Recht zu, den erledigten Königsthron durch freie Wahl zu besetzen. Kein Monarch ist so beschränkt, als der Ungrische. Bei ihm ist zwar die Majestät und ihr Inbegriff, aber er theilt nicht bloß die gesetzgebende Gewalt, sondern auch die vollziehende mit der Nation, die sich durch Reichsstände vertreten läßt. Die Reichsstände versammeln sich in zwei Kammern, davon die erste Kammer oder das Oberhaus, hier die Magnatentafel genannt, aus den Magnaten, d. i: den Prälaten, den Fürsten, Grafen und Reichsbaronen, besteht, die zweite Kammer aber, die Ständetafel, aus den adligen Deputirten der Komitate und aus einflußlosen Abgeordneten der königlichen Freistädte zusammengesetzt ist. Der Reichstag repräsentirt die Nation und bildet den **populus in dieta**, im Gegensatz zur übrigen Volksmasse, die, in den Gesetzen **misera contribuens plebs** genannt, von der Theilnahme an den Angelegenheiten des Vaterlandes ausgeschlossen ist, obwol sie alle seine Lasten einzig und allein zu tragen hat, denn der Adel genießt vollständiger Abgabenfreiheit. In allen öffentlichen Angelegenheiten bediente man sich seit Jahrhunderten der lateinischen Sprache als einzig gültiger Geschäfts- und Amtssprache; in unseren Tagen ist sie verbannt worden, und an ihre Stelle die magyarische getreten, die unausgebildet, wie sie bisher war, mit einer Energie kultivirt wird, wovon die neüere Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat.

Der Organismus des ungrischen Reichs, nach Regierung und Verwaltung, ist demjenigen durchaus ähnlich, welchen Karl der Große in Deütschland einführte, und sehr wahrscheinlich von diesem entlehnt. Während aber bei

uns die auf Lebenszeit ernannten Grafen allmählig erblich geworden sind und in ihren Gauen fürstliche und territoriale Gewalt erlangt haben, hat sich in Ungern die Verfassung in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten und der vom König auf Lebenszeit ernannte Comes, Graf oder Obergespann, ist als oberster Beamte der Gespannschaft, Grafschaft, comitatus, Varmegyn im Magyarischen, d. h: Schloßbezirk oder Burgkreis, größtentheils wechselnd geblieben. Nur in neüester Zeit sind von fünfzig Obergespannschaften zwölf in gewissen Familien erblich geworden, nicht aber durch die Macht der Gewohnheit, sondern durch königliche Verfügung. Alle übrigen Comitats- oder Gespannschafts-Beamten, vom Vicegespann, vicecomes, an, wechseln alle drei Jahre, und werden dann jedes Mal vom dem gesammten Adel des Comitats neü gewählt, d. h: es wird, wie man es nennt, eine „Restauration" vorgenommen, weshalb man die Versammlung selbst auch wol so zu nennen pflegt. Außer zu den genannten Wahlen wird der Adel des Comitats aber auch noch zu den Wahlen der Deputirten für den Reichstag und dann regelmäßig im Laufe des Jahres vier Mal, um Statuten für das Comitat zu machen und allerlei politische, ökonomische und polizeiliche Gegenstände zu berathen und zu entscheiden, zusammengerufen. Man nennt solche allgemeine Versammlungen des Comitats-Adels, an denen auch einige unbeachtete Deputirte der Städte Theil nehmen, Congregationen, auf Ungrisch Varmegyn Gyules, d. i: Schloßbezirks-Versammlungen; man kann sie auch Provinzialstände, Status provinciae, nennen, wie man den Reichstag Status regiae, auf Ungrisch Orszag Gyules oder Dieta nennt. Im Kleinen geht es auf diesen Congregationen eben so zu, wie im Großen auf dem Reichstage, und sie beschließen für ihr Comitat ungefähr eben so viel, wie der Reichstag für's ganze Land. So bemerkt Kohl, dem wir noch Folgendes entlehnen.

Jene Restaurationen und dann die Congregationen zur Wahl der Reichstags-Abgeordneten sind die belebtesten Versammlungen, die Ungern aufzuweisen hat, und bei ihnen ereignen sich jene Ausbrüche des rohen National-Charakters, von dem unsre Zeitungen Kunde zu geben in neüester Zeit nur zu oft Veranlassung gehabt haben. Auf den gewöhnlichen, alle drei Monate wiederkehrenden Adelsversammlungen geht es anständiger und ruhiger zu, weil hier die persönlichen und Privat-Interessen nicht ins Spiel kommen, sondern nur die öffentlichen der Gemeinde, und weil auf diesen Versammlungen auch nur die gebildeten Edelleüte erscheinen, während die rohen, ungebildeten Gesellen des Baueradels, obgleich sie auch zu erscheinen berechtigt sind, dabei ausbleiben, da sie doch von den verhandelten Dingen nichts verstehen und nicht mit zu reden wissen. Auf den Wahlversammlungen aber ist die Masse der adligen Rohheit und Gemeinheit gerade prädominirend; denn obgleich sie auch da zu erscheinen vielleicht wenig Lust hätte, so wird sie doch von den Magnaten, die ihre Leüte kennen, vorgeschoben und ins Feüer getrieben. Da es sich einfach darum handelt, eine Stimme abzugeben, oder Geschrei zu erheben und Tumult zu machen, so läßt sie sich auch leicht dazu bewegen, weil sie sich alsdann in ihrem Element befindet.

Daß die Magyarok kein ursprünglich ackerbauendes Volk gewesen, wie sie in ihrem lächerlichen Hochmuth behaupten, sieht man, stände es nicht historisch fest, an den Namen der hauptsächlichsten Ackerwerkzeüge, die, wie Kohl sehr richtig bemerkt, höchst wahrscheinlich nicht ungrisch, sondern slawisch und deütsch sind. So heißt z. B. der Pflug „Eke", entweder von dem deütschen Wort Egge, das fälschlich auf den Pflug angewandt wurde, oder von Ackern, oder von dem Ausdruck Haken, dessen auch noch einige Slawen in Ungern sich für die Bezeichnung des Pflugs bedienen, indem sie ihn „Hak" nennen. Die Egge heißt bei den Magyarok „Barona", welches Wort für dasselbe Instrument bei allen Slawen im Gebrauch ist, (im Russischen Borona). „Ispot" kommt vom deütschen Wort Spaten. Die Vorsetzung des I vor s ist in solchen Fällen ganz gewöhnlich bei den Magyaren, z. B. in den Worten „Istwan" Stephan, „Istallo" der Stall, „Istab" der Stab. „Laitorja" heißt die Leiter, „Sak" der Sack, „Tengely" Dinkel, „Lentse" Linsen. Dies sind nur einige solche agronomische Benennungen, es giebt ihrer aber noch viele. Ein wesentlicher Bestandtheil der ungrischen Landwirthschaft ist die Melonenzucht, die namentlich in den Umgebungen von Debreczin blüht, der eigentlichen Mitte des Magyaren-Volks, wo es zuerst in Ungern eindrang und die fremdartige Urbevölkerung am gründlichsten vernichtete und vermischte. Auf ihrer Wanderung vom Ural her lernten die Magyarok diese Frucht sehr wahrscheinlich in den Küsten-Ländern des Kaspi- und des schwarzen Meeres kennen, und verpflanzten sie auf die ungrischen Ebenen. So ist die Melone, im Besondern die Wassermelone, auch der Kürbiß, ein Hauptgericht des Magyar geworden; aber er liebt auch, nach wie vor, die animalischen Speisen, die einen Hauptbestandtheil seiner Nahrung ausmachen, und unter denen das Schweineschmalz und das gesalzene Schweinefett in jeder ungrischen Haushaltung und Küche eine bedeütende Rolle spielt. Ein Nationalgericht ist der Nötis, eine Art Kuchen, der aus Weizenkörnern, welche man erst im Wasser keimen ließ, zubereitet wird und selbst ohne Zucker und Gewürz ganz schmackhaft ist.

Unter den Hausgeräthschaften der Magyarok spielt die Tschuttora eine große Rolle; sie ist eine runde, dickbaüchige Flasche aus dünnem Holz und mit Füllenleder überzogen. Es giebt kein ungrisches Haus, in welchem man nicht Tschuttoras von allen Größen findet, zuweilen so große, daß sie einem Fäßchen gleich kommen. Vom Tokayer an bis zum Sumpf- oder Salzwasser, welches die Hirten in den Steppen trinken, werden aus dieser Flaschenform die meisten Getränke, die köstlichsten und geringsten, genossen. In allen Volksliedern preisen die Magyarok die Tschuttora; und es ist, nach Kohl's Bemerkung, keinem Zweifel unterworfen, daß dies Utensil schon seit uralten Zeiten von den Magyaren ebenso verfertigt worden ist, wie sie es noch jetzt verfertigen, und sicherlich sind sie auch nomadisirend mit Tschuttoras um den Hals in Asien umherzogen und eben so pilgernd in Ungern eingewandert.

So interessant es wäre, die unter den finnischen Völkern, hinsichts ihrer politischen Bedeütung, die erste Stufe einnehmenden Magyaren in Sitten, Gewohnheiten und Gebraüchen ausführlich zu verfolgen, so gebricht dazu hier doch

AÏNO

ursprünglich, wie sie
historisch
Kohl sehr
und deutsch
von Ackern, oder
in Ungern sich für
nennen. Die Egge
derselbe Instrument bei
„Ispot" kommt vom
in solchen Fällen ganz
„Istvan" Stephan,
heißt die Leiter, „Sak"
sind nur einige solche
viele. Ein wesentlicher
Milchenzucht, die namentlich
Mitte des Magyaren-
fremdartige Urbevölkerung am
Wanderung vom Ural her
in den Küsten-Ländern
und verpflanzten sie auf die un-
die Wassermelone, auch
aber er liebt auch, nach
einen Hauptbestandtheil seiner Nahrung
und das gesalzene Schwei-
Küche eine bedeutende Rolle spielt.
der aus Weizenkörnern,
wird und selbst ohne Zucker
und Gewürz ganz schmackhaft ist.

Unter den Hausgeräthschaften der Magyaren spielt die Tschuttora eine große Rolle; sie ist eine runde, dickbauchige Flasche aus dünnem Holz und mit Fellenleder überzogen. Es giebt kein ungrisches Haus, in welchem man nicht Tschuttoras von allen Größen findet, zuweilen so große, daß sie einem Fäßchen gleich kommen. Vom Tokayer an bis zum Sumpf- oder Salzwasser, welches die Hirten in den Steppen trinken, werden aus dieser Flaschenform die meisten Getränke, die schlechtesten und geringsten, genossen. In allen Volksliedern preisen die Magyaren die Tschuttora; und es ist, nach Kohl's Bemerkung, keinem Zweifel unterworfen, daß das Utensil schon seit uralten Zeiten von den Magyaren gebraucht worden ist, wie sie es noch jetzt verfertigen, und sicherlich sind sie auch mit Tschuttoras um den Hals in Asien umherzogen und eben so eingewandert in Ungern.

So interessant es wäre, die unter den finnischen Völkern, hinsichts ihrer politischen Bedeutung, die erste Stufe einnehmenden Magyaren in Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen ausführlich zu verfolgen, so gebricht dazu hier doch

AÏNO.

der Raum, und mag es darum an der schließlichen Bemerkung genügen, daß die Ungern, obwol große Liebhaber des Tanzes, insbesondere wilder Tänze, dennoch im Ganzen wenig Talent und Sinn für Musik besitzen, und sie, mit Ausnahme des Gesanges, fast gar nicht üben. Deütsche und Zigeüner sind unter ihnen die Musikanten, welche Melodien vortragen, welche möglicher Weise ursprünglich magyarische gewesen sind.

* * *

Von den westlichen Gegenden des Alten Kontinents, wohin wir durch die Betrachtung des ungrischen Volks geführt worden sind, versetzen wir uns nach dem Osten des asiatischen Erdtheils, um hier noch einige Völker kennen zu lernen, die den Beschluß machen in dem, die alte Welt, bevölkernden mongolischen Menschenstamme. Diese Völker sind: die Aino, die Kamtschadalen, die Jukagiren, die Korjäken und die Tschuktschen.

Aïno, Kurilen, oder Jeßo.

Östlich von den Mandshu, zu beiden Seiten der Amur-Mündung, vorzüglich aber auf den größeren und kleineren Inseln, die zwischen dem festen Lande von Asien, Japan und Kamschatka liegen, und selbst auf der südlichen Spitze der zuletzt genannten Halbinsel, wohnen die Kurilen, die sich selbst Aïno oder Ainu, d. i: Menschen, nennen. Den Namen Kurilen haben sie, nach Klaproth, wahrscheinlich von einem anderen Worte ihrer Sprache erhalten, nämlich Kur oder Guri, das ebenfals Mensch bedeütet Außerdem sollen sie sich aber auch noch Ujut-Icjeka nennen, während sie bei den Kamtschadalen Kuschi, d. h: Tanzende, Springende, und bei den Koriäken Kuinala heißen. Nach diesem Volke erhielt die ganze Inselgruppe zwischen Japan und Kamtschatka den Namen der Kurilischen, Kuro muschiri, d. i. in der Ainosprache: Inseln der Kuru, oder Menschen. Es gehört dahin die in der Aïno-Sprache Taraikai, oder Tarakai heißende Insel, von den Jeßo Karafuto, Karafto, auch Narubesi, von den Japanern Oku oder Kita Jeßo, d. h: Inner- oder Nord-Jeßo genannt, so wie diejenige, welche wir Jeßo zu nennen pflegen, nach dem Namen, den die Japaner den Aïno überhaupt geben, und der, so wie die chinesische Benennung Hia i der Kurilen, Seekrebs-Barbaren bedeütet. Die am

Ausfluß des Amur und auf der Küste des festen Landes wohnenden Kurilen werden von den Mandshu Chedshen und Fiaka genannt, und sind die Giljaki der älteren russischen Nachrichten. Die Bewohner der Insel Schounetschu, wie die auf der Landspitze Lopatka, sind indessen nicht echte Kurilen, sondern von kamtschadalischer Abkunft, und theils wegen innerer Unruhen, theils bei der Eroberung von Kamtschatka durch die Russen, nach der Insel übergegangen. Durch Heirath haben sie sich mit den Kurilen der zweiten Insel vermischt, und außer der Sprache auch viele kurilische Gebraüche angenommen; sie sind durch die Vermischung überdem haariger und bärtiger, als ihre kamtschadalischen Vorfahren geworden.

Unmittelbar an die hochcivilisirten Japaner gränzend, lernen wir hier ein unkultivirtes, rohes, ja wildes Seejäger- und Fischervolk kennen, das, obwol es besser gebildet, von einem schöneren Wuchs und vortheilhafterer Gestalt ist, als das kamtschadalische, dennoch in seinem Aüßern etwas Abschreckendes hat, was vornehmlich durch seine Behaarung hervorgebeacht wird: der Aïno scheert niemals den Bart, der bei alten Leüten überaus lang wird und durchgängig bei Allen das Gesicht bis an die Augen dicht überwächst; auf der Brust und über den ganzen Leib ist der Aïno ungewöhnlich rauh und haarig, und alles Haar am Leibe ist schwarz, oder röthlich schwarz. Alles, was die Aïno Wildes an sich haben, stammt von den Kamtschadalen, ihren nördlichen, und von den nomadisirenden Tungusen des festen Landes, ihren westlichen Nachbarn: das schwarzbraune Gesicht, die Gewohnheit, sich die Lippen zu schwärzen und sich die Arme bis an den Elnbogen mit Figuren zu bemalen, sich aus den Haüten vierfüßiger und geflügelter Thiere Kleider zu machen, die aus Haaren und Federn von allerhand Farben zusammengesetzt sind. Alles Künstliche haben sie von den Japanern entlehnt: die Gewohnheit, das Haar vorn bis auf den Scheitel abzuscheeren und hinten herunterhangen zu lassen, silberne Ringe in den Ohren zu tragen u. s. w. Oft mischen sie beiderlei Geschmack zu einem Ganzen und thun die Kleidung des Wilden zu der des civilisirten Menschen. Da sie große Liebhaber von schimmernden Farben sind, aber nicht sehr auf Sauberheit sehen, so wird ein, in Scharlach gekleideter Kurile gleichzeitig eine, von Fett und Blut beschmutzte Seehundshaut auf den Schultern tragen. Ein Kurile, welcher ein seidenes Korset gefunden hatte, zog dieses an und stolzirte damit umher!

Die Kurilen nähren sich von vierfüßigen Seethieren, und wohnen wie die Kamtschadalen, wiewol mit mehr Sauberheit, indem sie ihre Stühle und Wände mit Binsenmatten beschlagen. Sie kennen Gott eben so wenig, als die Kamtschadalen. Sie haben aber ihre hölzernen Götzenbilder, wie diese; den Ingul oder Innaku, wie die Götzen heißen, werden die ersten Thiere, die sie fangen, geopfert; sie essen das Fleisch derselben und lassen den Göttern die Haut! Sie haben Baïdaren, im Sommer zu schiffen; Schären oder Schneeschuhe, im Winter zu gehen, denn sie können, aus Mangel an Hunden, nicht in Schlitten fahren. Wenn die Weiber nicht zu Hause mit Anfertigung von Matten und Kleidern beschäftigt sind, gehen sie mit den Männern auf die Seethierjagd. Die Kurilen haben zwei oder drei Weiber. Gehen sie auf die Brautwerbung, so sehen sie

die Erkorne nur des Nachts verstohlener Weise, und zwar so lange, bis sie dem Vater den Kaufpreis entrichtet haben. Ein untreües Weib verursacht seinem Manne den Verlust der Ehre oder des Lebens. Der Mann, der sein Weib im Ehebruch ertappt hat, fordert seinen Gegner zu einem Zweikampf, und zwar auf die armsdicke Keüle heraus. Der Strafbare, welcher das Leben der Ehre vorzieht, muß den Mann durch einen Vergleich an Thieren, Kleidern, Lebensmitteln versöhnen. Dergleichen Verträge, bemerkt unser Berichterstatter, dürften auch bei den gesitteten Völkern einzuführen sein, die den Gebrauch des Zweikampfes noch nicht beseitigt haben, aber anfangen, das Lächerliche und den Mißbrauch zu erkennen, sich wegen eines hinterlistigen, niederträchtigen Weibes, das sich der allgemeinen Verachtung Preis gegeben hat, einer Lebensgefahr auszusetzen.

Außer dem Verrath, den sie an ihren Männern begehen, haben die kurilischen Weiber die grausame Gewohnheit, wenn sie mit Zwillingen niederkommen, eins dieser Kinder zu tödten. Trotz dieser wilden Sitte ist dennoch das Aïno-Volk ein sanftmüthiges und leütseliges, es ehret das Alter und liebt die Bande der Blutsverwandtschaft und der Freündschaft. Es ist ein rührender Anblick, sagt Krascheninikow, wenn man die Zusammenkunft zweier Freünde sieht, die auf abgesonderten Inseln wohnen. Der Fremde kommt auf einem Lederkahn, oder Baïdare, den die Aïno auf Kamtschatka Tschip, die auf Taraïkai Tsibi, auf Jeso aber Pensi nennen, und der Wirth, welcher ihn empfangen will, geht mit gravitätischen Schritten näher. Ein jeder zieht sein Kriegskleid an, nimmt sein Gewehr, schwingt seinen Säbel und seine Lanze. Sie spannen ihren Bogen einer gegen den andern, als wenn sie streiten wollten, und nähern sich einander tanzend. Dann umarmen sie sich liebkosend und vergießen Freüdenthränen. Man führt den Gast in eine Jurte, man läßt ihn sich niedersetzen, man steht aufrecht vor ihm, die Erzählung der Begebenheiten seiner Reise und die Nachrichten von seiner Familie anzuhören. Wenn er aufgehört hat zu reden, so erzählt der Wirth seiner Seits Alles, was auf der Insel vorgegangen ist. Man freüt sich oder betrübt sich wechselweise nach Beschaffenheit der Erzählung. Endlich ißt man, tanzt man, singt man. So sind die Sitten der Kurilen!

Ein anderer Berichterstatter erzählt, daß die Kurilen den Glauben hätten, ihre oberste Gottheit, Ktota, (Gott heißt bei den kamtschatkischen Aïno Jesuh, ein Wort, was sie von den Russen angenommen haben, und bei den Aïno auf Tarrakaï Kamoï, Kamuï, vom japanischen Kami), habe sich vormals in Wolken auf Erden niedergelassen, dann aber sich wieder gen Himmel erhoben. Sie vergöttern fast die Horneüle, und haben viele kleine Hausgötzen, fast wie die Mongolen. Ihre Todten bestatten sie zur Erde und glauben, daß sie in der Unterwelt wieder auferstehen. Es ist ein grobes, nicht umgängliches Volk, das von Geschenke geben und nehmen nichts weiß. Die Aïno-Jeßo tragen viel alte baumwollene und seidene Kleidungsstücke, die sie von den Chinesen, Japanern, Mandshu und Russen erhandeln. Die Weiber weben etwas grobes Zeüg aus Baumbast und nähen auch Pelzkleider aus Reh- und Bärenfellen. Jeder Ku-

rile trägt Lanze und Schwerdt. Ihre Gewohnheit ist, wenn sie in Gesellschaft bei einander sitzen, öfters die Fläche der Hände an einander zu reiben, und einen Laut wie Ga ga ga anzugeben. Wo Gäste in einem Hause sind, da zerschneidet der Wirth oder der Älteste die Speisen, und legt sich zuerst selbst vor, hernach den übrigen; und so lange das Essen dauert, sitzen Alle schweigsam da, außer daß wol der Alte bei Austheilung der Speisen dann und wann Ga ga ga sagt.

Von den Jeßo, oder Aino, die auf der von uns sogenannten Insel Jeßo, Jeso, leben, erzählt im Besondern noch ein japanischer Reisender Folgendes:

Diejenigen von ihnen, welche, in den Handels-Niederlassungen der Japaner auf der genannten Insel, mit den japanischen Kaufleüten in häufigerem Verkehr stehen, haben ihr ursprüngliches wildes Wesen gemildert, sie sind weniger roh und schon etwas kultivirt. Die Insulaner des östlichen Theils der Insel werden von den Japanern Omi katte Jeßo, oder Barbaren, die zur kaiserlichen Partei halten, genannt, weil sie unter der Herrschaft des Fürsten von Matsmaye stehen; dagegen heißen diejenigen Kurilen, welche Japan am nächsten wohnen, Kutsi Jeßo, oder Jeßo der Mündung des Landes, während die entfernter Wohnenden unter dem Namen Oku Jeßo, oder Jeßo des Binnenlandes, zusammengefaßt werden. Die Jeßo kennen weder Schrift, noch kostbare Sachen, weder Ackerbau noch Industrie. Sie verstehen es nicht, die Schätze an Kupfer und Eisen, welche die Erdrinde in ihrem Lande enthält, auszubeüten. Sie gehen aufs Meer zum Fischen und jagen wilde Vögel und Thiere, deren Fleisch ihnen zur Nahrung dient. Mit Ausnahme zweier Arzneipflanzen, die sie gegen den Durchfall und gegen Hautkrankheiten gebrauchen, kennen sie keine Medikamente, aber sie bringen in Krankheitsfällen Opfer dar, und rufen die Geister und den Himmel an.

Auf Karafuto tauschen die Jeßo die Erzeügnisse ihres Landes gegen blaue Glasperlen, Adlerflügel, Tabackspfeifen, mit Drachen durchwirkte seidene Zeüge, façonnirte Satins, farbiges und anderes Baumwollenzeüg um. Die Glasperlen kommen von dem Gestade von Karafuto, so auch die Flügel der Adler, deren es auch auf Jeßo giebt. Die Tabackspfeifen sind Mandshu-Arbeit, die Stoffe aber chinesisch. Die Mandshus holen die Waare von Peking und bringen sie nach Karafuto, von wo sie durch Vermittlung der Jeßo bis nach Matsmaye gelangen. Die Jeßo sind zwar dumm, aber doch von guter Gemüthsart. Sie kaufen keine Waffen von den Russen, die sie besuchen, denn sie haben sie nicht nöthig, und denken nicht an Aufruhr. Da Jeßo ein kaltes Land ist, so nehmen seine Bewohner von den Russen vornehmlich Pfeffer, um sich innerlich zu erwärmen, und Pelzkleider, um sich gegen den eisigen Wind zu schützen; Zucker, den sie, seiner Süßigkeit wegen, auf alle ihre Gerichte streüen, und Branntwein, den sie wie Wein trinken. So erzählt ein japanischer Reisender, der naiv hinzufügt: Die Drosija, d. h: Russen, verursachen den Insulanern großen Schrecken mit dem Gekrach ihrer großen Kanonen. Die Hauptnahrung der Jeßo, sagt er sodann, besteht im Lachs und Hering, entweder frisch oder getrocknet; außerdem essen sie viel Holothurien (Tripang).

Die Jeßo oder Aïno erzählen über ihren Ursprung Folgendes: — Ein Greis und eine Greisin kamen am Gestade des Meeres an, um Etwas zum Essen zu suchen, aber all ihr Suchen war vergeblich. Ermüdet legten sie sich auf den Strand hin und schliefen ein. Ein Traum sagte ihnen darauf, daß sie, um Nahrung zu bekommen, das Meer mit einem Werkzeüge bewegen müßten, das sie im Schlafe erblickten, und daß alsdann ein weißer Schaum sich erheben würde, der die nöthige Nahrung enthalte. Erwacht bewegten sie die See mit einem Ruder, das neben ihnen lag, und sie nahmen darauf unter dem Schaum eine große Menge kleiner Häringe, Nisin genannt, wahr, die noch heütiges Tages an den Küsten von Jeßo sehr zahlreich sind. Die Wohnung dieser beiden alte Leüte war zu Jesasi im Gebiet des Fürsten von Matsmaye. Der Greis empfing nach seinem Tode den Namen Jebis oder Ibis, der der Name des Gottes der Fischer ist, und die Frau den Namen Omna kami, auf Japanisch, d. h: die alte Göttin. Man hat zwei Tempel über ihren Gräbern erbaut. Ihre Nachkommen vermehrten sich sehr stark bis zu der Zeit, als Takeda Nobu firu (im Jahre 1443) nach Jeßo kam und die Hälfte der Insel eroberte.

Die älteste Erwähnung der Jeßo oder Aïno geschieht in dem chinesischen Buche Schan haï king. Dort werden sie Mao min genannt und so beschrieben, wie wir sie noch heüte kennen, als Menschen, deren Leib ganz mit Haaren bedeckt ist. Aus einer historischen Notiz über die Ssiän pi, die Vorfahren der Koreaner, und aus neüeren chinesischen Schriften, geht hervor, daß im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und später die nördliche Hälfte von Japan, oder Nipon, von Aïno oder Kurilen bewohnt war, mindestens wurde dieser Theil ebenfalls Jeßo genannt; und daß sie, nach langwierigen Kriegen, erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Nipon verdrängt worden sind.

Die Bewohner von Jeßo, fährt der japanische Reisende fort, und alle Stämme gleiches Ursprungs stehen noch auf demselben Standpunkte, wie zur Zeit ihrer Erschaffung. Sie denken an nichts als an Essen und Trinken und bei ihren Weibern zu schlafen, und leben in einem Zustande rohester Barbarei. Die unter der Herrschaft von Matsmaye stehenden treiben jedoch etwas Handel und zeichnen sich durch ein ruhiges, friedliches Leben aus. Sie zahlen einen freiwilligen Tribut, wie die auf den kurilischen Inseln an die Russen, die auf Tarraïkaï an die Mandshu-Chinesen. Nicht gern wohnen die Jeßo mit den Japanern zusammen, die sie Samo nennen.

Alle Jeßo, oder Aïno, haben ein sehr gesundes Aussehen, was sie durch die Gewohnheit, sich ins Meer zu stürzen, um Holothurien und andere Seeprodukte zu suchen, erlangen. Ein Kind wird gleich nach der Geburt im Meere gebadet. In Japan hält eine Mutter ihr Kind an der Brust, auf Jeßo trägt sie es in einem Korb und wiegt es ein, wenn es schreit. Im Alter von fünf bis zehn Jahren erwärmt man den Kindern den Bauch; vom zehnten Jahre an gewöhnt man sie an's Tauchen, um den Namako (Tripang) ꝛc. vom Meeresgrunde zu holen. Später lernen sie über eine ausgespannte Chorde springen, so daß man oft Aïno sieht, welche sechs bis sieben Schuh hoch sprin-

gen können. Weil sie sich wenig um die Zeitrechnung bekümmern, so weiß kein Aïno eigentlich sein Alter. Sie besitzen im Allgemeinen eine große Körperstärke, laufen unglaublich schnell und sind im Bogenschießen aüßerst geschickt. Sehen sie irgendwo ein Wild, so verfolgen sie es auf die steilsten Berge und Felsen, und nur höchst selten entschlüpft ihnen ihre Beute.

Die Jeßo haben kurzes, krauses röthliches Haar, das sie weder aufbinden, noch auf dem Scheitel abschneiden wie es in Japan geschieht. Die Männer haben einen fast schwarzen, sehr dichten Bart, der öfters zwei Fuß lang ist; das ganze Gesicht, mit Ausnahme der Augen und der Nase, ist gewöhnlich mit Haaren bewachsen, welche im Allgemeinen sehr zottig sind. Die Vornehmen tragen goldne Ohrringe, die Ärmeren aber Ohrringe von Kupfer und Zinn. Ihre Kleider sind lang, aber einfach und ohne Futter. Sie knöpfen sie von rechts nach links, wie es die Japanesen bei ihren Todten thun. Die Röcke haben sehr kurze und enge Ärmel. Der Reichen Kleidung besteht aus chinesischem Atlas mit gestickten Drachen, die der Armen aus Hanf und Baumrinde, die auch oft mit Stickereien versehen ist. Ihre unmittelbare Körperbekleidung ist entweder Leinwand, oder ein wildes Thierfell. Um den Kopf gegen die Kälte zu schützen, tragen sie Mützen, die aus Japan kommen.

Der Männer Beschäftigung besteht nur in der Fischerei und Jagd. Im Fischtödten mit dem Wurfspieß, Ottoseï genannt, sind sie aüßerst geschickt. Die Frauen fällen das Brennholz und verrichten überhaupt alle haüslichen Arbeiten. Aus Baumrinde und fasrigen Gewächsen verfertigen sie Fäden, welche zum Nähen der Kleidungsstücke und zu anderen Zwecken dienen. Obgleich ihre Kleider nur von grober Leinwand sind, sticken sie sie dennoch zierlich mit diesen Fäden, so daß die Kaufleüte von Matsmaye sie zuweilen ins Ausland schicken. Das weibliche Geschlecht ist im Allgemeinen groß und viel stärker, als die Japanerinnen. Sie schlingen von ihren Haaren oben auf dem Kopfe einen Knoten, und bewickeln ihn mit einem Tuche. In den Ohren tragen sie in Form einer Kette zwei oder drei zusammengefügte silberne Ringe. Diese Ringe sind größer, als die der Männer. Sie bemalen ihre Lippen grün mit dem Safte einer Pflanze, die im Japanischen Kutsi gusa zu Deütsch Mundgras, heißt, und tättowiren sich rings um den Mund mit Figuren, Blumen, Wolken und andern Dingen, die schwarz eingerieben werden. Auch Hände und Füße werden auf ähnliche Weise tättowirt. Ihren Hals schmücken sie mit einem Halsbande, das aus blauen Glasperlen und aus japanischen Silber- und Kupfer-Münzen besteht, und an dem eine silberne, rundgeformte Platte hängt, welche man Sitoki nennt. Der Schnitt ihrer Kleidung ist wie der der Männer, nur ist dieselbe weder mit Stickereien, noch mit Blumen verziert. Männer und Frauen tragen keine Mützen und gehen mit nackten Füßen durch Nebel und Schnee auf die steilen Felsen, ohne daß es ihnen im Geringsten unbequem ist.

Bei den Kurilen heirathet ein Bruder seine Schwester, und die nächsten Verwandten heirathen unter einander, um die Verbindung mit anderen Familien zu verhindern. Ein Mann hat vier, auch acht Frauen, je nach einem Vermögen. Jede Frau bewohnt ein Haus für sich; der Gatte hat in jedem

Orte, wohin er des Handels wegen reist, eine Frau, und selbst wenn er zwei Frauen an einem Orte hat, so bewohnt eine jede doch ihr eignes Haus. Wird ein Mann beim Ehebruch ertappt, so rupft man ihm die Haare aus. Ist es die Frau, die ihm hierzu Vorschläge gemacht hat, so fordert er ihr die Ohrringe ab, damit, wenn es entdeckt wird, er sie dem Gatten zurückgeben und dadurch bezeügen kann, daß er nicht der Verführer gewesen ist; dann wird sie allein bestraft.

Die Aïno haben keinen Sinn für Musik, und man sieht bei ihnen nicht ein einziges Instrument. Bei ihren Festen singen sie, aber ihr Gesang gleicht eher dem Brüllen des Ochsen, als einer wohlklingenden Cadenz. Sie singen überhaupt immer dasselbe Lied, sowol wenn sie gegessen haben, als wenn die Fluth eintritt. In der That giebt es in den nördlichsten Gegenden des Landes ein mehrsaitiges musikalisches Instrument, was sie selbst aber nicht erfunden, sondern aus der Mandshurei erhalten haben.

Wenn die Männer tanzen, bewegen sie sich vorwärts und nehmen dabei allerlei Stellungen an. Die Frauen singen und schlagen den Takt mit den Händen dazu. Wenn eine von ihnen ihr Lied anfängt, bevor sie an der Reihe ist, muß sie eine Strafe bezahlen. Ihre festlichen Tänze bestehen aus sechs und zwanzig Personen, einundzwanzig Männer und fünf Frauen.

Wenn die Jeßo nach Matsmaye zu den Japanesen kommen, um Sake zu trinken, so bedienen sie sich nicht der Tassen, die ihnen viel zu klein erscheinen, sondern nehmen dazu Reisnäpfe. Wenn sie sie gefüllt haben, fahren sie mit einem ihrer Eßstäbchen darüber, falten ihre Hände und sprechen ein Gebet. Darauf tauchen sie das Stäbchen in den Sake, vergießen einige Tropfen auf die Erde und benetzen damit ihre linke Schulter und ihren Rücken. Dann fahren sie noch einige Male mit dem einen Stäbchen über den Rand des Napfes, heben mit dem anderen ihren Schnurrbart in die Höhe — und leeren das Gefäß. Sie trinken immer drei solche Näpfe. Dann bieten sie ihren Gästen an, den Sutsu utsi oder Gürtelkampf aufführen zu wollen, und fügen gleichzeitig hinzu, daß das viele Trinken sie berauscht habe, was ihre Ungeschicklichkeit entschuldigen möge. Der Sutsu ist ein Riemen, der zu diesem Tanze gehört. Der erste Tänzer hat auf dem Kopfe ein Stück Leinwand, welches er mit den Händen nach allen Richtungen hinaus spannt; er bewegt sich vorwärts, indem er zwanzig Iki oder japanesische Schritte springt und dazu furchtbar schreit; sein Hintermann springt gleichfalls, schreit wie er, und schlägt ihn zuletzt mit seinem Sutsu, der aber mit Leinwand umwickelt ist, damit er keinen Schaden thut. Dann kreüzt der Erste die Füße; der andere setzt sich neben ihn, kreüzt sie gleichfalls, sitzt ganz steif und giebt dem Ersten eine gute Haltung.

Da die Jeßo den Gebrauch des Geldes nicht kennen, so betreiben sie alle ihre Geschäfte durch Tauschhandel. Sie ernähren sich von Vögeln, Fischen und Baumblättern. Wenn sie Reis haben, lassen sie ihn im Wasser aufweichen und essen ihn ungekocht. Sie haben verschiedene Arten Kleider, aber alle ohne Armel, und aus Haüten, alten Stoffen, u. d. m. verfertigt. Sie haben keine Arzte, und bedienen sich in Krankheitsfällen einiger Pflanzen, die sie selbst zu-

bereiten. Männer und Frauen lieben den Sake (oder japanesischen Wein) außerordentlich, und geben ihre Waaren dagegen in Kauf; die Armen, welche nicht im Stande sind, sich ihn zu verschaffen, machen eine Art Sake, Ama Sake genannt, womit sie zuweilen die Japaner bewirthen.

Es ist bei ihnen große Nachfrage nach altem, unbrauchbaren Hausgeräth, für das sie eine große Menge Pelzwerk in Tausch geben. Wenn ihnen etwas gefällt, bezahlen sie es über seinen Werth. Sie machen viel Aufhebens von ihren alten Säbelscheiden und anderm Plunder, den sie von ihren Voreltern geerbt haben. Stets verbergen sie diese Gegenstände, damit sie Niemand erblicke, am Fuß der Berge, und entziehen sie sogar oft den Blicken der eignen Söhne, aus Furcht, daß die Japaner, davon unterrichtet, mit ihnen Streit suchen wollen, um sie ihnen dann als Geldstrafe zu entreißen.

Die Jeßo haben keine Schrift und können weder lesen noch schreiben; auch sieht man bei ihnen keine Tempel; Gott nennen sie Kamoï. Sie zünden ihm zur Ehre auf den Bergen und an den Küsten Feüer an: und darin besteht ihr ganzer Kultus. Sie legen ihre Todten in einen großen Koffer, neben den sie des unlängst Verstorbnen Trink- und Eß-Gefäße und andere Sachen, die er gebraucht hat, stellen. Wenn sie ihn ehren wollen, so errichten sie auf seinem Grabe einen fünf Fuß langen Pfahl, an dem sie seine Säbel aufhängen. Aber die Leichname Derjenigen, welche an den Masern oder Blattern gestorben sind, bleiben der freien Luft ausgesetzt. Trauer legt man für Niemand an.

Es giebt auf den kurilischen Inseln eine ungeheüre Menge Bären, und wenn ein Jeßo einen jungen Bären findet, trägt er ihn nach Haus und giebt ihn seiner Frau, die ihn an die Brust legt; wird er größer, so nährt man ihn mit Fischen und Vögeln, und tödtet ihn im Winter, seiner Galle wegen, die gegen Vergiftung, Würmer, Kolik und Leibschmerzen sehr wirksam ist. Sie ist sehr bitter; aber sie taugt weniger, wenn der Bär im Sommer getödtet worden ist. Man fängt mit dem Schlachten der Bären in der Mitte des ersten Wintermonats an, was dadurch geschieht, daß der Kopf des Thieres zwischen zwei lange Stangen gelegt, und diese von fünfzig bis sechzig Männern oder Frauen gegeneinandergedrückt werden. Das Fleisch wird gegessen und die Galle als Heilmittel angewendet, und das gewöhnlich sechs Fuß lange schwarze Fell (das der größeren Art ist noch einmal so lang) verkauft. Wenn der Bär ausgenommen ist und Alles beendet, beweinen ihn Diejenigen, denen er gehört hat, und bereiten kleine Kuchen zur Bewirthung derjenigen Personen, welche beim Schlachten geholfen haben.

Die Bewohner von Jeßo haben sehr einfache Haüser, oder vielmehr Hütten, welche nur Einen Raum enthalten. Sie bestehen aus einem, auf Pfeilern gestützten Dache, das mit Stroh gedeckt ist. Es ist ohne Säge und Axt erbaut, was ganz unbekannte Werkzeüge in diesem Lande sind. Der Fußboden ist mit geflochtenen Schilfrohrdecken belegt. Ebenso sind die Haüser der Reichen; eine jede Familie, da es keinen Unterschied zwischen Herrschaft und Dienstboten giebt, lebt, schläft und ißt zusammen. An der Seite eines jeden Hauses sind Käfige für Schleier-Eulen, im Japanischen Sima fukro (Strix flammea)

genannt, angebracht, welche die Kurilen groß ziehen, um mit ihren Federn ihre Pfeile zu schmücken.

Die Waffen der Jeßo bestehen aus Pfeil und Bogen, einem krummen Säbel, einer Schleüder, einem krummen Dolch, einem größeren und kleineren Messer.

Der Kuwasaki oder Kwasaki ist ein eisernes, zwölf Zoll langes Instrument, welches viel Ähnlichkeit mit einem Schwalbenschwanz hat; zwei Zweige gehen von einem Ringe aus nach verschiedenen Seiten; am Ende eines jeden Zweiges befindet sich eine kleine Schelle, die in eine kurze Kette greift. Die Jeßo betrachten dasselbe als etwas Geheiligtes und bedienen sich seiner beim Gebet und beim Opfern für die Genesung von einer Krankheit. Gewöhnlich halten sie es in der Erde verborgen.

Beim Zweikampf giebt der Besiegte seinem Sieger seinen Susu, der ihn damit aufs Äußerste prügelt. Des Besiegten Frau laüft dann herzu und erhebt ein furchtbares Geschrei und besprengt den Körper ihres geliebten Mannes mit Wasser, damit er nicht in Ohnmacht falle. Oft ist er so gemißhandelt, daß der Rücken förmliche Löcher hat, die man als höchst entehrend betrachtet; darum üben sich die Jeßo von ihrer frühsten Kindheit an im Schlagen.

Die Aino haben weder Könige noch Fürsten, noch große Herren. In jeder Hütte ist der ehrwürdigste Greis das Oberhaupt, dem die Sorge für die gewöhnlichen Geschäfte obliegt. Die Jeßo sind zwar sehr dumm, haben aber dennoch einen vortrefflichen Charakter; diejenigen, die mit den Japanern in Berührung kommen, machen sich mit ihren Sitten, Gebraüchen und Gesetzen bekannt, und man hört die kleinen Kinder ihre Ältern oft über diesen Gegenstand fragen. Man kann also voraussetzen, daß das Volk durch Handel und Schifffahrt mit den Japanern nach und nach mehr Bildung bekommen, und sein Geist, wie sein vorzüglicher Charakter sich immer mehr und mehr entwickeln werde.

Kamtschadalen.

Den Namen der Halbinsel, auf der die Kamtschadalen wohnen, leiten Einige von Konschat, einem ihrer Haüptlinge zur Zeit der russischen Besitznahme, ab; Andere glauben, daß der Kosaken-Anführer Wolodimir Atlasow, welcher im Jahre 1697 den Anfang machte, Kamtschatka unter russische Botmäßigkeit zu bringen, wegen entfernter Ähnlichkeit seines eignen Namens dem Lande die Benennung Kamtschatka beigelegt habe. Allein dies hat keinen Grund, weil Archiv-Nach-

richten an die Hand geben, daß man zu Jakuzk bereits zehn Jahre früher von dem Lande unter demselben Namen Kenntniß hatte.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Name von den Koriäken auf die Russen gekommen ist. Die olutorischen Koriäken nennen nämlich die Kamtschadalen Kontschalo, woraus in verderbter Aussprache und mit hinzugefügter russischer Sprach-Endigung im Munde eines sibirischen Kosaken sehr leicht die Benennung Kamtschatka entstehen konnte, die auch auf die Japaner in der Form Kamsikattka, und auf die Jeßo in der Form Kamsaska übergegangen ist. Letztere nennen die Halbinsel aber auch Kuru muse, und verstehen unter diesem Namen wahrscheinlich den südlichen Theil derselben, wo die Aïno wohnen, bei denen die Kamtschadalen selbst Arutarunkur, und bei anderen, als den olutorischen Koriäken, Nümylaha heißen.

Die Kamtschadalen nennen sich selbst Kroschscha oder Kroschschuga, d. h: Menschen, oder auch Itelmen, Itälmen, d. h: Landeseinwohner. Sie gehören zu der kleinen mongolischen Rasse; sie sind röthlichgelb, haben schwarze Haare, wenig Bart, ein breites und flaches Gesicht, eine eingedrückte Nase, wie die Ölöt, ihre Gesichtszüge sind unregelmäßig, die Augen liegen tief im Kopfe, die Beine sind dünn und tragen einen hangenden Bauch; die hervorstehenden Backenknochen verrathen das mongolische Geschlecht, groß ist der Mund und dick sind die Lippen und breitschultrig ist der Kamtschadale, besonders derjenige, welcher an der Küste des Meeres von den Seeungeheüern lebt, die dasselbe hervorbringt. Denn sie nähren sich vom gedörrten Fleisch und Speck des Walfisches, der Seehunde, der Seevögel, und anderer Seethiere, aber auch von Wurzeln, Fischen, Fischrogen, Beeren, woraus allerlei Gerichte zubereitet werden, unter denen Selaga, ein Gemisch von Wurzeln, Beeren, Fischrogen, Wallfisch- und Seehundsspeck nebst gebackenem Fisch, das vornehmste und ein Lieblingsgericht ist. Wasser ist das allgemeine Getränk, wozu der Branntwein kommt, den sie von den Russen kennen gelernt haben und geliefert erhalten.

Bevor dieses Volk von den Kosaken durch Flintenstöße und Knutenhiebe seiner ursprünglichen Lebensweise entrissen wurde, kleidete es sich auf seltsame Weise in Fuchsfelle, Seehundshaüte und Vogelfedern, die grob zusammengenäht waren. Jetzt kleiden sich die Kamtschadalen fast nach russischer Weise, in einen Rock, der bis aufs Knie geht und über den ein zugemachtes Wamms gezogen wird, worin ein Loch ist, den Kopf durchzustecken. Es ist mit Hundepfoten versehen, womit man sich bei schlechtem Wetter das Gesicht bedeckt, einer Kapuze nicht zu erwähnen, die über den Kopf gezogen wird. Diese Kapuze, das Ende der Ärmel und der untere Rand des Kleides sind rings herum mit einem Saum von weißem, langhaarigem Hundefell verbrämt. Alle Kleidungsstücke sind auf dem Rücken und den Näthen mit gemalten Streifen von Fellen oder Zeügen besetzt, zuweilen auch mit Quasten von Fäden oder Riemen von allerhand Farben geziert. Ein Pelz von schwarzen, weißen oder gefleckten Haaren, die man auswärts kehrt, vervollständigt die Kleidung des Kamtschadalen, die von ihm Kakpitasch, und von den Russen Kuklianscha genannt wird. Sie ist für Manns- und Frauensperſonen einerlei, da beide Geschlechter sich in ihrer

Kenntnisse.

Ueber alle die Dinge, auf welche sie Anspruch machen, haben sie ihre eigenen Ansichten, Begriffe und Kenntnisse. Sie achten auf die Zeichen, welche sie von den Thieren auf die Jagd, auf die Fischerei, auf die Kamtschadalen, auf die Japaner in der Nähe des Meeres, auf die Insel Jesso, auf die Kurilen, auf Kamtschatka übergegangen sind, haben einige Kenntniß der russischen Sprache, und verstehen sich selbst einigermaßen auf Schreiben und Lesen, wo die Aino schreiben, sind sonst in Handelssachen noch Analphabeten, und bei anderen, als den erwähnten, ganz unbekannt sind.

Sie nennen sich selbst Kroschscha oder Kroschschuga, d. h. Menschen, Landeinwohner. Sie sind röthlichgelb, haben schwarze Haare, breites Gesicht, eine eingedrückte Nase, wie die Tatar, die Augenlieder sind einwärtsfig, die Augen liegen tief im Kopfe, die Backen sind oben mit Augen etwas hangenden Bauch; die hervorstehenden Backenknochen zeichnen das mongolische Geschlecht, groß ist der Mund und dick sind die Lippen, am breitesten ist der Kamtschadale, besonders derjenige, welcher an der Küste des Meeres von den Seeungeheuern lebt, die dasselbe hervorbringt. Diese ernähren sich vom gebornten Fleisch und Speck des Wallfisch, der Seekuh, der Seevögel, und anderer Seethiere, aber auch von Wurzeln, Beeren, Fischrogen, Wallfisch- und Seehundsspeck nebst getrocknetem Fisch, das vornehmste und ein Lieblingsgericht ist. Kleider und Geräthschaften Getränk, wozu der Branntwein kommt, den sie von den Russen haben gelernt haben und geliefert erhalten.

Wenn dieses Volk von den Russen durch Flintenstöße und Knutenhiebe seiner ursprünglichen Lebensweise entrissen wurde, kleidete es sich auf seltsame Weise in Fuchsfelle, Seehundshäute und Vogelfedern, die grob zusammengenäht waren. Jetzt kleiden sich die Kamtschadalen fast nach russischer Weise, in einen Rock, der bis auf die Knie geht und über den ein zugemachtes Wamms gezogen wird, worein der Kopf durchzustecken. Es ist mit Hundepfoten versehen, womit man sich bei schlechtem Wetter das Gesicht bedeckt, einer Kapuze nicht zu erwähnen, die über den Kopf gezogen wird. Diese Kapuze, das Ende der Ärmel und der untere Rand des Kleides sind rings herum mit einem Saum von weißem wollichtem Hundefell verbrämt. Alle Kleidungsstücke sind auf dem Rücken und den Nähten mit gemalten Streifen von Fellen oder Zeugen besetzt, gewöhnlich auch mit Quasten von Fäden oder Riemen von allerhand Farben geziert. Ein Pelz von schwarzen, weißen oder gefleckten Haaren, die man auswärts kehrt, vervollständigt die Kleidung des Kamtschadalen, die von ihm Kakpitasch, und von den Russen Kuklianscha genannt wird. Sie ist für Manns- und Frauenspersonen einerlei, da beide Geschlechter sich in ihrer

KAMSTSCHADALEN.

Bruder und Schwester.

KAMTSCHADALIN.

KAMTSCHADALIN.

Bekleidung nur durch die Unterkleider unterscheiden. Die Weiber tragen ein zusammengenähtes Kamisol mit Hosen, die über die Füße angezogen, mit einem Bande festgemacht, und unter dem Knie zugebunden werden. Man nennt sie Chomba. Die Männer tragen im Hause einen Gürtel, Moschwa, draußen aber ebenfalls weite Beinkleider, die im Winter mit Pelz gefüttert sind, dessen rauhe Seite theils inwendig, theils auswendig ist. Zur Fußbekleidung haben die Männer kurze, die Weiber lange, bis an's Knie reichende Stiefel von Seehundsfellen. Unsere Abbildung einer Kamtschadalin zeigt diese etwas anders gekleidet in großem Staat.

Die Kamtschadalen wohnen im Winter in unterirdischen Jurten, die sie Kischit oder Kist nennen, und im Sommer in erhöhten, über der Erde errichteten Hütten oder Balaganen, deren mehrere zusammengenommen einen, von den Russen Ostrog genannten Wohnplatz bilden. Diese Wohnplätze sind gemeinlich an den Ufern der Flüsse, die das Gebiet der Einwohner ausmachen. Die Kamtschadalen sagen, ihr Vater oder Gott, was Ein Begriff ist, lebte zwei Jahre an den Ufern eines jeden Flusses und bevölkerte sie mit seinen Kindern, denen er die Gegenden umher, die Ufer und Wasser der Flüsse, an welchen sie geboren waren, zum Erbtheil gab. Sie entfernten sich auch bei ihren Wandrungen wenig von diesem alten und nicht zu veraüßernden Gebiete. Die nahe am Meere gelegenen Kamtschadalen aber bauen ihre Hütten an dessen Küsten oder in den nicht weit davon entfernten Gehölzen und streifen auf der Jagd und dem Seehundsfang zuweilen fünfzig Meilen von ihren Wohnungen umher.

Die Geräthschaften der Kamtschadalen bestehen in Schalen, Trögen, Körben, Kähnen und Schlitten. Die Kähne sind von zweierlei Art, von denen die einen, welche Kojachtaktim heißen, fast wie russische Fischerfahrzeüge aussehen und nur auf den Flüssen gebraucht werden; die anderen, die sogenannten Baïdaren, welche die Kamtschadalen Taktun nennen, dienen zur Fischerei und zum Thierfang in der See, und bestehen da, wo es an Holz fehlt, aus Seehundsleder. Auf die von Hunden gezogenen Schlitten setzen sich nur die Weiber; die Männer gehen immer neben her, im Winter bei gefrornem Schnee auf Schären oder Schlittschuhen, die aus zwei sehr dünnen Brettern bestehen, welche in der Mitte durch zwei Querhölzer von einander abgesondert sind, und wovon das vorderste ein wenig gekrümmt ist. Die Waffen der Kamtschadalen sind der Bogen, die Lanze, eine vierspitzige Pike (Ukarel) und ein Waffenrock von Matten oder Seehundsfell.

Bei den Kamtschadalen dient ein bretterner Kasten zur Wiege; auf der Reise oder bei der Arbeit aber trägt die Mutter ihr Kind auf dem Rücken, ohne es jemals zu wickeln oder zu wiegen. Drei bis vier Jahre bleibt es an der Brust. Die Ältern haben Liebe zu ihren Kindern, ohne daß diese sie im Geringsten erwiedern. Das Alter im Besondern findet bei der Jugend Verachtung. Auf Kamtschatka haben die Altern weder Ansehen noch Gewalt, weil sie nichts zu geben haben. Die Macht eines Vaters und einer Mutter über ihre Tochter beschränkt sich darauf, daß sie zum Liebhaber derselben sagen: „Berühre sie, wenn du kannst." Diese Worte sind eine

Art Herausforderung, welche Tapferkeit voraussetzt oder giebt. Das gesuchte Mädchen wird nämlich in so viele Kleidungsstücke eingepackt, daß es sich kaum bewegen kann, und von Frauenspersonen eifrig bewacht. Gelingt es dem Liebhaber, diese Wache und das Mädchen selbst, entweder durch List oder mit Gewalt zu überrumpeln und ihr die Kleider so weit abzureißen, daß er die ihm erlaubte Stelle des Leibes mit der Hand berühren kann, so ist die Eroberung sein; er genießt seines Triumphs gleich den Abend und nimmt seine Frau am andern Morgen mit in seine Wohnung. Der Sieg kostet aber immer einen harten Kampf, bei dem es an Schlägen, Kratzen, Haarausraufen, Geschrei und oft mörderischen — Anfällen nicht mangelt. Außerdem muß aber auch noch der Liebhaber in der Familie, der das Mädchen angehört, Dienstleistungen verrichten, und dann erst folgt das süße Siegel der Versöhnung, welche das Wesentliche der Heirath und das Hochzeitsfest ausmacht, das in einem zweitägigen Schmause und dem Gebrauche besteht, die überflüssigen Kleider der Neüvermählten an die Anverwandten zu verschenken, die aber ihrer Seits verpflichtet sind, Gegengeschenke zu machen.

Die Kamtschadalen sind durch den Verkehr mit den Russen statt besser, schlechter geworden: je mehr die Itälmen mit den Kosaken Umgang haben, je mehr sie um die Ostroge derselbea wohnen, und je größere Freünde sie von den russischen Sitten geworden, desto größer ist ihre Verstellungskunst, das Laster der Lüge, der Heimtücke, des Betrugs; je entfernter, desto mehr natürliche Ehrlichkeit und Tugend trifft man unter ihnen an. Dem Gemüthe nach ist diese Nation eben so biegsam zum Guten, als zum Bösen; aber in der unglückseligen Voraussetzung, es sei Alles gut, was ein Kosak thut, ahmen die Kamtschadalen Alles nach, was von ihren Lehrmeistern ausgeht, die, nach Stellers Bemerkung, an Bosheit, unglaublicher Arglist, Betrug, Verstellung und Grausamkeit so weit von anderen sibirischen Einwohnern und gebornen Russen entfernt sind, als die Schlangen von den Tauben. Bei diesen Kosaken auf Kamtschatka und den daselbst hausenden Russen aus Jakuzk war es so weit gekommen, daß derjenige für den ruhmwürdigsten galt, der den listigsten betrogen; und es gehörte keinesweges zu den Seltenheiten, wenn ein Sohn sich rühmte, den Vater, und die Tochter, daß sie ihre eigene Mutter hinterlistig verrathen hatte; und so tief war die Sittlichkeit bei diesen Menschen versunken, daß sich öfters die Ältern über die so geübte List ihrer Kinder freüten. Dieser Einfluß der Kosaken auf die Kamtschadalen ist ganz besonders für den Verkehr der beiden Geschlechter von den scheüßlichsten Folgen gewesen; von Natur schon zu einer großen Ausschweifung geneigt, ist das Leben zwischen den Männern und Weibern auf die höchste Stüfe der Entsittlichung gestiegen; und es ist nur ganz aüßerlich, wenn die Kamtschadalinnen nach ihrer Art auch sittsam sind; beim Ausgange bedecken sie sich nämlich das Gesicht stets mit einer Art Kappe, die an ihrem Rocke hangt, und in Gegenwart von fremden Mannspersonen wenden sie diesen stets den Rücken zu. — Ohne äußere Einwirkung entscheidet das Klima über die Sitten; die Art und Weise der Beschäftigungen aber schattirt sie. Alle nordischen Völker haben viel Ähnlichkeit mit

einander, die jagenden und fischenden Völker aber noch mehr. Was man in Sitten und Gewohnheiten bei den Kamtschadalen sieht, findet sich bei den Eskimos von Grönland wieder. Im Frühling und Sommer lebt der Kamtschadale der Fischerei; im Herbst der Jagd auf Wassergeflügel, oder er richtet Hunde ab und beschäftigt sich mit der Anfertigung von Hausgeräth u. d.; im Winter geht er hauptsächlich auf die Jagd der Pelzthiere. In derselben Jahreszeit beschäftigen sich die Weiber mit Spinnen von Nesseln; im Frühling suchen sie Kraüter, Wurzeln, Zwiebeln; im Sommer das Kraut, woraus sie Teppiche und Mäntel wirken, oder folgen den Männern auf den Fischfang; im Herbst sieht man sie Nesseln schneiden und brachen. Die Männer bauen die Jurten und Balaganen, machen die Hausgeräthe und Waffen und bereiten das Essen. Den Weibern dagegen liegt das Schneiderhandwerk ob, die Gärberei und Färberei des Leders, worin sie große Geschicklichkeit besitzen.

Der Kamtschadale kennt das sanfte Band der Freündschaft und übt die Gastfreiheit in hohem Grade durch Bewirthung. Er berauscht sich vermittelst eines gegohrnen Getränks, in das ein Pilz gelegt wird, und das Denjenigen, der davon genossen, in einen Zustand des Wahnsinns zu versetzen vermag. Die Weiber trinken davon niemals. Ihre Lustbarkeiten bestehen in Tanz und Gesang, wobei das Geschrei der Thiere und seine Nachahmung — die Melodie abgiebt! Das einzige musikalische Instrument ist eine Art Schalmei. Der Inhalt ihrer Lieder ist die Liebe, dieses Gefühl, welches eine Marter ist für gesittete Völker und ein Trost der Wilden! Die Kamtschadalen, wie die meisten nordischen Völker, sind vielen Krankheiten unterworfen, unter denen der Scharbock, Geschwüre, der Krebs und die gelbe Sucht diejenigen sind, welche am haüfigsten vorkommen. Ihre Heilung, die besonders bei den gefährlichen Hautkrankheiten sehr schwierig ist, wird vornehmlich mit vegetabilischen Produkten selten ohne Erfolg versucht. Die Wundarzneikunst der Kamtschadalen beschränkt sich auf Aderlassen, was auf die plumpste Weise verrichtet wird.

Bevor das Christenthum, wenigstens dem Namen nach, zu ihnen gelangte, hatten die Kamtschadalen weder einen richtigen Begriff vom Wesen der Gottheit, noch das Wort Geist in ihrer Sprache. Als Steller sie fragte, ob sie beim Anschauen des Himmels, der Sonne, des Mondes und der Sterne niemals daran gedacht hätten, daß es ein höchstes Wesen gäbe, welches alles Das erschaffen, antworteten sie ihm ausdrücklich: So etwas wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, und sie empfänden für dieses höchste Wesen (Kutcha, Kutkai, Kut) weder Liebe noch Furcht, und hätten solche auch niemals empfunden!

Gott ist weder die Ursache des Glücks noch des Unglücks, sondern Alles hangt vom Menschen ab. Die Welt ist ewig, und die Seelen sind unsterblich; sie werden wieder mit dem Körper vereinigt werden und stets allen Beschwerden dieses Lebens unterworfen sein, außer dem Hunger. Alle Geschöpfe, ohne Ausnahme, werden nach dem Tode wieder auferstehen und unter der Erde leben. Diejenigen, welche in dieser Welt arm gewesen sind, werden in jener reich sein, und diejenigen, welche hier reich sind, werden dort arm werden. Jenseis

ist keine Strafe für die Fehler des Menschen, denn Derjenige, der Böses thut, empfängt die Züchtigung dafür schon im diesseitigen Leben.

So sind einige der Religions-Vorstellungen der Kamtschadalen, die überdem den Glauben haben, die Welt werde von Tage zu Tage ärger, und Alles arte aus, im Vergleich mit Demjenigen, was vordem da gewesen ist. Der Himmel und die Gestirne, sagen sie, waren vor der Erde da. Kutcha erschuf die Erde und das geschah, wie Einige sagen, von seinem Sohne, der ihm von seiner Frau geboren wurde, eines Tags, als er am Meere lustwandelte; andere Kamtschadalen dagegen sagen, Kutcha und seine Schwester Kuhtligith haben die Erde mit vom Himmel gebracht und auf dem Meere befestigt, welches von Uleigin erschaffen worden. Nachdem Kutcha die Erde erschaffen hatte, verließ er den Himmel und setzte sich in Kamtschatka. Da bekam er einen Sohn, Tigil, und eine Tochter Sidanka, die sich mit einander verheiratheten. Kutcha, seine Frau und seine Kinder trugen Kleider von Baumblättern und nährten sich von Baumrinde, denn die Landthiere waren noch nicht geschaffen und fischen konnten die Götter nicht. Kutcha hat in den Augen der Kamtschadalen viele Thorheiten begangen, die ihm nur Flüche zuziehen statt Lobsprüche und Gebete. Wozu dienen, sprechen sie, so viele Berge, Abgründe, Klippen, Sandbänke, reißende Ströme oder Flüsse, so viel Regen und Ungewitter? Die Kamtschadalen haben ihm wegen so schlechter Dienste nur Schimpfworte zu sagen! Zu ihren Opfern nehmen sie, wie alle nordasiatische Völker, das Schlechteste, so vom Fisch die Kiefern, Floßfedern und die Schwänze, während sie das, was sie essen können, für sich behalten. Die Götter der feüerspeienden Berge und der heißen Quellen sind böse Geister, die des Nachts von den Gebirgen herabsteigen und nach dem Meere eilen, daselbst Fische zu fangen. Die Waldgötter sind den Menschen ähnlich; ihre Weiber tragen Kleider, die ihnen auf dem Rücken wachsen; sie weinen unaufhörlich. Diese Geister führen die Reisenden in die Irre und nehmen ihnen die Vernunft. Ein anderer Gott der Kamtschadalen wohnt auf den Wolken, von dannen er den Regen herabgießt und seine Blitze schleüdert. Der Regenbogen ist der Saum seines Kleides, und die Furchen, die der Sturm auf dem Schnee macht, sind die Spuren seiner Schritte. Man muß diesen Gott fürchten, weil er die Kinder in den Windeln hinwegführt, damit sie, wie Karyatiden, die Lampen tragen, welche seinen Pallast erleüchten. Tuila ist der Gott der Erdbeben; sie entstehen dadurch, daß sein Hund Kogei, der ihn zieht, den Schnee abschüttelt, den er auf seinem Leibe hat. Gaetsch ist das Haupt der unterirdischen Welt, wo die Menschen nach ihrem Tode wohnen. Denn unter der Erde, welche platt ist, befindet sich ein eben solcher Himmel, wie der unsrige; und unter diesem Himmel ist eine andere Erde, deren Bewohner Winter haben, wenn bei uns Sommer ist, und Sommer, wenn wir Winter haben.

Die Kamtschadalen nennen Das gut und Tugend, was ihren Begierden und natürlichen Bedürfnissen ein Genüge leistet, und Das Fehler und böse, was ihnen schaden kann. Auf die feüerspeienden Berge steigen, heißt, sich einer gewissen Gefahr aussetzen, und ein Verbrechen begehen, welches der Him-

mel rächen muß. In den Augen der Kamtschadalen ist es ein Fehler, einen Menschen vom Tode des Ertrinkens retten wollen, weil man selbst ertrinken kann; und es ist eine Sünde, sich wegen schlechter Fische zu zanken und zu schlagen, weil man sich, einer unbedeütenden Kleinigkeit halber, großen Schaden zuziehen kann; es ist aber auch Sünde, Umgang mit einer Frau zu pflegen, wenn man Hunde abzieht, weil man die Krätze bekommen kann. An die Stelle der Schamanen treten bei den Kamtschadalen — Hexen, alte Weiber, welche die Zauberkünste ausüben, gleichsam als müsse das andere Geschlecht, das sein Regiment durch die Liebe anfängt, es mit der Furcht endigen! Glücklicher Weise hat der Reiz der Schönheit die Oberhand über den Reiz der Hexerei; denn selbst auf Kamtschatka treiben die Hexen nur Wahrsagerei, ärztliche Kuren und die Kunst, Unglück abzuwenden.

Eine einzige Ceremonie aber schließt allen Aberglauben der Kamtschadalen in sich: das ist das Fest der Reinigung von Fehlern, welches im November, wenn die Sommer- und Herbstarbeiten beendigt sind, gefeiert wird, in einer Art Beichte, die ein Greis, eine Art Hohepriester, empfängt, besteht und bei dem ein Verbrennungs-Prozeß die Hauptrolle spielt, und die allertollsten Streiche, unter Grimassen, Verzückungen und Gesichtsverzerrungen der Theilnehmer, besonders vom andern Geschlecht, getrieben werden. Dieses Fest, sagt Steller, der Geschichtsschreiber von Kamtschatka, wurde ehemals einen ganzen Monat lang gefeiert. Es fing mit dem Neümonde an. Man schließt daraus, daß es in gottesdienstlicher Absicht gestiftet wurde. Diese Völker werfen noch heütiges Tages Alles ins Feüer, und sehen Das, was man während des Festes verbrennt, als etwas Geheiligtes an. In der That ist der Neümond, wie das heilige Feüer, bei vielen Nationen stets hoch verehrt worden.

Die Kamtschadalen haben eine aberglaübige Furcht vor den Eidechsen. Sie sind, sagen sie, Gaetschens Kundschafter, welche ihnen den Tod verkünden. Trifft ein Kamtschadale eine Eidechse, und kann er sie ertappen, so schneidet er das Thierchen in kleine Stücken, damit es dem Gott der Todten nichts hinterbringen könne. Entwischt aber die Eidechse, so verfällt der Mensch, der sie gesehen hat, in Trübsinn und stirbt zuweilen aus Furcht vor dem Tode. Die ähnliche Furcht vor den Todten bewirkt, daß in Kamtschatka sich Niemand getraut, etwas von Dem zu tragen, was dem Verstorbenen gehört hat, und nicht einmal in der Jurte zu wohnen, worin ein Mensch gestorben ist. Sonderbar aber ist es, daß diese Furcht nicht einen gewissen Todten-Cultus herbeigeführt hat. Die Kamtschadalen geben ihre Leichen den Hunden zu fressen, weil in ihrer aberglaübigen Vorstellung die Verstorbenen dadurch in jener Welt weit schönere Körper bekommen werden, als sie diesseits hatten! Außerdem haben sie noch einen andern Grund, warum sie die Leichen ins Freie werfen. Die bösen Geister, sagen sie, welche diese Schlachtopfer getödtet haben, werden sich damit vielleicht begnügen und bei ihrem Anblick die Lebenden verschonen. Griechenlands Heldenzeit hatte Sitten und Meinungen, die kaum ausgebildeter waren; die Kamtschadalen aber besitzen keinen Homer, ihre Götterlehre auszuschmücken!

Jukagiren.

Die Jukagiren, Jukagiri, oder Jukagi, von Andern auch Jukahiren, Jukadschiren geschrieben, ein kleiner, jetzt sehr zusammengeschmolzener Volksstamm des nördlichen Sibiriens, wohnen zwischen Jakuten, Tungusen und Tschuktschen gemischt, im kolymskischen Bezirk, an den Flüssen Kolyma, Aniui, Indigirka und Jana, an welchem letztern sie unter dem Namen der Berg- oder Felsen-Jukagiren bekannt sind. Sie selbst nennen sich Andon Domni, während eine ihrer kleinen Abtheilungen bei den benachbarten Koriäken Atäl, Atelju d. h: Gefleckte heißt, weil sie sich mit den Häuten gesprenkelter Rennthiere kleiden. Auf Kurilisch heißen sie Atelide, eben so bei den Kamtschadalen.

Ihre Sprache ist, nach Klaproth's Bemerkung, eine der abweichendsten des nördlichen Asiens, und zeigt geringe oder gar keine Ähnlichkeit mit den benachbarten Sprachen der Jakuten (Turken), der Tschuktschen und Koriäken. Nur wenige Wörter finden sich in den tungusischen, samojedischen und andern Mundarten wieder.

Einst ein zahlreicher, nomadisirender Volksstamm hat ein großer Theil desselben durch Seüchen seine Rennthiere verloren, und lebt jetzt kümmerlich als Fischer an den Ufern der Flüsse, indeß einige wenige sich mit ihren Rennthierheerden an die Küsten des Eismeeres auf die dortigen Tundry oder Moosstepen zurückgezogen haben. Die Jukagiren am kleinen Aniui, ihrer Rennthiere beraubt, haben sich an den Ufern dieses Flusses angesiedelt und wohnen daselbst in ziemlich geraümigen und reinlichen Haüsern, die aus Balken gezimmert sind und aus einem einzigen Zimmer bestehen, auf dessen Heerd immerwährend Feüer brennt, das nicht allein die Stube erwärmt, sondern auch die Luft in derselben reinigt.

Diese Jukagiren, welche in neürer Zeit von Matiuschkin und Kyber besucht worden sind, haben ihre Nationalität, ihre Sitten und Gebraüche nach und nach ziemlich abgelegt, und sprechen durchgehends russisch. Ihre Kleidung ist ganz der der hier lebenden Russen gleich, welche letztere die Kleidung der Eingebornen als zweckmäßig, und dem Klima entsprechend, nachgeahmt haben. Den Stoff dazu bilden Rennthierfelle. Männer und Weiber unterscheiden sich darin fast gar nicht; der einzige bemerkbare Unterschied besteht darin, daß die Weiber ein Tuch um den Kopf binden und am Oberkleide einen liegenden Kragen von Zobelfellen haben, dahingegen die Männer einen stehenden Kragen von etwas geringerm Felle tragen. Auch werden die Kleidungsstücke der Frauen gewöhnlich aus den sammtartigen Fellchen der ungebornen Rennthierkälber gemacht, während die Männer sich mit dem gewöhnlichen Fell der jungen Rennthiere begnügen.

Zwischen den Jukagiren und den am Aniui lebenden Russen findet, hinsichts der aüßern Bildung, die größte Ähnlichkeit Statt. Sie haben fast durchgängig schwarze Augen, dunkles Haar und ein längliches, ziemlich regelmäßiges Gesicht, welches sich durch seine auffallende Weiße auszeichnet.

Im Umgange mit diesen, dem Namen nach zum Christenthum bekehrten Jukagiren, aüßert sich noch jener leichte, fröhliche Sinn, der den Nomaden-Völkern eben so eigenthümlich ist, als die vollkommenste Gastfreündschaft und manche andere dahin gehörige Tugenden und gute Eigenschaften, die nur zu oft mit der Civilisation verloren gehen. Leider aber haben auch sie durch den Verkehr mit den Russen, welche sie immer noch als ihre Unterdrücker betrachten, eine Art von mißtrauischer Verstellung angenommen, und erlauben sich gern, wol nur als Wiedervergeltung, — sie im Handel zu betrügen, worin sie es recht weit gebracht haben.

Die Jukagiren sind leidenschaftliche Liebhaber der Musik; alle, Jung und Alt, spielen auf der, ihnen von den Russen zugeführten Geige einige Lieder. Die Frauen haben ziemlich reine und angenehme Stimmen. Ihre Gesänge haben etwas ganz Eigenthümliches, Ungeregeltes, gewisser Maaßen Wildes, was Anfangs auffällt; aber das Ohr gewöhnt sich sehr bald an diese Weisen, und man findet zuletzt Gefallen daran. Die Sängerinnen improvisiren fast Alles, Lied sowol als Melodie. Ersteres enthält immer nur Klagen über die Abwesenheit des Geliebten, Aufträge an den Vogel, das Lüftchen, ihm den Gram der Zurückgebliebenen zu schildern; da erscheinen die braungefiederte Nachtigall, das blaugefiederte Taübchen, das Gitterfenster im Giebel, lauter Gegenstände, die hier gar nicht zu finden sind, und die sie nur aus den Liedern der Russen kennen, nach deren Poesie sich die ihrige gebildet hat. Freilich bietet die erstarrte Umgebung ihnen keinen poetischen Gegenstand dar, aber es könnte doch ein Jagdabenteüer, irgend ein ungewöhnliches Ereigniß, allenfalls, wie bei so vielen anderen Völkern, eine Erinnerung, eine Sage aus der Vorzeit, kurz etwas Eigenes, Hiesiges, besungen werden. Dafür aber scheinen sie keinen Sinn zu haben, und wenn Matiuschkin sie zuweilen aufforderte, etwas aus den Erzählungen der Männer zu nehmen, erfolgte immer die Antwort: „Das ist nicht unsere Sache; das singen wir nicht.“

Die Jukagiren und übrigen Bewohner der Gegenden längs des Aniui sind zu ihrem Lebensunterhalt fast ausschließlich auf die Jagd der Gänse und Rennthiere angewiesen. Der Ertrag der Fischerei ist unbedeütend, da die größeren Seefische den Fluß nicht weit heraufkommen. Daß das Pflanzenreich in diesen eisigen Regionen nur wenig liefern kann, ist begreiflich. Einige verschrumpfte Beeren und eine süßlich schmeckende Wurzel, Makarscha genannt, das ist Alles, was die erfrorne vegetabilische Natur hier zu liefern vermag. An Viehzucht oder irgend eine Art von landwirthschaftlicher Industrie ist gar nicht zu denken, und daher hangt die ganze Existenz der Bevölkerung bloß von dem Rennthiere ab, welches hier, wie in Lappland, fast ausschließlich Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk und Wohnung, nämlich die Reisezelte, liefert.

Tschuwanzen.

Dieses Volk, dessen Name bei Nikolaus Witsen in der Schreibart Tzuwanci vorkommt, und das zu seiner Zeit (1700) an den Ufern des Anaduir hauste, wurde in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Tschuktschen aus seinen Wohnsitzen verdrängt und wanderte in Folge dessen nach der Kolyma. 1750 unternahm der russiche Befehlshaber, unterstützt von den damals noch zahlreichen Tschuwanzen und Jukagiren, einen Feldzug gegen die Tschuktschen, der aber unglücklich ablief und der Bevölkerung am Kolyma den letzten empfindlichen Streich beibrachte. Die Tschuwanzen fanden fast alle dabei ihr Grab, ein großer Theil der Jukagiren ebenfalls. Unter den Übriggebliebenen richteten verschiedene ansteckende Krankheiten große Verheerungen an, so daß von den Tschuwanzen jetzt nur noch ein kleines Häufchen vorhanden ist. Auch sie haben von den Russen Manches in der Lebensweise, Kleidung und dem Bau ihrer Wohnungen angenommen, und ihr ehemaliges Zugvieh, das Rennthier, durch den Hund ersetzt; dabei blieb ihnen aber die Sorglosigkeit des Nomaden für die Zukunft, was die Grundursache ist des Elends aller dieser sibirischen Völker und wodurch ihrer jährlich eine große Anzahl aufgerieben wird. Nur einer geringen Menge Tschuwanzen und Jukagiren ist es gelungen, bei dem ehemaligen Nomadenleben zu bleiben. Sie unterscheiden sich von ihren halb angesiedelten Landsleüten nur durch etwas kräftigeren Körperbau, durch ihre Zeltwohnung und die Kleidung, welche, wie bei allen Rennthier-Nomaden Sibiriens, ganz die der Tschuktschen ist. Sie sind geschworne Feinde der letzteren und der Koriäken, und haben große Anhanglichkeit an ihr Geburtsland, nach dem sie sich noch heüte zurücksehnen.

Koriäken und Tschuktschen.

Östlich von den Jukagiren findet man den Sprach- und Völkerstamm der Koriäken, zu dem auch der größte Theil derjenigen Nation gehört, welche von den Russen Tschuktschen genannt wird.

KORJÄKE.

Korjäken und Tschuktschen.

Östlich von den Jukagiren findet man den Sprach- und Völkerstamm der Korjäken, zu dem auch der größte Theil derjenigen Nation gehört, welche von den Russen Tschuktschen genannt wird.

KORJÄKE.

Die Gränzen dieses Stamms sind im Westen der Omolon, ein linker Zufluß der Kowyma, und dieser Fluß selbst bis zu seiner Mündung; im Norden der obere Anaduir und im Osten der nördliche Große Ocean. Im Süden stoßen ihre Wohnplätze an den nordöstlichen Theil des Lamutischen Gebirgs und an den Penshinischen Meerbusen, auf der Halbinsel Kamtschatka aber gehen sie bis an den Bach Pußtaja, der sich westlich in diesen Busen ergießt, und bis zur Tukowka, welche gegen Osten in das Berings-Meer fällt.

Nach Müller haben die Russen den Namen der Koriäken von den Lamuten, oder den diesseits des Penshinischen Busens wohnenden Tungusen angenommen. Die Koriäken selbst wissen davon nichts, führen auch keinen gemeinschaftlichen Namen, womit sie ihre ganze Nation benennen könnten. Nach Andrer Ansicht gaben die ersten Russen diesem Volke den Namen Koriäken, weil sie aus seinem Munde sehr oft das Wort Kora hörten, was in seiner Sprache Rennthier bedeüten soll, daher Korjaki, und sehr natürlich war es, eine Nation, welche ihren Reichthum und ihre Glückseligkeit auf ihre Rennthier-Heerden setzt, Rennthiervolk zn nennen. Hiergegen ist jedoch zu bemerken, daß nach einem Wörterverzeichniß der Sprachen von Kamtschatka das Rennthier in der koriäkischen Sprache nicht Kora, sondern Lugaki heißt. Für Mensch sollen sie, merkwürdiger Weise, kein Wort haben, Volk aber heißt in ihrer Sprache Nömtuwo.

Die Koriäken benennen sich nach ihrer Lebensweise, die entweder in festen Wohnsitzen Statt findet, oder nomadisirend ist. So heißen: —

1. Die am Penshinischen Meerbusen wohnenden, welche feste Wohnsitze haben und von der Jagd und dem Fischfange leben, Tschauktschu, d. h: Ansässige; im Russischen Sidjadschin.

2. Die nördlicher, an den Flüssen Pokatscha, Opuka und Katirka wohnenden Koriäken führen ein nomadisches Leben und halten eine Menge von Rennthieren, die zu ihrem Unterhalt dienen. Sie nennen sich Tumugutu, d. i: Herumziehende, Wanderer, oder auch Tschautschewa, d. h: Behende, Flüchtige; im Russischen Olennin, bei den Kamtschadalen und Aïno Taulewado.

3. Die am Flusse Olutorka hausenden Koriäken, welche von den Russen Olutorski, Olutorzi, Olutoren, Elutoren, Lutoren genannt werden, sind Sidjadschin oder Ansässige, und nennen sich selbst Kanghichwalo, während sie bei den übrigen Koriäken Elutnat heißen. Den Namen Olutorka, Olutora kennen sie für den Fluß, an dessen Ufer sie leben, nicht; sie nennen ihn einfach Wajem, d. h: großer Fluß überhaupt, wovon die Spuren auch in den Namen der Flüsse Ukuwajem und Wajempoliha zu finden sind. Der Name Olutora stammt wahrscheinlich von den Jukagiren und ist auf die Russen fortgepflanzt worden. Bei den Kamtschadalen und Aïno haben die olutorischen Koriäken denselben Namen, den sie sich selber beilegen.

4. Auf Kamtschatka wohnen besondere Stämme der Koriäken am Bache Karaga und auf der eben so genannten, seinem Ausflusse gegenüber liegenden Insel. Auch sie sind Ansässige oder Sidjadschin.

5. Die Tschuktschen, welche nach Sprache und Sitten die größte Ähn-

lichkeit mit den Koriäken haben, so zwar, daß ihre Sprache nur als ein Dialekt des Koriäkischen angesehen werden kann, wohnen nördlich von ihnen. Sie leben, wie diese, entweder von der Jagd und vom Fischfange, oder haben Rennthierzucht. Sie nennen sich selbst Taina oder nach anderer Aussprache Tenygk, und die Koriäken Kuilik, während diese die Koriäken Gitgalalo nennen. Diese Tschuktschen sind aber nicht mit der, eben so genannten Völkerschaft zu verwechseln, welche am Ausfluß des Anaduir und auf der östlichen Spitze von Sibirien wohnt und zum Eskimo-Stamm gehört. Muthmaßlich ist der russische Name Tschuktschi, daher Tschuktschen, aus dem oben erwähnten koriäkischen Namen Tschautschu entstanden.

Die drei Sprachen, welche von den Völkern Kamtschatkas, der kurilischen Inseln und der nordöstlichsten Gegenden des Festlandes gesprochen werden, charakterisirt ein Beobachter folgender Maßen: Die Kamtschadalen reden halb aus dem Halse, halb aus dem Munde. Ihre Aussprache ist langsam, beschwerlich, schwer und mit verschiedenen sonderbaren Bewegungen des Leibes begleitet. Die Koriäken reden mit Schwierigkeit aus dem Halse, gleichsam schreiend. Die Wörter ihrer Sprache sind lang und die Sylben kurz. Ihre Wörter fangen sehr oft mit zwei Selbstlautern an, und endigen auch damit, z. B. in dem Worte Uemkai, ein junges, ungezähmtes Rennthier. Die Kurilen sprechen langsam, auf ein freie, deütliche und angenehme Weise. Die Wörter ihrer Sprache klingen sanft und es kommen nicht zu haüfig Mit- oder Selbstlauter zusammen vor. Die koriäkische Sprache theilt sich in die oben genannten fünf Hauptdialekte nebst mehreren Nebendialekten, so bei den Koriäken am Karaga und auf der Insel dieses Namens. Die Mundarten der Tschautschu und Tumugutu, die nicht sehr von einander abweichen, sollen die Stammsprache sein und härter und männlicher klingen, als die übrigen Dialekte.

Die seßhaften Koriäken sind den Kamtschadalen an Gesichtszügen und Sitten ziemlich ähnlich, nicht so die wandernden, welche mit ihren Rennthieren unter jenen umherziehen und dabei ungefähr dieselben geographischen Gränzen inne hatten, in welche die seßhaften ihre Wohnplätze einschränken.

Die nomadisirenden Koriäken unterscheiden sich von den seßhaften sehr wesentlich in der Gestalt, in Sitten, Gemüthsart und Meinungen. Sie sind mager, wie ihre Rennthiere; sie haben ein eirundes Gesicht, kleine Augen von starken Augenbrauen überschattet, eine stumpfe Nase und großen Mund. Sie sind viel kleiner und nicht so stark, als die seßhaften Koriäken, die viel stämmiger von Statur und auch herzhafter sind. Dennoch verachten die Nomaden ihre angesessenen Brüder als Sklaven. Besteht etwa die Freiheit nur im Herumschweifen? fragt Krascheninikow. Nein, antwortet er; aber, fügt er hinzu, die Rennthier-Koriäken sind reich in ihren Heerden, und die seßhaften bekommen den Stoff zur Kleidung von ihnen. Wenn ein Rennthier-Koriäk zu den anderen Koriäken kommt, so laüft ihm die ganze Gesellschaft entgegen: man überhaüft ihn mit Geschenken und erträgt seine Verachtung, mit der er nicht hinter dem Berge hält; überall kriecht die Dürftigkeit und der Reichthum siegt, selbst unter diesen rohen Naturmenschen. Niemand kann eitler, eingebil-

TSCHUKTSCHEN FAMILIE.

haben, so zwar, daß ihre Sprache nur als ein Dia-
angesehen werden kann, wohnen nördlich von ihnen. Sie
von der Jagd und dem Fischfange, oder haben Rein-
Sie nennen sich selbst Luoravetlan oder nach anderer Aussprache Le-
und die Koriaken Kuilit, während sie die Koriaken Gitgalalo nen-
Diese Tschuktschen sind aber nicht mit den, eben so genannten Völkerschaft
auf der östlichen Spitze
wohnt und zum Großen Tschuktschen gehört. Muthmaßlich ist der
Name Tschuktschi, d. h. Rennthierleute, aus dem oben erwähnten ko-
jakischen Namen Tschawtschu entstanden.

Die Sprachen, welche von den Bewohnern Kamtschatkas, der kurilischen
und den nordöstlichen Gegenden des Festlandes gesprochen werden, cha-
rakterisiren die Kamtschadalen reden halb aus
Die Aussprache ist langsam, beschwerlich,
des Leibes begleitet. Die
gleichsam schreiend. Die
Ihre Wörter fangen
auch damit, z. B. in dem
Die Kurilen sprechen lang-
Weise. Die Wörter ihrer Spra-
sind nicht zu häufig Mit- oder Selbstlauter zu-
Die koriakische Sprache theilt sich in die oben genannten fünf
nebst mehreren Nebendialekten, so bei den Koriaken am Karaga
Die Mundarten der Tschautschu und Tu-
abweichen, sollen die Stammsprache sein
als die übrigen Dialekte.

Die Tschuktschen unterscheiden sich von den Kamtschadalen an Gesichtszügen und
Sitten, Gemüthsart und Meinungen. Sie sind ma-
wandernden, welche mit ihren Rennthieren
dabei ungefähr dieselben geographischen Gränzen
seßhaften ihre Wohnplätze einschränken.

Die nomadisirenden Koriaken unterscheiden sich von den seßhaften sehr we-
gen, wie ihre Rennthiere; sie haben ein eirundes Gesicht, kleine Augen von
schwarzen Augenbrauen überschattet, eine stumpfe Nase und großen Mund. Sie
sind viel stärker, als die seßhaften Koriaken, die viel stämmi-
ger sind. Dennoch verachten die Nomaden
Besitzt etwa die Freiheit nur im Her-
umschweifen? Nein, antwortet er; aber, fügt er hinzu,
die Rennthiere weiden in ihren Heerden, und die seßhaften bekom-
men den Stock und Schläge. Wenn ein Rennthier-Koriak an den
anderen Koriaken kommt, so kommt ihm die ganze Gesellschaft entgegen: man
überhäuft ihn mit Geschenken und bezeigt seine Verachtung, mit der er nicht
hinter dem Berge hält; obwohl sie sehr die Dürftigkeit und der Reichthum
liegt, selbst unter diesen rohen Menschen. Niemand kann eitler, eingebil-

TSCHUKTSCHEN FAMILIE.

deter sein, als diese Rennthier-Koriäken. Sie sagen, wie fast alle Wilde auf dem Erdboden zu den handeltreibenden Völkern Europas, so diese zu den Russen: Wenn ihr reicher wäret, wie wir, so würdet ihr gewiß nicht so weit herkommen und Dasjenige suchen, was euch ohne Zweifel abgeht. Wir sind mit Dem zufrieden, was wir besitzen, und haben nicht nöthig zu euch zu kommen! Die Rennthier-Koriäken pflanzen ihren Stolz auf ihre Sittenlehre fort. Eifersüchtig auf ihre Weiber tödten sie dieselben und ihre Liebhaber, selbst wenn nur ein Verdacht der Untreüe obwaltet. Alles erregt ihren Argwohn. Die Weiber müssen schmutzig sein, aus Furcht ihre Männer aufzubringen: sie waschen sich niemals, sie kämmen sich das Haar niemals, sie malen sich niemals mit Roth oder dergleichen. Warum sollten sie sich schminken, sagen ihre Männer, wenn es nicht geschähe, Anderen zu gefallen, weil wir sie auch ungeputzt lieben? Sie tragen auch ihren besten Putz stets unter abgetragenen und schmutzigen Kleidern.

Ganz entgegengesetzter Art zeigen sich die Sitten bei den seßhaften Koriäken: bei ihnen ist den Weibern und Töchtern die größte Freiheit gewährt, die von denselben auch mit einer Ungebundenheit benutzt wird, welche nach unsern Begriffen ans Fabelhafte gränzt. Und diese Freiheit, für uns ein Laster, für die Koriäken eine Tugend, wirkt auf die natürliche Eitelkeit ihrer Weiber zurück: sie putzen sich mit ihren besten Kleidern und schminken sich roth und weiß.

Die Tschuktschen, noch stolzere und tapfere Koriäken, als die Rennthier- und seßhaften Koriäken, würden, wie man sagt, den Nomaden Rennthiere nehmen und sie nöthigen, als Sklaven von Wurzeln und Fischen zu leben, wie die angesessenen Koriäken, würden sie daran nicht von den Russen verhindert. Die Tschuktschen haben die gefälligsten Weiber. Sie sitzen ganz nackt in ihren Jurten auf den Fersen, aus einem Überbleibsel von Scham, aber beschäftigt, die schönen Figuren zu bewundern, welche sie sich auf dem ganzen Leibe gezeichnet haben; sie sind über diese Verzierungen eben so entzückt, wie eine europäische Modedame über ihren schönsten Putz.

Die nomadisirenden Koriäken schlagen ihre Jurten überall auf, wo es Moos für ihre Rennthiere giebt. Sie begnügen sich zum Getränk mit Schneewasser und zur Feüerung mit grünen Stauden. Vier Pfähle mit Querbalken, ein Heerd zwischen diesen Pfählen, wo die Hunde angebunden sind, machen, ohne Decke und Verschlag, die Wohnung dieses Wandervolks aus. Oft erhaschen die Hunde das Fleisch aus den Töpfen, trotz der Schläge mit dem Kochlöffel, die ihnen die kochenden Weiber versetzen. Der Koriäk ist nichts weniger als ekel: man kocht das Fleisch mit Haut und Haaren, und es ist noch dazu von Rennthieren, die entweder gefallen, oder dem erwürgenden Rachen eines Wolfs entrissen sind. Ein Koriäk mag auch bis auf zehntausend Rennthiere in seiner Heerde haben, nie wird er eins davon tödten, es zu speisen, es sei denn, daß er einen Gast außerordentlich bewirthen will.

Man hat gesagt, es sei Menschlichkeit bei diesen Wilden, wenn sie das Leben der Heerden in Ehren halten, welche ihnen vor dem Schlitten so nützlich

sind, und ihren Reichthum durch den Handel mit Häuten ausmachen. Die Koriäken warten, so sagt man, bis die Natur selbst diese Thiere hinwegrafft, den Menschen zu nähren; sie verrichten nicht das Amt des Henkers bei ihren Wohlthätern, und essen lieber das Fleisch anderer Thiere, die sie auf der Jagd fangen, und mit denen sie sich nicht in Gesellschaft der Arbeit und Dienste, der Mühe und Sorgen eingelassen haben. Mag etwas an dieser Menschlichkeit sein, sicherlich aber leitet das Bedürfniß am meisten den Koriäken in seinem Betragen gegen das Rennthier; denn es ist sein einziger Handelsgegenstand und es liefert ihm seine Kleidung ꝛc. Die Koriäken leben mit ihren Rennthieren auf ganz vertraulichem Fuße, und diese verstehen den Sinn aller Zurufungen aufs Genaueste. Fehlt ein Thier in der Heerde, so entdeckt es der Koriäke auf den ersten Blick, und weiß sogar die Farbe des Verirrten anzugeben.

Christen nur dem Namen nach, und auch erst seit neüerer Zeit, sind die Koriäken in religiösen Dingen eben so unwissend, wie die Kamtschadalen. Das Schamanenthum ist unter ihnen in voller Kraft und von der Gottheit scheinen sie gar keinen Begriff zu haben. Doch verehren sie die Geister, aber nur aus Furcht. Die Koriäken opfern sogar Hunde und Rennthiere, ohne zu wissen, wem sie diese Opfer darbringen; sie sprechen nur dabei: Waju koing Jaknilalugangeva, d. h: „Das ist für Dich, gieb uns nun aber auch Etwas.“ Die Schamanen oder Zauberer sind, wie immer, so auch bei diesem Volke die Ärzte, welche vorgeben, jede Krankheit heilen zu können, wenn sie eine Art kleiner Trommel rühren. Die koriäkischen Zauberer machen ihren Landsleüten weiß, die Geister erschienen ihnen bald auf dem Meere, bald aus den Krateren der feüerspeienden Berge und plagten sie gewaltig im Traume. Zuweilen stellen sie sich, als ob sie sich in den Bauch stächen. Das Blut fließt in reichlichen Tropfen, sie lecken die Finger davon ab; darauf stillen sie es und verbinden die Wunde mit magischen Kraütern und unter Beschwörungen. Diese Wunde ist aber nichts als eine durchgestochene Blase, und das Blut nur von Seehunden. Die Rennthier-Koriäken haben keine Feste, vermuthlich weil sie stets umherziehen, die seßhaften dagegen feiern alle Jahre ein Fest, welches vier Wochen lang dauert, während deren sie nichts thun, als sich gegenseitig bewirthen und sich lustig machen. Die nomadisirenden Koriäken theilen das Jahr in vier Jahreszeiten und unterscheiden die Winde nach den vier Hauptgegenden. Unter den Sternbildern ist der große Bär für sie das große Rennthier; die Plejaden sind das Entennest; Jupiter ist der rothe Pfeil; die Milchstraße ist der Fluß voller Kiesel. Ein jedes Volk findet durch seine Einbildungskraft Das am Himmel wieder, was es hier auf Erden sieht.

Vor Ankunft der Russen wußten die Koriäken nicht, was es heißt, den Eid der Treüe zu leisten; die Kosaken haben ihnen diesen Begriff durch sehr nachdrückliche Zeichen beizubringen gewußt. Sie hielten ihnen, anstatt sie auf dem Kreüze oder dem Evangelienbuche schwören zu lassen, den Flintenlauf vor, und gaben ihnen zu verstehen, daß Derjenige, welcher sich weigern werde, den Eid zu leisten, oder es sich einfallen lassen würde, ihn zu brechen, der Kugel

nicht entgehen könne, die gleich bereit sei, ihn zu strafen. Diese Methode braucht man auch, zweifelhafte oder schwierige Händel zu schlichten. Die Flintenkugeln entscheiden also im Verkehr zwischen den Russen und den Koriäken und allen übrigen sibirischen Völkern alle Prozesse, wie die Stückkugeln die Zwistigkeiten unter den civilisirten Nationen ausmachen! Dieser Umstand hat es denn auch zu Wege gebracht, daß die Russen von den sibirischen Völkern nur Feüerleüte genannt werden, von den Koriäken Milgitan oder Milgitangu, von den Kamtschadalen Brichtaterdo, von den Aïno Tatode. Grundsatz ist es bei den Koriäken, daß Derjenige, welcher sich fürchtet, Unrecht habe. Indessen haben sie auch einen großen Eid, der nichts desto weniger in den einfachen Worten besteht: Jemokon, keim, metinmetik, was wörtlich heißt: Ja, gewiß, ich lüge Dir nicht!

Die Art und Weise, wie man sich Besuche abstattet, ist bei den Koriäken ganz verschieden von der bei den Aïno üblichen Weise. Der Gast bleibt, nachdem er die Rennthiere abgespannt hat, auf seinem Schlitten sitzen und wartet, bis man ihn rufen werde. Die Hausfrau sagt: Elko, d. h: der Herr ist zu Hause. Dieser bleibt auf seinem Platze sitzen und sagt zum Fremden: Kojoe, d. i: Komm her. Darauf weis't er ihm den Ort an, wo er sich setzen soll, und spricht: Katwagae, setze Dich! Übrigens bewirthet man ihn gastfrei, ohne jedoch viel zum Essen zu nöthigen.

Es wird von den Koriäken behauptet, daß sie, weil sie von den Strafen im jenseitigen Leben keinen Begriff haben, den Mord für erlaubt halten. Fällt ein solcher vor, so ist aber auch der Thäter der Verfolgung aller Anverwandten des Getödteten gewiß, denn das Blut desselben schreit nach Rache. Es wird ferner von allen diesen nordasiatischen Nationen, die Kamtschadalen ausgenommen, gesagt, daß sie auch den Diebstahl nicht allein für erlaubt, sondern sogar für preiswürdig halten, wenn nur nicht der Dieb die Ungerechtigkeit begeht, seine eigene Familie zu bestehlen, oder so ungeschickt ist, sich auf der That ertappen zu lassen. Unter den Tschuktschen soll dies sogar so weit gehen, daß ein Mädchen einen Mann nicht heirathen kann, bevor er nicht Proben von seiner Geschicklichkeit im Stehlen abgelegt hat. Die Tschuktschen sind zwar ein umherschweifendes und raüberisches Volk, wie so viele andere seines Gleichen, aber es ist doch ein Unterschied zwischen den zerstörenden Sitten, die aus dem Bedürfniß, vor einem civilisirten Zustande, entstehen und denen, welche aus Grundsätzen entspringen, die im geregelten Zustande der Gesellschaft ausgemacht und angenommen sind. Und darum darf man das dürftige und armselige Leben einiger hochnordischen Wilden, welche durch nichts zu einer Gemeinde verbunden sind, nicht mit der auf Gründe gestützten Einrichtung der Spartaner vergleichen, die Das Gemeingut nannten, was wir Eigenthum nennen, und für die Das freier Genuß eines öffentlichen Gutes war, was in unseren Augen Diebstahl eines Privatgutes heißt.

Haben gleich die Koriäken nicht in allen ihren Stämmen die Gemeinschaft der Weiber angenommen, so herrscht doch beim ganzen Volke die Polygamie und ein Jeder nimmt sich, wenn er reich ist, zwei bis drei Weiber, für welche besondere Wohnungen und eigene Rennthierheerden gehalten werden. Die Ko-

riäken halten sich auch zuweilen Kebsweiber; allein diese sind, unter dem Schimpfnamen Kaien, der allgemeinen Verachtung Preis gegeben. Die Weiber der Koriäken behalten ihre Kinder bis zum dritten Jahr an der Brust, und gewöhnen sie dann ans Fleischessen. Man übt sie vom zartesten Alter in schweren Arbeiten: sie müssen Holz und Wasser sehr weit suchen, Lasten tragen, die Rennthiere hüten. Die Kinder reicher Leüte bekommen gleich nach der Geburt eine gewisse Anzahl Rennthiere zum Eigenthum, haben aber den Nießbrauch davon erst in reiferen Jahren. Die Rennthiere, welche der Besitzer am liebsten gehabt hat, folgen dem Herrn ins Grab, d. h: auf den Scheiterhaufen; unterdessen daß man den Leichnam des Verstorbenen mit seinen Waffen und dem Geräth, dessen er sich bediente, verbrennt, schlachtet man die ihm zugetheilten Rennthiere, verzehrt ihr Fleisch, und wirft das Übrige ins Feüer. Darauf nimmt man die Hörner all' der Rennthiere, welche das Jahr über gestorben sind, und vergräbt sie neben dem Scheiterhaufen. Der Schaman oder Priester, sagen die Koriäken, sendet sie dem Todten, als wenn sie eine Heerde Rennthiere wären. Gehen die Leichenbegleiter nach Hause, so bekommen sie von dem Schamanen einen Schlag mit einer kleinen Ruthe, wobei der Zauberer einige magische Worte spricht, welche die Bedeütung haben, daß die Todten die Lebenden nicht nachholen!

Über die Tschuktschen im Besondern hat Wrangel folgende Nachrichten gegeben: Sie bewohnen die nordöstliche Spitze Asiens, von der Tschaun- oder Tschawan-Bucht bis zur Beringsstraße einer Seits, und andrer Seits vom Anaduir und dem Oberlauf des trocknen Aniui bis an die Küste des Eismeeres. Im Süden haben sie ihre Stammgenossen, die Koriäken, und im Westen die Tschuwanzen und die Jukagiren des Aniui zu Nachbarn.

Auf diesen Raum sind sie erst in neüerer Zeit beschränkt worden, denn ehe die Kosaken von der Lena das Flußgebiet der Kolyma sich unterwürfig gemacht hatten, erstreckten sich die Wohnplätze der Tschuktschen über ein weit größeres Gebiet, wie aus den Namen der in die westliche Mündung der Kolyma fallenden Flüsse Groß- und Klein-Tschukotschje, die sich bis jetzt erhalten haben, so wie aus mehreren Traditionen zu folgern ist.

Die Tschuktschen, welche den gebirgigen Theil des eben bezeichneten Landstrichs inne haben und die Hauptmasse der Bevölkerung des nach ihnen genannten Landes ausmachen, lebten in früherer Zeit fast ausschließlich von dem Ertrage ihrer großen Rennthier-Heerden, mit denen sie in der Tundra oder Moossteppe umherzogen, durch Seüchen oder irgend ein anderes Unglück verloren viele von ihnen den größten Theil dieser unentbehrlichen Thiere und waren daher genöthigt, um ihr Leben zn fristen, sich auf die Wallfisch-, Seehunds- und Wallroß-Jagd zu legen. Dadurch wurden sie bewogen, die Tundra und das Innere des Landes zu verlassen und sich nach der Küste hinzuziehen. Diese Thiere, besonders die Wallfische, sind vorzüglich haüfig in der Gegend der Insel Koliutschin, während sie sich westlich von dieser Insel weit seltener finden, als in der Nachbarschaft der Beringsstraße; im Westen

des Kap Schelagskoi aber hören sie ganz auf*). Dies ist der Grund, aus welchem es sich erklärt, daß die Bevölkerung der Küste zunimmt, je mehr man sich der Beringsstraße nähert.

Jetzt theilt sich die ganze Bevölkerung des Landes in zwei Kasten: die ansässigen oder Küsten-Tschuktschen, und die Rennthier- oder nomadisirenden Tschuktschen. Diese beiden Kasten leben in gutem Vernehmen unter einander und versehen sich gegenseitig mit Lebensbedürfnissen. Die Küstenbewohner geben den nomadisirenden Wallfischfleisch und Ribben, Wallroßriemen und Thran, welcher bei den Tschuktschen der größte Leckerbissen ist, und tauschen dagegen Rennthierfelle und auch schon fertige, daraus gemachte Kleidungsstücke ein.

Die seßhaften Tschuktschen leben in kleinen dorfartigen Ansiedelungen längs der Küste; ihre Hütten sind aus Stangen, zuweilen auch aus Wallfischribben zusammengestellt und mit Fellen überzogen. Diese Hütten gleichen einem großen, unregelmäßigen Kegel, dessen größere, nach Norden gewandte Seite stark herausgebogen ist, während die andere gegen Süden gerade hinabgeht. An dieser Seite befindet sich die kleine, niedrige Eingangsthür, eigentlich nur eine mit Fell verhängte Öffnung. Oben in der Spitze des Kegels ist ein rundes Loch angebracht, durch welches der Rauch von dem mitten in der Hütte befindlichen Kochheerde aufsteigt. In dem oben erwähnten, nach Norden hingewandten, ausgebogenen Theile des Kegels steht ein zweites, viereckiges, niedriges Zelt, aus doppelten Rennthierfellen genäht, welches eigentlich das Wohn- und Schlafgemach ist; doch dient es bei großer Kälte auch als Küche, wo dann statt des Holzes, Moos, in Thran getränkt, sowol zur Feüerung, als zum Erleüchten des übrigen ganz finsteren Gemaches dient. Auch in der Küche brennen die Tschuktschen fast immer Wallfisch- und andere Rippen und Knochen, die sie des besseren Brennens wegen mit Thran begießen. Zu diesem Surrogat zwingt sie der hier fast allgemeine Holzmangel; denn die Küste liefert nur wenig Treibholz; Wälder giebt es bekanntlich hier gar nicht, und selbst die Flüsse treiben nur aüßerst selten etwas Holz mit hinab, weil die obere Gegend nichts, als einiges kümmerliches Weidengebüsch hervorbringt.

Die Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, besonders zu Ir-Kajpij, ist

---

*) In der Gegend des Schelagischen Vorgebirgs wohnten die ehemaligen Schelagi, ein Zweig, wie es scheint, der Tungusen, der bei den Tschuktschen unter dem Namen der Tschawatscha oder Tschewani bekannt ist. Dieses Tschewan-Volk, von dem der Fluß und die Bucht Tschewan oder Tschaun ihre Benennung erhalten, ist seit vielen Jahren längs der Meeresküste nach Westen gewandert, und seitdem verschwunden. Eben so ist es mit den Omoki ergangen, einem, der Sage nach, sehr zahlreichen und mächtigen Volke, das an den Ufern des Mittellaufs der Kolyma gelebt und einen gewissen Grad von Bildung gehabt haben soll; es kannte unter anderm den Gebrauch des Eisens lange vor Ankunft der Russen. Als diese aber ihre Eroberungen immer weiter ausdehnten, entschlossen sich die Omoki, ihren Wohnsitz an der Kolyma zu verlassen. Spuren ihrer Wanderung finden sich längs der untern Kolyma und an der Mündung der Indigirka. Wo aber die Trümmer dieses ehemals zahlreichen Volks aufzusuchen, läßt sich für jetzt nicht angeben, obwol, nach Wrangel's Ausdruck, einige unbestimmte Traditionen auf die Ufer der Petschora hindeüten.

der Seehunds- und Wallroßfang. Zu ersterem bedienen sie sich einer aus Riemen verfertigten Art von Netzen, die unter dem Eise ausgelegt werden und in welchen sich das Thier mit dem Kopfe oder den Flossen verwickelt. Nächstdem aber wird auch auf die Seehunde Jagd gemacht; dazu kleidet sich der Jäger ganz weiß, um unbemerkt auf dem Schnee zu bleiben, und legt sich in der Nähe eines der Luftlöcher hin, bei denen die Thiere herauszukommen und sich zu sonnen pflegen. Außer einem Wurfspieße hat er noch ein besonderes Instrument, welches aus fünf an einem Stäbchen befestigten Bärenklauen besteht; mit diesem scharrt und kratzt er forwährend im Schnee auf der Oberfläche des Eises herum, wodurch, wie die Jäger behaupten, das Thier eingeschläfert werden soll; wahrscheinlich dient dieses leichte, gleichförmige Geraüsch blos dazu, das Knarren des Schnees bei den Bewegungen des Jägers zu verdecken, der allmälig immer näher herankriecht, bis er nahe genug ist, um den sorglosen Seehund mit dem Spieße zu erreichen. Diese Operation mißlingt fast nie. Den Wölfen stellen sie auf eine eigene, sehr sinnreiche Art nach: sie spitzen ein ziemlich starkes Stück Wallfischbarten (Fischbein) an beiden Enden zu, biegen es dann zusammen und verbinden es mit einem Faden. Den so entstandenen Ring begießen sie mit Wasser und lassen ihn rund umher mit einer Eiskruste befrieren, so daß er dadurch in seiner krummen Form festgehalten wird; nun schneiden sie den Faden weg, und nachdem sie das Ganze recht dick mit Fett beschmiert haben, werfen sie diese Lockbissen aus, welche die Wölfe begierig verschlingen; da thaut aber die Eisrinde auf, das elastische Fischbein schnellt auseinander und erstickt das Thier. Nach ihrer Versicherung soll das Mittel selten fehlschlagen.

Auf der Insel Koliutschin werden manchmal eine große Menge Wallrosse erlegt, indem die Eingebornen sie, wenn sie aus dem Meere an das Ufer steigen, plötzlich überfallen, ihnen den Rückweg ins Wasser abschneiden und mit Peitschen und Stöcken weiter hinauftreiben, wo sie sie dann mit leichter Mühe erlegen. Das Wallroß ist dem seßhaften Tschuktschen, wenn auch nicht so unmittelbar, doch fast eben so allgemein nützlich, als dem Nomaden das Rennthier. Das Fleisch und gewisse Theile der Haut nebst dem Speck dienen ihnen zur Nahrung; letzterer wird, in Ermangelung des Holzes, gleich dem Thran als Feüerungsmaterial zum Kochen, so wie zum Erwärmen und Erleüchten der Wohnungen gebraucht; das Fell giebt ihnen sehr dauerhafte Riemen zum Anspann und feste Stiefelsohlen; die Eingeweide liefern ihnen das Material zu Verfertigung leichter, wasserdichter Überkleider für den Sommer, und aus den Sehnen verfertigen sie eine sehr dauerhafte Art von Zwirn; endlich liefern ihnen die großen Hauzähne des Wallrosses das herrlichste Elfenbein, aus welchem sie mit vieler Mühe eine Art langer, schmaler Trinkgeschirre verfertigen; demnächst dienen ihnen diese Zähne, ihrer außerordentlichen Härte wegen, als Brechstangen zum Lösen des Eises und des gefrornen Erdreichs; hauptsächlich aber sind diese Zähne ein Hauptartikel im Tauschhandel mit den Rennthier-Tschuktschen, die sie den Russen zuführen. Gefährlicher ist die Jagd auf die weißen Bären, die sie in ihren Höhlen zwischen den Torossen des zu-

gefrornen Meeres aufsuchen und nicht selten erst nach einem langen Kampfe mit Spießen erlegen. Zum Fischfange bedienen sie sich einer Art Setzkörbe aus dünnen Weidenruthen, die sie theils nur ins Wasser senken, theils auch, gleich Netzen, in demselben fortziehen. Für die Vogeljagd haben sie eine Art von Schleüder, welche aus einer Menge langer, feiner Riemen besteht, an denen Steine oder Stücke von Wallroßzähnen befestigt sind. Diese Riemen werfen sie sehr geschickt unter eine hoch in der Luft ziehende Heerde Gänse oder anderer Vögel, die sich dann in den nach allen Richtungen ausgebreiteten Riemen verwickeln und so zu Boden fallen. Im Allgemeinen sind die Tschuktschen nicht Jäger; obwol ihr Land an wilden Rennthieren und Schafen, an Füchsen, Wölfen, Bären und andern großen Pelzthieren reich ist, so jagen sie dieselben doch nicht. Blos den Bären stellen sie nach, weil das Fleisch derselben bei ihnen für einen besondern Leckerbissen gilt. Sie haben zwar Bogen und Pfeile, doch besitzen sie wenig Geschicklichkeit im Gebrauche derselben. Ihre Hauptwaffen sind verschiedene Gattungen Speere, darunter besonders der Bataß, ein großes, breites, an einem langen Stocke befestigtes Messer, das sowol zur Bärenjagd, als auch in Gefechten gebraucht wird. Statt des, bei ihnen noch ziemlich seltenen Eisens bedienen sie sich zu ihren Jagdwaffen der Wallroßzähne, welche so hart sind, daß sie sogar, wie oben erwähnt, das dicke Eis damit durchhauen.

Die seßhaften Tschuktschen fahren mit Hunden, die sie aber nicht, wie an der Kolyma, je zwei und zwei vor einander, sondern vier in der Reihe neben einander vorspannen, auch ist der Bau ihrer Schlitten anders, sie gleichen mehr den Rennthierschlitten, nur sind sie nicht so groß, wie diese. Die hiesigen Hunde sind kleiner, als die gewöhnlich im übrigen Sibirien zum Fahren gebräuchlichen, und stehen diesen sowol in Kraft und Ausdauer, als auch in der Schnelligkeit des Laufes nach. Merkwürdig ist es, daß auch die Tschuktschen im Jahre 1821 viele ihrer Hunde an derselben Seüche verloren, die so große Verheerungen unter den Zughunden an der Kolyma, Indigirka, Jana und Lena anrichtete.

Nach verschiedenen Bemerkungen und eingezogenen Erkundigungen scheint es, daß es unter den nomadisirenden sowol als seßhaften Tschuktschen eine Art von Leibeigenschaft giebt. Man findet nämlich bei den Wohlhabendern ganze dienstthuende Familien, die von Alters her in eigentlicher Knechtschaft leben, sich nie von der Herrenfamilie entfernen dürfen, kein Eigenthum besitzen und ganz von der Willkür ihrer Gebieter abhangen, welche sie zu allen schweren Arbeiten und Dienstleistungen brauchen und sie dafür ernähren und kleiden. Unter anderm müssen sie neben dem Schlitten herlaufen und die Hunde antreiben. Über den Ursprung dieser Leibeigenschaft wußten weder die Dollmetscher noch die Tschuktschen selbst etwas anzugeben, sondern meinten nur: „Es war ja immer so, und muß also auch so bleiben". Wahrscheinlich sind diese Sklaven Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen.

Die Speisen der Tschuktschen sind immer nur animalisch; abgekochtes Rennthierfleisch mit Seehundsfett oder Thran ist die gewöhnliche Nahrung. Be-

sondere Leckerbissen sind das Fleisch der Eisbären und die Haut des Wallfisches, welche mit einer daran gelassenen Schicht Fleisch roh gegessen wird und einige Ähnlichkeit mit dem Sterlet hat. Die Fleischbrühe wird als solche nicht gegessen, sondern, völlig erkaltet und gewöhnlich noch mit Schnee vermischt, als durststillendes Getränk in hölzernen, großen Schalen aufgetragen. Jeder Tschuktsche führt immer eine Röhre aus Rennthierknochen bei sich, mit welcher er den Trank aus der Schale einsaugt. Fische werden wol als Beigericht gegessen, sind aber nur eine Art Nothbehelf und werden wenig geachtet. Salz gebrauchen die Tschuktschen nie, sie haben sogar einen entschiedenen Widerwillen dagegen. Merkwürdig ist es, daß in diesen furchtbar kalten Regionen, wo doch jedes Erwärmungsmittel höchst willkommen sein müßte, alle Speisen nicht nur nicht heiß, oder auch nur warm, sondern ganz kalt genossen werden. Zum Nachtische, am Schlusse der Mahlzeit, wird in der Regel ein großes Stück Schnee gegessen; ich habe, sagt Wrangel, sie mehrmals gesehen, bei 30° Kälte und darüber von Zeit zu Zeit eine Handvoll frischen Schnees mit großem Wohlgefallen verzehren.

Schließlich gedenkt Wrangel noch einer Erscheinung, die bei diesen rohen Naturmenschen höchst auffallend ist. Ein Laster, welches die gesitteten Völker als ein schweres Verbrechen ansehen, ist unter den Tschuktschen etwas ganz Gewöhnliches und wird durchaus nicht im Mindesten verborgen oder geheim gehalten. Die jungen, wohlgebildeten Bursche, die sich dazu hergeben, kleiden sich mit einer gewissen Sorgfalt, putzen sich mit allerlei weiblichen Zierrathen, Glasperlen u. d., und scherzen und kokettiren mit ihren Verehrern eben so frei, als ein junges Mädchen mit ihrem Verlobten. Wrangel konnte nicht umhin, seinen Abscheu dagegen auszudrücken; das begriffen aber die Leütchen durchaus nicht, sondern meinten, es sei ja nichts Arges, und ein Jeder folge darin seinem Geschmack. Unbegreiflich ist es, wie dieses widernatürliche Laster unter Naturmenschen entstehen und bestehen konnte, wo es doch an Weibern nicht fehlt, und wo die Ehe nicht etwa, wie bei den Jakuten und Jukagiren, durch Erlegung des Kalym oder Kaufpreises erschwert ist, sondern ohne alle Schwierigkeiten geschlossen und eben so leicht wieder gelöst wird.

Alle diese Völker des nordöstlichen Asiens sind ohne Ausnahme, die Aino jedoch nur zum Theil, dem russischen Reiche einverleibt, an dessen Regierung sie für den ihnen gewährten Schutz eine Abgabe, Jassak genannt, erlegen, welche sie durch die Jagd auf Pelzthiere zu gewinnen suchen. Schwach an Zahl, wie alle diese Völker sind, mengt sich die russische Regierung nicht in ihre innere Angelegenheiten, sondern überläßt ihnen selbst die Führung derselben, die im Ganzen genommen auf ein patriarchalisches Verhältniß hinauslaüft.

ESKIMO.

Die Eskimos bilden den nördlichsten Stamm des amerikanischen Stammes zu denen sie, obgleich sie Prichard als eine Unterabtheilung betrachtet sie ausdrücklich als einen besonderen Stamm von Indianer nennt. Dagegen läßt sich in der That, wie auch einen anderen Ursprung zuschreibt, als den übrigen Indianern, auch Albert Gallatin kein haltbarer Grund anführen. Sowohl in der Körperbildung, wie er, sind wesentlich dieselben, auch in körperlicher Beschaffenheit, namentlich der Statur, lassen sich leicht durch die Farbe der Haut und zum Theil auch leicht durch die Art der Kleidung erkennen. Die große Verschiedenheit der Struktur und grammatischen Formen der Sprache mit der Sprache verschiedener Indianer-Stämme des nördlichen Canada, die verhältnißmäßig armen Wörterschatz sein mag, lassen fast den unwiderlegbaren Beweis, daß sie zu derselben Familie des Menschengeschlechts gehören.

Der Name der Eskimos, den man auch Esquimaux oder Esquimaux schreibt, stammt von dem Algonkin-Worte Eskimantik, Rohfisch-Esser, oder dem Abenaki-Worte Eskimanosik, Rohfleisch-Esser, und scheint nur ein Spottname zu sein; denn sie selbst nennen sich Innuk, d. h: Menschen. Sie sind die einzigen einheimischen Bewohner der Gestade aller Meere, Baien und Buchten und Inseln Amerikas nördlich vom 60° der Breite, und zwar von der östlichen Küste Grönlands unterm 23° der Länge, bis zur Beringsstraße, unterm Meridian von 169° der Länge westlich von Paris.

Am Atlantischen Ocean erstrecken sich die östlichen Eskimos auch längs der Küste von Labrador südlich vom 60° der Breite bis zu den Meerengen von Belle-Isle und längs der St.-Lorenz-Bucht südlich fast bis zum 50° der Breite.

Die westliche Abtheilung dieser Nation erstreckt sich ohne Unterbrechung längs der Gestade des Stillen Oceans von der Beringsstraße südwärts bis zum Ende der Halbinsel Aljaska unter 57° nördl. Breite; und läßt sich von da an westlich über die Inselreihe der Aleuten und ostwärts verfolgen, bis sie in der Nähe der Berings-Bucht und des St.-Elias-Berges, unter 60° der Breite und etwa 142° westl. Länge von Paris, ganz verschwindet.

Ein zu dieser Abtheilung gehörender Stamm bewohnt die westlichen Gestade der Beringsstraße, oder das äußerste Nordost-Ende von Asien, in Norden des Anadyr-Flusses; es sind dies die oben erwähnten Tschuktschen, und bis jetzt das einzige beglaubigte Beispiel eines asiatischen Stammes, der zu einer der nordamerikanischen Nationen gehört.

Eskimos.

Die Eskimos bilden das Übergangsglied von den Völkern des mongolischen Stammes zu denen des amerikanischen Menschenschlags, der an sich nur als eine Unterabtheilung von jenem anzusehen ist (siehe S. 8). — Morton betrachtet sie ausdrücklich als einen Mischlings-Stamm, den er Mongol-Amerikaner nennt. Dagegen läßt sich für die Meinung, welche den Eskimos einen anderen Ursprung zuschreibt, als den übrigen Indianern Nord-Amerikas, nach Albert Gallatin kein haltbarer Grund anführen. Farbe und Gesichtszüge, sagt er, sind wesentlich dieselben, und die vorhandenen Unterschiede, namentlich in der Statur, lassen sich leicht durch die Strenge des Klima und zum Theil vielleicht durch die Art der Nahrungsmittel erklären. Die völlige Gleichartigkeit der Struktur und grammatischen Formen ihrer Sprache mit der Sprache verschiedener Indianer-Stämme des nördlichen Amerika, wie verschieden auch der Wörterschatz sein mag, liefert fast den vollständigen Beweis, daß sie zu derselben Familie des Menschengeschlechts gehören.

Der Name der Eskimos, den man auch Eskimaux oder Esquimaux schreibt, stammt von dem Algonkin-Worte Eskimantick, Rohfisch-Esser, oder dem Abenaki-Worte Eskimanosik, Rohfleisch-Esser, und scheint nur ein Spottname zu sein; denn sie selbst nennen sich Innuk, d. h: Menschen. Sie sind die einzigen einheimischen Bewohner der Gestade aller Meere, Baien und Buchten und Inseln Amerikas nördlich vom 60° der Breite, und zwar von der östlichen Küste Grönlands unterm 23° der Länge, bis zur Beringsstraße, unterm Meridian von 169° der Länge westlich von Paris.

Am Atlantischen Ocean erstrecken sich die östlichen Eskimos auch längs der Küste von Labrador südlich vom 60° der Breite bis zu den Meerengen von Belle-Isle und längs des St.-Lorenz-Busens südlich fast bis zum 50° der Breite.

Die westliche Abtheilung dieser Nation erstreckt sich, ohne Unterbrechung längs der Gestade des Stillen Oceans von der Beringsstraße südwärts bis zum Ende der Halbinsel Aljaska unter 57° nördl. Breite; und läßt sich von da an westlich über die Inselreihe der Aleuten und ostwärts verfolgen, bis sie in der Nähe der Berings-Bucht und des St.-Elias-Berges, unter 60° der Breite und etwa 142° westl. Länge von Paris, ganz verschwindet.

Ein zu dieser Abtheilung gehörender Stamm bewohnt die westlichen Gestade der Beringsstraße, oder das äußerste Nordost-Ende von Asien, im Norden des Anaduir-Flusses; es sind dies die oben erwähnten seßhaften Tschuktschen, und bis jetzt das einzige beglaubigte Beispiel eines asiatischen Stammes, der zu einer der nordamerikanischen Nationen gehört.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Identität der Sprache längs einer so ausgedehnten Küstenstrecke, und sticht gewaltig ab gegen die große Manchfaltigkeit der Sprachen, die man unter den kleinen angränzenden Stämmen der amerikanischen Rasse findet, sobald man weiter südlich geht. Die Entfernung von den Eskimos an der Ostküste Grönlands oder den Straßen von Belle-Isle bis zur Beringsstraße oder bis zur Südwestspitze von Aljaska, beträgt in gerader Linie mehr als 900 Meilen. Da jedoch die Eskimos nur zu Wasser und längs der Seeküste mit einander verkehren, so beträgt die Entfernung zwischen den Eskimos der Straße von Belle-Isle und den Konagen, welche die Insel Kadjak bewohnen, nicht weniger als 1350 Meilen, ohne die Krümmungen, Buchten und Einschnitte der Küste zu rechnen.

Die Eskimos, welche zwar während ihres kurzen Sommers auf die Jagd gehen, aber doch ihre Hauptsubsistenzmittel aus dem Seefischfang ziehen, entfernen sich selten weiter als 25 deütsche Meilen von der Küste. Am Mackenzie-Flusse, der unter 69° 40′ nördl. Breite in's Eismeer fällt, liegt die Gränze zwischen ihnen und den Loucheux, ihren nächsten inländischen Nachbarn, unter 67° 27′ der Breite; allein es finden sich keine Eskimo-Hütten südlich von 68° ¼, und am Kupferminen-Flusse ist ihre Entfernung vom Meere noch geringer. Sie bilden daher einen schmalen Gürtel längs der ganzen Nordküste Amerikas vom 50° nördl. Breite am Atlantischen Ocean bis zum 60° am Großen oder Stillen Ocean.

Die Scheidungslinie zwischen den östlichen und westlichen Eskimos findet sich, nach Kapt. Franklin, am Arktischen Eismeer am nördlichen Ende des Felsen-Gebirgs, ungefähr unter 142° westlicher Länge, wo die westlichen Eskimos jährlich mit den östlichen zusammentreffen, um eiserne und andere Waaren russischer Fabrik gegen Seehundsfelle, Öl und Pelzwerk einzutauschen. Dieser Verkehr, der erst in neürer Zeit hergestellt worden ist, hat dargethan, daß die westlichen Stämme der Eskimo-Nation einen so abweichenden Dialekt sprechen, daß sie Anfangs große Mühe hatten, sich mit den östlichen zu verständigen. Die Dialekte der verschiedenen westlichen Stämme, obwol sie offenbar zu derselben Sprachfamilie gehören, unterscheiden sich doch mehr unter einander, als die der östlichen Eskimos. Die Identität des Dialekts bei den letzteren, und selbst bei Stämmen, die sehr entfernt von einander wohnen, und keine Verbindung unter sich haben, ist wahrhaft erstaunlich. Augustus, ein Hudsonsbai-Eskimo aus der Nähe von Fort Churchill, welcher den Kapitain Franklin auf seinen Forschungs-Reisen als Dollmetscher begleitete, konnte mit allen Eskimos sprechen, die während der beiden Expeditionen des Reisenden angetroffen wurden. Von den Eskimos im Westen des Mackenzie bemerkt Franklin, daß sie in ihren Gewohnheiten den Stämmen völlig gleich seien, die Parry in den nördlichen Küstengegenden der Hudsons-Bai gesehen, und daß ihre Dialekte so wenig von dem, welchen Augustus sprach, verschieden seien, daß es ihm gar nicht schwer fiel, sie zu verstehen. Die Entfernung betrug in diesem Falle in gerader Linie 300 Meilen und über 620 Meilen längs der Meeresküste.

EINGEBORNER DER INSEL SARUITSCHEW.

…sprache längs einer
…große Manch-
…denden Stämmen der
…Die Entfernung
…Straßen von Belle-
…Aljaska, beträgt
…Eskimos nur zu Was-
…beträgt die Entfernung
…Konagen, welche
…Meilen, ohne die Krüm-

…Sommers auf die Jagd
…Seefischfang ziehen, ent-
…von der Küste. Am
…Eismeer fällt, liegt
…nächsten inländischen Nach-
…halten sich keine Eskimo-Hütten
…ist ihre Entfernung vom Meere
…breiten Gürtel längs der ganzen Nord-
…zwischen 100° und 90° nördl. Breite am Atlantischen Ocean bis zum 60°
…an Behring's Straße. Linie.

Die Sprachscheidung zwischen den östlichen und westlichen Eskimos findet sich, nach Kapt. Franklin, am Arktischen Eismeer am nördlichen Ende des Felsen-Gebirges, ungefähr unter 142° westlicher Länge, wo die westlichen Eskimos jährlich mit den östlichen zusammentreffen, um eiserne und andere Waaren russischer Fabrik gegen Seehundsfelle, Öl und Pelzwerk einzutauschen. Dieser Verkehr, der erst in neuerer Zeit hergestellt worden ist, hat dargethan, daß die westlichen Stämme der Eskimo-Nation einen so abweichenden Dialekt sprechen, daß sie Anfangs große Mühe hatten, sich mit den östlichen zu verständigen. Die Dialekte der verschiedenen westlichen Stämme, obwol sie offenbar zu derselben Sprachfamilie gehören, unterscheiden sich doch mehr unter einander, als die der östlichen Eskimos. Die Identität des Dialekts bei den letzteren, und selbst bei Stämmen, die sehr entfernt von einander wohnen, und keine Verbindung unter sich haben, ist wahrhaft erstaunlich. Augustus, ein Hudsonsbai-Eskimo aus der Nähe von Fort Churchill, welcher den Kapitain Franklin auf seinen Forschungs-Reisen als Dollmetscher begleitete, konnte mit allen Eskimos sprechen, die während der beiden Expeditionen des Reisenden angetroffen wurden. Von den Eskimos im Westen des Mackenzie bemerkt Franklin, daß sie in ihren Gewohnheiten den Stämmen völlig gleich seien, die Parry in den nördlichen Einbuchtungen der Hudsons-Bai gesehen, und daß ihre Dialekte so wenig von dem, welchen Augustus sprach, verschieden seien, daß es ihm gar nicht schwer sei, sie zu verstehen. Die Entfernung betrug in diesem Falle in gerader Linie 600 Meilen und über 620 Meilen längs der Meeresküste.

EINGEBORNER DER INSEL SARUITSCHEW.

So viel man bis jetzt weiß, lassen sich unter den östlichen Eskimos mindestens drei Dialekte oder Sprachen unterscheiden:

1) Der Dialekt der Bewohner der Nord- und Westgestade der Hudsons-Bai, welcher sich westwärts bis über den Mackenzie-Fluß hinaus erstreckt;

2) der Dialekt von Grönland, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Bewohner der Westküste mit denen der Ostküste keinen Verkehr unterhalten, und daher auch vielleicht einen verschiedenen Dialekt sprechen;

3) der Dialekt der Küste von Labrador, welcher wahrscheinlich mit der Sprache der Eskimos an der Hudsons-Bai verwandt ist.

Island wurde von den Normannen in der letzten Hälfte des neünten Jahrhunderts entdeckt und besetzt. Nach Thorkelson, einem gelehrten Isländer und königl. Bibliothekar zu Kopenhagen, ergiebt sich aus alten geschriebenen isländischen Chroniken, daß Island bei der Ankunft der Normannen bereits von einer barbarischen Rasse bewohnt war, die aber von den neüen Ankömmlingen ausgerottet wurde. Ob dies Eskimos waren, läßt sich nicht bestimmen; indeß würden sie wol nicht vertilgt worden sein, wenn sie Abkömmlinge von Normannen gewesen wären.

Grönland wurde von den Normannen oder Isländern etwa hundert Jahre später aufgefunden, als Island. Sie gründeten dort zwei Kolonien an der Ost- und Westküste, welche bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts sowol mit Island als mit Norwegen in Verkehr standen, der um die genannte Zeit, aus nicht genau bekannten Ursachen, aufhörte. Mehrere Versuche, die frühere Verbindung wieder herzustellen, wurden durch die an der Küste aufgehäuften ungeheüren Eismassen vereitelt. Erst im Jahre 1721 sandte die dänische Regierung eine neüe Kolonie nach West-Grönland; man fand die Ruinen der alten Ansiedlung, aber keine Spur von den Nachkommen der ersten Kolonisten. Das Land war ganz von Eskimos besetzt, deren die alten Berichte eben so wenig, wie anderer einheimischer Bewohner erwähnen *). Der südliche Theil der Ostküste ist noch immer durch Eis versperrt; indeß gelang es dem Kapitain Scoresby im Jahre 1822 sich dem nördlichen Theile etwa vom 69° bis 73° Nordbreite zu nähern, und im folgenden Jahre fand Kapitain Clavering einen Stamm Eskimos in 74° der Breite. Es erscheint fast unglaublich, daß sie diesen Punkt mittelst einer Landreise von 200 Meilen quer durch Grönland oder längs der gefrorenen und unzugänglichen Gestade zwischen Kap Farewell und dem offenen Meere in 69° nördl. Breite erreicht haben sollten. Es ist viel wahrscheinlicher, daß in früherer Zeit der südliche Theil der Ost-Küste frei von Eise war, und man hat in diesem Falle nicht nöthig, seine Zuflucht zu der Hypothese zu nehmen, daß die alte Kolonie von Ost-Grönland westlich vom Kap Farewell gelegen habe.

---

*) Wenn die Nachricht, daß die Europäer zuerst im Jahre 1386 von den Eingeborenen angegriffen wurden, richtig ist, so scheint daraus hervorzugehen, daß die Eskimos dort von West nach Ost vorgedrungen sind.

Im Jahre 1001 entdeckte ein vom Sturm verschlagener Isländer weit im Südwesten vom Kap Farewell Land, wohin bald von Grönland aus eine Kolonie gesandt wurde. Das Land wurde Winland genannt, und wenn die Angabe, daß die Sonne am kürzesten Tage des Jahres acht Stunden über dem Horizonte blieb, richtig ist, so muß es Neü-Fundland gewesen sein. Es werden dort Indianer erwähnt, die nach der Beschreibung und dem ihnen gegebenen Namen (Skraelingar, Zwerge)*), nichts anderes als Eskimos gewesen sein können.

Im Jahre 1121 segelte der Bischof Erich von Grönland nach Winland, und seit dieser Zeit hören alle Nachrichten von dieser europäischen Kolonie auf. Es scheint indeß, daß bis in spätere Zeit in Neü-Fundland Indianer von anderer Rasse lebten, die aüßerst unbändig waren, zuweilen am östlichen Gestade an der Bai des Exploits gesehen wurden, aber, wie man glaubte, im Innern der Insel wohnten. Sie sollen jetzt ausgestorben sein, und es ist nicht bekannt, ob jemals eine Sammlung von Wörtern ihrer Sprache, aus der man auf ihre Abstammung hätte schließen können, veranstaltet worden ist.

Welches indeß auch der Ursprung der Eskimos sein mag, so dürfte doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein, daß der kleine Stamm der gegenwärtig ansässigen Tschuktschen am Ostende Asiens eine Kolonie der westamerikanischen Eskimos ist. Die Sprache derselben beschränkt sich in Asien auf diesen Stamm und ist gänzlich verschieden von derjenigen ihrer nächsten Nachbarn, der Rennthier- oder Wander-Tschuktschen, die zur Koriäken-Nation gehören, (s. oben S. 219 ff.).

Die Rennthier- und die ansässigen Tschuktschen unterscheiden sich nicht nur in der Gesichtsbildung, sondern auch in der Lebensweise und Sprache, und halten sich, ohne ihren Ursprung zu kennen, für zwei abgesonderte Nationen. Nur die Rennthier-Tschuktschen legen sich, nach Lütke, den Namen Tschauktschu bei, woraus die Russen Tschuktschi gemacht haben (nach Wrangel nennen sie sich Tennygk); die ansässigen Tschuktschen dagegen nennen sich Namollo; daher Balbi sich irrt, wenn er sagt, daß man den Rennthier-Tschuktschen den Namen Tschuktschi mit Unrecht beilege; es gilt dies vielmehr von den Namollo. Wrangel hält die Wander-Tschuktschen für spätere Eindringlinge und Eroberer des Landes. Er bemerkt in dem Bericht über seine sibirische Reise, daß auf dem Festlande von Asien, in der Nähe der Schalaurow-Insel, sich die Überbleibsel der Hütten eines Volks finden, welches ehemals dort gelebt und eine Sprache geredet haben soll, die von der der nomadisirenden Rennthier-Tschuktschen ganz abwich und mit der Mundart der ansässigen Tschuktschen oder Namollo an der Beringsstraße viel Ähnlichkeit hatte. Auch diese wohnen noch in

---

*) Skraelingar bedeütet „Zwerge" und ist von skrala „Klein" abgeleitet. Der Dr. Hermes (Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer, S. 84 Anmerk.) hält zwar die Ableitung von skraekja „schreien" für die wahrscheinlichere, wegen des wilden Geheüls, das die Skraelingar bei ihren Angriffen erhoben, indeß dürfte jene erstere Ansicht, daß der Name sich auf die kleine Gestalt beziehe, wol den Vorzug verdienen.

ESKIMO-FRAU.

lich, richtig ist, so muß es doch auffallend genannt werden. Es werden drei Indianer erwähnt, die auch die Verständigung mit dem dritten gegebenen Namen offenbaren, dessen Sprache aber als Eskimos gewesen sein sollen.

Im Jahre 1821 kamen die Russen nach Grönland nach Wiederauffindung der dortigen norwegischen Kolonie auf. Es scheint, daß sie an dieser Küste Ost-Grönland Indianer von anderer Farbe gefunden haben, gewissen am östlichen Gestade [illegible], wie man glaubte, im Innern [illegible] sein, und es ist nicht bekannt, [illegible] Sprache, aus der man auf ihre [illegible] worden ist.

[illegible] Eskimos sein mag, so dürfte doch [illegible] der kleine Stamm der gegenwärtig [illegible] eine Kolonie der westamerikanischen [illegible] beschränkt sich in Asien auf diesen [illegible] von denjenigen ihrer nächsten Nachbarn, [illegible] gur Koriaken-Nation gehören, [illegible]

[illegible] unterscheiden sich nicht nur [illegible] auch in der Lebensweise und Sprache, und halten [illegible] für zwei abgesonderte Nationen. Nur [illegible] legen sich, nach Lütke, den Namen Tschauktschi [illegible] nennen sie Tschuktschi gemacht haben (nach Wrangel nennen sie sich Luoravetlan) die ansässigen Tschuktschen dagegen nennen sich Namollo; [illegible] irrt, wenn er sagt, daß nur den Rennthier-Tschuktschen den Namen Tschuktschi mit Unrecht beilege; es gilt dies vielmehr von den Namollo. Wrangel hält die Wander-Tschuktschen für spätere Eindringlinge und Eroberer des Landes. Er bemerkt in dem Bericht über seine sibirische Reise, daß auf dem Festlande von Asien, in der Nähe der Schalaurow-Insel, sich die Überbleibsel der Spuren eines Volks finden, welches ehemals dort gelebt und eine Sprache gesprochen haben soll, die sich von der nomadisirenden Rennthier-Tschuktschen ganz abweich, auch nicht von der Sprache der ansässigen Tschuktschen oder Namollo an der Beringsstraße eine Ähnlichkeit hatte. Auch diese wohnen noch in

*) Skraelingar scheint „Zwerge" und ist von skrala „Klein" abgeleitet. Der Dr. Hermes (Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer, S. 84 Anmerk.) hält zwar die Ableitung von skraekja „schreien" für die wahrscheinlichere, wegen des wilden Geheuls, das die Skraelingar bei ihren Angriffen erhoben, indeß dürfte jene erstere Ansicht, daß der Name sich auf die kleine Gestalt beziehe, wol den Vorzug verdienen.

ESKIMO-FRAU.

Erdhütten, deren innere Strebepfeiler aus Wallfisch-Rippen bestehen, ganz so, wie bei jenem verschwundenen Volke.

Es ist übrigens bekannt, fügt Wrangel hinzu, daß die ansässigen Tschuktschen mit den Aleuten und Grönländern einen und denselben Volksstamm bilden, der sich demnach vom Osten des nördlichen Amerika längs des Eismeer-Gestades bis zum Schelagischen Vorgebirge erstreckt. Weiterhin bemerkt derselbe Reisende, daß die Seeküste an der Anaduir-Bucht von einem Volke bewohnt wird, das durch Körperbau, Kleidung und Sprache sich auffallend von den Rennthier-Tschuktschen unterscheidet, und sich Onkilon, d. h: Seeleüte, nennt. Billings zeigt in der Beschreibung seiner Reise durch das Land der Tschuktschen die nahe Verwandtschaft der Sprache dieses Küstenvolks mit der Sprache der Aleuten von Kadjak, welche mit den Eskimos von Grönland eines Urstamms sind. Auch Lütke bemerkt, daß die Sprache der Bewohner von Kadjak, und folglich auch der Namollen, viel Ähnlichkeit habe mit den von den Eskimos gesprochenen Dialekten. Der Sage nach haben jene Onkilon vor zweihundert Jahren die ganze Tschuchtschen-Küste vom Schelagischen Vorgebirge bis zur Beringsstraße eingenommen; und wirklich findet man auch noch jetzt auf dieser ganzen Strecke die Überreste ihrer Erdhütten, welche die Form kleiner Erdhügel haben, zur Hälfte in die Erde hineingegraben, oben mit Wallfischrippen geschlossen und dick mit Erde beschüttet sind, mithin von den jetzigen Wohnungen der Tschuktschen sehr verschieden gewesen sein müssen.

Die Eskimos — und es ist hier vornehmlich von den östlichen die Rede — gehören zu den kleinsten Menschen auf der Erde. In der Regel sind sie vier bis fünf Fuß hoch; doch sah Thomas Simpson auf seiner Entdeckungsreise längs der Nordküste von Amerika, in der Nähe der Camden-Bai, etwa unter 70° nördl. Breite, auch mehrere Eskimos, die fünf Fuß zehn Zoll bis sechs Fuß engl. Maaß groß waren und sich durch ihr gutes Aussehen und kräftigen Wuchs auszeichneten. Einer von diesen Leüten hatte einen braunen Bart und edle Gesichtszüge. Im Allgemeinen aber hat das Aüßere des Eskimo sehr viel Abstoßendes: er hat kleine Hände und Füße, einen großen Kopf, eine schmutzigrothe Farbe, dicke Lippen, kleine schwarze Augen, die nicht selten Wildheit ankündigen, breite, sehr garstige Zähne, gemeiniglich schwarzes, zuweilen aber auch weißes Haar und dabei einen Bart, der bei einigen nur schwach, bei anderen bis an die Augen reicht und so dick ist, daß man Mühe hat, einige Züge vom Gesicht darunter zu entdecken. Ältere Beobachter drücken sich ohne Hehl dahin aus, daß des Eskimo's aüßerliches Wesen — viehmäßig sei! Er besitzt viel Körperkraft und kann seiner Fettigkeit wegen große Kälte ertragen.

Die vorzüglichsten Nahrungsmittel der Eskimos sind, außer Beeren, Kraütern, Wurzeln und Seegras, Fische, Seevögel, Rennthiere, Seehunde, deren Fleisch sowol roh, als gekocht und gebraten, gedörrt und geraüchert genossen wird. Kopf und Schenkel des Seehundes werden im Sommer unter der Rasendecke, und im Winter unterm Schnee aufbewahrt, und gewähren ihnen, unter dem Namen Mikiak, einen großen Leckerbissen. Kleine getrocknete Heringe dienen statt des täglichen Brodes. Der Eskimo kennt weder Reinlichkeit bei der

Zubereitung seiner Speisen, noch Ekel bei der Auswahl derselben. Sein gewöhliches Getränk ist Wasser, das in einem Zober von Robbenfell in den Hütten aufbewahrt, und in welches, damit es frisch bleibe, von Zeit zu Zeit Schnee und Eis geworfen wird.

Die Geschicklichkeit der Eskimos ist bewundrungswerth. In Ermangelung des Eisens sind ihre Bogen, ihre Pfeile, und ihre Harpunen mit Zähnen, Knochen oder Hörnern von Seethieren versehen, woraus sie sogar Äxte, Messer, und anderes Geräth machen. Man hat Mühe sich vorzustellen, mit welcher Geschicklichkeit sie Materialien bearbeiten können, die zu diesem Gebrauch so wenig geeignet sind. Ihre Nähnadeln bestehen aus derselben Materie. Die Weiber verstehen dieselben so überaus geschickt zu handhaben, daß man die Nähte der Kleidungsstücke kaum zu erkennen vermag.

Diese sind dem kalten Klima des arktischen Amerika sehr zweckmäßig angepaßt. Zunächst auf dem Leibe tragen beide Geschlechter einen Pelz von Rennthier- oder Seevogelhaut, mit einwärts gekehrten Haaren oder Federn, über welchen sie ein hemdartiges Oberkleid von Seehundsfell mit auswärts gekehrten Haaren ziehen. Bei den Frauen ist dasselbe am Obertheil oft so geraümig, daß ein Kind darin Platz hat, welches wegen eines um den Leib gebundenen Riemens nicht durchfallen kann und, wiewol nackt, hier doch warm genug sitzt. An diesem Oberkleide ist eine nicht selten mit Fuchsfell verbrämte Kappe angebracht, welche über den Kopf gezogen werden kann. Der Stoff ihrer Beinkleider und Stiefeln, welche letztere mit Fischbein ausgesteift und oft so weit sind, daß ein Kind darin Platz hat, sind Robbenfelle, und die Sohlen bestehen aus Wallroßhaut. Geht es in See, so ziehen sie einen glatten Seehundspelz an, der das Wasser abhält, und bei großer Kälte werden Mäntel von Bärenfell getragen. Der allgemeine Schmuck der Wilden, das Bemalen der Haut, fehlt bei den Eskimos, besonders den Weibern, nicht, und wird dadurch bewirkt, daß sie durch die Oberhaut einen mit Lampenruß und Thran getränkten Faden ziehen, der eine bleibende Olivenfarbe zurückläßt.

Die Eskimos haben zweierlei Wohnungen, eine für den Winter, die andere für den Sommer. Die Winterhütten sind eigentlich Höhlungen, vier Fuß tief in die Erde gegraben und drei bis vier Fuß über dieselbe hervorragend, deren Seitenwände aus rohen Steinen und Torfklumpen zusammengesetzt sind, und deren Dach aus Binsengeflecht besteht, und mit Torf, Rasen und Moos belegt ist; daher sie das Ansehen kleiner Hütten haben. Die Stelle der Thüre und des Schornsteins zugleich vertritt ein langer, gegen funfzehn Fuß unter der Erde forlaufender Gang, dessen Öffnung immer nach Süden gerichtet ist Das Licht dringt durch kleine, mit Robbendärmen verklebte Öffnungen ein. In diesen Hütten brennt beständig eine Thranlampe und oft ist eine Hütte die Wohnung mehrerer Familien. Die Sommerwohnungen, welche mit Seehundsfellen bedeckt und Zellen ähnlich sind, die man nach Gefallen abbrechen und aufrichten kann, werden erst dann bewohnt, wenn die Temperatur schon einen höheren Grad erreicht hat. Außer diesen beiden Arten von Wohnungen findet man bei den Eskimos auch noch Eishütten, die nicht in die Erde eingegraben

sind: das Innere bildet eine Art Kuppel von Schneeblöcken gestützt, welche sehr regelmäßig und kunstreich angelegt sind und sich in der Mitte sieben bis acht Fuß erheben.

Die Beschäftigungen der Eskimos sind vorzüglich Robbenschlag, Jagd und Fischerei. Jede Eskimo-Familie erlegt jährlich wol an zehn Stück Robben. Besonders gern machen sie Jagd auf die Narwals. Andere Gegenstände der Jagd, wozu sie sich theils der Bogen und Wurfspieße, theils, auf Grönland, des Feüergewehrs, bedienen, sind Rennthiere, Schneehühner und andere Vögel. Ein Thier, welches sie als ein sehr lebhaftes und böses, der Katze ähnliches, doch drei Mal größeres Thier beschreiben, das selten Jemand an sich herankommen lasse und dessen Geschrei man die ganze Nacht hindurch höre, wird von ihnen Ankarok genannt und sehr gefürchtet.

Zwar besitzen die Eskimos nicht den Muth und die Schlauheit, dagegen aber auch nicht die Grausamkeit und Sorglosigkeit der nordamerikanischen Indianer, wol aber übertreffen sie dieselben an mechanischem Scharfsinn und vor Allem in den Übungen auf dem Wasser; man hat sie Amphibien genannt, weil sie mit gleicher Leichtigkeit auf dem Wasser, wie auf dem Lande leben. Das Boot des Eskimo ist ein Beweis seiner mechanischen Geschicklichkeit, und die Gewandtheit, womit er es regiert, ist bei den eüropäischen Seeleüten sprüchwörtlich geworden. Die Frauen sind eben so geschickt und unternehmend, wie die Männer, und haben ihre eigenen Boote von besonderer Construction; selbst die Kinder fangen schon in dem Alter von sieben bis acht Jahren an, ihre Fahrzeüge ohne Beistand zu regieren. Das Weiberboot, oder Umiak, welches von Fischbein und mit Seehundsleder überzogen und mit einem dünnen genähten Segel versehen ist, faßt zehn bis zwölf Menschen mit allen Zelten und allem Hausgeräth, und ist dabei so leicht, daß es sechs Männer forttragen können. Das viel kleinere Kajak, oder Männerboot, mit welchem der Mann auf den Robben- und Fischfang ausgeht, ist mit einem Seehundsfell überzogen, welches er rings um den Leib zusammenschnüren und dadurch das Eindringen des Wassers verhindern kann. Hat Sturm oder eine Welle die Baïdare, wie das Boot bei den Aleuten heißt, umgestürzt, so kann es der darin Fahrende mit einem Ruderschlage sogleich wieder aufrichten. Auch besitzen die Eskimos, namentlich die an der Hudsons-Bai wohnenden, ein ganz eigenthümliches Fahrzeüg, welches aus drei aufgeblasenen Säcken von Robbenfell besteht, auf deren einem sie, die Beine bis zum Knie im Wasser, sitzen, während die beiden andern zu beiden Seiten liegenden Säcke das Gleichgewicht halten. Die Schlitten der Eskimos sind hauptsächlich aus Robbenknochen verfertigt und werden von Hunden gezogen, deren gewöhnlich sechs vorgespannt sind. Sobald diese den Knall der Peitsche hören, rennen sie in vollem Lauf davon, und der Fahrende regiert sie theils mit der Stimme, theils mit dem Knall der Peitsche. Mit diesem Fuhrwerke können sie täglich zehn bis zwölf deütsche Meilen zurücklegen.

Der Eskimo ist muntern Temperaments, gutmüthig, verträglich, offenherzig, und zeigt große Familien- und Heimathliebe. Diebstahl, Völlerei, Mord ꝛc.

kommt selten bei ihm vor. Nur an einzelnen Theilen der Baffinsbai-Küsten zeigt sich ein großer Hang zum Stehlen. Polygamie ist unter den Eskimos gebräuchlich, aber selten hat ein Mann mehr, als eine Frau, und diese gebiert höchstens vier Kinder, wird aber von ihm hoch geehrt, obwol ihr die beschwerlichsten Hausarbeiten obliegen. Im 24sten Jahre heirathet der junge Mann, das Mädchen aber schon im 16ten. Große Zärtlichkeit knüpft das Ehepaar an einander, obwol es auch nicht zu den Seltenheiten gehört, daß der Mann die Frau ihren Ältern zurückschickt, wenn er sie nicht länger leiden kann und für ein anderes Mädchen in Liebe entbrannt ist. Tausch der Eheweiber findet ebenfalls Statt. Ihre Kinder behandeln die Eskimos aüßerst zärtlich; die Knaben werden frühzeitig zu mechanischen Arbeiten und gymnastischen Übungen angehalten. Schon im 10ten Jahre bekommen sie ihren Kajak; im 16ten gehen sie mit auf den Seehundsfang; im 20sten können sie schon selbst den Kajak und anderes Geräth verfertigen. Die Mädchen werden erst vom 14ten Jahre an ernstlicher zur Thätigkeit angehalten, wo sie nähen, kochen, gärben, im Umiak rudern und selbst Haüser bauen lernen.

Die natürliche Munterkeit der Eskimos spricht sich oft in Tänzen und Gesängen aus, womit sie namentlich die nach langer Winternacht wiederkehrende Sonne begrüßen; auch mancherlei gymnastische Spiele sind bei ihnen üblich, z. B. das Ballspiel im Mondschein. Diesem Volke ganz eigenthümlich ist der poetische Zweikampf, durch welchen Streitigkeiten geschlichtet und Beleidigungen ausgeglichen werden. Der Beleidigte fordert in einer besonders dazu veranstalteten öffentlichen Versammlung seinen Gegner durch Gesang heraus, in welchem er ihn möglichst herabzusetzen und lächerlich zu machen sucht, worauf der Gegner antwortet, und Beiden so lange hin und her singen, bis die Anwesenden Einen von ihnen für überwunden erklären, verlachen und verspotten, und dem Sieger den Preis zuerkennen.

Was die Religionsbegriffe der Eskimos betrifft, so scheinen dieselben sehr verworren zu sein. Eigene Gottheiten beten sie nicht an; wenigstens hat man nirgends Götzenbilder, Priester und sonstige Spuren eines polytheistischen Kultus gefunden. Allgemein ist bei ihnen der Glaube, daß es unter ihrem Volke, ja in jeder Familie Angekoks oder Zauberer gebe, die übernatürliche Kräfte besäßen, und ihre Kunst in früher Jugend von den alten Angekoks lernten. Von dem höchsten Wesen scheinen sie nur eine dunkle Ahnung, und von der Seele des Menschen wunderliche Vorstellungen zu haben, z. B. daß man sie, wenn man auf Reisen geht, zu Hause lassen könne. Von der Erde glauben sie, daß sie auf Stützen ruhe, die aber schon alt und morsch seien und daher von den Angekoks fortwährend ausgebessert werden müssen. Auch haben sie eine Überlieferung, daß die Erde einmal vom Meere überfluthet und darin wie ein Boot umgestürzt worden sei. Sonne und Mond halten sie für leibliche Geschwister, die einst einander verfolgt hätten und während dieser Verfolgung verwandelt worden wären. Bei einer Mondfinsterniß verstecken sie Eßwaaren und Pelzwerk, weil sie glauben, der Mond wolle ihnen diese nehmen, und machen großen Lärm, um ihn zu verjagen.

Daß sie eine Vorstellung von einem Leben nach dem Tode haben, beweist die Art, wie sie ihre Todten begraben. Sie legen ihnen, schon wenn die Sterbenden mit dem Tode ringen, die besten Kleider an, und geben ihnen in ihre, in der Nähe der Wohnungen angebrachten Gräber Geräthe mit, welche die Eskimos beim Fischfang und bei der Jagd gebrauchen; denn sie glauben, daß sie diese Werkzeüge nach dem Tode bedürfen und daß die größte Glückseligkeit des künftigen Lebens in dem reichen Genuß von Vögeln, Fischen, Rennthieren und Seehunden bestehe, welche bei einem beständigen Tage und immerwährenden Sommer gefangen werden. Nach der Beerdigung wird im Hause eine laute Klage angestimmt, und dann hält einer der nächsten Verwandten eine Lob= und Trauerrede.

Ein Theil der Eskimos von Grönland und Labrador ist durch die eifrigen Bemühungen protestantischer Missionäre, besonders aus dem Kreise der evangelischen Brüder=Gemeinde, für das Christenthum gewonnen worden, während die Aleuten zur griechischen Kirche bekehrt wurden, und sich in dieser durch ihre Anhanglichkeit an die Religion und wahre Religiosität vortheilhaft auszeichnen. Es existirt bei ihnen durchaus kein Schamanismus mehr; selbst die Spuren desselben sind gänzlich verschwunden und zwar aus eigenem Antrieb, ohne den geringsten aüßern Zwang.

Die westlichen Zweige der Eskimos, sammt den Aleuten, stehen unter der Herrschaft der russischen Regierung; die Eskimos von Westgrönland dagegen sind Unterthanen Dänemarks, während die auf Labrador der britischen Krone nominell unterworfen sind.

Es bleibt noch übrig, die Nachrichten mitzutheilen, welche Wrangel während seiner Verwaltung der russisch=amerikanischen Kolonien über die westlichen Eskimos gesammelt hat, von denen schon der große Entdecker Cook muthmaßte, daß sie Abkömmlinge oder Sprachverwandte der Eskimos von Grönland seien. Sie spalten sich unter den verschiedensten Namen in eine große Menge einzelner Stämme, die aber alle zu verrathen scheinen, daß sie eine Übergangsrasse bilden zwischen dem Mongolischen Menschenstamme Asiens und seiner Unterabtheilung, den Indianer=Völkern Amerikas. Zu diesen westlichen Eskimos gehören, als südliche Abtheilung derselben:

1. Die Aleuten (sprich Ale=uten), die Bewohner der von ihnen genannten langen Inselkette, des westlichen Theils von Aljaska und der Pribuilow=Inseln.

2. Die Kadjacker oder Konagen, Konjagen auf der Insel Kadjack, und ihre Abkömmlinge.

3. Die Tschugatschen, die sich selbst Tschugatschik nennen, an den Ufern von Prinz Williams Land, westlich bis zum Eingange von Cook's Inlet, beide Eskimostämme vielfältig vermischt mit anderen nordamerikanischen Völkerschaften, deren Weiber sie raubten, was, in Verbindung mit dem milderen Klima ihres Wohnsitzes, zu Wege gebracht hat, daß sie mehr den Gebirgs=Amerikanern, als den nordischen Eskimos gleichen.

4. Die Agolegmüten, an den Mündungen der Flüsse Nuschagack und Nackneck, welche die früher dort seßhaften

5. Ugaschenzen und Sewernowzen (d. h: Nordländer im Russischen) nach der Osthälfte der Halbinsel Aljaska vertrieben haben.

6. Die Kijaten oder Kijataigmüten, an den Flüssen Nuschagack und Ilgajack. Sie werden für ein und dasselbe Volk gehalten mit —

7. Den Kuskokwimern oder Kuschkukchuakomüten an dem Flusse Kuskokwim oder Kuschkukchuak und seinen Zuflüssen, so wie an den Ufern der südlich davon gelegenen Seen.

8. Die Kuichpacker, die in acht Unterabtheilungen zerfallen, nämlich: —

1) Magimüten, am Flusse Kyschunack;
2) Agulmüten, am Flusse Kuichlüwack;
3) Paschtoligmüten, am Flüsse Paschtol;
4) Tatschigmüten, in den Umgebungen der Michailowschen Redoute;
5) Malimüten, nahe an den Ufern des Golfs Schacktulak oder Schaktol;
6) Anlygmüten, an der Golowin-Bucht;
7) Tschnagmüten, nördlich von 3. und bis zum Kap Rodney;
8) Kuwichpackmüten, am Flusse Kuwichpack.

Verwandt mit den Kuichpackern, vermöge der Magimüten, sind: —

9. Die Inkaliten, welche an den Flüssen Kuichpack, Kuskokwim und anderen ihnen zuströmmenden Flüssen leben und von Wrangel bestimmt als ein Mittelglied zwischen den Küsten-Eskimos und den Berg-Indianern des Binnenlandes bezeichnet werden. Als eine Unterabtheilung derselben nennt er die Anwigmüten.

Alle diese Völkerschaften, bemerkt Wrangel weiter, reden Eine Sprache und gehören zu Einem und demselben Stamme mit den östlichen Eskimos an der Hudsons-Bai, in Grönland, auf Iglulik und überhaupt längs der nördlichen Seeküste von Amerika, mit denen sie auch oberflächlich betrachtet, in den Gesichtszügen und den Gebraüchen große Ähnlichkeit haben. Doch eine gründlichere Prüfung der Dialekte dieser mit einander verwandten Völker, und eine sorgfältige Vergleichung ihrer Sitten, Gebraüche und Gesichtsbildung zeigt zwischen ihnen große Verschiedenheit. Namentlich unterscheiden sich die Insulaner der Aleuten-Kette, von Attu bis zur Halbinsel Aljaska, in vielen Stücken von den Kadjacken und den dieselbe Sprache redenden Tschugatschen. Obgleich sich in den Sprachen dieser Völker ähnliche Wörter finden, so ist doch die Anzahl derselben nur gering, und der Aleute von Unalaschka kann den Bewohner von Kadjack gar nicht verstehen, obwol ihre Sprachen, was auch Lütke bestätigt, nur Dialekte, obwol sehr von einander abweichende Dialekte, desselben Sprachstammes sind; ja in den Benennungen von Gegenständen, die mit der Existenz der Eskimos so zu sagen ungetrennt sind, findet in der Aleutischen Sprache nicht die mindeste, oder nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit der allgemeinen Eskimo-Sprache Statt. Dagegen können die Kadjacker fast alle übrigen der genannten Stammverwandten verstehen, selbst die seßhaften Tschuktschen und die Inkaliten, obwol die Sprache der letzteren ein Gemisch ist aus den Sprachen der Aleuten und der zu einem andern, einem Indianerstamme gehörigen Kenayer und Atnaer.

Nach Wrangel erkennt man bei dem ersten Anblick eines Aleuten in diesem die asiatische Abstammung von Mongolen oder Tungusen, und die Japaner, welche von einem auf Hawaii gescheiterten Schiffe nach Sitcha kamen, erinnerten lebhaft an die Bewohner von Unalaschka. Dagegen nähern sich die Kadjacker oder Konjagen mehr den amerikanischen Stämmen, und gleichen in ihrem Aüßern gar nicht den Eskimos oder den asiatischen Völkern, indem sie wahrscheinlich durch die Vermischung mit den Indianern Amerika's ihre ursprüngliche asiatische aüßere Gestalt und Gesichtsbildung verloren und nur die Sprache beibehalten haben. Nach den unter diesen Völkern herrschenden Sagen sollen die Kadjacker, Tschugatschen, Kuskokwimer und andere angränzende Völker von Norden her zu ihren jetzigen Wohnsitzen gekommen, die Aleuten auf Unalaschka aber von Westen eingewandert sein.

Die Aleuten wurden in den Jahren 1760–1790 von den Russen unterjocht. Sie sind von mittlerer Größe und von kräftiger Leibesbeschaffenheit, welche sie in den Stand setzt, Beschwerden und Mühseligkeiten aller Art zu ertragen. Sie fahren auf ihren Baïdaren oder Lederbooten 14 bis 20 Stunden lang ohne auszuruhen, und legen nicht selten in Einem Tage mit einer Last von 60 bis 80 Pfund über sieben d. Meilen zu Fuß zurück. Sie haben ein außerordentlich scharfes Gesicht; weniger gut ist ihr Gehör, obgleich sie die Musik und den Gesang lieben und die Geige spielen lernen. In ihren Bewegungen sind sie aüßerst unbeholfen, schwerfällig und langsam; wenn sie aber von der Noth zu größerer Thätigkeit gezwungen werden, so zeigen sie oft eine Flinkheit und Anstelligkeit, die gegen ihr gewöhnliches Benehmen sehr absticht. Sie besitzen ein vorzügliches Nachahmungstalent, so daß sie den Russen fast alle Handwerke abgelernt haben und diese unter sich üben. Eben so zeichnen sie sich als erfahrene Seeleüte aus, und ein geborner Aleute, Namens Ußtjugow, hat die beste Karte vom Flusse Nuschagack entworfen. Sie sind leidenschaftliche Schauspieler, besonders auf den Pribuilow-Inseln, wo fast Jedermann mit diesem Spiele vertraut ist. Zum Lesen und Schreiben zeigen die Aleuten große Lust; sie schicken ihre Kinder gern in die Schule, welche die russische Regierung auf Unalaschka errichtet hat, und scheinen auch abstracte Gegenstände begreifen zu können; doch ist ihr Verstand noch zu wenig ausgebildet, und ihre Civilisation noch zu neü und unvollkommen, um nach dem Maaßstabe kultivirterer Völker beurtheilt zu werden, wie sehr sie auch die benachbarten Volksstämme, z. B. die Californischen Indianer, an Geisteskräften übertreffen mögen.

Der Hauptzug in dem Charakter der Aleuten ist eine unüberwindliche Geduld, welche fast in Stumpfsinn ausartet. Keine Strapaze vermag es, die Standhaftigkeit des Aleuten zu erschüttern. Von seiner frühesten Kindheit an Entbehrungen gewöhnt, ist ihm der Stoicismus zur andern Natur geworden, die heftigsten Schmerzen zwingen ihm keine Klage, keinen Seüfzer ab. Freüden und Leid erträgt der Aleute aüßerlich mit gleicher Gelassenheit, wie tief er sie auch in seinem Innern empfinden mag. Ein feierlicher Ernst liegt auf seinem unbelebten Antlitz, er lächelt selten und lacht nie aus vollem Halse. Weinen

und Schluchzen sind, eben so wie laute Ausbrüche des Entzückens, selbst bei Frauen und Kindern unerhört. Die Habsucht und der Neid haben wenig Spielraum, und der Reichthum wird nur in dem Falle geachtet, wenn er durch Arbeitsamkeit, Gewandtheit und Geschicklichkeit auf der Jagd erworben wird. Diebstähle finden nur Ausnahmsweise in Zeiten der dringendsten Noth Statt, wo sie sich meistentheils auf Lebensmittel beschränken, und man hält es daher für überflüssig, die Jurten mit Schlössern und Riegeln zu versehen; und seit den funfzig Jahren, daß die Russen mit den Aleuten mehr bekannt geworden, ist unter ihnen nur ein einziger Mord vorgefallen, von dem es selbst zweifelhaft geblieben, ob er wirklich von einem Aleuten verübt wurde.

Der Kälte seines Charakters ungeachtet, liebt der Aleute seine Kinder mit inniger Zärtlichkeit, wogegen diese ihren Ältern die größte Achtung und Anhanglichkeit erweisen und sich stets bemühen, ihnen ein bequemes, sorgenfreies Alter zu verschaffen. Die Aleuten sind schüchtern und furchtsam; sie werden leicht in Schrecken gesetzt, und in ihren früheren Kriegen, die mit dem Eingang des Christenthums ganz aufgehört haben, suchten sie stets eher durch List, als durch Gewalt zu siegen. Das Meer ist ihr eigentliches Element, auf dem sie eine seltene Kühnheit und Geschicklichkeit zeigen, daher sie auch als gewandte Wallfisch- und Robbenfänger berühmt sind. Die Schweigsamkeit ist den Aleuten in hohem Grad eigen: sie können mitunter Tage lang beisammen sein, ohne ein einziges Wort auszusprechen. Ihre frühere Rachsucht ist seit ihrer Bekehrung zum Christenthum verschwunden; aber Sorglosigkeit und Trägheit sind bei ihnen zu Hause, so daß sich in jedem Winter auf Unalaschka eine Hungersnoth einstellt. Der Tabak ist den Aleuten unentbehrlich geworden und am Branntwein finden sie gleichfalls vielen Geschmack; aber auch in der Trunkenheit verleügnet sich der friedliche Charakter nicht, der sie bei jeder Gelegenheit auszeichnet.

Vor Einführung des Christenthums herrschte unter ihnen eine zügellose Wollust, die nur durch die nächste Blutsverwandtschaft begränzt wurde. Die Reichen hatten mehrere Frauen und Beischläferinnen, die sie oft unter verschiedenen Vorwänden wechselten. Durch die Ankunft der Russen wurde dieses Übel noch vermehrt, und erst seit Kurzem ist hierin eine Verbesserung eingetreten: die Vielweiberei ist abgeschafft und die unehelichen Geburten haben bedeütend abgenommen; seltsamer Weise herrschte daneben auch die Polyandrie; außer dem Haupt-Manne hatte die Frau auch das Recht, einen andern zu nehmen, der alle ehelichen Rechte genoß, und verpflichtet war, seinen Theil zum Unterhalt des Hausstandes beizutragen. Die Frauen, die in einer solchen Doppelehe lebten, wurden keineswegs als ausschweifend betrachtet, sondern vielmehr ihres Fleißes wegen geschätzt, da sie für zwei Männer zu sorgen hatten, deren Kleider sie anfertigen und deren Baïdaren sie ausbessern mußten. So war u. a. einer der nationalen Gebraüche der Aleuten, die in neüerer Zeit durch den Einfluß der fremden Eroberer zum Theil so modifizirt worden sind, daß es schwer hält, eine genaue Darstellung derselben zu entwerfen. Seitdem die Russen sich dieser Inseln bemächtigt haben, ist die früher bestandene Sklaverei verschwunden, und die

Tojone, oder Haüptlinge der einzelnen Wohnplätze haben viel von ihrem ehemaligen Ansehen verloren. Wenjaminow, ein russischer Geistlicher, der zehn Jahre lang unter den Aleuten gelebt hat, und von dem wir die vorstehenden Bemerkungen entlehnt, aüßert in Absicht auf ihren frühern und jetzigen Zustand, daß die Veränderungen, welche unter ihnen vorgegangen, trotz des Verlustes ihrer Unabhangigkeit und des Verfalls ihrer eigenthümlichen Sitten, im Ganzen zu ihren Gunsten ausgefallen seien: ihre unmenschlichen Kriege haben aufgehört, ihre blutigen Sklavenopfer sind abgeschafft, und die Wunden, die sie im vorigen Jahrhundert durch die grausame Behandlung der ersten russischen Barbaren-Ankömmlinge erlitten, scheinen allgemach zu verharrschen.

Die Hauptkleidung der Aleuten besteht aus der Parka, einem langen Hemde mit stehendem Kragen und engen Ärmeln, welches bis unter die Knie reicht und entweder aus dem Balge der Seepapageis und der Taucher, oder aus Seehundsfell verfertigt wird. Ein zweites unentbehrliches Kleidungsstück ist die Kamleika, die ebenfalls einem langen Hemde ähnlich, aber oben mit einem Sacke versehen ist, der über den Kopf gezogen und mit Schnüren um das Gesicht befestigt wird. Diese Kamleiken werden aus den Eingeweiden der Seethiere angefertigt und gewöhnlich auf Seereisen oder bei nassem Wetter getragen. Eigentliche Hemden, die ehemals unbekannt waren, sind jetzt allgemein; auch werden von den wohlhabendern Aleuten Westen, Halstücher und weite Schifferhosen getragen, und ihre Frauen schmücken sich an Feiertagen mit russischen Kleidern und Schawls, worin sie sich jedoch lächerlich genug ausnehmen.

Die unermüdliche Geduld der Aleuten ist in allen Produkten ihres Kunstfleißes wahrzunehmen: ihre Nationaltracht, ihre Jagd-Instrumente, ihre Baïdaren, Alles ist in seiner Art auf die möglichste Stufe der Vollkommenheit gebracht, obwol sie mit höchst mangelhaften Werkzeügen arbeiten müssen und oft Monate lang an Einem Stücke arbeiten. Doch tritt ihre National-Industrie immer mehr in den Hintergrund, seitdem sie angefangen, sich mit eüropäischen Handwerken zu beschäftigen. Eben so ist ihre ehemalige Arzneikunde größtentheils in Vergessenheit gerathen. Sie besitzen einen großen Reichthum an Sagen und Überlieferungen, die in mythologische, historische und satyrische eingetheilt werden können: so erzählen sie von einer allgemeinen Überschwemmung, womit ihre Vorältern zur Bestrafung ihrer Gottlosigkeit heimgesucht wurden, und behaupten, beim Aufgraben der Erde riesenhafte Skelette der Ante-Diluvier gefunden zu haben.

Wenden wir uns zu den Stämmen auf dem Festlande, so findet man, nach Wrangel's Bemerkung, daß die Agolegmüten oder Aglegmiuten und die Kijataigmüten oder Kijachtegmiuten sich in nichts von den Kuskokwimern oder Kußkochwagemiuten unterscheiden, und die letzteren für ein und dasselbe Volk mit ihnen gehalten werden. Überhaupt läßt die Gleichheit in Sitten und Sprache vermuthen, daß alle diese Völkerschaften früher einen einzigen Stamm bildeten, der sich über die ganze Nordwestküste Amerika's von der Kenaischen Bucht bis zum Kotzebue-Sunde verbreitet hat.

Die Aglegmiuten sind, nach Chromchentko, von mittlerm Wuchs und ziem-

lich stattlich; sie haben einen stolzen Gang, regelmäßige Gesichtszüge, schwarze straffe Kopf- und Barthaare; bei ihnen, so wie bei allen Bewohnern von Nordwest-Amerika, ist die Unterlippe zu beiden Seiten des Mundes und der Nase durchstochen; in diese Öffnungen stecken sie Knochen, Steine und hellblauen Aventurin. Männer und Frauen tragen Rennthierpelze mit den Haaren nach Außen, und die Weiber überdem eine Art breiter Beinkleider, die mit den Stiefeln zusammengenäht und aus Otter- oder Rennthierhaüten verfertigt sind. Es ist schwer den Charakter der Agolegmüten zu bestimmen; sie scheinen friedfertigen Temperaments zu sein, was aber vielleicht nur nothgedrungen ist, denn andere Völkerschaften erzählen viel von ihrer Widerspenstigkeit und Barbarei, und sie sind sowol durch Tapferkeit, als durch ihre Grausamkeit an der ganzen Nordwestküste von der Bristol-Bucht bis zum Norton-Sund bekannt.

Ihr Glaube ist der schamanische, denn sie vertrauen ihren Zauberern oder Schamanen, fürchten sich vor Teüfeln, denen sie bei ihren Spielen und sonstigen Versammlungen Opfer darbringen; von der Einheit eines höchsten Wesens haben sie dagegen keinen Begriff, auch keinen Namen für dasselbe, wol aber legen sie ihren verschiedenen Götzen und Götzenbildern verschiedene Namen bei. Ihre Nahrung besteht meistentheils in den Produkten des Meeres, doch gehen sie auch im Frühling und Herbst auf Rennthierjagd, dörren das Fleisch des erlegten Wildes, so wie auch Fische, an der Sonne, und gebrauchen dessen Fell zur Kleidung und Fußbedeckung. Sie fangen viele Hausen und Seehunde und vertauschen die Felle und das Fett der letzteren an die benachbarten Indianer gegen Flußotter- und Seeotterfelle. Ihre Wohnungen gleichen den Erdhütten der Aleuten, welche aus der Ferne mit hohen Hügeln Ähnlichkeit haben; oben auf dem Dache ist eine Öffnung, die zum Rauchdurchlaß dient. Ihr Hausgeräth besteht in hölzernen Körben, Eimern, Schaalen und Trögen verschiedener Größe, was Alles mit großer Geschicklichkeit verfertigt und ziemlich reinlich ist. Ihre Töpfe aus Thon machen sie selbst und kochen in denselben meistentheils alle fette Speisen, daher diese Töpfe außerordentlich eingeschmiert sind und gar nicht rein gehalten werden.

Die Aglegmiuten haben viele Lanzen, Pfeile und Bogen, die sie bei der Jagd zur See und zu Lande gebrauchen. Ihre großen und kleinen Baïdaren gleichen vollkommen denen der übrigen Eskimos. Sie gelten für die besten Jäger und Fischer; aber ihre jetzige Lage hat auch auf ihren Erwerb Einfluß gehabt, denn sie beschäftigen sich weniger damit, weil sie sich in steter Gefahr befinden, durch die Feindschaft mit den Kuskokwimern herbeigeführt, welche sie auch aus ihrer Heimath an den Ufern des Kuskokwim vertrieben haben. Ihren jetzigen Namen haben sie von einer Festung Agolegma erhalten, in welche sie sich zur Zeit der Belagerung zurückgezogen hatten, und woraus sie zum Theil nach der Insel Nuniwok, zum Theil nach der Mündung des Nugaschak entflohen, wo sie sich unter dem Schutz der Russen angesiedelt haben. Sie haben Hunde, die sie im Winter vor Schlitten spannen, welche den auf Kamtschatka üblichen vollkommen gleichen.

Was die Kuskokwimer anbelangt, so kann man sie, nach Wrangel, weder

ein Nomaden-, noch ein Jägervolk nennen. Im Winter leben sie in festen Ansiedlungen am Flusse, im Sommer hingegen zerstreüen sie sich nach verschiedenen Gegenden, um Vorräthe von Lebensmitteln zu sammeln. Ihre Anhanglichkeit an die Wohnsitze ihrer Vorältern ist sehr groß, und die Ländereien, wo sie Jagd getrieben haben, betrachten sie als ihren Stammsitz. In jedem ihrer Dörfer befindet sich ein öffentliches Gebaüde, Kaschim genannt, dessen Größe der Bevölkerung der Ansiedlung entspricht, und worin alle Männer des Dorfs Platz haben müssen, weshalb längs der Wände Bänke in amphitheatralischen Reihen angebracht sind. Dieser Kaschim dient nicht allein zum Versammlungsort bei Berathschlagungen über wichtige Angelegenheiten der Gemeinde, sondern auch zur gemeinschaftlichen Wohnung der ganzen männlichen Bevölkerung im Dorfe, mit Ausnahme der Kinder und Greise. Hier finden auch die Volksfeste Statt, an denen aber nur diejenigen Personen weiblichen Geschlechts Theil nehmen dürfen, welche besonders eingeführt worden sind: Jungfrauen ist die Theilnahme unbedingt versagt; will aber dennoch eine die Freüden dieser Feste genießen, so liegt es dem Schamanen des Dorfes ob, sie in den Stand der Frauen zu versetzen; und sie wäre unwürdig, vor der Versammlung zu erscheinen, wenn sie ihre ersten Umarmungen einem Andern, als dem Schamanen gezollt hätte. Tänze und Lieder, welche auf den Gegenstand des Festes Bezug haben, beendigen die Feierlichkeit.

Jeder Kuskokwime behält nach Erlegung eines Rennthiers irgend ein Zeichen zum Andenken seiner That zurück. Entweder zeichnet er das Thier auf seinem Bogen ab, oder er reißt ihm einen Zahn aus und macht, wenn er eine gewisse Anzahl Zähne erschlagener Thiere zusammengebracht hat, aus ihnen einen Gürtel, den er in den Versammlungen trägt, und sich nicht wenig auf ein solches Ehrenzeichen zu Gute thut. Alle Kuskokwimer sind leidenschaftliche Liebhaber von Schwitzbädern und pflegen im Winter täglich drei bis vier Mal zu schwitzen, einige im Kaschim, andere in den kleinen Badstuben, die sich bei jeder Hütte befinden und in welchen die Luft durch glühende Steine erwärmt wird. Ein Geheimniß wird Niemand seinem Freünde an irgend einem andern Orte, als in der Badstube unter vier Augen entdecken, nachdem er erst ordentlich darin ausgeschwitzt hat. Die Entfernung messen die Kuskokwimer nach der Zahl der Nächte, die sie auf der Fahrt oder Wanderschaft zugebracht haben. Sie irren sich nie in den Jahreszeiten und wissen jedes Mal den Tag der Nachtgleiche mit großer Genauigkeit zu bestimmen, ja sogar einige Gestirne und Planeten zu unterscheiden. Das Jahr theilen sie in zwölf Monate und beginnen es im September.

Die Kuskokwimer sind mittler Statur, schlank, rüstig und oft mit großer Stärke begabt; die Hautfarbe ist meistens braun, aber es giebt unter ihnen auch viele, die an Weiße selbst die Europäer übertreffen. Das Haar ist schwarz, bei einigen aber braun und selbst röthlich. Die Männer sind schöner, als die Frauen und bedienen sich derselben Zierrathen, wie die Aglegmiuten und andern Völkerschaften der Nordwestküste. Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind Gliederreißen, Brustbeschwerden und Eiterbeülen. Schamane und alte Weiber

kennen verschiedene Heilmittel, unter denen die beim Biber in zwei kleinen Bläschen nahe beim Afterdarm befindliche ölige Substanz in großem Ansehen steht. Sie soll bei Rhevmatismen, Stichen, Blutspeien und Brustschmerzen gute Dienste leisten. In letzterm Falle werden diese Bläschen am Feüer gebraten und jedes Mal zu zwei Stück eingenommen.

Von den Inkaliten wird uns erzählt, daß sie von großem Wuchse, brauner Hautfarbe, und struppigem, schwarzem Haar seien; auch sie machen sich Einschnitte in die Lippen, um sie mit kleinen Steinchen und Glasperlen auszuschmücken; die Frauen verunstalten das Gesicht auf diese Weise nicht, sondern tättowiren sich nur längs des Kinns zwei schmale Streifen von blauer Farbe. Ihr langes Haar hangt in Flechten zu beiden Seiten herab, und ist mit bunten Glasperlen verziert; die Männer hingegen scheeren das Haupthaar mittelst eines scharfen Steins. Die Kleidung der Männer ist fast ganz aus den Häuten der Biber genäht, die der Weiber aber aus Zobel-, Bisamratten- und Hasenfellen. Ihr Hausgeräth ist von gebogenem Holz sehr zierlich gearbeitet und mittelst Erdfarben roth, grün und blau angestrichen. Zum Kochen der Speisen bedienen sie sich irdener, ausgebrannter Geschirre. Im Sommer befahren sie die Flüsse und Seen in künstlich gearbeiteten Canots aus Birkenrinde, und im Winter auf Schlitten mit Hunden bespannt.

Amerikanische Völker.

Man hat nicht selten behauptet, Amerika sei nicht blos für uns Europäer eine neüe Welt, sondern auch geologisch eine wahrhaft neüere Welt als die Alte, und seine Ebenen, seine Gebirge seien später über die Fluthen der allgemeinen Wasserhülle emporgehoben worden, als die Ländermassen der östlichen Halbkugel; und mit diesem geologischen Ereignisse gehe die Entstehung des amerikanischen Menschen nahe parallel, er sei auf dem jüngern Boden ein jüngerer Theil des Menschengeschlechts, entweder auf diesem Boden selbst entsprossen, oder von Asien eingewandert in das neüe Land, dessen natürliche Beschaffenheit, nach Oberflächengestalt und Klima, die körperlichen wie die geistigen Eigenschaften der Wanderer mehr oder minder verändert habe.

Muthmaßungen dieser und ähnlicher Art über das anthropologische und ethnologische Verhältniß der Neüen Welt können hier in einer allgemeinen Nachweisung und Schilderung der Völker des Erdballs um so mehr unerörtert bleiben, als zu ihrem Erweise alle geschichtlichen Grundlagen fehlen und man sich bei Untersuchung der verschiedenen Ansichten über den Ursprung des amerikanischen Menschen auf ein Gebiet von Hypothesen versetzt, dessen Ausbeütung Raum und Zeit ins Unübersehbare zu verlängern droht.

Jünger aber als die Völker des mongolischen, und besonders des kaukasischen Menschenstamms sind die Amerikaner, als selbstständige Rasse betrachtet, in Beziehung auf Entwicklung des Geistigen im Menschen. Das ist keine Hypothese, keine Vermuthung, sondern eine Thatsache, die, auf die Erfahrungen von viertehalb Jahrhunderten gestützt, erwiesen ist. Wol fanden die Europäer bei der ersten Entdeckung und Eroberung Amerika's Völker, deren Zustand ein in seiner Art kultivirter war, der aber im Vergleich zu der Civilisation der weißen Ankömmlinge nur als ein Zustand der Barbarei betrachtet werden konnte. Es waren dies die Völker, welche auf den Tafelländern der Andeskette ihre festen Wohnsitze hatten, die den Beschäftigungen des Ackerbaus und Gewerbfleißes oblagen und gesellschaftliche Vereine bildeten, welche nach ihren socialen und politischen Einrichtungen mit den Staaten der Alten Welt eine gewisse Ähnlichkeit hatten. Es waren die Azteken und andere Völker des mexikanischen Tafellandes;

die Muyscas auf den Cordilleren von Cundinamarca; die Quitschuas oder Inkas und die Aïmaras auf den Plateauflächen der Andesketten von Peru; Völker, die durch die angestrengtesten Bemühungen der spanischen Regierung, die sie unter ihre Botmäßigkeit brachte, zwar für die christliche Civilisation gewonnen worden sind, aber meist nur dem Namen nach, ohne echten und dauernden Erfolg, so zwar, daß ein aufmerksamer Beobachter von den Indianern Mexico's, die zur Zeit der Eroberung unter allen Nationen der Neüen Welt in socialer Beziehung am höchsten standen, in unsern Tagen die Bemerkung machen muß: — für sie sei die Einführung der eüropäischen Sittigung, wie der christlich-katholischen Religion, bis jetzt nur von geringem Erfolg gewesen und es lasse sich nur hie und da eine Spur von Schritten zur Verbesserung ihrer Zustände wahrnehmen.

Mit Ausnahme dieser Andes-Nationen — die das Eigenthümliche darbieten, daß sich ihre Population nicht vermindert, wie bei den übrigen Indianern Amerika's, sondern heüt' zu Tage sehr wahrscheinlich stärker ist, als zur Zeit der Eroberung, eine Eigenthümlichkeit, welche sich aus ihrem seßhaften, ackerbautreibenden Leben erklärt, — und mit Ausnahme sehr weniger Indianer-Stämme in den großen, weiten Ebenen beider Hälften von Amerika, gab es seit der Entdeckung, und giebt es auch heüte noch in der Neüen Welt nur Wilde, Völker, die fast ausschließlich nur von der Jagd und theilweise auch vom Fischfange leben.

Sehr verschieden sind die Urtheile gewesen, welche über die Indianer Amerika's gefällt worden. Einer Seits, sagt der geistreiche Fr. von Raumer, rühmte man ihre Selbstbeherrschung, ihre Gastfreündschaft, ihre sinnlich glänzende Sprache; man stellte sie in Hinsicht auf Gaben des Körpers den Weißen voran, und in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten ihnen fast gleich. Genauer sprechen Andere: der Grundriß menschlicher Fähigkeiten findet sich gleicher Weise bei Weißen und Indianern; aber das geringere Maaß derselben unter den letztern zeigt sich nicht blos im Einzelnen, sondern entspringt aus der gesammten Organisation und ist charakteristisch für den ganzen Stamm. Allgemeiner und lauter sind die Anklagen Anderer: Die Selbstbeherrschung der Indianer erwächst meist aus Gefühllosigkeit; oder ein tieferes, lange dauerndes Gefühl offenbart sich nur in Haß, Rachsucht und wilder Grausamkeit; und zwar nicht blos den sie etwa beleidigenden und betrügenden Weißen gegenüber, sondern ihre Wuth auszurotten und zu vertilgen richtet sich, wo möglich, noch mehr gegen ihre Stammgenossen. Menschen skalpiren und Pferde stehlen gilt ihnen für den höchsten Ruhm eines Mannes, oder indianischen Helden.

Daß die Weißen, fährt Raumer fort, an der Ausartung der Indianer hauptsächlich Schuld wären, ist ein einseitiger Vorwurf. Die letztern haben doch Mancherlei von jenen gelernt; und wenn nicht mehr, so liegt dies an ihrer fortdauernden Abneigung gegen Vorsicht, regelmäßige Thätigkeit, Ansiedlung, Ackerbau und gesellige Verbindung. Mag man die Vorliebe der Indianer für Unabhangigkeit und den Umstand rühmen, daß sie nie in Sklaven zu verwandeln sind: ihnen erscheint aber jede geordnete Regierung schon als Sklaverei

und jene Unbezähmbarkeit ist ein nur sehr einseitiger Vorzug. Einzelne Völkerschaften kann man zwar als Ackerbauer betrachten, in Folge dessen sich allmälig Gesetze und ihre Handhabung eingefunden haben; aber die große Masse der amerikanischen Indianer verharret in widerwärtiger Rohheit und thierischer Unmäßigkeit. Während Einige in Betracht dieses Zustandes das allmälige Aussterben aller Indianer weissagen, schließen Andere von bereits eingetretenen Fortschritten auf eine dereinst vollkommene Ausbildung. Die unbefangensten Beobachter unterscheiden zwischen den unter sich verschiedenen Stämmen, halten den Untergang der wilderen für unvermeidlich, und leügnen, daß, so löblich die Fortschritte der besseren Stämme auch sein mögen, sie sich jemals auf die Höhe der weißen Menschenart erheben werden.

So spricht sich der berühmte Geschichtschreiber der Hohenstaufen nach eigenen Erfahrungen über die Indianer Nordamerika's aus; aber Alles, was er von diesen sagt, paßt auch auf die Völkerstämme der südlichen Hälfte der Neüen Welt.

Ungemein zahlreich sind die Sprachen der Indianer, daher die Menge der einzelnen Völker Amerika's; aber wie sehr diese Sprachen auch scheinbar unabhangig von einander sein mögen, so haben doch neüere Untersuchungen, von denen die von Gallatin in Bezug auf Nordamerika für uns maaßgebend sind, gezeigt, daß sie sich auf gewisse Haupt-Sprach-Familien zurückführen lassen, wobei der Ausdruck Familie im ausgedehntesten Sinne zu nehmen ist, als alle diejenigen Sprachen umfassend, welche durch eine gewisse Anzahl ähnlicher Wörter beweisen, daß sie einst, wenn auch in sehr entfernten Zeiten, gemeinsamen Ursprungs gewesen sind. Er gilt nicht in dem beschränkten Sinne, wonach wir das Italiänische, Spanische und Französische als Sprachen des Lateinischen Stamms, oder das Deütsche und Holländische und Englische, so wie die skandinavischen Sprachen als Zweige des Teutonischen bezeichnen, sondern in der ausgedehnteren Weise, wie wir das Teutonische, Slavische, das Lateinische und Griechische, das Sanskrit und das Altpersische als Indo-germanischen Sprachstamm betrachten, dessen einzelne Sprachen in ihrem Wörterschatz unleügbare Spuren eines gemeinsamen Ursprungs nachzuweisen im Stande sind; — daher ganz auf dieselbe Art, welche bei Nachweisung der Völker des eigentlichen mongolischen Menschenstamms leitend gewesen ist. Doch in vielen Fällen hören linguistische Forschungen zur Entdeckung der Verwandtschaft der Indianer Amerika's auf, weil die Kenntniß ihrer Sprachen, sowol im Allgemeinen als im Besondern, auf vergleichendem Standpunkte fehlt; für diese Fälle muß das Nebeneinanderwohnen der betreffenden Völkerschaften, mithin ein örtliches, oder das geographische Element bei ihrer Aufzählung maaßgebend sein, das uns auch in der altherkömmlichen Spaltung des Neüen Kontinents in eine nördliche und südliche Hälfte begleiten wird. Wir betrachten daher zuvörderst die —

Indianer Nord-Amerika's.

Zum näheren Verständniß der Rechtschreibung der Namen der einzelnen Völkerfamilien und ihrer Bestandtheile ist zu erwähnen, daß die Nachrichten über diese Völker vornehmlich von Spaniern, Franzosen und von Engländern herrühren, denjenigen eüropäischen Nationen, die zuerst mit den Indianern Nordamerika's in Berührung gekommen sind, daß daher die Orthographie dieser Namen abwechselnd eine spanische, englische und französische, meistentheils aber die beiden ersteren, ist. Diese Rechtschreibung wird hier zwar, und um so mehr beibehalten, als sie in der Ethnographie gleichsam ein Bürgerrecht erlangt hat, aber dennoch der deütschen Aussprache angepaßt, um keinen Zweifel darüber obwalten zu lassen.

Koloschen.

Unter dem gemeinsamen Namen der Koloschen scheint man, auf Grund russischer Berichterstatter, alle die Indianerstämme zusammenfassen zu können, welche die Nordwestküste von Amerika und das zunächst daran stoßende Binnenland zwischen dem 65° und 50° der Breite bewohnen. Es gehören zu dieser Sprach-Familie: —

1. Die eigentlich sogenannten Koloschen oder Koljuschen, die nach Wenjaminow ihre Wohnsitze vom Eliasberge bis zum Columbia-Strom haben, in welchem Raume die unter dem Namen der Archipelage des Prinzen von Wales und Georg's III. bekannten Inselgruppen eingeschlossen sind, nach nordamerikanischen Berichten aber südwärts nur bis zur Fuca-Straße reichen. Der Name dieser Indianer kommt muthmaßlich von dem Worte „Kolitj", durchbohren, her, wegen der Einschnitte in ihren Unterlippen. Sie selbst nennen sich Tlinkit, Menschen, mit dem prahlerischen Zusatz: antukuan, überall wohnende; und theilen sich in zwei Stämme, den des El's oder Raben, und den des Kanuk's oder Wolfs, die wieder in mehrere Geschlechter zerfallen. El ist der Prometheus dieses Volks, von einer Jungfrau geboren, ein unsterbliches, wie Kanuk ein geheimnißvolles Wesen ohne Anfang und Ende und noch mächtiger als El, obgleich man von ihm viel weniger zu erzählen weiß, als von diesem.

2. Die Ugalenzen, ein kleines Völkchen, westwärts vom Elias-Berge, im Winter in einer kleinen Bucht östlich von der Insel Kadjack, im Sommer an der Mündung des Kupferflusses Behufs des Fischfangs. Dieses Völkchen kommt auch unter dem Namen Ugaljachmutzi, Ugalachmiuten, mit einer Eskimo-Endigung, vor.

3. Die Atnaer oder Atnachter (Mjednowzi im Russischen) am Kupfer-(Mjednoi)Flusse oder Atna, dessen Gebiet seines Überflusses an Kupfer wegen berühmt war. Auch gegenwärtig sind die Atnaer die einzigen, welche das von den Russen eingehandelte Eisen zu verarbeiten verstehen. Den Russen geben die Atnaer den Namen Ketsche näer, d. i: Eisenmänner, von Ketschi, Eisen.

4. Die Koltschanen, d. h. in der Sprache der Atnaer-Fremdlinge, diejenigen Stämme bezeichnend, welche die Ufer der nördlichen und östlichen, dem Atna zuströmmenden Gewässer bewohnen. Bei den Kenajern heißen sie Galzanen oder Gäste. Man unterscheidet näher und entfernter lebende Koltschanen. Hinter den letzteren wohnen, der Einbildung der Kenajer zufolge, Völker mit langen Schwänzen.

5. Die Kenajer, bei den Kadjackern unter dem Namen Kinajut bekannt, der auch von den Russen angenommen ist, nennen sich selbst Tnaina, d. i: Menschen. Sie leben an der Küste und in den Umgebungen von Cook's Einfahrt oder dem Kenai-Sund und um die Seen Iliamna und Kuisschik.

6. Die Inkülüchlüaten am Flusse Chulitna und den obern Zuflüssen der Ströme Kuskokwim und Kuichpack. Weiter im Innern des Landes hinter den Inkülüchlüaten des Kuichpack wohnen die Tschinkaten, von denen, wie bei den Koltschanen, das Gerücht geht, sie hätten von Natur einen Schweif und wären ganz mit Haaren bewachsen.

So märchenhafte Vorstellungen, bemerkt Bär, pflegen rohe Völker nur von solchen zu haben, die von ganz verschiedenem Stamme sind, mit denen sie sich gar nicht verständigen, und mit denen sie also auch nicht in Handels-Verbindungen stehen können; daher diese Tschinkaten auch nicht zur Koloschen-Familie zu zählen sind, ob sie aber zu den Eskimos oder den Athapascas gehören, darüber fehlt jeder Fingerzeig.

Das sind die russischen Nachrichten des Admiral Wrangel über die Koloschen-Familie. Nordamerikanische Berichte theilen die Indianer der Nordwestküste zwischen dem 59° und 48° der Breite in zwanzig verschiedene Stämme und diese in vier große Sprachgruppen. Hier scheint also ausschließlich von den oben unter No. 1. aufgeführten eigentlichen Koloschen die Rede zu sein. Von Norden anfangend findet man zunächst:

1) Die Sprache von Sitcha oder die Sitchinische, welche zehn oder mehr kleine Stämme umfaßt, und zwar (in englischer Orthographie):

Die Chilcart, einen der zahlreichsten und mächtigsten dieser Stämme;

Die Sitcha, auf der Insel, welche die Engländer König Georg's III. Insel, die Russen aber Baranoff oder Sitcha nennen;

Die Hoodsunhoo, an der Hood's-Bucht;

Die Ark und Kake, an Prinz Friedrich's Sund;

Die Eelikinoo, an den Chatham's-Straßen;
Die Kooyou, in der Nähe des Kap Decision;
Die Hennega auf Prinz Wales' Insel;
Die Stickeen und Tumgarse.

2) Die Nass-Sprache. Von den Indianern, welche diese Sprache reden, werden nur drei Stämme genannt:

Die Nass, am Observatory-Inlet unter 55° der Breite,
Die Schebasha, ein mächtiger Stamm, welcher die zahlreichen Inseln von Pitt's Archipelagus bewohnt, und
Die Millbank-Indianer am Sunde dieses Namens.

3) Die dritte Sprache umfaßt die Stämme auf der Königin Charlotten-Insel und mehrere andere. Diese Stämme sind die Cumshewar, die Massit, und die Skiddegat oder Skittigeet, welche verschiedene Theile der eben genannten Insel bewohnen; ferner die Keesarn und die Kigarnee. Die Sprache, welche von diesen Stämmen gesprochen wird, ist theilweise den meisten Indianern an dieser Küste bekannt, und wird gewöhnlich von den Handelsleüten als ein Mittel des Verkehrs mit ihnen gebraucht.

4) Die Newettee- oder Nooitty-Sprache wird auf der Nordwestspitze der Vancouver-Insel unter 56° der Breite gesprochen.

Ob nun diese vier Sprachen als radikal verschieden zu betrachten sind, und es sich folglich hier um vier verschiedene Völker handelt, darüber erklärt sich der Bericht nicht. Andrer Seits theilt aber auch Wenjaminow die Stammsprache der Koloschen-Familie in vier Hauptsprachen, deren jede wieder in zwei oder mehre Mundarten zerfällt, und zwar von Norden nach Süden gezählt, in die Kenajische, die Jakutatische, Sitchinische und Kaiganische, von denen die zweite nach einer Hauptansiedlung der eigentlichen Koloschen ihren Namen führt.

Die Koloschen haben einen starken Knochenbau, schwarzes, schlichtes Haar, hervorstehende Backenknochen, eine breite und platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen und kleine schwarze Augen. Den Bart raufen sich die Männer aus. Ihre natürliche Hautfarbe fällt nur wenig ins Rothbraünliche, aber sie erscheint dunkler, weil sie sich täglich mit schwarzer Erde beschmieren. Das Gesicht bemalen sie mit breiten schwarzen, rothen und weißen Streifen, die über Kreüz gehen und ihnen ein wildes, gräßliches Ansehen geben, was durch das lang herabhangende Haar noch entsetzlicher wird; Männer und Weiber durchbohren sich Nasenknorpel und Ohren, um allerlei Zierrathen hineinzustecken, die Weiber überdem noch die Unterlippe zur Aufnahme eines Knochens und eines ovalen, großen Doppelknopfs, Kaluga genannt, — eine scheüßliche Verzierung. Bis auf ein kleines Schurzfell gehen die Koloschen völlig nackt, und nur die Wohlhabenderen hängen sich einen Mantel von Bärenfell oder eine Decke von Ziegenhaar um, während die Reichsten in eüropäischer Kleidung einherzustolziren pflegen. Ihre Hütten bestehen aus vier Pfählen, mit dünnen Brettern verschlagen und mit Baumrinde bedeckt. Die entsetzlichste Unreinlichkeit herrscht in diesen Wohnungen, in denen es von Ungeziefer wimmelt und worin

beständig ein Feüer unterhalten wird, das aber selten zum Kochen der Fische gebraucht wird, denn sie verzehren dieselben, fast ihre einzige Nahrung, in der Regel roh.

Kotzebue nennt die Koloschen das verworfenste Volk der Erde: sie sind raüberisch, treülos; Mordlust belebt sie, die sie mit den empörendsten Grausamkeiten üben. Die Polygamie ist unter ihnen üblich und die Zahl der Weiber bei den Reicheren unbeschränkt; es giebt Haüptlinge, welche einen Harem von vierzig Frauen haben; doch genießt die älteste einiger Vorrechte. Ehebündnisse dürfen nie unter Mitgliedern desselben Stammes, noch weniger unter Verwandten geschlossen werden, sondern der Kolosche des Rabengeschlechts holt sich seine Weiber vom Wolfsgeschlecht und umgekehrt. Auch bei den Koloschen giebt es Nebenmänner, die aber immer Brüder oder sonst nahe Anverwandte des rechtmäßigen Mannes sein müssen. Ehescheidungen sind selten und Untreüe Seitens des Weibes wird von deren Manne mit Fortjagung bestraft. Den Weibern liegen nicht allein die haüslichen Arbeiten ob, sondern auch die Wachen vor den Hütten zur Zeit des Kriegs, an dem sich oft wiederholenden sie persönlichen Antheil nehmen. Kriegsgefangene werden zu Sklaven gemacht, die man außerdem auch noch durch Kauf an sich bringt. Wenn der Herr stirbt, so werden zwei seiner Sklaven auf dem Scheiterhaufen, auf dem die Leiche in Gegenwart der Verwandten und Freünde unter großen Feierlichkeiten verbrannt wird, umgebracht. Vor Ankunft der Russen war unter den Koloschen die Sitte eingeführt, sich zum Beweise ihres Muthes und ihrer Standhaftigkeit in feierlicher Versammlung geißeln zu lassen. Wer diese Marter mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug, wurde mit dem Namen eines Helden belohnt. Ähnliche, bisweilen höchst qualvolle Prüfungen waren von jeher und sind noch heüt' zu Tage bei allen Indianern Nordamerika's gebraüchlich. Sie werden als unerläßliche Bedingung angesehen, um in den Kriegerstand aufgenommen zu werden. Eben so werden die Knaben bei feierlichen Gelegenheiten bis aufs Blut gepeitscht, um sie von Kindheit an gegen den Schmerz abzuhärten.

Die Koloschen übertreffen an geistigen Fähigkeiten alle benachbarten Völker, und zeichnen sich besonders durch Thätigkeit, Klugheit und einen eigenthümlichen, durch Schlauheit begünstigten Handelssinn aus. Ihre Böte, die aus einem einzigen Baumstamm gearbeitet sind, ihre kupfernen Lanzen und Dolche und ihre Mäntel und Decken aus gesponnenem Ziegenhaar beweisen, daß sie in den meisten Handarbeiten einen nicht unbedeütenden Grad der Kunstfertigkeit erreicht haben. Die Schamanen oder Zauberer erfreüen sich bei den Koloschen eines großen Einflusses: so haben sie ihren Landsleüten den Genuß des Wallfischfleisches verboten, welches von allen benachbarten Völkern als der größte Leckerbissen betrachtet wird. Ihre Würde ist erblich und geht mit allen dazu gehörigen Apparaten, den Masken, Trommeln, Riemen ꝛc., vom Vater auf den Sohn über. Die religiösen Feierlichkeiten finden gewöhnlich im Winter Statt und enden mit einem Schmause, bei welchem zuerst der Tabak, und dann die Lebensmittel gereicht werden. Von Unsterblichkeit haben die Koloschen einige, doch sehr verworrene Begriffe, eben so von den gewöhnlichen Natur-Erschei-

nungen, von den Himmelskörpern u. s. w. Doch findet sich bei ihnen eine Sage von einer allgemeinen Fluth, aus welcher sich nur wenige Menschen auf einem — großen Schiffe retteten.

Athapascas.

Wenn man von der Mündung des Churchill- oder Missinipi-*) Flusses in die Hudsons-Bai nach seiner Quelle aufwärts, wo er unter dem Namen des Beaver- (Biber) Flusses bekannt ist, eine Linie zieht, diese von da längs der Bergkette, welche den nördlichen Arm des Saskatschawan-Flusses von den Zuflüssen des Athapasca- oder Elk- (Elenn) Flusses scheidet, verlängert, und sie endlich westwärts bis ungefähr zwanzig deütsche Meilen von der Küste des Stillen Oceans auf $52^1/_2{}^0$ nördl. Breite fortführt, so gehören alle Indianer-Stämme, welche auf der Nordseite dieser Linie wohnen und auf allen übrigen Seiten von der Hudsons-Bai bis zum Großen Ocean von dem schmalen Gürtel der Eskimos und der Koloschen umgeben sind, so viel bis jetzt bekannt, und mit einer einzigen Ausnahme, zu Einer Familie und sprechen verwandte Sprachen. Gallatin hat sie unter der willkürlichen Benennung der Athapascas zusammengefaßt, die, von dem ursprünglichen Namen des Lake of the Hills, oder Berg-Sees, hergeleitet, auch dem innern Theil des von ihnen bewohnten Landes gegeben ward. Die oben nachgewiesene Südgränze ist nicht in allen ihren Einzelnheiten genau richtig, denn sie bezieht sich auf die Verhältnisse um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ehe die Knistinos Eingriffe ins Gebiet der Athapascas machten.

Die obenerwähnte Ausnahme bilden die Quarrellers (Zänker) oder Loucheux (Schielende? im Französischen), die sich selbst Digothi nennen, ein kleiner Stamm zu beiden Seiten des Mackenzie-Flusses unfern seiner Mündung, unmittelbar oberhalb der Eskimos, deren Sprache sie durchgängig verstehen, während ihre eigene von der der benachbarten Athapasca-Stämme verschieden zu sein scheint, obwol sich hierüber, in Ermangelung eines Wörter-Verzeichnisses, nichts Bestimmtes entscheiden läßt. Mackenzie, der diese Indianer zuerst besuchte, nannte sie Zänker, weil er von ihnen mit großem Geschrei und Gezänk empfangen wurde. Doch wiesen sie sich nachher als friedliche, gutmüthige Leüte aus, die in ihrem Aüßern, ihrer Kleidung, ihren Sitten den

*) Missinipi ist ein Algonkin-Wort, bestehend aus Missi, Ganzes, Alles, und Nipi, Wasser.

Eskimos näher stehen, als den Athapasca-Indianern. Sie haben eine bestimmte Tradition, daß ihre Vorfahren von Westen her über einen Meeresarm eingewandert seien.

Zur Athapasca-Familie gehören:

1. Die nördlichen Indianer, der östlichste Stamm dieser Familie, der sich bis an die Hudsons-Bai erstreckt, und deren Land, nach Hearne, auf der Südseite vom Churchill-Fluß, nördlich von den Kupferminen- und Dog-rib-Indianern und auf der Westseite vom Athapasca-Lande begränzt ist. Einen Bestandtheil dieser nördlichen Indianer bilden die Tschippijaner (Cheppeyans), die sich selbst Sah-issah-deinnih, d. i: Sonnen-Aufgangs-Menschen, nennen, und von den nördlichen Indianern nur durch Dialekt-Verschiedenheit getrennt sind. Ihr Jagdrevier erstreckt sich südlich bis an den Athapasca-See und den Churchill-Fluß. Dialekte der tschippijanischen Sprache reden die auf der Ostseite der Felsen-Gebirge, nördlich von den Tschippijanern und östlich vom Mackenzie-Fluß lebenden Stämme der

1) Kupferminen-Indianer, welche sich Tantsawhot-deinnih, Birkenrinde-Menschen, nennen, und ehemals auf der Südseite des großen Sklaven-See wohnten, jetzt aber auf der Nordseite desselben am Knifes (Messer)-Flusse sich aufhalten. Westlich von diesen treffen wir

2) Die Thleingiha-deinnih oder Dog-rib (Hundsrippen)-Indianer, zuweilen auch „Sklaven" genannt, ein Name, der ursprünglich „Fremde" bedeütete und von den Knistinos verschiedenen Stämmen beigelegt wurde, die sie weiter nach Norden oder Westen trieben. — Am Mackenzie-Flusse, unterhalb des großen Sklaven-Sees, finden wir:

3) Die Strongbow (Starkbogen)-Indianer, die sich Idtschahtawuht, d. i: Dicker Wald, nennen;

4) Die Mountain (Berg)-Indianer;

5) Die Ambahtawuht- oder Sheep (Schaaf)-Indianer; und

6) Die Kantschu- oder Hare (Hasen)-Indianer, welche sich gegen den Bären-See ausdehnen und gegen Westen an die Hundsrippen-Indianer gränzen. — Am Flusse Aux Liards, den die Engländer Poplar (Pappel)-Fluß nennen, und der der südliche Arm des Mackenzie-Flusses ist, in den er sich ungefähr auf $62^{3}/_{4}^{0}$ der Breite ergießt, werden:

7) Die Nohannies, und

8) Die Zillah-ahduht oder Bruschwood (Reißigholz)-Indianer erwähnt; und am Undschigah, Unidschah oder Peace (Friedens)-Fluß:

9) Die Beaver (Biber)- und

10) Die Rocky-Mountains (Felsengebirgs)-Indianer. — Nahe den Quellen eines Zweigs des Saskatschawan sollen:

11) Die Sussies oder Sursies einen Dialekt der tschippijanischen Sprache sprechen, was aber noch nicht ganz ausgemacht zu sein scheint. Weiter aufwärts, am Unidschah und dessen südwestlichem Zweige, werden noch die drei Stämme

12) Der Nauscud-deinnihs,

13) Der Slouacus-deinnihs, und

14) Der Nagailers genannt, deren Dialekte zu derselben Sprach-Familie, wie der der Tschippijaner, gehören. Ob sie nun diesen selbst, oder dem folgenden Hauptstamm zuzuzählen seien, bleibt zweifelhaft.

2. Die Carriers (Führer), die sich Taculliés, d. h: Leüte, welche auf dem Wasser gehen, nennen, und deren Land sich auf der Westseite des Felsengebirgs 70 Meilen von Ost nach West, zwischen dem 51° und 58° der Breite erstreckt. Es soll sehr gebirgig sein und mehrere Seen enthalten, und der sechste Theil desselben mit Wasser bedeckt sein. Die Agenten der nordwestlichen Pelz-Kompagnie nennen es Neü-Caledonien. Der Hauptsitz der Taculliés scheint an den Quellen des Fraser-Flusses zu sein. Es werden noch zwei andere Nationen genannt, deren Sprache Dialekte der Tacullie-Sprache sein mögen, nämlich:

1) Die Sicaunies am Oberlauf des Unidschah-Flusses, und

2) Die Natiotitains, welche westlich von den Taculliés an einem Flusse gleiches Namens leben, der sich unter ungefähr 53½° der Breite in den Stillen Ocean ergießen soll.

Gallatin bemerkt, daß die Ähnlichkeit der Sprache aller hier aufgezählten Stämme (mit Ausnahme der Zänker oder Loucheux) vollständig erwiesen sei, und daß die Athapasca-Sprache mit keiner andern als der Kenajischen der Koloschen-Familie eine bestimmte Verwandtschaft zu haben scheine. Nur wenige Worte der tschippijanischen Sprache haben entfernte Klang-Ähnlichkeit mit den gleichbedeütenden Worten der Eskimo-Sprache und einiger Algonkin-Lenape-Dialekte.

Die Athapascas und im Besondern die Tschippijaner, welche man näher kennt, sind von mittler Statur und durch ihre breiten Gesichter, hervorstehende Backenknochen und weite Nasenlöcher von wenig einnehmendem Aüßern: aber sie haben gute Zähne und schöne Augen. Sie tätowiren sich und tragen das Haar theils lang, theils verschnitten. Jagd und Fischerei liefern ihnen den Unterhalt und die Mittel, solche Waaren von den eüropäischen Pelzhändlern einzutauschen, die ihnen zum Bedürfniß geworden sind, als geistige Getränke, Eisenwaaren, Waffen, Pulver und Blei, Tabak, linnene und wollene Stoffe zu Kleidungsstücken u. s. w. Dem Charakter nach sind die Tschippijaner ernsthaft und zurückhaltend, redlich unter einander, aber hinterlistig und betrügerisch gegen Fremde. Ihre Weiber behandeln sie hart und bürden ihnen die schwersten Lasten auf, namentlich auch das Ziehen der Schlitten, welche Arbeit sonst von den Hunden verrichtet, später aber, mit Rücksicht auf den Glauben, daß ein Hund der Stammvater der Tschippijaner gewesen; ihnen abgenommen wurde. Die Dog-rib-Indianer unterscheiden sich in dieser Beziehung wesentlich; bei ihnen verrichten die Männer die schweren Arbeiten, während die Weiber sich mit Putz beschäftigen; nichts desto weniger werden diese eben so hart behandelt, wie bei den meisten Wilden. Die Wohnungen der Athapascas sind Erdhütten oder Höhlen. Ihre Kleidung besteht hauptsächlich aus Rennthier- und andern Fellen, die sie mit großer Geschicklichkeit zuzubereiten wissen. Das Rennthier ist für sie überhaupt vom größten Nutzen, nicht allein zur

Nahrung, sondern auch zur Bereitung ihrer Geräthschaften, Waffen, u. s. w. Ihre religiösen Begriffe stützen sich zum großen Theil auf die Verehrung eines guten und eines bösen Wesens; sie glauben an die Seelenwanderung und ein künftiges Leben, wo die Bösen, bis ans Knie im Wasser stehend, vergebens nach jenen glücklichen Inseln streben, auf welchen die Guten in sinnlicher Lust schwelgen werden. Nicht bei allen Stämmen der Athapascas sind diese Vorstellungen so ausgebildet, als bei den Tschippijanern. Gastfreiheit herrscht bei diesen Völkerschaften allgemein, dabei aber Trägheit, das charakteristische Merkmal aller Indianer, und sinnliche Lust, die sich in wildem Tanz und Gesang kund zu geben pflegt. Durchbohrung des Nasenknorpels und Verzierung desselben mit einem Stückchen Holz und Gänsefedern gehören auch bei den Athapascas, namentlich den Hasen-Indianern, zu den Ausschmückungen des Körpers, der überdem mit bunten Federn und Blumen, mit Glaskorallen und Stachelschweinsborsten behängt wird.

Algonkiner oder Lenapes.

Die große Indianer-Familie, welche von den Franzosen Algonquin (sprich Algonkeng) oder Algonkin (nach englischer Schreibart), und neüerdings in Amerika Lenape genannt wird, erstreckte sich zur Zeit der ersten Niederlassungen der Europäer in Nordamerika auf der Nordseite bis an den Missinipi-Fluß von seiner Quelle bis an seine Mündung in die Hudsons-Bai, längs deren Süd- und Ostküste, und von da bis an eine Linie, welche ostwärts durch Labrador ging und sich an die dortigen Eskimos anschloß. Auf der Ostseite wurde die Gränze gebildet von den Labrador-Eskimos und der äußersten Verbreitung derselben an den nordwestlichen Gestaden des St. Lorenz-Golfs, und vom Atlantischen Meere bis an das Vorgebirge Hatteras oder dessen Nachbarschaft. Die Linie über den St. Lorenz-Busen geht zwischen Kap Breton-Insel und Neüfundland hindurch; es ist jedoch möglich, daß der Algonkin-Stamm der Micmacs den südwestlichen Theil der zuletzt genannten Insel inne gehabt habe. Die Südgränze lief auf einer unregelmäßigen Linie vom Kap Hatteras bis an oder in die Nähe der Mündung des Ohio in den Mississippi, welche die Tuscaroras, Irokesen und einige Lenape von andern jetzt ausgestorbenen Stämmen, so wie von dem Gebiete der Catahbas, der Tschirokies und der Tschickasahs trennte. Auf der Westseite war der Mississippi bis zu seiner Quelle die Gränze und von da an der Red River oder Rothe Fluß des Winnipek-Sees

(der früher nach einem Sioux-Stamme See der Assiniboinen hieß) abwärts bis zu diesem See, von wo ab die ursprüngliche Gränzlinie nördlich bis zum Missinipi nicht genau verfolgt werden kann. Die Algonkin-Stämme sind längs dieser ganzen Westlinie von den Sioux begränzt. Indessen erleidet die Regel, wonach der Mississippi diese Gränze bildet, verschiedene Ausnahmen; und dies war früher wahrscheinlich aufwärts bis zur Prairie du Chien (Hundswiese) unter 43° der Breite der Fall. Allein die vereinigten Sacs und Foxes, eine Algonkinische Nation, sind jetzt auf beiden Seiten des Mississippi angesessen, vom Desmoines (Flusse der Mönche) bis zur Prairie du Chien; während oberhalb dieses Punktes die Dahcotas, die vornehmste Sioux-Nation, lange Zeit im Besitz eines Theils des Landes auf der Ostseite des Flusses, mindestens bis zum Parallel von 45° aufwärts, gewesen sind. Auch waren die Winnebagoes, ein anderer Sioux-Stamm, bereits in der Nähe des Mitschigan-Sees angesiedelt, als die Franzosen sich in Canada niederließen.

Die zahlreichen Nationen und Stämme, in welche die große Algonkinische Familie eingetheilt war, lassen sich geographisch, doch immer mit einiger Rücksicht auf die Sprachen-Verschiedenheit, unter vier Abtheilungen bringen, und zwar in die nördliche, nordöstliche, östliche oder atlantische und westliche Abtheilung.

I. Nördliche Algonkiner oder Lenape.

Zu diesen gehören die Knistinos, die Algonkiner und Tschippeweier oder Odschibweier, die Ottawas und Potowotamies und die Mississager.

1. Die Knistinos, Knistinaux, Knistènaux, Klistinaux, auch Killistenaux und Cristénaux genannt, Verschiedenheiten, die ohne Zweifel von verschiedenen Stämmen herrühren, von denen die einen ihren Namen mit einem n, andere mit l und r aussprechen. Die Franco-Canadier sagen Cristinaux, woraus die Engländer, welche die Abkürzung der Wörter lieben, Crihs gemacht haben, was sie Crees schreiben, zufolge ihrer Orthographie, in der das doppelte e den Ton des langen i hat. Nach Du Ponceau nennt man diese Indianer auch Nehetawa, was der Name zu sein scheint, den sich mindestens einer ihrer Stämme beilegt. Richardson bemerkt, daß sich die Knistinos selbst, wie so viele andere wilde Völker „Menschen" nennen, in ihrer Sprache Eithinjuk oder Iniriwuk, indem sie zuweilen den Namen des einzelnen Stammes vorsetzen: so ist der wahre Name der Monsonies oder Swamp (Morast)-Indianer, welche am Moose-Fluß wohnen, Mongsoa Eithinjuk, d. h: Moosedeer (Elennthier)-Menschen. Derselbe Schriftsteller sagt ferner, daß der Name Knistino ursprünglich dem am Winnipek-See wohnenden Stamm der Muskegons beigelegt wurde. Jetzt aber ist er ein allgemeiner geworden für die ganze Nation und deren Sprache, die auf einem großen Gebiete von, unter sich unabhangigen und nicht durch ein regelmäßiges Bündniß vereinigten Stämmen gesprochen wird, was eine Spaltung der Sprache in viele Dialekte zur Folge gehabt hat. Die Knistinos bilden die nördlichste Nation der Algonkinischen Familie. Auf der Nordseite von den Athapascas begränzt, erstrecken sie sich gegenwärtig, in Folge ihrer schon erwähnten Eroberungen in neürer

Zeit von der Hudsons-Bai bis zum Felsengebirge, innerhalb eines Gebietes, dessen westlichsten Theil, um den nördlichen Zweig des Saskatschewan-Flusses, sie jedoch gemeinschaftlich mit den Sioux-Assiniboinen inne haben. Nordwärts haben sie sich auch bis an den Athapasca-See verbreitet. Südlich stoßen sie an das Gebiet der Algonkiner und Tschippiwäier, dessen Gränze im Allgemeinen von der Wasserscheide gebildet wird, welche die Flüsse der James-Bai und der südwestlichen Theile der Hudsons-Bai von den Zuflüssen des Lorenz-Stroms, des Ottawa-Flusses, des Obern-Sees und des Winnipek-Flusses trennt. In der Nähe der Hudsons-Bai werden die Knistinos gemeiniglich Südliche Indianer genannt, im Gegensatz zu den nördlichen, worunter die Tschippijaner zu verstehen sind.

2. Die Algonkiner, Algonquins oder Algoumequins. Schwer ist es zu bestimmen, ob dieser Name ursprünglich einem besondern Stamm beigelegt, oder als eine generische Benennung gebraucht wurde; geheiligt aber ist er durch die Berichte der ältesten Reisenden und Heilandsboten, die der französischen Nation angehörten. Bei der ersten Ansiedlung in Canada wurden alle am St. Lorenz-Strom unterhalb und etwas oberhalb Quebeck lebenden Indianer mit dem französischen Worte Montägnards (Bergbewohner) oder auch blos Montagnes (Berge) genannt, nach einer Bergkette, die sich nordwestlich vom Kap Tourmente bei Quebeck erstreckt und die Flüsse, welche oberhalb jener Landspitze in den Lorenz-Strom, den Ottawa und Obern-See fließen, von denen scheidet, welche in den Saguenay und die Hudsons-Bai fallen. Der Haupt-Handelsplatz dieser Montagnards war Tadoussac an der Mündung des Saguenay und ihr Name ging, wegen der Identität der Sprache, bald auf alle St. Lorenz-Indianer, aufwärts bis Montreal, über. Die am Ottawa-Fluß nannte man im Besondern Algonkiner und behielt den Unterschied zwischen den beiden Dialekten des Algonkinischen und Montagnardischen einige Zeit bei, bis der Name Algonkin allein herrschend blieb. Nach Charlevoix waren die Nipissings oder Nipissirinianer, am See Nipissing, am Tragplatz zwischen dem Ottawa-Fluß und den Gewässern des Huronen-Sees, die echten Algonkiner. Andere Namen für algonkinische Stämme sind Epicénérii, besonders aber der Name der Tschippiwäier, Chippeways, Schippeways, Chippewas, der nach Schoolcraft gleichbedeütend ist mit Odschibwäier, Djibways, deren Sprache, mit Ausnahme ganz geringer Abweichungen, das Algonkinische unter einem andern Namen ist, den sich dieser Stamm selbst beilegt. Die tschippiwäische Sprache ist heüt zu Tage Das, was die algonkinische vor zwei Jahrhunderten war, das allgemeine Verständigungsmittel der indischen Nationen in Canada und den nördlichen Vereinigten Staaten; sie ist unter den Wilden Nordamerika's Das, was die französische Sprache an den Fürstenhöfen Europa's ist. Die Tschippiwäier wohnen rund um den Obern-See (Lake Superior) und erstrecken sich nordwestlich bis an den Winnipek-See und westlich bis an den Rothen Fluß, der sich in den zuletztgenannten See ergießt; hier finden sie sich an den Hauptflüssen des Mississippi- und St. Peters-Flusses. Auf der Nordseite haben sie die Knistinos, auf der West- und Südwestseite die Sioux,

und gegen Süden und Südosten die Menemonies und Ottawas zu Nachbarn. Die Linie, welche sie auf der Nordseite des Obern-Sees gegen Osten hin von den Überresten der alten Algonkinischen Stämme trennt, läßt sich nicht genau bestimmen. Als diese am Ottawa-Fluß lebenden Stämme in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zerstreüt wurden, suchte ein Theil derselben Schutz unter den Franzosen und scheint denjenigen ihrer Nation, die noch jetzt in mehreren Dörfern von Unter-Canada leben, einverleibt worden zu sein. Die Nipissings und andere Stämme flohen nach Mitschillimackinac, den St. Maria-Fällen und den nördlichen Gestaden des Obern-Sees. Die zuerst genannten kehrten später nach ihren alten Wohnsitzen zurück, was aber aus den andern Stämmen geworden ist, weiß man nicht.

3. Die Ottawas oder Outawes, Ottowas, Outaouais der Franzosen, wohnen hauptsächlich in Canada, am Ufer des Flusses, der ihren Namen trägt, und im Staate Michigan auf der Halbinsel, wohin sie sich seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts begeben haben, und weiter südwärts im Staate Ohio. Damals unterschied man auch noch in diesen Gegenden Saks, Utagamies, Miamis und Illinois und andere Stämme, welche algonkinische Dialekte sprachen, die aber von dem reinen Algonki, welches die Sprache der Ottawas ist, sehr verschieden waren.

4. Die Potowotamies sprechen das Algonkinische, waren aber schwerer zu verstehen, als die Ottawas. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts verpflanzten sie sich von den Nocquet-Inseln, am Eingang der Grünen Bucht, nach dem Südende des Mitschigan-Sees auf die Ländereien, welche die Miamis inne hatten, denen sie sagen ließen, daß sie überdrüssig seien, länger Fische zu essen, und sie von jetzt an auch Fleisch haben wollten. Nur wenige finden sich noch daselbst am St. Josephs-Fluß; die meisten dagegen bei Chicago im Staate Indiana.

Die Algonkiner, Tschippiwäier, Ottawas und Potowotamies sprechen zwar verschiedene Dialekte, allein diese sind so innig unter sich verwandt, daß man sie unbedenklich für Mundarten einer und derselben Sprache, und nicht für Dialekte verschiedener Sprachen halten muß. Dieselbe Bemerkung gilt, obschon in geringerer Ausdehnung, von dem Idiom der Knistinos, zwischen dem und dem der Algonkiner und Tschippiwäier eine nahe Verwandtschaft besteht. Die hier aufgezählten nördlichen Algonkin-Stämme bilden, in Bezug auf Sprache, so zu sagen nur Eine Unterabtheilung, den zahlreichsten und wahrscheinlich den Urstamm aller anderen verwandten Zweige derselben Familie.

5. Die Mississagen, Mississagués, unterscheiden sich, allem Vermuthen nach, in dieser Beziehung nicht wesentlich von den übrigen Nord-Algonkinern, doch scheinen sie, wahrscheinlich wegen ihrer geographischen Lage, eine verschiedene Politik verfolgt und ihre Sache von der ihrer Stammverwandten getrennt zu haben. Sie waren südlich vom Ottawa-Fluß an den Gestaden der Ontario- und Erie-Seen angesiedelt, und noch gegenwärtig leben sie theils in Canada, theils sollen andere neüerlich in die östlichen der Vereinigten Staaten eingewandert sein.

II. Nordöstliche Algonkiner oder Lenapes.

Diese Abtheilung umfaßt die Algonkiner von Labrador, die Mikmaks, die Etscheminer und die Abenakis.

6. Die Skoffies und Schischatapusch (Sheshatapoosh) oder Mountainers sprechen Dialekte der Algonkinischen oder Montagnard-Sprache, die sich durch diese beiden Stämme bis in die Mündungsgegend des Lorenz-Stroms erstreckt; doch unterscheiden sich die Dialekte dieser beiden Stämme in vielen Stücken sehr wesentlich von dem wahren Algonkinischen. Woher der Name Mountainers (Bergbewohner) rühre, ist nicht bekannt, gewiß aber ist es, daß die Sprache des also genannten Stamms nicht die der Tadoussac-Montagnards ist.

7. Mikmaks, Micmacs, bewohnen die Halbinsel Nova Scotia, Kap Breton, verschiedene andere Inseln im St. Lorenz-Golf und die Ufer aller Flüsse, die westlich entspringen, und auf der Südseite von Gaspe sich in den Meerbusen ergießen. Nach Du Ponceau kennt man von ihrer Sprache drei Dialekte; der erste ist die Mundart der Mikmaks von Nova Scotia, der zweite der der Mikmaks von Neüfundland (wo jedoch keine mehr vorhanden sind), der dritte endlich der der Mikmaks von Miramischi, die ehemals an der Bucht dieses Namens in dem englischen Gouvernement Neü-Brunswick wohnten. Derjenige Indianer-Stamm auf der acadischen Halbinsel, oder Nova Scotia, wie sie heütiges Tages heißt, welcher in der Nähe von Annapolis an der Fundy-Bai wohnte, und mit dem die Franzosen zuerst bekannt wurden, nannten sie Souriquois, Surikesen, ein Name, der von ihnen später eben so unbestimmt gebraucht wurde, als der generische Name der Micmacs, welcher ebenfalls von ihnen eingeführt worden ist. Sodann nahmen die Franzosen die Benennungen an, welche die Surikesen den benachbarten Stämmen gaben; so:

8. Die Etscheminer, Etchémins, d. h: Kanoe-Menschen, worunter die Indianer am St. Johns-Fluß, den Champlain Uygudy nennt, und an der Passamaquoddy-Bucht verstanden werden, von wo sich der Name westlich längs der Seeküste wenigstens bis Mount Desert-Insel ausdehnte. Die zwei Etscheminischen Stämme, nämlich die Passamaquoddies in den Vereinigten Staaten auf der Linie, welche Maine von Neübraunschweig trennt, namentlich an der Passamaquoddy-Bucht, und die St. Johns-Indianer in der zuletzt genannten Provinz am Flusse St. John sprechen eine und dieselbe Sprache.

9. Die Abenakis, Abénaquis. Die Indianer auf der Westseite des Kennebec-Flusses, deren Wohnsitze bei Chouacoet begannen und sich westlich bis zum Kap Cod erstreckten, wurden von den Surikesen Almuschikesen, Almouchiquois, von den Indianern Neü-Englands aber Tarratihos genannt. Sie waren ausnahmsweise damals schon seßhafte Ackerbauer und sind jetzt unter dem Namen der Abenakis bekannt, welche in mehrere Stämme zerfielen, von denen die Penobscots, die Norridgewocks und die Ameriscoggiuer die vornehmsten waren. Von diesen drei Stämmen giebt es noch Penobscots an den Ufern des Flusses dieses Namens im Staate Maine, nördlich vom

Kennebeck, und Norridgewock oder Norridgewalk ist noch ein, auf den Karten angegebener Wohnplatz im Innern von Maine an den Ufern des Kinibéki, woraus Kennebeck entstanden, ungefähr zehn oder zwölf d. Meilen von seiner Mündung.

Die Dialekte der drei zuletzt genannten Nationen, der Mikmaks, der Etscheminer und der Abenakis, haben unter sich große Verwandtschaft, weichen aber, obgleich sie unleügbar zu einer und derselben Stammsprache gehören, wesentlich vom Algonkinischen ab. Diese Völker wurden frühzeitig von den Jesuiten bekehrt, hielten fest an Frankreich und lebten bis zur Eroberung von Canada in fast unaufhörlicher Feindschaft mit den britischen Kolonisten. Im Jahre 1754 zogen alle Abenakis, mit Ausnahme der Penobscots, nach Canada, weshalb dieser Stamm von den übrigen als Verräther an der gemeinsamen Sache angesehen wurde. Sie sowol als die Passamaquoddies und St. John-Indianer blieben während des Unabhangigkeits-Krieges neütral.

Die Gränzlinie zwischen den Abenakis und den Neü-Englands-Indianern, welche auch die Sprachscheide ist, lag irgendwo zwischen dem Kennebeck und dem Piscatagua-Flusse. Später wurde sie aber an den Saco-Fluß verlegt, was durch französische Schriftsteller bestätigt wird, die von einem Stamme der Sokokies, als Gränznachbarn von Neü-England, und den Abenakis sprechen, und die ursprünglich mit den Irokesen im Bunde waren, später aber von den Jesuiten bekehrt worden und nach Canada ausgewandert zu sein scheinen.

III. Östliche oder Atlantische Algonkin-Lenapes.

Zu dieser Abtheilung gehören die Indianer-Nationen Neü-Englands, mithin alle diejenigen, welche zwischen der Abenaki-Gränze und dem Hudson-Flusse wohnten; sodann die Long Island-Indianer; die Delawares oder Lenno-Lenapes von Pennsylvanien und Neü-Jersey; die Nanticockes des östlichen Gestades von Maryland; die Susquehannocks; die Pauhataner von Virginien, und die Pamlicos von Nord-Carolina.

10. Die Neü-England-Indianer. In dem Landstrich, welcher die gegenwärtigen Staaten Massachusetts und Neü-Hampshire bildet, lebte eine große Menge indischer Stämme, deren vollständiges Namens-Verzeichniß hier ohne Nutzen sein würde. Man vermuthet, daß sie alle zur algonkinischen Familie gehörten, denn die Stämme irokesischer Rasse hatten ihre Niederlassungen weiterhin gegen den Lorenzstrom und die großen Seen. Die beträchtlichste dieser indischen Nationen war die

1) der Péquots oder Piquods, gegen welche die ersten Ansiedler von Massachusetts lange und blutige Kriege zu führen hatten. Es gelang den Kolonisten endlich, sie auszurotten, so daß von ihnen nichts, als das Gedächtniß an die Begebenheiten der damaligen Zeit übrig geblieben ist. Es giebt noch eine indische Nation innerhalb der Gränzen dieses Staats, die man gewöhnlich

2) Massachusetts-Indianer, aber auch Naticks nennt, nach einem Dorfe dieses Namens, woselbst Elliot lebte, der das Christenthum unter ihnen verbreitet hat. Sie halten sich in Marshpie und Martha's Vineyard auf.

3) Die Narraganſetts heißen nach der Bucht dieſes Namens im Staate Rhode-Island, in deren Nähe ſie ihre Wohnſitze hatten, und noch haben. Ihr wirklicher Name wird uns nicht genannt.

4) Die Mahikaner hatten, wie es ſcheint, ihren Hauptſitz im heütigen Staate Connecticut und bis zum Hudſon im Staate Neü-York. Von den holländiſchen Anſiedlern wurden ſie Mahikanders, und von den franzöſiſchen Mohingans genannt. Die Engländer haben ihnen mehrere Namen, wie Mohikans, Mohegans, Moheagans, gegeben. Heckewelder ſagt, daß ihr wahrer Name Mahicanni ſei, den Edwards, nach engliſcher Orthographie, Muhhekaneew ſchreibt, was Mahikani-u ausgeſprochen werden muß. Die Sylbe u, eu, iu (bei den Abenakis io) am Ende iſt nichts Anderes, als die verbale Endung des Adjektivs und bedeütet: „Er iſt Mahikan“. Im Pluralis hängt man og oder ak an, gewöhnliche Endung dieſer Zahl für belebte Weſen in den algonkiniſchen Dialekten. Die Mahikaner waren Nachbarn der Péquods, von welcher Nation ſie einen Stamm gebildet haben ſollen, was aber nicht beglaubigt iſt. Gewiß aber iſt es, daß, als die Engländer die Pequods beſiegt und ausgerottet hatten, die Mahikaner deren Gebiet als ihr Eigenthum in Anſpruch nahmen. Da aber nichts von der Sprache der Pequods auf uns gekommen, ſo wird dieſe Frage immer unentſchieden bleiben. Gegenwärtig giebt es Mahikaner noch in Connecticut und im Staate Neü-York zu Brotherton und Neü-Stockbridge, nach welchem Ort ſie auch genannt zu werden pflegen. Gookin, welcher im Jahre 1674 ſchrieb, zählt außer den genannten Nationen von Neü-England noch auf:

5) Die Pahkunnahkuts (Pawkunnawkuts) oder Wampanoags, hauptſächlich innerhalb des Gebiets der Plymouth-Kolonie; und

6) die Pahtuckits (Pawtuckets), nördlich und nordöſtlich von den Maſſachuſetts. Zu dieſer Nation zählt er auch die Pinakuks (Penacooks) von Neü-Hampſhire und alle öſtlicheren Stämme bis zu den Abenakis hin.

7) Die Nipmucks, nördlich von den Mahikanern und weſtlich von den Maſſachuſetts, ſaßen in den innern Gegenden des Staates dieſes Namens weſtlich bis zum Connecticut-Fluſſe und anerkannten bis zu einer gewiſſen Ausdehnung die Obergewalt der Maſſachuſetts, der Narraganſetts oder der Mahikaner.

11. Die Indianer auf Long Island ſollen aus nicht weniger als dreizehn Stämmen beſtanden haben, über welche die Montahks, Montauks, welche den öſtlichen Theil der Inſel bewohnten, eine gewiſſe Autorität ausübten, obſchon ſie ſelbſt den Pequods tributpflichtig waren. Es giebt auf Long Island noch Montahks, die aber ihre Sprache vergeſſen zu haben ſcheinen. Am ſüdlichen Geſtade der Inſel ſaßen die Unquaſchog, überdem die Shinicocks. Dieſe drei Stämme ſollen ſich nicht verſtanden haben, was jedoch noch kein Hinderniß für die Vermuthung iſt, daß die drei Sprachen einer und derſelben Familie angehörten.

12. Die Delawaren nennen ſich ſelbſt Lenno-Lenapes, welches „Ur“ oder „unvermiſchte Menſchen“ heißt, urſprünglich aber wol „Mannhafte Men-

schen" bedeütet, wenn das Wort Lenape von Lenno „Mensch", und von nape „männlich" abgeleitet wird. Auf beiden Seiten des Delaware-Flusses, von Trenton bis zu seiner Mündung, saßen diese Lenno-Lenapes, die der älteste Zweig der ganzen Lenape- oder Algonkin-Nation zu sein behaupteten, sich selbst die Älterväter ihrer Stammverwandten nannten, und in drei Stämme eingetheilt waren: die Unami, die Unalatschtgos und die Minsi oder Monsi. Der erste Stamm hatte die Schildkröte, der zweite den Truthahn, und der dritte den Wolf zum Sinnbilde, und darum wurden die Lenno-Lenapes von den Franzosen allgemein Wölfe genannt. Von den Unalatschtgos ist uns weiter nichts, als der Name geblieben, und wir besitzen nur einige Wörter aus der Sprache der Minsi, die aber beweisen, daß sie von der Sprache der Unamis, welche den Hauptstamm bildeten, nur wenig verschieden war. Als die Schweden das Land zu beiden Seiten des Delaware in Besitz nahmen, und selbst als William Penn im Jahre 1682 die Gründung der nach ihm genannten Kolonie begann, scheinen die Ufer dieses Flusses von einem Stamme der Lenapes bewohnt gewesen zu sein, der sich von den angeführten unterschied und Renapes nannte, weil sie den Buchstaben r statt des Buchstabens l aussprachen. In Neü-Jersey gab es mehrere Dialekte der Lenape-Sprache, die mehr oder minder mit dem Mahikanischen vermischt waren. Am Delaware bei Trenton wohnten die Sonkhikaner, Sankhicans, ein Name, der auch einem irokesischen Stamme beigelegt wurde, und daher mit jenem Stamme nicht verwechselt werden darf. Dieses Wort, Sankhican, bedeütet im Lenape die Pfanne eines Gewehrs, und wurde wahrscheinlich den indischen Stämmen beigelegt, die sich zuerst der Feüerwaffen bedienten. Die Rasse der Lenno-Lenapes lebt nicht mehr in dem Lande, wo man sie ursprünglich fand. Was von ihr übrig geblieben, ist zerstreüt und mit anderen Nationen von jenseits des Mississippi vermengt. Man findet ihrer im Staate Ohio, um Sandusky; in Indiana, am White River; in Missouri, Arkansas und Louisiana, sodann auch einige in Ober-Canada, und sogar in Texas, unter den Camantschen; aber diese Rasse geht mit starken Schritten ihrem Erlöschen entgegen. Vom Minsi-Stamme leben noch welche in Cataragus, Neü-York, und an der Green Bai im Staate Michigan.

13. Die Nantikokes*) lebten an den Ufern des Susquehannah, wo sie bis zum Unabhangigkeits-Kriege blieben, bei dessen Ausbruch sie westlich zogen und dem britischen Interesse sich anschlossen. Sie scheinen nicht mehr als Nation zu existiren, sondern unter anderen Stämmen, namentlich mit Lenno-Lenapes und mit Irokesen in den Vereinstaaten und in Canada vermengt zu sein. Von den Lenno-Lenapes werden sie Tawatschguano genannt. Zu ihnen gehören vielleicht die Tuteloes, deren schwache Überbleibsel jetzt unter den Lenno-Lenapes wohnen, während ihre Sprache vielleicht erloschen ist.

14. Die Susquehannocks, welche gleichfalls am Susquehannah, nörd-

*) Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Gallatin in seiner tabellarischen Übersicht der nordamerikanischen Indianer die Sprache der Nantikokes als eine selbstständige, von der algonkinischen abgesonderte Familie aufführt, und ihr alle folgende Lenape-Nationen unterordnet.

lich von den vorigen, saßen, wurden schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts gemeinschaftlich von Maryland und den fünf Nationen fast ganz ausgerottet, und nur ein kleiner Theil entkam, der später noch ein Mal unter dem Namen der Minquas, und der Conestogo-Indianer vorkommt. Sie bildeten mit den Nantikokes sehr wahrscheinlich Eine Nation, zu der vielleicht auch die Canais, Canois, Kanhawas, Canwesen gehörten, von denen noch kleine Reste unter den Delawaren oder Lenno-Lenapes leben.

15. Die Pauhataner, Powhatans, die auch Satschdagughs genannt wurden, bildeten eine Conföderation mehrerer Stämme. Sie sind, wie die vorigen, fast ganz untergegangen; nur ganz schwache Reste sind von ihnen in Virginien übrig, die am Pamumkey-Flusse leben, daher sie Pamumkies heißen, deren Sprache jedoch wahrscheinlich erloschen ist.

16. Die Pamticos, Pamticoughs (meistens Pamlicos geschrieben), deren Wohnsitze in Nord-Carolina waren, von der Virginien-Gränze bis in die Nachbarschaft des Neuse-Flusses und des Kap Hatteras, wurden zu Ende des 17ten Jahrhunderts von einer großen Sterblichkeit heimgesucht und sind seit der Zeit lange schon von der Erde verschwunden.

IV. Westliche Lenapes.

Diese vierte Abtheilung der Algonkiner oder Lenapes enthält die Menomonies, die Miami und Illinois-Stämme, die Sakis, Foxes und Kickapus, und endlich die Schawanos.

17. Die Menomonies oder Malominies, deren Name wahrscheinlich von Monomonick „wilder Reis" herkommt, und die von den Franzosen Folles Avoines „Leerer Hafer" genannt werden, wohnen ziemlich zahlreich im Staate Michigan, am nördlichen Theil der Green Bay, die ihre Gränze gegen Osten ist, und in Illinois. Gegen Norden gränzen sie an diejenigen Tschippiwäier, welche die südlichen Gestade des Obern Sees bewohnen, und gegen Süden an die Winnebagoes. Auf der Westseite stoßen sie an die Sakis und vielleicht auch an die Sioux-Dahcota. Ihre Sprache gleicht, obwol sie dem Algonkinischen Sprachstamm angehört, weniger der der Tschippiweier, ihrer unmittelbaren Nachbarn, als fast jeder andere Dialekt desselben Stammes.

18. Die Sakis oder Saks, Saukies, Sauks, was „weißer Thon" bedeütet, und die Foxes (Füchse) oder Utagamies, von den Eüropäern und Algonkinern wechselsweise so genannt, deren wirklicher Name aber Musquakkiuk, d. h: „rother Thon", ist, sind in der That nur eine einzige Nation, zu der auch die Kickapus und die Mascontenks gehören, welche letztere aber ganz untergegangen sind. Durch Verträge, welche 1804, 1809 und 1819 abgeschlossen wurden, hat diese Sak-Utagamie-Kickapu-Nation, welche eine von der tschippiwäischen ziemlich abweichende Sprache redet, ihr östlich des Mississippi gelegenes Gebiet an die Regierung der Vereinigten Staaten abgetreten, und lebt seit der Zeit auf der Westseite des genannten Stroms, im Staate Missouri, theilweise aber auch noch in Illinois. Sie treibt Ackerbau.

19. Die Miamis und Illinois machen zufolge der großen Verwandt-

schaft ihrer Sprachen nur Ein Volk aus, zu dem auch die Piankischahs, Piankeschaws, gehören. Die Miamis haben den größten Theil ihres Landes, das an den Ufern des Missisippi und seiner Zuströme, im östlichen Theil des hohen Louisana, besonders zwischen dem Ohio und Wabash liegt, an die Vereinigten Staaten abgetreten. Sie sind, mit Einschluß der in Illinois, Missouri und Louisiana zerstreüten Piankischahs, noch ziemlich zahlreich, während die Illinois fast ganz untergegangen sind; nur von den Stämmen der Kaskakias und Piorias hat sich ein kleiner Überrest erhalten, der in Illinois und Missouri zerstreüt ist. Miamis giebt es auch in Indiana am Mamie-Flusse und um Wabash und in Missouri.

20. Die Schawanos, Shawnoes, Savanoes, Chaouanons, sollen, nach Du Ponceau, aus Georgien und Florida abstammen, was durch ihren Namen, der „Bewohner des Südens" bedeütet, bestätigt zu werden scheint. Andrer Seits haben sie sich aber auch bis Canada ausgedehnt gehabt. In ihrer Urheimath findet man keine mehr; auch hat ihre Sprache keine Verwandtschaft mit den Florida-Sprachen, gehört vielmehr unleügbar zur großen Familie der Algonkinischen oder Lenape-Sprache, von der sie einer der südlichsten Dialekte ist. Jetzt sind die Schawanos sehr zerstreüt; der größte Theil hat sich auf die Westseite des Missisippi zurückgezogen, doch giebt es ihrer auch noch in Ohio bei Piqua, in Missouri und Louisiana. Mit der Südgränze ihres alten Gebiets am untern Ohio und dem Teneſſee beginnen die Florida-Sprachen, die von den algonkinischen verschieden sind, obwol man in einigen derselben, namentlich in der Sprache der Tschoktahs, Wörter von Lenape-Ursprung findet, woraus erhellet, daß diese große Familie ehedem sehr weit in dem südlichen Theile von Nordamerika verbreitet gewesen ist.

Irokesen.

Die in der Geschichte der ersten eüropäischen Ansiedlungen in Nordamerika als grausame Eroberer, die nur eroberten, um zu zerstören und ihren Blutdurst zu stillen, bekannt gewordene Völker-Familie der Irokesen oder Iroquois, wie Franzosen und Engländer schreiben, hatte bei der Ankunft der Eüropäer ihre Wohnsitze in zwei, durch Algonkinische oder Lenape-Völker getrennten Abtheilungen, in einer nördlichen und einer südlichen Gruppe.

Die nördliche Abtheilung war von den Lenapes rings umgeben und bildete so eine Insel in dem großen, weiten Gebiet der Algonkiner. Gegen Norden war die Wasserscheide zwischen dem Ottawa und den Gewässern, welche in

den Huronen- und Ontario-See und in den St. Lorenz-Strom fallen, ihre Gränze; gegen Westen der Huronen-See, und, südlich vom Erie-See, eine Linie, die sich vom Scioto bis zum Ohio erstreckte; gegen Osten der Champlain-See und weiter südlich der Hudson-Fluß abwärts bis zu den Katskill-Bergen. Die südliche Gränze läßt sich nicht genau bestimmen, weil die Irokesen-Conföderation der fünf Nationen damals schon ihren Unterjochungs- und Vertilgungskrieg gegen alle auf der Westseite des Delaware lebende Lenape-Stämme wie gegen ihre eigenen Stammverwandten führte. Doch folgte sie muthmaßlich einer Linie, die vom Hudson quer über das Alleghany-Gebirge nach dem Ohio lief, auf dessen Südufer die Irokesen wol niemals eine Ansiedlung gehabt haben.

Die südliche Irokesen-Gruppe erstreckte sich in den heütigen Staaten Virginia und Nord-Carolina oberhalb der Wasserfälle der großen Flüsse nordwärts mindestens bis zum James-Fluß und südlich wenigstens bis zum Flusse Neuse. Auf der Ostseite hatte sie die Lenape-Stämme am Chesapeake und am Meere zu Gränznachbarn, auf der Südseite die Tschirahs und Catahbas, und auf der Nord- und Westseite erloschene Stämme, von denen einige zur Lenape-Familie gehörten, andere unbekannten Ursprungs gewesen sind.

I. Nördliche Irokesen.

Diese bestanden aus neün verschiedenen Nationen, von denen noch sechs in kleinen Überresten bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Sie spalteten sich in eine westliche Gruppe, welche die Weiandots und Attiuandaronen auf der Nordseite des Erie-Sees, und die Erigas und Andasten auf der Südseite desselben umfaßte; und in eine östliche Gruppe, die den Bund der fünf Nationen enthielt, dessen ursprüngliches Gebiet westwärts nicht über die westliche Gränze des heütigen Staates Pennsylvanien hinaus gegangen ist.

1. Die Weiandots, Wyandots, ein Name, der ursprünglich Jendots klang, heißen bei den fünf Nationen Quatoghie und einer ihrer Stämme Dionondadies oder Tuinontatek. Von den Franzosen erhielten sie den Spottnamen Huronen, welcher etwa „Wildschweinskopf" bedeütet. Im ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts bestanden die Weiandots aus fünf verbündeten Stämmen, die sämmtlich längs oder in der Nähe des Huronen-Sees ungefähr 25 d. Meilen südlich von der Mündung des French (Franzosen)-Flusses in ein und dreißig Dörfern angesiedelt waren. Diese Stämme heißen: Ataronsch-ronons; Attiquenoegnahai; Attignawentan oder Bären-Nation; Ahrendah-ronons, der nordöstlichste Stamm; und Tionontati, oder Nation des Petun, der südwestlichste. Von den Weiandots hat sich ein kleiner Rest erhalten, der um Sandusky in Ohio, und bei Detroit in Michigan, theilweise auch in Canada lebt.

2. Die Attiuandaronen, Attiouandarons, Attioundas, welche südlich von den Weiandots am nördlichen Ufer des Erie-Sees wohnten, wurden wegen der strengen Neütralität, die sie in den Kriegen zwischen den Huronen und den fünf Nationen behaupteten, allgemein die Neütrale Nation genannt; doch konnte diese Politik sie nicht vor der Vernichtung retten, die bald auf die

Unterjochung ihrer Stammverwandten folgte. Es ist nichts mehr von ihnen übrig, eben so wenig von

3. Den Eries, Erigas, oder der Kat (Katzen)-Nation, welche an den südlichen Gestaden des nach ihnen genannten Sees seßhaft waren, und von

4. Den Andasten oder Andastogues, Guandastogues, einer vormals mächtigen Nation, welche am Alleghany-Fluß und von da an westlich längs des Ohio wohnte. Beide Völker wurden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts von ihren Stammgenossen, den fünf Nationen, vertilgt.

5. Der Bund der fünf Irokesen-Nationen wurde von den Lenapes Maquas oder Menque (Mingos) genannt und in Virginien Massawomeks, und in andern Gegenden nach den mehr oder minder verderbten Namen der verschiedenen Stämme, die zu den fünf Nationen gehörten, welche südlich vom St. Lorenz-Strom und dem Ontario-See saßen, und sich vom Hudson bis zu den oberen Zweigen des Alleghany-Flusses und dem Erie-See erstreckten. Die fünf Stämme waren, von Ost nach West gezählt, folgende, wobei wir zugleich angeben, wo sich die Überreste derselben bis auf unsere Tage erhalten haben:

1) Die Mohahks, Mohawks, im westlichen Theile des Staates Neü-York, vorzüglich aber in Canada;

2) Die Oneïdas, an eben denselben Punkten, so wie in Michigan an der Green Bai;

3) Die Onondagos, ebendaselbst;

4) Die Cajugas, ebendaselbst, vorzüglich in Canada; und

5) Die Senecas, deren Überreste am zahlreichsten von allen fünf Nationen sind, und deren Aufenthaltsort außer an den genannten Punkten auch im Staate Ohio, um den Sandusky ist.

Die Zeit der Errichtung dieses Bundes ist nicht bekannt, doch scheint er nicht lange vor Ankunft der Europäer geschlossen, und die Oneïdas und Cajugas zum Beitritt gezwungen worden zu sein. Der Überrest

6) Der Tuskaroras von Nord-Carolina wurde, nach deren gänzlicher Auflösung im Anfange des 18ten Jahrhunderts, als sechstes Glied in den Bund aufgenommen; und beim Friedensvertrag von Easton zeigte man den Engländern an, daß die Conföderation nun aus acht Nationen bestehe, den drei älteren der Mohahks, Onondagos und Senecas, und den fünf jüngern, nämlich der Oneïdas, der Cajugas und Tuscaroras (deren Überbleibsel, mit den Senecas an denselben Punkten wohnen), der Nantikokes und Canois, die nur Eine Nation seien, und der Tuteloes. Allein die algonkinischen Stämme der Nantikokes und Canois zogen nicht lange darauf nach Westen und

Die Tuteloes erscheinen später nicht als eine besondere Nation, die überdem von Einigen mit den Nantikokes verwechselt werden, während Andere versichern, daß sie von dem Meherrie-Flusse gekommen seien, in welchem Falle sie Irokesen sind. Die von ihnen übrig gebliebenen Reste haben sich später unter die Lenno-Lenapes vermischt und ihre Sprache ist wahrscheinlich gegenwärtig erloschen. (Siehe oben S. 262.)

Die fünf Nationen hatten bereits vor Ankunft der Europäer ein entschiedenes Übergewicht über die anderen Indianer, was sie einer Seits ihrer glücklichen geographischen Lage, anderer Seits aber auch ihrer weisen Politik verdankten, vermöge deren sie sich selbst zu den Zeiten ihrer größten Erfolge auf ihre ursprünglichen Wohnsitze beschränkten. Gegen jeden drohenden oder plötzlichen Angriff hatten sie Bollwerke, südlich die breiten Bergketten der Alleghanies, nördlich den Ontario-See. Noch wichtiger aber, besonders in einem Kriege der Wilden, war ihre Tapferkeit, mit der sie aber Grausamkeit verbanden, und darin alle anderen Nationen übertrafen. Auch waren sie im Ackerbau, in der Anfertigung ihrer Waffen und in den wenigen Künsten der Indianer weiter vorgeschritten, als die Völker der algonkinischen oder Lenape-Familie. Bei allen Gelegenheiten zeigten sie einen höheren Grad ausgebildeter Intelligenz, und wol nirgends mehr, als in der Errichtung und langen Dauer ihres Bundes, und in den Angriffen, die sie nach und nach gegen die unverbundenen und unvereinigten kleinen Stämme richteten, von denen sie rings umgeben waren.

II. Südliche Irokesen.

Unter diesen waren die schon erwähnten Tuskaroras, deren Überreste sich dem Bunde der fünf Nationen angeschlossen haben, die mächtigste Nation. Sie wohnten zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in Nord-Carolina an den Flüssen Neuse und Taw oder Tar, in fünfzehn Städten. Alle Irokesen-Stämme in dieser südlichen Gruppe ihres Gebiets scheinen in früheren Zeiten unter dem Namen der Monacaner bekannt gewesen zu sein. Als besondere Stämme werden, außer den Tuskaroras, noch genannt: Die Tschowans, die schon erwähnten Tuteloes, welche auch Meherries genannt werden, und die Nottoweier, Nottoways, von denen sich noch ein kleiner Rest in der virginischen Grafschaft Southampton erhalten hat.

Nach Du Ponceau besteht das jetzt noch lebende Iroquois aus sechs Dialekten: dem Mohahk, dem Onondago, dem Seneca, dem Oneïda, dem Cajuga, und dem Tuscarora Dialekt.

Florida-Völker.

Die vielen unter einander oft scheinbar unabhangigen Sprachen der Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika lassen sich nach neüeren, in den Sammlungen der historischen Gesellschaft zu Neü-York niedergelegten Untersuchungen auf drei wesentlich verschiedene Hauptsprachen zurückführen, das Lenape, das Iroquois und diejenige Sprache, welche die floridanische genannt

wird. Unter dieser Benennung kann aber nicht eine einzige Sprache gemeint sein, sondern eine Sprach-Familie, in deren Schooß sich die, durch gegenseitige Verwandtschaft in naher Berührung stehenden Sprachen aller der Indianer-Nationen versammeln, welche südlich von den Algonkinern und Irokesen und östlich vom unteren Mississippi die südlichen Gegenden der heütigen Vereinstaaten ehemals bevölkert haben, und auch unlängst noch in verhältnißmäßig nicht geringer Zahl daselbst angetroffen wurden. Nach Gallatin gehören in diese Familie sechs verschiedene Sprachen oder Völker, die hier durch römische Zahlzeichen von einander abgesondert werden.

I. Die Catahbas, Catawbas kommen gegenwärtig in einem ganz kleinen Haüflein noch auf der Gränze zwischen den beiden Karolina-Staaten vor zu beiden Seiten des nach ihnen genannten Flusses, der auch Santie heißt. In den frühesten Nachrichten, die man von ihnen hat, und worin sie unter den verschiedensten Stamm-Namen aufgeführt werden, werden sie als ein raüberisches und grausames Volk geschildert, das der ersten Ansiedlung der Weißen in Süd-Carolina zwischen den Flüssen Ashley und Savannah mit Feüer und Waffen entgegentrat. Es war eine zahlreiche Nation, damals u. a. auch unter den Namen Isahs (Esaws) und Flachköpfe (Flatheads) bekannt. Die unaufhörlichen Kriege mit den fünf Irokesen-Nationen, auch mit den Weißen, sodann das Wüthen der Pocken unter ihnen, und der übermäßige Genuß geistiger Getränke hat sie auf eine höchst geringe Zahl zusammengeschmolzen. Die Catahba-Sprache, die auch von den Waccons in einem verschiedenen Dialekt gesprochen wird, hat einige Verwandtschaft mit dem Muskhogie und selbst mit dem Tschoctah, unterscheidet sich aber durchaus von der Sprache —

II. Der Tschirokies, Cherokees, Scherokis, oder richtiger Zalakies, Tschilakies, oder, wie Du Ponceau sagt, Isulokies, die unter allen Indianern des ebenen Landes von Nordamerika das merkwürdige Beispiel darbieten, daß sie ein christlich-civilisirtes Volk geworden sind. Diese Erscheinung ist so auffallend und widerspricht so entschieden allen bisherigen Erfahrungen über die Kultur-Unfähigkeit der Indianer, daß wir nicht umhin können, länger dabei zu verweilen, als der Raum es zu gestatten scheint.

Seit den frühesten Zeiten, wo die eüropäischen Ansiedler mit den Eingebornen dieses Landes zusammentrafen, haben jene niemals aufgehört, diese auf die eine oder andere Weise vom Barbarismus zu befreien und die Bequemlichkeit und die Wohlfahrt eines civilisirten Lebens bei ihnen einzuführen. Allein diese liebreichen Absichten wurden in ihrer Ausführung und theilweise in ihren Folgen dergestalt beschränkt, daß man den betrübenden Satz annehmen zu müssen glaubte, die Indianer Nordamerika's wären für die Annahme der Civilisation und ihre Ausübung unfähig. Doch ist dieses Problem seitdem mehr oder minder zufriedenstellend gelöst worden, und man weiß jetzt, daß diese Unempfänglichkeit verursacht worden ist, theils von den angebornen Gewohnheiten der Jagd, welche in ihren Urwäldern so erfolgreich ist, und der unaufhörlichen Kriege, die sie aus Habsucht unter einander führen, theils aber auch von der Mangelhaftigkeit der Systeme, denen man bei der Aufklärung und Bekehrung

der Indianer gefolgt ist. Das Meiste, was die Missionen jener früheren Zeiten geleistet haben, bestand in der Bekehrung von verhältnißmäßig wenigen Indianern, in einer gewissen Beaufsichtigung des wilden Lebens der Übrigen, in dem Anfachen eines Geistes der Liebe unter einander; abgesehen von dem Bestreben der Missionäre, sich selbst, als Arbeiter in einer so heiligen Sache, eine beneidenswerthe Unsterblichkeit zu sichern.

Es ist jetzt leicht, wenigstens einige von den Ursachen zu erkennen, welche den Mangel an größeren Erfolgen herbeigeführt haben. Wir wollen nur eine anführen, die indessen, verbunden mit dem Mangel an Mitteln und an Lehrern, eine Hauptursache ist, von der alle übrigen im hohen Grade abhangig sind. Anstatt die Indianer in der Kenntniß der englischen Landessprache zu unterrichten, und vermöge dieses mächtigen Mittels ihre Annäherung an die Weißen zu fördern, so wie ihren Geschmack an den Wohlthaten des civilisirten Lebens auszubilden, verfolgten die Missionäre den Plan, die indischen Sprachen zuerst zu lernen, und in diesen ihre Lehren zu predigen. War gleich das Erstere nothwendig, so verhielt es sich doch nicht also mit dem Zweiten, wie sie denn auch sehr einseitig waren, daß sie sich hauptsächlich auf Lehren der Moral und Tugend beschränkten.

Es ist wahr, — ohne Ausübung dieser kann kein Volk, weder ein civilisirtes, noch ein wildes, die Vortrefflichkeiten erringen, deren die menschliche Natur fähig ist; allein es ist auch gleichmäßig wahr, daß der wilde Mensch eben so in den Künsten, den Bequemlichkeiten des kultivirten Lebens unterrichtet werden und die hohen Wohlthaten fühlen lernen muß, welche der Besitz und Anbau des Bodens und die gesellschaftlichen Tugenden, im Gegensatz zu dem ungewissen, isolirten und heimathlosen Zustande eines bloßen Jägerlebens, gewähren.

Späteren Zeiten blieb es vorbehalten, diese mehr praktische und sicherer zum Ziele führende Methode zur Civilisirung der Indianer, wenn nicht zu entdecken, doch zu versuchen. Von da an unterhielt das gegenwärtige System, während es die Würde und Reinheit des Unterrichts in der Moral und Religion behauptet, eine fortwährende Wirkung der Mittel, welche so viele Indianer dahin führen, sich haüsliche und mechanische Künste und die Beschäftigungen des Ackerbaus anzueignen.

Wesentlich unterstützt wurde man hierbei durch die Abnahme der Jagd, so daß die neüeren Bemühungen für die Civilisirung der Indianer innerhalb weniger Jahre vom glücklichsten Erfolge gekrönt worden sind, und mehrere Stämme ihre bisherigen Gewohnheiten und Beschäftigungen bis aufs Unkenntliche verändert haben. In dieser Beziehung zeichnen sich ganz besonders —

Die Tschirokies aus, die alle anderen Stämme übertreffen, und bei dem raschen Fortgange, den ihre Kultur genommen hat, als ein civilisirtes Volk betrachtet werden können. Im Anfange des Jahrhunderts waren sie für die Bequemlichkeit, welche Wege gewähren, so unempfindlich, daß sie gegen den Missionär, der sich ihr Vertrauen erworben hatte, argwöhnisch wurden, als er ihnen anrieth, einen Fahrweg zwischen zwei ihrer Dörfer anzulegen. Für den

Unterricht der Tschirokies in den Wissenschaften und haüslichen Künsten hat ein Missionär von der Brüdergemeinde Etwas geleistet; doch wurde die erste, auf die gegenwärtige Civilisirungs-Mehode gestützte Schule im Jahre 1817 daselbst angelegt. Die Erfolge dieses Systems sind so bedeütend gewesen, daß Einer von der Nation acht Jahre später im Stande war, das Tschirokie zur Schriftsprache zu erheben, und ein eigenes Alphabet für dieselbe zu erfinden. Es ist dies um so bemerkenswerther, als dieser Mann, welcher Sequoyah heißt, gemeiniglich aber Guess genannt wird, ein Wilder war und ohne alle Kenntniß der englischen Sprache und der Grundsätze der erhabenen Religion, deren Sache, zum Besten seiner Landsleüte, er sich seit dem Jahre 1825 gewidmet hat. Damals hatte er das Englische erlernt und er schilderte in dieser Sprache, die er gelaüfig schrieb, den Zustand seiner Landsleüte als höchst zufriedenstellend.

Das Gebiet der Tschirokie-Nation, heißt es in seinem Bericht, liegt unter ungefähr 35° der Breite und ist gegen Norden und Westen vom Staate Tenesee, gegen Süden von Alabama und gegen Osten von Georgia und Nord-Carolina begränzt. Das Land ist gut bewässert und Quellen reinen Wassers sind überall in Überfluß vorhanden. Eine Kette hoher und majestätischer Berge streicht durch das Gebiet, aber es giebt auch eine Menge ebenen Landes, auf dessen Wiesen Vieh aller Art in unzähligen Heerden seine Weideplätze hat. Sodann erzählt Guess, daß Ackerbau und Viehzucht die Hauptbeschäftigung seiner Landsleüte seien, und außer den Cerealien auch Baumwolle, Tabak, Indigo gebaut würden. Es würde ein beträchtlicher Handel mit den angränzenden Staaten getrieben, sowol zu Lande auf guten Landstraßen, als zu Wasser auf dem Tenessee nach dem Mississippi bis nach Neü-Orleans. Die Baumwollen- und Wollen-Manufaktur stehe in hoher Blüthe und Industrie und Handels-Unternehmungen breiteten sich immer mehr aus.

Auch bei den Tschirokies bestätigt sich die oben (S. 246.) gemachte Bemerkung, daß ein seßhaftes, ackerbauendes Leben die Menschenmenge der Völker vermehrt: im Jahre 1819 schätzte man die Bevölkerung des oben nachgewiesenen Distrikts auf 10,000 Seelen, sechs Jahre später war sie um viertehalb tausend gewachsen. Die christliche Religion nach dem protestantischen Glaubensbekenntniß und seinen, in den Vereinigten Staaten so vielfach verzweigten Secten, ist die Religion der Tschirokie-Nation. Überall sind Schulen im Gange, in denen die Kinder Englisch lernen, während die von reiferm Alter in der Tschirokie-Sprache unterrichtet werden. Die Regierungsform stützt sich auf die republikanischen Institutionen. Newtown (Neüstadt), in der Mitte des Landes am Zusammenfluß des Canasage und Gusuwati angenehm gelegen, ist der Sitz der Regierung. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines National-Comitees und Raths, in der Landessprache Tsalagi Tinilawige genannt, der alle Jahr drei Mal zusammentritt und eine Menge Volks nach Newtown zieht. Hier giebt es eine Buchdruckpresse, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum.

So war der Zustand der Tschirokies ums Jahr 1825; später aber wurde

geklagt, daß alle Gewalt in die Hände weniger gebildeter Haüpter gekommen und die Massen schlechter daran seien, denn zuvor. Dann trat auch die Regierung des Staates Georgia gegen die Tschirokies auf und nahm das Souverainetäts-Recht über dieselben in Anspruch, woraus Streitigkeiten und Verhandlungen zwischen beiden Theilen und der obersten Gewalt der Vereinigten Staaten entsprungen sind, die mit der Übersiedlung der Tschirokies jenseits des Mississippi geendigt haben, welche jedoch im Lichte der Gegenwart noch nicht vollständig bewirkt zu sein scheint.

III. Die Muskhogies bilden die dritte der Floridanischen Nationen und erfüllten in ziemlich bedeütender Zahl mit ihren Stämmen, welche sich durch Dialekt-Verschiedenheit unterscheiden, den ganzen südlichen Theil der Vereinigten Staaten bis zur Spitze der Halbinsel Florida. Diese Stämme sind:

1. Die eigentlichen Muskhogies, die bisher in Georgia, Alabama und Florida zerstreüt, und

2. Die Hitschitties, welche an den Flüssen Tschatahutschie und Flint beim Fort Mitchell wohnhaft waren.

3. Die Seminolen oder Itsy-semole, d. h: Wilde Menschen, auf der Halbinsel Florida. Eine Abtheilung derselben heißt Appalatschicolas. Diese wohnen westlich von St. Mark's in der Nähe der Mündung des Flusses Appalatschicola, der einerlei ist mit dem Tschatahutschie.

Von diesen drei Stämmen ist es gewiß, daß sie die Muskhogie-Nation ausmachen, minder sicher ist dies von:

4. Den Alibamonern, die neüerlichst nächst der Westgränze von Georgia zwischen den Flüssen Tapalusa und Kusa wohnten; sodann von

5. Den Quesadas oder Kusadas, am Bigswamp-Creek, nördlich von der Bundesstraße und 7 d. Meilen von der Westgränze Georgia's; und von

6. Den Tuskigies, die im Staate Alabama, am Flusse gleiches Namens saßen; denn bei der geringen Kenntniß der Sprachen dieser drei Stämme weiß man nicht, ob sie selbstständig sind oder Dialekte der Tschahta- oder der Muskhogie-Sprache bilden, wiewol Gallatin sich der zuletzt erwähnten Meinung zuneigt, ohne jedoch sich darüber auszusprechen, ob seine Vermuthung zu Gunsten des Muskhogie oder des Tschoctah ausschlage.

IV. Die Utschies; Uchees, ein kleines Völkchen, das bisher in Georgia, an der Mündung des Uchee-Creek bis zum Flint-River sich ausdehnte, während ihre Urheimath östlich vom Cusa, und wahrscheinlich auch dem Tschatahitschie lag, halten sich für die ältesten Bewohner des Landes und sind muthmaßlich einerlei mit der Nation, welche in den ältesten Berichten Apalatscher genannt wird. In diesen Berichten ist auch von den Jamassies, Yamassees die Rede, welche untergegangen sind. Die Sprache der Utschies ist ganz verschieden von der der Muskhogies, voll Kehllaute und so rauh und so schwer mit unserm Alphabet auszudrücken, wie keine der bekannten indianischen Sprachen. Auch die Sprache —

V. Der Natsches, Nachez, unterscheidet sich durchaus vom Muskhogie. Sie bilden einen kleinen, bisher am Ostarm des Cusa-Flusses seßhaften

Überrest einer einst großen Nation, welche an den Ufern des Mississippi hauste.

Die drei zuletzt genannten Völker, nämlich die Muskhogies, die Utschies und die Natsches, bilden den sogenannten Kriek-Bund, daher sie auch unter dem Namen der Krieks, Creeks, zusammengefaßt werden, der in älteren Zeiten wahrscheinlich denjenigen Stämmen beigelegt wurde, welche das Land am Savannah-Flusse bewohnten. Auch wurden sie mit dem Namen der Appalatscher, Appalachicos, belegt, der aber nur rein geographisch gewesen und vornehmlich denjenigen Stämmen gegeben worden zu sein scheint, die am Appalatschicola oder Tschatahutschie-Flusse lebten. Die Seminolen haben sich später von dem Kriek-Bunde getrennt, werden aber dennoch von den Muskhogies, dem mächtigsten Gliede, als ein Bestandtheil desselben angesehen, obwol die Regierung der Vereinigten Staaten mit den Seminolen als einer unabhangigen Nation unterhandelt hat.

VI. Die Tschahtas, Tschoctahs, Chahtas, Chactaws, Chactas, Schactas, sind ein noch zahlreicheres Volk, als die Muskhogies. Seine Wohnsitze waren zeither auf der Ostseite des Mississippi, vornehmlich in dem Staate dieses Namens, sodann auch in Alabama und Louisiana. Diese Nation zerfällt in

1. Eigentliche Tschahtas, welche den südlichen Theil des Landes inne hatten, und in

2. die Tschicasahs, Chicasas, Chicasaws, welche nördlich von den Tschahtas auch im Staate Tennessee verbreitet waren, und die sich durch Dialekt-Verschiedenheit einer und derselben Sprache unterscheiden, welche auch die Mobilesche (nach den Indianern von Mobile) genannt, und von den ersten französischen Ansiedlern in Louisiana in ihrem Verkehr mit anderen Stämmen benutzt worden ist. Gallatin bemerkt, daß die Verwandtschaft zwischen dem Tschahta und dem Muskhogie von der Art sei, um es zweifelhaft zu machen, ob diese beiden Sprachen nicht als zu einer Familie gehörend zu betrachten wären.

Wie die Tschirokies, so lassen sich auch die Völker des Krieks-Bundes und die Tschahtas jetzt als Ackerbauer betrachten, in Folge dessen sich Gesetze, Gerichte, Geschworne, Schulen, und selbst staatsrechtliche, den amerikanischen nachgebildete Formen allmälig einfinden. Die Mäßigkeitsvereine, bemerkt Fr. v. Raumer, zählen bereits viele Mitglieder, und seitdem man die Feinheiten der Dogmatik nicht mehr vereinzelt aufdringt, sondern mit andern Bildungsmitteln in Verbindung bringt, zeigen sich regelmäßige Fortschritte nach verschiedenen Richtungen. Pedantische Geistliche klagen indessen noch hin und wieder, daß das Bollwerk der Religion ganz zu Grunde gehe, weil Indianer Sontags — Ball spielten!

Wie die Tschirokies, so sind auch alle übrigen Florida-Nationen, mit Ausnahme der Catahbas, Seitens der Regierung der Vereinigten Staaten auf die Westseite des Mississippi verpflanzt, oder diese Übersiedlung mindestens eingeleitet worden. Das Land, welches sie daselbst angewiesen erhalten haben, liegt auf der Südseite des Osage-Gebiets und erstreckt sich von 96° 40′ bis 102°

westlich von Paris, und in der Breite vom 37° bis zum Red River, dessen Lauf daselbst zwischen 33° und 34° der Breite von West nach Ost geht. Das neüe Gebiet hat einen Umfang von 10 Millionen Acres, außer demjenigen, welches man den Tschicasas verliehen hat. Die Regierung trägt die Kosten der Übersiedlung und bewilligt ihnen ansehnliche Jahrgelder. In den zehn Jahren, welche mit 1838 schließen, hat sie für das den Indianern abgekaufte Land nicht weniger als 72½ Millionen Dollars in manchfacher Weise gezahlt oder geleistet, eine Summe, sagt Fr. v. Raumer, die vollkommen den Werth des Grundvermögens erreichte, ja ihn überstieg, oft aber wol nur den indianischen Haüptern und ihren weißen Gehülfen zu Gute gekommen ist!

Caddos,

und andere Völker-Reste auf der Westseite des untern Mississippi,

innerhalb der Vereinigten Staaten.

Die kleinen Nationen, Volksstämme und Völker-Reste, welche in dem angegebenen Raume gefunden werden, bestehen theils aus solchen, welche als Urbewohner dieses Landstrichs betrachtet werden können, theils aus solchen, die seit Menschengedenken von der Ostseite des Mississippi eingewandert sind.

Zur ersten Klasse oder der Urbevölkerung gehören:

1. Die Caddos, Caddoes oder Kaddokies, welche früher 75 d. Meilen am Rothen Fluß (Red River) aufwärts auf einer Prairie wohnten, in der Nähe einer Erhöhung, auf die der große Geist, nachdem die ganze Welt von einer Fluth überschwemmt war, eine Caddo-Familie versetzte, von der alle übrigen Indianer entsprungen sind. So geht die Sage bei den Caddos, welche jetzt an einem Zuflusse des Red River, ungefähr 30 d. Meilen oberhalb Natchitoches, angesiedelt sind. Obwol durch die Pocken-Seüche und ihre Kriege mit den Osagen sehr vermindert, stehen sie doch bei allen Nachbar-Völkern in großer Achtung. Unter diesen sprechen die Nandakos, die Inies oder Tatschies, von denen die jetzige Republik Texas ihren Namen führt, und die Nabedatsches, Dialekte der Caddo-Sprache.

2. Die Nattschitotsches, Natchitoches, 12 d. Meilen vom Orte dieses Namens am Red River, und die Iatassies, Yatassees, um Bayou Pierre, sprechen eine Sprache, welche von der Caddo- und allen übrigen Sprachen verschieden ist. Mit diesem Volke, von dem nur ein kleines Haüfchen übrig ist, sollen sich in früheren Zeiten die Bajagulas, die Oque Lussas (Schwarz Was-

ser), die Avoyelles und die Washittas, in Folge kriegerischer Anfälle der Tschicasas, verschmolzen haben.

3. Die Adaise, Adaize, Adayes, die zwischen den Nattschitotsches und den Jatassies leben;

4. Die Appelusas oder Opelusas im Distrikt und am Fluß dieses Namens;

5. Die Attacapas, d. h. in der Tschahta-Sprache: Menschenfresser, weil sie früher Cannibalen gewesen sein sollen, am Meeresrande lebend und mit den Carankuas verbunden, die jedoch wahrscheinlich außerhalb Louisiana's wohnen.

6. Die Tschactus, Chactoos, am Bayouf Boeu; so wie

7. Die Tschitimatschas, Chitimachas, Chetimachas, früher in der Nähe des Sees Barataria, und noch jetzt in Unter-Louisiana lebend, reden verschiedene, von einander abgesonderte Sprachen.

Zur zweiten Klasse oder den eingewanderten Stämmen gehören die Appalatschen, die Alibamas und Contschattas oder Conchutas, die aus dem Lande der Criek-Konföderation kamen; die Taensahs oder Tensaws, welche, obwol sie ursprünglich auf der Westseite des Mississippi saßen, nach Mobile gewandert waren, von wo sie nach dem Red River zurückkehrten; die Humas oder Umas, d. h: Rothmenschen; die Tunicas, deren Überrest zu Avoyalle am Red River wohnt; die Boluxas von Bilapi, jetzt unterhalb Natchitoches; die Pascagulas, d. h: Brod-Volk, ehemals am Flusse dieses Namens, jetzt am Red River; und die Pavanas, die aus dem westlichen Florida gekommen sein sollen.

Viele dieser Namen gehören der Tschahta-Sprache an, was aber noch nicht beweis't, daß die genannten kleinen Volksstämme Tschahtas sind, oder Dialekte dieser Sprache reden, obwol die Namen, unter denen sie uns bekannt geworden, von ihnen selbst gebraucht werden. Fälle dieser Art sind nicht selten: so werden zwei Sioux-Stämme, deren Sprachen vom Lenape ganz verschieden sind, bis auf den heütigen Tag mit den algonkinischen Namen Winnebagos und Assiniboinen belegt. Auch wird es von vier der oben genannten Stämme, nämlich den Tunicas, den Boluxas, Pascagulas und Pacanas, ausdrücklich gesagt, daß sie Sprachen reden, welche von der Mobilischen oder Tschahta-Sprache verschieden seien.

Sioux.

Die Völker, welche dem Sprachstamme der Sius oder Sioux angehören, der nach neüeren Untersuchungen mit der Sprache der Irokesen-Familie verwandt ist, erstrecken sich in dem Stromgebiete des Mississippi, auf der West-

seite dieses Stroms und des Rothen Flusses vom Winnipek-See tief landeinwärts bis zu den Savannen und Prairien, welche am östlichen Fuße des Felsengebirgs gelagert sind, indem sie nordwärts den Saskatschewan und südwärts den Arkansas zur Gränze haben. Diese Nationen können, sowol in Beziehung auf ihre verschiedenen Dialekte, als der geographischen Lage ihrer Wohnplätze nach in vier Gruppen zerlegt werden, und zwar in die Winnebagos; die eigentlichen Sioux und die Assiniboinen; die Minetari-Gruppe; und die Osagen und andere verwandte Stämme des Südens.

I.- Die Winnebagos, ein Name, der ihnen, wie schon erwähnt, von den Algonkinern beigelegt wird, heißen bei den Franzosen Puans, (Stinkende) und auch Otschagras, bei den Omahahs dagegen und bei anderen südlichen Sioux-Stämmen Horodsche, Horoje, was Fischesser bedeütet; sie selbst nennen sich aber Hotschungorah, oder die „Trout" Nation (Nation der ehrlichen Kerle?). Sie wohnen abgesondert von der großen Masse des Sioux-Stammes diesseits des Mississippi an der Westseite des Michigan-Sees, wo sie am Fuchs-Flusse (Fox River) und gegen die Quellen des zum Mississippi fließenden Felsen-Flusses (Rock River) ihren Hauptsitz haben. Nordwärts erstreckt sich ihr Gebiet bis an den Wisconsin, wo sie an die Menomonies stoßen, während auf der Westseite die Sakis, und auf die Südseite die Potowotamies ihre Gränzbarn sind, alles Lenape-Völkerschaften, innerhalb deren Gebiets sie eine Sioux-Exclave bilden.

II.-1. Die eigentlichen Sioux, Naudowessies, Nandoesis, Namen, die ihnen von den Algonkinern und Franzosen gegeben werden, nennen sich selbst Dahcotas, und zuweilen Otschente Schakoans, d. h: „die sieben Feüer". Sie theilen sich in sieben Horden oder Stämme, die innig mit einander verbunden, aber offenbar unter sich unabhangig sind. Von den vier östlichen Stämmen der Dahcotas (und nicht Narcotas, wie einige Schriftsteller irrig schreiben) ist die Horde

1) Der Mendewahkantoan, oder Seeleüte (Gens du Lac im Französischen) die einzige, welche Ackerbau treibt und auf der östlichen Seite des Mississippi wohnt, und zwar in einem Landstrich, der sich von der Hundswiese (Prairie du Chien), im 43° der Breite, bis zum Athem-See (Spirit Lake) unterm 46° ausdehnt. Die drei andern östlichen Horden, nämlich:

2) Die Wahkpatoan,

3) Die Wahkpakotoan, oder Volk der Blätter, (People of the Leaves), und

4) Die Sisitoan, bewohnen das Land zwischen dem Mississippi und St. Peters-Fluß, die Ufer der südlichen Zuflüsse dieses Flusses, so wie auch das Quellland des Rothen Flusses (Red River) vom Winnipek-See.

Die drei westlichen Dahcota-Horden, und zwar

5) Die Jankton s,

6) Die Janktoanans, und

7) Die Tetons, wandern zwischen dem Mississippi und dem Missouri,

indem sie sich südlich bis zum 43° der Breite, und, etwas westlich vom Missouri, zwischen dem 43° und 47° der Breite erstrecken.

Diese westlichen Dahcotas haben seit undenklichen Zeiten einen Vertilgungs-Krieg gegen alle anderen Stämme am Missouri und seinen Zuströmen, von den Mandanen an bis zu den Osagen hinab, geführt; während die vier östlichen Horden eben so lange eingewurzelte Feinde der Tschippeweier gewesen sind. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat innerhalb der letzten vierzig Jahre niemals aufgehört, friedliche Gesinnungen unter diesen Völkern zu verbreiten, und in der letzten Zeit, wie man glaubt, mit größerer Hoffnung auf Erfolg.

2. Die Assiniboinen, d. h: Stein (Stone)-Indianer im Algonkinischen, sind ein Dahcotastamm, der sich von dem Überrest der Nation getrennt hat, weshalb sie auch von den anderen Sioux Hoha oder Rebellen genannt werden. Sie sollen ursprünglich zu den Janktons gehört haben und wohnen im Gebiet des Flusses, der ihren Namen führt, welcher der westliche Arm des Rothen Flusses des Winnipek-Sees ist.

3. Die Schayennen, Shyennes, Cheyennes, Chiennes wohnten vor nicht langer Zeit ebenfalls am linken Ufer des Rothen Flusses, von wo sie aber von den Sioux vertrieben wurden, worauf sie sich an den Quellen des Shyenne, eines südwestlichen Zuflusses des Missouri, niederließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie nicht die Dahcota-, sondern ein andere, zur Sioux-Familie gehörige Sprache reden; wie denn auch der Dialekt der Assiniboinen mehr oder minder große Abweichungen vom Dahcota darzubieten scheint.

III. Die Minetaries bestehen aus drei Stämmen, welche drei zur gemeinschaftlichen Familie gehörige Sprachen reden, obwol ihre Verwandtschaft mit dem Dahcota nur sehr entfernt ist. Diese drei Stämme sind:

1. Die ansessigen Minetaries, mit Einschluß der Annahawas;
2. Die Mandaner, und
3. Die Raben-, Krähen (Crow)-, oder Upsaroka-Nation, die wahrscheinlich einerlei ist mit den in früheren Berichten vorkommenden Kiehitsas (Keeheetsas).

Die beiden ersten Völker sind Ackerbauer und wohnen in Dörfern an oder in der Nähe des Missouri zwischen dem 47° und 48° der Breite. Sie leben in beständiger Besorgniß vor den Assiniboinen, den Tetons, den Rapid-Indianern und anderen Wanderstämmen, und sind deshalb oft genöthigt gewesen, ihre Wohnsitze zu verändern. Dennoch haben sie nicht selten Streit mit den Ricaras, die, wie sie, auch Ackerbauer sind, angefangen, und oft unternehmen sie Streifzüge gegen die Schoschonen in den östlichen Thälern des Felsengebirgs. Denn die Minetaries und Mandaner betrachten sich als die Urbewohner dieser Gebirgsgegenden. Bei den zuletzt genannten herrscht die Sage, daß sie vermittelst einer großen Weinrebe aus der Erde hervorgekommen, daß diese Rebe unter ihrem Gewicht gebrochen sei und einige ihrer Nation zurückgelassen habe, mit denen sie nach dem Tode vereinigt zu werden hoffen. Es giebt unter den Mandanern ausnahmsweise Leüte von lichterer Hautfarbe als gewöhnlich, und selbst mit blauen Augen, ein Umstand, der muthmaßlich zu den viel bespro-

chenen weißen Indianern und zu dem Mährchen von einem Indianer-Stamm Anlaß gegeben hat, den man von Eingewanderten aus Wales abstammen und deren Sprache reden läßt; eine Fabel, sagt Gallatin, welche durch die Kenntniß, die wir jetzt von den verschiedenen Indianer-Nationen und ihren Sprachen erlangt haben, vollständig beseitigt ist.*) Der dritte Minetari-Stamm, die

---

***) Die Abenteüer des Madoc und die Wälische Kolonie in Amerika.**

A. von Humboldt sagt über diesen Gegenstand:*) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, mithin kurze Zeit nachdem der Geograph Ortelius, nicht sowol in den Fahrten nach Vinland, als in den Reisen der Brüder Zeni, eine frühere Entdeckung von Amerika wahrgenommen zu haben glaubte, erhielten durch einen Wälischen Geschichtschreiber, den Dr. Powel, und durch den nützlichen Sammler Richard Hakluyt**) die Abenteüer des Madoc, zweiten Sohnes des Owen Guineth oder Guynedd, Fürsten von North-Wales, einige Berühmtheit. Aus Verdruß über die lange Dauer eines Bürgerkrieges, welchen Streitigkeiten über Legitimität und Thronfolge hervorgerufen hatten, gingen Madoc und seine Anhänger „um Abenteüer zu suchen auf das Meer, schifften gen Westen und ließen die Küsten von Irland in einer solchen Entfernung gegen Norden liegen, daß sie an einer unbekannten und unbewohnten Küste landeten, wo sie seltsame Dingen sahen." Nach der Rückkehr in ihr Vaterland überredeten sie Kolonisten, „den armen und felsigen Boden von Wales mit dem fruchtbaren und ergiebigen des von ihnen entdeckten Landes zu vertauschen." Madoc reiste von Neüem mit zehn Segeln ab und ward nie wiedergesehen, obgleich er versprochen hatte, zurückzukehren. Es steht fest, daß dieses in ziemlich unbestimmten Ausdrücken berichtete Ereigniß im Jahre 1477, fünfzehn Jahre vor der Fahrt des Columbus, in dem Gedichte des Wälischen Sängers Meredithο verherrlicht wurde. Hakluyt betrachtet die Reise des Madoc als „die erste Entdeckung von Westindien, welche vor den Spaniern durch die Briten gemacht worden war." Nach seiner Ansicht verdanken die Kreütze, von denen Lopez de Gomara (Lib. II. Cap. 16.) versichert, daß sie zu Acazumil***) angebetet wurden, ihren Ursprung dem Einflusse jener alten Wälischen Niederlassungen aus dem Jahre 1170. Schon zu den Zeiten des Sir Walter Raleigh verbreitete sich ein dunkles Gerücht in England, daß man sich überrascht gefunden habe, an den Küsten von Virginien den Wälischen Gruß hao, hui, jach zu vernehmen, so wie französische Missionäre in Canada außer sich waren vor Freüde, als sie die Canadischen Wilden das Halleluja anstimmen hörten. Owen, ein englischer Kaplan, hatte sich im Jahre 1669 aus den Händen der Tuscaroras-Indianer gerettet, welche ihn skalpiren wollten und dabei einige wälische Worte sprachen. Benjamin Beatty entdeckte eine Völkerschaft, bei der sich (nach 500 Jahren!) das Andenken an die Ankunft des Madoc ap Owen Guineth in Amerika erhalten hatte. Alle diese Fabeln haben sich periodisch erneüert und noch in unseren Tagen hat man ernsthafte Untersuchungen über „die Pergamente, celtischen Bücher und Stiftungs-Urkunden" angestellt†), welche der Kapitän Isaak Stewart in der Nähe des Red River von Natchitoches aufgefunden hatte. A. von Humboldt hat schon darauf aufmerksam gemacht††), wie alle diese Spuren von wälischen Kolonien von dem Augenblicke an verschwunden sind, seitdem minder leichtgläubige Reisende, die gleichsam eine gegenseitige Kontrolle über einander ausübten, wie Clark und Lewis, Pike, Drake und die Herausgeber der neüen Archaeologia Americana, das Innere des Landes bereist oder Forschungen über

---

*) Kritische Untersuchungen Bd. I. S. 388.

**) Voyages and Navigations, T. III., pag. 1. Vergl. den Art. in der Biographie universelle, T. XXVI. pag. 95 von Eyriès.

***) Dies ist die von Grijalva im Jahre 1518 entdeckte Insel Cozumel. S. die Anmerk. G. in Humboldt's Krit. Untersuch. B. I. S. 544.

†) Dictionnaire des Sciences naturelles, T. XXI pag. 392. — Revue encyclopédique, Nr. IV. pag. 162.

††) Relation historique, T. III. pag. 159.

Krähen=, oder von den Franzosen die Raben=Indianer (Indiens Corbeaux) genannt, ist ein Wandervolk südlich vom Missouri, zwischen dem kleinen Missouri und den südöstlichen Zweigen des Gelbenstein=Flusses (Yellowstone River).

IV. Die südlichen Sioux bestehen aus acht Stämmen, welche vier, oder höchstens fünf verwandte Dialekte sprechen. Ihr Gebiet erstreckte sich ursprünglich längs des Mississippi von unterhalb der Mündung des Arkansas

---

die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den einheimischen Sprachen mit Handhabung einer strengeren Kritik angestellt haben.

Man kann auf keine Weise in Abrede stellen, daß die Basken und die Völker Celtischen Ursprungs in Irland, welche sich mit dem Fischfange an weit entfernten Küsten beschäftigten, im Norden des Atlantischen Meeres beständige Nebenbuhler der Skandinavier gewesen und daß Letzteren, im achten Jahrhundert, selbst auf der Gruppe der Färöer und in Island, irländische Seefahrer zuvorgekommen sind. Trotz dieser Belege für ihre seemännische Thätigkeit scheint es aber doch nichts desto weniger auffallend, daß jener Prinz Madoc, „indem er Irland gegen Norden liegen ließ", mithin jene Zwischen=Stationen vermied, welche die skandinavischen Entdeckungen begünstigt haben, seine abenteüerlichen Fahrten bis zu den Küsten der Vereinigten Staaten habe ausdehnen und nach dem Lande Wales zurückkehren können, um neüe Kolonisten auszuheben. Es wäre zu wünschen, daß man in unseren Tagen, wo die Kritik zwar streng ist, jedoch keinen verschmähenden Charakter annimmt, an Ort und Stelle selbst neüe Forschungen anstellen und in den Überlieferungen und alten wälischen Chronisten Demjenigen nachspüren möchte, was sich auf das Verschwinden des Madoc ap Owen Guineth bezieht.

Ein im American mitgetheiltes Schreiben aus Fort Mitchell, Alabama, vom 22. Juni 1830*) enthält über die angeblich im Inneren Nord=Amerika's noch lebenden Nachkommen der Wälischen Kolonisten Folgendes: „Es lebt hier in der Nachbarschaft ein 70 Jahr alter, im Lande umherziehender indianischer Hausirer, Namens David Rowland, der sich vor länger als 30 Jahren in Pensacola aufgehalten und damals von einem ihn besuchenden Kreolen, Namens La Grade, der ebenfalls den Hausir=Handel trieb, Folgendes erfahren hat:

La Grade hatte nämlich, kurz vor seiner Reise nach Pensacola, im, damals noch spanischen, Fort Natchez am Mississippi sechs vom oberen Missouri angekommene Indianer gesehen, deren Farbe viel lichter als gewöhnlich war und die sich hinsichtlich ihrer Sprache von allen benachbarten Indianer=Stämmen unterschieden. Man hatte sie vor den damaligen Gouverneur des Forts, einen Spanier Namens Folsch (?) geführt, dem sie ein Fragment einer alten Handschrift und eine alte eiserne Waffe vorzeigten, die aber vom Rost fast gänzlich zerstört war. Nachdem der Gouverneur sich vergeblich bemüht hatte, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, ließ er durch öffentliche Bekanntmachung Demjenigen eine Belohnung zusichern, der im Stande wäre, ihm die Sprache der Indianer zu verdolmetschen. Endlich bot sich dazu die Frau eines Soldaten der Besatzung an, die von wälischer Abkunft war und geglaubt hatte, in den Gesprächen, welche die Indianer unter sich führten, bekannte Laute zu hören. So wie diese Frau mit ihnen auf Wälisch zu sprechen anfing, brachen die Indianer in Freüdenthränen aus und erzählten ihr nun, wie sie zu einem Stamme gehörten, der sich weit hinauf an dem großen Strome aufhalte; sie hätten in Erfahrung gebracht, daß an dem Mississippi weißes Volk wohne und wären bemüht, dasselbe aufzufinden, weil sie Menschen anzutreffen hofften, die ihre Sprache redeten; ihrer Aussage nach währte ihre Entdeckungsreise bereits fünf Monate. Das war Alles, was sie zu sagen wußten; sie blieben noch einige Tage im Fort und setzten dann, vom Gouverneur reichlich beschenkt, ihren Weg weiter fort, mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wieder zu kommen. Da man indessen später nie wieder etwas von ihnen hörte, so glaubte man, daß sie entweder unterweges umgekommen oder von anderen Indianer=Stämmen zurückgehalten worden seien.

---

* Allg. Preuß. Staatszeitung. 1830. No. 259.

bis zum 41° der Breite. Sie waren und sind noch auf der Nordseite von den Dahcotas, auf der Westseite von den Pahnies, gegen Süden vom Washitta und Rothen Flusse, und auf der Südwestseite von Wanderstämmen begränzt. Ihr Jagdrevier erstreckt sich westlich bis zum Felsengebirge; aber sie treiben alle Ackerbau und ihr westlichstes Dorf am Missouri liegt ungefähr unter dem 102° westlicher Länge von Paris.

Die drei südlichsten Stämme sind:

1. Die Quappas und Arkansas, an der Mündung des Flusses dieses Namens. Die Quappas haben den kleinen Überrest der Arkansas in sich aufgenommen und sind vermuthlich dieselben, welche in den frühesten Berichten Pacahas genannt werden.

2. Die Osashen, Osagen, Osages, eigentlich Wausasche, Ouaschschen, haben ihre Dörfer an den Quellflüssen des Osage und des Verdegris, eines nördlichen Zuflusses des Arkansas. Sie haben einen Theil ihres Gebietes an die Vereinigten Staaten abgetreten zur Kolonisation der Tschirokis, Crieks und Tschahtas, wovon oben (S. 272) die Rede gewesen ist. Die Osashen waren immer und sind noch ein zahlreicher und mächtiger Volksstamm, der alle Nachbarn mit Krieg überzog, ohne selbst davon

3. Die Kansas auszuschließen, die mit ihnen eine und dieselbe Sprache reden. Seit den letzten vierzig Jahren haben sie jedoch in Frieden gelebt und verheirathen sich seitdem unter einander. Sie saßen immer am Flusse Kansas, ungefähr unter 39° der Breite zwischen 98° und 100° westlicher Länge von Paris. — Die fünf anderen Stämme der südlichen Sioux sind:

4. Die Ioways, Iowas (sprich: Eiowäs) oder Pahoja, d. h: grauer Schnee, die den Sakis und Fuchs-Indianern gleichsam unterthan sind. Ihre Hauptsitze sind nördlich vom Mönchs-Flusse (Rivière des Moines); aber ein Theil derselben hat sich an die Ottos angeschlossen, die mt ihnen einen und denselben Dialekt sprechen sollen.

5. Die Missouris oder Neoshehe, Neojehe, saßen ursprünglich an der Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi, von wo sie durch die Illinois vertrieben wurden. Sie wohnen jetzt mit —

6. den Ottos, Ottoes, oder Wahtutahtah verbunden, mit denen sie auch dieselbe Sprache reden, auf der Südwestseite des Missouri, ober- und unterhalb der Mündung des Platte, und zwar südlich von dem zuletzt genannten Flusse, während

7. Die Omahahs, Omahaws, oder Mahas, welche einen verwandten Dialekt sprechen, die Nordseite inne haben am Flusse Elkhorn. Der Omahah-Dialekt ist auch die Sprache

8. der Puncas, die am Missouri, ungefähr 40 d. Meilen oberhalb der Omahahs, angesessen sind.

Die Osashen betrachten sich als Ursassen des von ihnen bewohnten Landes; bei den zuletzt genannten fünf südlichen Stämmen herrscht aber die Sage, daß sie, gemeinschaftlich mit den Winnebagos, von Norden hergewandert seien, und die Winnebagos am Michigan-See Halt gemacht hätten

während sie ihre südliche Wanderung fortsetzten, über den Missisippi gingen, und die Wohnsitze einnahmen, in denen sie von den Europäern gefunden wurden.

Pahnies.

Sprachlich ganz geschieden von der Sioux- und den übrigen nordamerikanischen Nationen sind die Pahnies, Pawnees, die aus zwei Nationen bestehen:

1. Den eigentlichen Pahnies, welche am Platte-Fluß westlich von den Ottos und den Omahahs wohnen, und

2. Den Ricaras oder Aricaras, deren Dörfer am Missouri, ungefähr 40 d. Meilen unterhalb der Mandaner, in 46½° der Breite, belegen sind. Diese werden zuweilen auch Schwarze Pahnies (Black Pawnees) genannt.

Die eigentlichen Pahnies haben drei Dörfer am Wolf-Flusse (Riv. Loup), einem nördlichen Zuflusse des Platte, ungefähr 15 d. Meilen oberhalb des Zusammenflusses beider Ströme. Sie treiben Ackerbau, aber in geringerm Umfange als die Ottos und Omahahs. Ihre Jagdzüge dehnen sie südlich bis zum Arkansas und westlich bis zu den Quellen des Platte-Flusses aus. Auch die Ricaras beschäftigen sich mit der Kultur des Bodens und sind, wie die Mandaner, beständig den Angriffen der Wanderstämme ausgesetzt. Dies bewog sie, sich mit denselben zu vereinigen, ein Bund, der aber nicht von Dauer gewesen ist. Zweifelhaft ist es, ob die Panis oder Towiatschen, die am Rothen Flusse (Red River) von Louisiana, in der Nähe der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten leben, und daselbst den Arbeiten des Feldbaus obliegen, zur Familie der Pahnies vom Platte-Fluß gehören. Die Sprache der Red River-Panis sprechen auch die Tawakenos, welche 50 d. Meilen westlich von Nacogdoches, südlich vom Rothen Flusse, wohnen, und die unter dem Namen der Towecas und Watschos, Wachos, Dörfer auf der Nordseite des Red River haben.

Wir haben nun, nach Albert Gallatin's Übersicht der nordamerikanischen Indianer-Völker, alle im Westen des Missisippi lebenden Stämme aufgezählt, welche Ackerbau treiben, und gesehen, daß sie, nördlich vom Red River, nur aus den Sakis und Utagamies, welche Algonkiner sind, aus den Pahnies, und von den Sioux-Stämmen nur aus denjenigen, welche zur südlichen Gruppe gehören, so wie aus den Mandanern und ansässigen Minitaries bestehen. Die sechs west-

lichen Stämme der Dahcotas, die Assiniboinen, die Krähen-Indianer und alle übrigen nicht aufgezählten Volksstämme zu beiden Seiten des Felsengebirgs treiben gar keinen Landbau, und die auf der Ostseite des genannten Gebirgs leben hauptsächlich vom Büffelfleisch. Seien sie aber Nomaden, oder Kultiviatoren, so zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen den Gewohnheiten und dem Charakter aller Indianer, welche in den dichten Wäldern vom Atlantischen Ocean bis zum Missisippi hausen, und den Sitten und der Gemüthsart der Bewohner der Prairien. Letztere sind überall weniger grausam, als die Völker im Osten des Missisippi. Gleich allen Wilden tödten auch sie ihre Kriegsgefangenen; aber der abscheüliche Gebrauch, dieselben Tage lang mit den ausgesuchtesten Martern zu quälen, und ihnen lebend die Haut vom Kopfe zu ziehen, oder sie zu skalpiren, hat niemals irgendwo jenseits des Missisippi geherrscht. Diese Bemerkung gilt vorzugsweise von den Ackerbauern unter der Sioux-Familie und von den Pahnies.

Diese Ackerbau treibenden Stämme wohnen in ihren Dörfern höchstens fünf Monate im Jahre, hauptsächlich um Maïs und ein Paar andre Vegetabilien zu pflanzen, zu pflegen und zu ärnten. Zwei Wintermonate verwenden die Männer zur Jagd auf Biber und andere Pelzthiere; und den übrigen Theil des Jahres wandert die ganze Bevölkerung in die Büffel-Gegenden, lebt vom Fleische dieser Thiere und bereitet Vorräthe zur Aufbewahrung zu.

Sie beten Wahconda, den Schöpfer und Erhalter der Welt, an, und legen ihm unendliche Macht und Allgegenwart zu. Auch glauben sie an ein künftiges Leben, aber es läßt sich nicht sagen, daß dieser Glaube, der unbestimmt genug ist, irgend einen Einfluß auf ihre Handlungen ausübe. Wie alle übrigen Indianer setzen sie mehr Vertrauen auf ihre Traüme, auf Vorbedeütungen und Gaukler, in die Macht eingebildeter, selbstgeschaffener Götter und geheiligter Reliquien.

Bei den Indianern auf der Westseite des Missisippi und am Missouri übertrifft das männliche Geschlecht die Europäer in Größe der Statur, dagegen ist das weibliche Geschlecht im Verhältniß kleiner und stärker. Der Gesichtswinkel beträgt bei ihnen im Durchschnitt 78°, bei den Tschirokies 75°; die Augen stehen geradlinig; die Nase ist eine adlerförmige; die Lippen sind dicker, als beim Europäer; die Backenknochen stehen vor, sind aber nicht eckig. Neügeborne Kinder haben eine röthlich braune Farbe, die nach einiger Zeit lichter wird, und dann allmälig denjenigen Teint annimmt, welcher nicht bei allen Indianern vollkommen gleichförmig ist, und den wir, in Ermangelung eines bessern Ausdrucks, kupferfarbig nennen. Sie bezeichnen die Hautfarbe der Europäer mit einem Wort, welches „weiß“ oder auch „blaß“, „bleich“ bedeütet. Die Hautfarbe der Indianer ist nicht die Wirkung aüßern Einflusses, denn der ganze Leib hat dasselbe Ansehen, wenn er auch bekleidet ist, und selbst ein Eskimo, den man rein wäscht, zeigt dieselbe Kupferfarbe. Die Weiber heirathen sehr jung, gebären vom 13ten bis zum 40sten Jahre und haben meistens vier bis sechs Kinder.

Die Indianer, die sich mit Landbau beschäftigen, sind Seitens der Noma-

den-Stämme unaufhörlichen Angriffen ausgesetzt. Die Sioux-Ackerbauer hatten überdem von den Sakis und Utagamies zu leiden, die überhaupt in ihrer Gegend Das waren, was die fünf Nationen in der ihrigen; aber sie hatten auch innere Streitigkeiten, die nicht selten in wirkliche Feindseligkeiten ausarten und durch Eingriffe in die Jagdreviere, durch Entlaufen oder Entführung von Weibern, und durch Pferdediebstahl herbeigeführt werden. Während der Abwesenheit von ihren Dörfern werden aber die Kornfelder und Vorräthe von herumstreifenden Banden, selbst feindlichen Parteien, respectirt, mit dem Vorbehalt jedoch, daß jeder Indianer, wenn er hungrig ist und nichts hat, seinen Hunger zu stillen, ein Recht hat von Vorräthen zu zehren, wo er welche findet.

Die Kriege werden, wie gesagt, bei den Prairie-Indianern minder grausam geführt, als bei den Wald-Völkern. Die Gefangenen, welche auf dem Schlachtfelde mit dem Leben davon kommen, werden nicht gemartert, nicht getödtet. Weiber macht man zu Sklaven, die Männer zu Knechten, um für die Pferde zu sorgen und andere haüsliche Dienste zu verrichten; niemals aber werden sie zum Feldbau angestellt, der Sache der Weiber ist. Gefangene Kinder werden fast immer der Nation einverleibt.

Die größte That, die den Stolz ihrer Krieger ausmacht und dem Vollbringer die höchste Auszeichnung verleiht, ist, einen Feind lebendig zum Gefangenen zu machen, die zweite, ihn lebendig mit einer Lanze oder einer andern Waffe zu treffen; die dritte, auf dieselbe Weise den Leichnam eines Feindes in Gegenwart seiner Landsleüte zu treffen; die vierte, ein Pferd zu stehlen; die letzte von allen aber ist -- einen Feind aus der Ferne mit einer Kugel oder einem Pfeil niederzuschießen, denn dies, sagen sie, kann ein Jeder.

Spuren von Ritterlichkeit wurden aber auch unter den Wald-Indianern des Ostens der Vereinigten Staaten gefunden. Gesetz war es bei ihnen, daß Derjenige, welcher einen Herumstreicher erschlagen hatte, ein Merkmal zurücklassen mußte, um anzuzeigen, zu welchem Stamme der Todtschläger gehörte. Kam der Fall in der Nähe eines Dorfs oder in diesem selbst vor, so war der Krieger verpflichtet, in dem Augenblick, daß er den Scalp nahm, das Kriegsgeschrei erschallen zu lassen, um auf diese Weise die That zu verkünden, und sich auf seine eigene größere Behendigkeit und Geschicklichkeit im Entlaufen vor der unmittelbaren Verfolgung wüthender und unerbittlicher Feinde zu verlassen.

In Bezug auf die Prairie-Indianer des Missouri darf es nicht unerwähnt bleiben, daß die jährliche Opferung eines Gefangenen, ein Gebrauch, der unter den Pahnies herrschte, und der neüerlich durch die muthigen Anstrengungen eines berühmten Haüptlings abgeschafft worden ist, einen Beweis mehr giebt von der verhältnißmäßig menschlichen Art und Weise, womit sie ihre Gefangenen größtentheils behandelten.

Eine Vorstellung von der Kleidung und dem Putz der bisher betrachteten Indianer geben die beigefügten Abbildungen besser, als jegliche Beschreibung. Wir haben hier einen Haüptling der Fuchs-Indianer oder Utagamies (Lenape), und eine Gruppe der zum Minitari-Stamm der Sioux-Familie gehörigen

HÄUPTLING DER FUCHS-INDIANER

unaufhörlichen Angriffen ausgesetzt. Die Sioux-Indianer hat-
von den Sakis und
ten, was die fünf
Streitigkeiten, die nicht selten in blutige Feindseligkeiten ausarten
Einfälle in die Jagdreviere, heimliches Umschleichen oder Überfallen von
und durch Pferdediebstahl
ihren Dörfern
Banden
Vorbehalt jedoch, daß jeder
Hunger zu stillen,
finden.

Prairie-Indianern minder grau-
Gefangenen, welche auf dem
werden nicht gemartert, nicht ge-
Männer zu Knechten, um für die
zu verrichten; niemals aber wer-
Weiber ist. Gefangene Kinder

Krieger ausmacht und dem Vollbringer
einen Feind lebendig zum Gefangenen zu ma-
Lanze oder einer andern Waffe zu tref-
den Leichnam eines Feindes in Gegenwart
vierte, ein Pferd zu stehlen; die letzte von al-
mit einer Kugel oder einem Pfeil nie-
kann ein Jeder.

unter den Wald-Indianern
gefunden. Gesetz war es bei ihnen, daß
Todtschläger
in diesem selbst vor, so war der Krieger ver-
Augenblick, daß er den Scalp nahm, das Kriegsgeschrei erschallen
Weise die That zu verkünden, und sich auf seine ei-
Geschicklichkeit im Entlaufen vor der unmittel-
der und unerbittlicher Feinde zu verlassen.

Prairie-Indianer des Missouri darf es nicht unerwähnt
Opferung eines Gefangenen, ein Gebrauch, der unter
und der neuerlich durch die muthigen Anstrengungen ei-
abgeschafft worden ist, einen Beweis mehr giebt von
Art und Weise, womit sie ihre Gefangenen
größtentheils behandelten.

Eine Vorstellung von der Kleidung und dem Putz der bisher betrachteten Indianer geben die beigefügten Abbildungen besser, als jegliche Beschreibung. Wir haben hier einen Häuptling der Fuchs-Indianer oder Utagamies (Renape), und eine Gruppe der zum Minitari-Stamm der Sioux-Familie gehörigen

HÄUPTLING DER FUCHS-INDIANER.

Krähen-, oder Raben-, oder Upsaroka-Nation. Bei vielen Stämmen, namentlich bei den Völkern des Kriek-Bundes und anderen südlichen Nationen, ist das Tätowiren allgemein üblich, eine überaus schmerzliche Operation, da man mit einer pfriemähnlichen Nadel unter die Oberhaut fährt, und dann einen mit Kohlenstaub und Wasser benetzten Faden durch die Öffnung zieht. Viele dieser wilden Nationen zeichnen sich durch verhältnißmäßig zierliche Kleidung aus: so tragen die Assiniboinen weite, lederne Beinkleider und ein Wamms, über das ein weiter Rock von Büffelfell gezogen wird; dann flechten sie Glasperlen und metallene Knöpfe reihenweise als Schmuck ins Haar, das an jeder Seite der Stirn herabhangt, und woran Korallen-Glöckchen befestigt sind. Doch binden sich die Indianer überhaupt nicht immer an Kleidung; sie sind gegen die Einwirkung von Wind und Wetter so abgehärtet, daß selbst die nördlich wohnenden Stämme bei großer Kälte unbekleidet auf die Jagd gehen.

Saskatschawiner.

Mit diesem willkürlich gewählten, rein geographischen Namen belegen wir zwei Nomaden-Völker der östlichen Abhänge des Felsengebirgs, weil sie ihre Wanderplätze hauptsächlich im Stromgebiet des südlichen Arms des Saskatschawan, der auch Saskatschawin geschrieben wird, haben. Diese beiden, ausschließlich von der Jagd lebenden und zwei ganz verschiedene Sprachen redenden Nationen sind die von den Anglo-Amerikanern genannten

1. Fall-, Rapid- oder Paunch-Indianer, d. h: Indianer der Wasserfälle, der Stromschnellen, oder die dickbäuchigen, und

2. Die Black Feet, d. h: Schwarzfüßige Indianer, die bei den Knistinos so heißen, von den Assiniboinen aber die Sklaven-Nation genannt werden.

Die Fall-Indianer sind die östlichsten dieser beiden Völker; ihre Wanderplätze liegen meistens zwischen dem Saskatschawan und dem Missouri in der Nähe und oberhalb der Wohnsitze des Sioux-Volks der Mandaner.

Die Black Feet bilden eine der mächtigsten Indianer-Nationen, die wir kennen. Ihr Jagdrevier umfaßt das ganze Gebiet westlich von den Minetaries und dem 105° der Länge bis zum Felsengebirge und erstreckt sich in der Richtung von Norden nach Süden vom 52° bis 42° der Breite. Sie führen einen beständigen Angriffskrieg gegen alle Nachbarvölker, mit Ausnahme der Knistinos und Assiniboinen, gegen die sie sich vertheidigungsweise verhalten.

Unterabtheilungen der Schwarzfüße sind die Paigan-Indianer, auch Picanos genannt, und die Blut-Indianer. Eigenthümlich ist es, daß dieses Volk keine im Wasser lebende Thiere ißt.

Ob in diese Klasse der Saskatschawiner, oder in die der Athapascas,

3. Die Suffies zu rechnen sind, bleibt ungewiß. Von ihnen weiß man nur, daß sie als ein kleiner von einem Hauptstamm getrennter Zweig um einen Theil des Felsen-Gebirgs hausen, und daß ihre Sprache eine ganz eigenthümliche sein soll, welche ihre Nachbarn nicht lernen und einem durch einander tönenden Kakeln der Hennen ähnlicher erscheint, als dem Ausdruck menschlicher Begriffe.

Oregon-Völker.

Auch dieser Name ist ein geographischer, entlehnt von dem großen Strome, der in den Sprachen der Eingebornen Oregon heißt, von den europäischen Völkern aber Columbia genannt wird, und auf der Westseite des Felsengebirgs ein Gebiet beherrscht, welches sich vom 50° bis 41° der Breite erstreckt. Lewis, der dieses Gebiet zuerst untersuchte, war der Meinung, daß es in demselben drei verschiedene Sprach-Familien gebe, davon die erste auf den Gebirgstheil, die andere auf das Stufenland des Oregon falle und die dritte die Völkerschaften der Seeküste enthalte. Sodann giebt er eine lange Liste der Stämme, aus denen diese drei Nationen bestehen. Davon gehören zum Gebirgstheil: die Salish oder Flachköpfe, Flat heads, die Dat-la-shuht, die Krähengebirgs (Crow Mountains)-Indianer, die Tus-hi-pah; im Terrassenlande werden die Tschu-pun-nisch, die Sin-mith-ku-ma-nah, die Selluat-pallah, die Wallawallas, die Wille-wah, die Wahowi-pums, die Itscheluhl, die Tschim-nah-pun, die Sokulk, die Tschillukkuttegnah, die Tschikalisch, die Ponderays, die Flachbogen (Flatbow)-Indianer, u. m. a. genannt; und längs der Seeküste die Clackamus oder Clamuths (?), die Umques, die Clatsups, die Quathlapotle, die Skillute, Tschinuks, die Tschilts u. a. Als ein wilder, kriegerischer Stamm werden die am Saptin wohnenden Bonaks genannt, die mit den Schwarzfüßen und Krähen beständig Krieg führen. Der Hauptstamm aber im Oregon-Gebiet sind die Skeiuse, Skyuse, welche in früheren Zeiten bis an die Mündung des Columbia, und an dessen nördlichen und südlichen Armen unumschränkte Gewalt ausübten, die indeß jetzt auf die Wallawallas und Tschinuks beschränkt ist. Die Skeiuse besitzen viele Pferde. Sie reden zwei von einander verschiedene Sprachen, die eine im gewöhnlichen Leben, die andere bei besonderen feierlichen Gelegenheiten. Beide sollen ausdrucksvoll und beschreibend sein. Nordamerikanische Missionäre haben sich unter ihnen angesiedelt und scheinen segensreich zu wirken.

Geographisch lassen sich hier auch noch einreihen: die Atnahs, oder Kinn-Indianer, landeinwärts unter 52° der Breite, mit einer Sprache, die ganz selbstständig erscheint, und keine Ähnlichkeit mit dem Dialekt des zu den Koloschen gehörigen Volks gleiches Namens hat. Unmittelbar nördlich über

Suffies zu rechnen sei. Von ihnen weiß man ein kleiner von einem Quellenfluß gewässerter Zweig um einen Theil des Felsen-Gebirgs hausen, und daß ihre Sprache eine ganz eigenthümliche Klasse der Sahaptseas, welche ihre Nachbarn nicht besser als einen durch einander tönenden Ausdruck menschlicher Begriffe.

Oregon-Völker.

Das große Thal, welches von dem großen Strome, der in den Pacific fällt, von den europäischen Völkern den Namen Oregon hat, erstreckt sich an der Westseite des Felsengebirgs ein Gebiet, welches sich von 39° bis 49° der Breite erstreckt. Lewis, der dieses Gebiet durchreiste, war der Meinung, daß es in demselben drei verschiedene Klimate gebe, davon die erste auf den Gebirgstheil, die andere auf das Flachland des Oregon falle und die dritte die Völkerschaften der Küste enthalte. Sodann giebt er eine lange Liste der Stämme, aus denen diese drei Regionen bestehen. Davon gehören zum Gebirgstheil: die Sahaptin oder Flachkopf, Flat heads, die Dat-la-shuht, die Krähengebirgs (Crow Mountain)-Indianer, die Tus-hi-pah; im Terrassenlande werden die Tshu-pun-nisch, die Sin-mith-ku-ma-nah, die Selluat-pallah, die Wallawallas, die Wille-wah, die Wahowi-pums, die Jiskatahi, die Tschim-nah-pun, die Sokulk, die Tschillukkuttegnah, die Tschikalisch, die Ponderays, die Flachbogen (Flatbow)-Indianer, u. m. a. genannt; und längs der Seeküste die Clackamus oder Clamuths (?), die Umpaues, die Clatsups, die Quathlapotle, die Skillute, Tschinuks, die Tschilts u. a. Als ein wilder, kriegerischer Stamm werden die am Saptin wohnenden Bonaks genannt, die mit den Schwarzfüßen und Krähen beständig Krieg führen. Der Hauptstamm aber im Oregon-Gebiet sind die Skeiyuse, Skyuse, welche in früheren Zeiten bis an die Mündung des Columbia, und an dessen nördlichen und südlichen Armen unumschränkte Gewalt ausübten. Sie jetzt sind auf die Wallawallas und Tschinuks beschränkt ist. Die Skeiyuse besitzen viele Pferde. Sie reden zwei von einander verschiedene Sprachen, die eine im gewöhnlichen Leben, die andere bei besonderen feierlichen Gelegenheiten. Beide sollen ausdrucksvoll und beschreibend sein. Nordamerikanische Missionäre haben sich unter ihnen angesiedelt und scheinen segensreich zu wirken.

Geographisch lassen sich hier auch noch einreihen: die Atnahs, oder Minn-Indianer, landeinwärts unter 52° der Breite, mit einer Sprache, die ganz selbstständig erscheint, und keine Ähnlichkeit mit dem Dialekt des zu den Koloschen gehörigen Volks gleiches Namens hat. Unmittelbar nördlich über

GRUPPE VON RABEN-INDIANERN.

diesen Atnahs sind die Nagailer oder Träger-Indianer, deren Sprache beinahe einerlei mit der tschippiwaischen sein soll; und demnächst die freündschaftlichen Bewohner eines der Küste näheren Dorfs (Friendly Village), welche mit andern Indianern die Gewohnheit haben, den Kindern den Kopf zwischen lederüberzogenen Brettern keilförmig zu formen, und deren Haüptling die willkürliche Gewalt eines erblichen Autokraten auf eine Weise besitzt, wie sie nirgends sonst jetzt bei den wilden Völkern Nordamerika's gefunden wird.

Die Wakash auf der Insel Nutka, unter 49° der Breite, reden eine Sprache, die sich von den Idiomen aller Nachbarvölker unterscheidet. Nutka ist der Wakash-Name der Insel, welche nach ihrem spanischen Entdecker Quadra, und nach ihrem hydrographischen Untersucher, einem Engländer, Vancouver genannt wird. Die Einwohner haben ihren Namen von dem Ausruf Wakash oder Wakosh, d. h: Freünde, womit sie die ersten Eüropäer, welche an ihrer Küste landeten, begrüßten. Auch bei ihnen herrscht die Gewohnheit, den Kopf in der Kindheit keil- oder pyramidenförmig zuzustutzen. Nach den Erzählungen der älteren Seefahrer sind die Wakash Anthropophagen, was auch von Neüern bestätigt wird, obwol sie hinzufügen, daß die Wakash selbst es nicht eingestehen wollen. Daß diese Indianer viel Kunsttalent besitzen, davon zeügen die von ihnen verfertigten Zeüche aus Bast, ihre Kleider, Geräthschaften, Waffen, Kähne u. s. w. Außer Beeren, Wurzeln und Kraütern sind Fische, Schal- und andere Thiere ihre gewöhnliche Nahrung, und sie genießen dieselben theils frisch, theils getrocknet. Vielweiberei ist nur den Haüptlingen gestattet. Gesang und Tanz lieben sie, wie alle wilden Völker. Ihre Religion ist dem Grundzuge nach ein Dualismus. Sie verehren ein gutes Wesen, Knauzl genannt, als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, und glauben zugleich an ein böses Wesen, als Urheber alles Übels, und an Dämonen, unter denen Mattoch, ein gräßliches Ungeheüer, am meisten gefürchtet wird. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist bei den Wakash nicht unbekannt. Die Leichname der Verstorbenen werden theils im Walde an Baüme gehängt, theils verbrannt, theils in seichte Gräber gelegt, über denen zuweilen Denkmäler, natürlich in rohester Form, errichtet werden. Verwandt mit den Wakash sind die Sluakus, welche auf dem festen Lande am Lachs- oder Salmon-Flusse wohnen, und weil Lachs ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel ist, auch Lachs-Indianer genannt werden.

Californier.

Ungefähr am Kap Mendocino, unterm 40° der Breite, beginnen die Wohnplätze einer Reihe von Völkerschaften, welche eine eigene Sprachfamilie zu bilden scheinen. Diese Wohnplätze erstrecken sich längs der Küste von ganz Neü- oder Hoch-Californien, so wie durch die Halbinsel Alt-Californien bis zu deren

Südspitze, dem Kap Lucas, unterm 23° der Breite. In Ermangelung eines allgemeinen Namens hat man die Gesammtheit dieser Nationen Californier genannt, ohne jedoch bestimmt nachweisen zu können, daß zwischen den Bewohnern der Halbinsel ein sprachlicher Zusammenhang mit den Neü-Californiern Statt finde, wenn gleich ihre Einwanderung von Norden her wahrscheinlich ist. Alle Indianer Alt-Californiens haben seit langer Zeit unter dem Einfluß spanischer Missionäre gestanden, was auch von den Küsten-Stämmen Neü-Californiens gilt. Diese in Missionen vereinigten Indianer sind für die Beschäftigungen des seßhaften und civilisirten Lebens, doch nur dem Namen nach, gewonnen, während die binnenländischen Stämme nach wie vor ihrem wilden Jägerleben unbedingt ergeben geblieben sind. Die Art und Weise aber, wie die spanischen Geistlichen die Völker, an die sie gesandt sind, behandeln, entspricht keineswegs dem großen Werke der Gesittung. Die Indianer Neü-Californien's werden von ihnen verachtet: „Es sind unvernünftige Wilde, und mehr läßt sich von ihnen nicht sagen! Wer möchte sich mit ihrem Unverstand befassen, wer Zeit darauf verwenden?" So sprechen die frommen Väter!

In der That, bemerkt Chamisso, stehen diese Stämme tief unter denen, die die nördliche Küste und das Innere von Amerika bewohnen. Alle sind von sehr wildem Ansehen, von sehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Gesicht, aus dem große, wilde Augen hervorleüchten, beschattet schwarz und dicht ein langes, flaches Haar. Die Abstufung der Farbe, der Sprachen, die den Wurzeln nach einander fremd sind, Lebensart, Künste, Waffen, verschiedentlich bei einigen am Kinn und Hals tätowirte Linien, die Art, wie sie sich zum Krieg oder zum wilden Tanze den Körper bemalen, wovon unsere Abbildung eines californischen Indianers ein Beispiel giebt, unterscheiden die verschiedenen Stämme. Sie leben unter sich und mit den Spaniern entweder in freündlichem oder feindlichem Verhältnisse. Die Waffen sind bei vielen Bogen und Pfeile, bald zierlich und leicht, bald roh und plump. Einige besitzen die von Weibern geübte Kunst, zierliche wasserdichte Gefäße aus farbigen Grashalmen zu flechten, meist aber vergißt der Indianer in der Mission seine Industrie. Alle gehen nackt, alle sind ohne Pferde, ohne Kähne irgend einer Art; sie wissen nur Bündel von Schilf zusammenzufügen, die sie durch ihre spezifische Leichtigkeit über dem Wasser tragen. Die an den Flüssen wohnen, leben vorzüglich vom Lachs, dem sie Fangkörbe stellen, die in den Bergen von wilden Früchten und Körnern. Keiner aber pflanzt oder säet; nur von Zeit zu Zeit brennen sie die Wiesen ab, ihre Fruchtbarkeit zu vermehren.

Der Wilde, fährt Chamisso fort, kommt unbedachtsam in die Mission, empfängt da gern die ihm gereichte Nahrung und hört der Lehre zu. Noch ist er frei; sobald er aber die Taufe empfangen hat und erst der Kirche angehört, schaut er mit vergeblicher Sehnsucht hinfort nach seinen heimathlichen Bergen zurück. Die Kirche hat ein unveraüßerliches Recht auf ihre Kinder und vindizirt dieses Recht mit Gewalt. Dennoch fallen viele Apostate ab und entschlüpfen der Verfolgung, wogegen Neophyten förmlich eingefangen werden zur Arbeit für die Diener der Kirche, die sich vorzugsweise mit Viehwirthschaft

TÄNZER DER CALIFORNISCHEN INDIANER

Breite. In Verbindung eines
Nation die Gesammtheit dieser Nationen Californier ge-
können, daß zwischen den Bewoh-
Zusammenhang mit den Neu-Californiern
von Norden her wahrscheinlich ist.
unter dem Einfluß spa-
von den Küsten-Stämmen Neu-Cali-
Indianer sind für die Beschäf-
dem Namen nach, ge-
Stämme nach wie vor ihrem wil-
sind. Die Art und Weise aber,
die sie gesandt sind, behandeln, ent-
Gesittung. Die Indianer Neu-Ca-
sprechen die frommen Väter!

In der That, betrachtet Chamisso, stehen diese Stämme tief unter denen, die die nördliche Küste und das Innere von Amerika bewohnen. Alle sind von sehr wildem Ansehen, von sehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Gesicht, aus dem große, wilde Augen hervorleuchten, beschattet schwarz und dicht ein langes, flaches Haar. Die Abstufung der Farbe, der Sprachen, die den Wurzeln nach einander fremd sind, Lebensart, Künste, Waffen, verschiedentlich bei einigen am Kinn und Hals tatouirte Linien, die Art, wie sie sich zum Krieg oder zum wilden Tanze den Körper bemalen, wovon unsere Abbildung eines californischen Indianers ein Beispiel giebt, unterscheiden die verschiedenen Stämme. Sie leben unter sich und mit den Spaniern entweder in freundlichem oder feindlichem Verhältnisse. Die Waffen sind bei vielen Bogen und Pfeile, bald zierlich und leicht, bald roh und plump. Einige besitzen die von Weibern geübte Kunst, zierliche wasserdichte Gefäße aus farbigen Grashalmen zu flechten, meist aber vergißt der Indianer in der Mission seine Industrie. Alle gehen nackt, alle sind ohne Pferde, ohne Kähne irgend einer Art; sie wissen nur Bündel von Schilf zusammenzufügen, die sie durch ihre spezifische Leichtigkeit über dem Wasser tragen. Die an den Flüssen wohnen, leben vorzüglich vom Lachs, den sie Europäischen stellen, die in den Bergen von wilden Früchten und Körnern. Keiner aber pflanzt oder säet; nur von Zeit zu Zeit brennen sie die Wälder, um ihre Fruchtbarkeit zu vermehren.

Der Wilde, sagt Chamisso fort, kommt unbedachtsam in die Mission, empfängt da gern die ihm gereichte Nahrung und hört der Lehre zu. Noch ist er frei; sobald er aber die Taufe empfangen hat und erst der Kirche angehört, schaut er mit vergeblicher Sehnsucht hinfort nach seinen heimathlichen Bergen zurück. Die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf ihre Kinder und vindizirt dieses Recht mit Gewalt. Dennoch fallen viele Apostate ab und entschlüpfen der Verfolgung, wogegen Neophyten förmlich eingefangen werden zur Arbeit für die Diener der Kirche, die sich vorzugsweise mit Viehwirthschaft

TÄNZER DER CALIFORNISCHEN INDIANER.

beschäftigen, und zu diesem Behufe Indianer abrichten, welche Vaqueros oder Hirten genannt werden, zur Aufsicht über die Pferde und Viehheerden. Sie sind ohne Ausnahme vortreffliche Reüter.

Die Indianer, welche zunächst dem Kap Mendocino wohnen, nennen sich selbst Chwachamaju, dagegen diejenigen, welche sich in der Gegend der Bodega-Bai aufhalten, Olamentke, während die auf der Steppe hinter diesem Küstenstrich hausenden Stämme Kaïnama genannt werden. Im Bereich der Mission von San Francisco wohnen, nach Humboldt, die Völkerschaften Matalans, Solsen und Quirotes, deren Sprachen, bemerkt er, von einer gemeinschaftlichen Quelle ausgehen. Auch Chamisso führt drei Sprachen an, zu deren jeder verschiedene Stämme gehören. Die Guymen, die Utschian, die Olumpali, die Soclan und Sonomi reden alle Eine Sprache und machen in der Mission von San Francisco die Mehrzahl aus. Neün andere Stämme, welche durch gemeinsame Sprache verbunden sind, wohnen am Rio del Sacramento. Sie führen die besten Waffen. Unter ihnen zeichnen sich die Tscholovones durch lebhaftere Physiognomien vor den übrigen aus; es ist ein kriegerischer Stamm, der mit den Spaniern gegen die anderen Indianer verbunden ist. Die dritte Sprache wird von drei Stämmen gesprochen, welche die Gewohnheit des Tätowirens haben. Um Monterey wohnen die Aschastlier, die Runsienes, und im Osten von diesen die Escelen oder Ecclemachs, die drei verschiedene Sprachen reden; überhaupt hört man zwischen S. Francisco und S. Diego, auf einer Strecke von 180 Stunden Weges, siebenzehn Sprachen reden, welche nicht als Dialekte einer kleinen Anzahl von Muttersprachen betrachtet werden können. Die Spanier meinten einige Ähnlichkeit der Sprache um S. Barbara mit dem Mexicanischen zu finden; noch mehr hat man die Ähnlichkeit mancher die mexicanische Sprache auszeichnenden Laute mit der Sprache der zu den Oregon-Völkern gezählten Stämme um Nutka behauptet, aber ohne sie überzeügend zu machen und zu einem Resultate hinleiten zu können.

In Alt-Californien, oder auf der Halbinsel, unterscheidet man bald die Cotschimi im Norden, die Waicuren oder Guaicuren und die Laymonen in der Mitte, die Pericu im Süden, mit verschiedenen Sprachen; bald spricht man von sechs verschiedenen Sprachen, welche auf drei Stammsprachen zurückgeführt werden könnten und zwar auf die so eben genannten, mit Ausnahme der Laymona, die nur ein Dialekt des Cochimi sei, oder man nennt diese drei Stammsprachen, die der Picos, der Waycuros und die der Laymones; und theilt die Waicura-Sprache in drei merklich verschiedene Dialekte: Cora, Uchiti und Aripe, wovon aber ersterer beinahe, der mittlere ganz ausgestorben sein soll.

Schoschonen oder Kamantschen.

Ganz verschieden von den in eine unbekannte Menge von Sprachen gespaltenen Völkerschaften Californiens tritt auf der Ostseite derselben und im Süden der Oregon-Völker eine compakte Nation auf, die nach Zahl und geographischer Verbreitung zu einer der bedeütendsten von Nordamerika gehört. Sie erfüllt den ganzen Raum von den südlichen Zuströmen des Columbia, unter 45° der Breite, bis zu den Colorado und Gila Flüssen im 34° der Breite einerseits, und über das Felsengebirge hinüber bis an die Gränzen der Vereinigten Staaten und den Mexicanischen Golf im 30° der Breite andrer Seits.

Diese Nation wird uns zwar unter verschiedenen Namen aufgeführt, allein die verschiedenen Stämme oder Abtheilungen, die mit diesen Namen bezeichnet sind, reden alle, so heißt es ausdrücklich, eine und dieselbe Sprache, sie haben alle dieselbe Religionsform, dieselben Sitten, dieselben Gebraüche.

Wir haben sie nach den Schoschonen und Kamantschen genannt, den beiden zahlreichsten Abtheilungen der Nation, von denen die erste auf der Westseite des Felsengebirgs den nordwestlichen Theil ihres Gebiets, die Kamantschen aber auf der Ostseite den südöstlichen Theil bewohnen, während eine dritte Abtheilung, die Apatschen, fast eben so zahlreich, als die beiden zuerst genannten, in den südlichen Gegenden, in den Stromgebieten des Rio Colocado und des Rio Grande del Norte, also auf dem Territorium der mexicanischen Staaten, nomadisiren.

Die Schoschonen, Shoshonies, oder die Schlangen (Snake)-Indianer, wohnen in einem weit gestreckten Gebiete, das sich fast vom Stillen Meere bis ans Felsengebirge und darüber hinaus, und vom Columbia-Strome und dessen südlichen Zweigen bis zum 38° der Breite erstreckt. Bald leben sie von Wurzeln und Kraütern, bald von Fischen, Büffeln, Rehen und anderm Wild. Die am Colorado, wo die Jagd reich ist, haben viele Pferde, die nebst ihren Tausenden von Schweinen ihre einzigen Hausthiere sind. Ihre tragbaren Wohnungen bestehen aus Fell-Zelten und ihr Hausgeräth in einigen Feldkesseln und Messern; Flinten, Bogen und Pfeile sind ihre Waffen. In ihrer Kleidung folgen sie der allgemeinen Indianer-Sitte, indem sie Mocassies, Beinschienen und das Jagdhemd tragen. Den Kopf bedeckt nur das Haar, und dies mag auch hinreichend sein, wenn manche Angaben darüber, daß es sehr haüfig 4 bis 5 Fuß und darüber lang werde, gegründet sind; dann wird das Haar geflochten und in Form eines Turbans um den Kopf gewunden; ist es nur 2 oder 3 Fuß lang, so wird es von den Weibern in zwei Zöpfe geflochten, welche die Schultern hinabhangen, während die Männer es hinter die Ohren kämmen und um die Schultern fliegen lassen. Seit seiner ersten Bekanntschaft mit den Weißen hat sich dies Volk durch seine Abneigung gegen den Krieg und die, bei Indianern sonst so gewöhnliche, Grausamkeit ausgezeichnet.

Wenn man sie in Frieden jagen läßt, so bekriegen sie niemand, und lassen keinen Hungrigen von ihren Wohnungen gehen. Den Weißen haben sie ihre Zelte stets auf die freündlichste Weise geöffnet: ein Gast unter ihnen ist ein heiliges Pfand des großen Geistes und sein Eigenthum steht unter dem Schutze ihrer Ehre. Die Schoschonen sind ein ausnehmend verständiger Stamm, was sich in ihren wohl eingerichteten Wohnungen und ihrer eben so bequemen als zierlichen Kleidung, ihrem Pferdegeschirr u. d. zeigt, namentlich aber in ihren Ansichten über sinnliche Ausschweifungen und andere Laster, die durch altes Herkommen verpönt sind.

Die Kamantschen, Camanches, Cumanches, Comanches (in spanischer Schreibart) kommen auch unter dem Namen der Hietans, Jetans und dem der Paducas vor, unter welchem letztern sie bei der Pahnie-Nation bekannt sein sollen. Der nördliche Arm des Platte-Fluß heißt noch die Paducas-Gabel. Als besondere Abtheilungen oder Horden der Kamantschen werden genannt: die Kayguas oder Kayguen, auch Kiawas oder Kioways genannt, die nebst den Jutas in den westlichen Steppen zwischen den Quellen der Wischita, den Flüssen Colorado, Brazos, dem Rothenstrom und der Gränze von Texas wohnen; die Wetepatahos, die Nanahas, Kanenawish, Katteka, Dotame, die Kaskayas oder Schlechtherzigen (Bad Hearts), die Castahana, die Trotzköpfe (Bald Heads). Die Kamantschen sind gegenwärtig vielleicht das mächtigste Volk unter den Indianern des nordamerikanischen Kontinents; ihre unvergleichliche Reitkunst, ihr furchtbarer Angriff und die unübertroffene Schnelligkeit im Laden und Abfeüern ihrer Gewehre, so wie ihr unauslöschlicher Haß gegen die Weißen, machen die Feindschaft dieser Indianer furchtbarer, als die irgend eines anderen eingebornen Stamms. Sie halten sich nie länger als ein Paar Tage an einem und demselben Orte auf, sondern wandern mit den Büffeln nördlich im Sommer, und kehren, wenn der Winter kommt, mit ihnen nach den Ebenen westlich von Texas zurück. Sie führen ihre aus Fellen gemachten konischen Zelte mit sich, und schlagen, wo sie anhalten, ihr Lager auf, das eine regelmäßige Stadt mit Straßen und Plätzen bildet. Die Striche, in denen die Kamantschen und die mit ihnen verbundenen Stämme umherziehen, scheinen sich vom Arkansas im Norden bis in die Nähe von Chihuahua im Süden, oder über zehn Breitengrade auszudehnen. Sie schreiben ihren Ursprung von einem der vornehmsten Stämme her, welcher bei der Eroberung Mexico's durch die Spanier daselbst seinen Aufenthalt gehabt, statt aber sich zu unterwerfen, die Auswanderung vorgezogen, und hier in den Hochgebirgen von Texas sich niedergelassen haben soll. Daher mag auch ihr feindlicher Haß gegen die weißen Bewohner Mexico's stammen, ein Haß, der gegenseitig ist; daher auch das Epitheton, dessen man sich in ganz Mexico bedient, um einen schlechten, aus der Art geschlagenen Menschen zu bezeichnen, indem man sagt, er sei ein Kamantsche! Die Kamantschen haben ein gemeinsames Oberhaupt und viele untergeordnete Haüptlinge, die alle Vierteljahre regelmäßige Berathungen halten, während eine große Rathsversammlung des ganzen Stamms ein Mal im Jahre Statt findet.

Die Arropahos, oder Arrapahays, deren Sprache wesentlich dieselbe,

wie die der Schoschonen und Kamantschen ist, wohnen südlich von den Schlangen-Indianern. Im Winter ziehen sie durch das Land um den großen Spalt des westlichen Colorado und eine bedeütende Strecke diesen Strom hinab, im Sommer aber jagen sie den Büffel am Rio Grande u. s. w. Auch sie besitzen Pferde, und überdem Maulthiere, Schafe und Hunde in großer Menge. Die letzteren füttern und verzehren sie, daher auch ihr Name, der Hunde-Esser bedeüten soll. Die Wolle ihrer Schafe wissen sie sehr kunstreich zu Decken zu verweben, die für den Regen undurchdringlich sind.

Die Apatschen, Apaches (in spanischer Schreibart) sind auf der Ostseite der californischen Völker unfern des Stillen Oceans durch Neü-Mexico ostwärts bis nach Cohahuila verbreitet, bis zu den Weide- und Jagdplätzen der Kamantschen, als deren Feinde sie genannt werden, zugleich aber auch furchtbar für die Spanier durch ihre grausamen Überfälle, welche namentlich auch die seßhaften Tarahumaras in beständige Unruhe versetzen. Man unterscheidet unter den Apatschen die Tontos, Gilenos, Chiricagues, Llaneros, Lipanes und Nabajoas oder Navajos, Namen, die immer mit dem Hauptnamen Apache verbunden werden.

In den dortigen Gebirgen, der Verlängerung der Sierra Madre von Mexico, haben sich unabhangige Völker koncentrirt, um gegen die Europäer einen, diese wo möglich vernichtenden Krieg zu führen; sie haben von den Spaniern diese Gegenden wieder erobert und haben sich völlig unabhangig erhalten. Hier werden als besondere Nationen mit verschiedenen Sprachen genannt, die Piros, Xumanos, Lanos, Zuros, Moquis, Tiguos, Pecuri und Keres, und es wird bemerkt, daß die Moquis sich an den Boden gefesselt haben, Getreide und Haüser bauen, was auch theilweise bei den Apatschen und den Jutans der Fall ist. Noch sind die Jahipais zu nennen, welche lange Bärte tragen, und die Mecos, ein Stamm der alten Tschitschimeken.

Ebenso verschieden von den Schoschoni-Kamantschen wie die so eben genannten Völkerschaften, scheinen die in Texas vorkommenden Carancahuas und Cuschaties zu sein. Die ersteren bewohnten früher die ganze Texas-Küste, und waren als aüßerst wilde, grausame Kannibalen bekannt, daher auch die geringe Kenntniß, die man von diesem Gestade-Land hatte, da es die Spanier nicht wagten, sich unter sie zu begeben. In neüester Zeit ist dies Volk durch die Kolonisten von Texas aufgerieben worden. Die Cuschaties sind seßhafte Ackerbauer am Trinidad-Flusse, die außerdem lebhafte Rindvieh- und Pferdezucht treiben.

Mexicanische Völker.

Das merkwürdige Plateau von Mexico, mit den sich nördlich und südlich unmittelbar daran schließenden Gegenden bis zur Landenge von Panama, umfaßt eine Menge von Sprachen und Völkern, die dort, ohne Zweifel herabge-

strömt aus dem Norden, zusammengedrängt neben einander lebten, ohne daß durch friedlichen Verkehr Menschen und Sprachen ein gemeinsames Band verschlungen, und sie, in einander verschmolzen, aufgehört hätten, ganz verschiedene Völker und Sprachen zu sein. So wurden sie, bemerkt Vater, zur Zeit der Eroberung Amerikas von den Spaniern gefunden; und so findet man sie auch jetzt noch, trotz des Ablaufs von drei Jahrhunderten, die seit jener Zeit verflossen sind, welche zwar große Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande dieser Völker hervorgebracht haben, nicht aber im Stande gewesen sind, ihre Sprachen, und damit ihre Nationalität zu verdrängen.

Es ist ein in Europa weit verbreitetes Vorurtheil, — sagt A. von Humboldt, dessen Beschreibung hier wörtlich benutzt wird, — wenn man glaubt, daß nur eine sehr kleine Zahl kupferfarbiger Eingebornen oder Abkömmlinge der alten Mexicaner sich bis auf unsere Tage erhalten habe. Die Europäer haben mit ihren Grausamkeiten die alten Bewohner der Antillen von der Erde vertilgt; aber auf dem festen Lande von Amerika ist man nicht zu diesem entsetzlichen Ergebniß gelangt. In Mexico belaüft sich die Zahl der Indianer reinen Bluts, ohne Vermischung mit Europäern oder Afrikanern, auf mehr als zwei Fünftheile der ganzen Volksmenge; ja es giebt Landschaften, wo die Indianer zwei Drittheile und neün Zehntheile der Bevölkerung ausmachen, wie u. a. in den Staaten Puebla und Daxaca, was den Beweis giebt, daß der Anbau dieser Landschaften sehr alt ist. Und in der That findet man auch bei Daxaca und besonders in Chiapas Überreste von Monumenten mexicanischer Baukunst, die eine sehr vorgerückte Civilisation verrathen. In den centroamerikanischen Staaten Salvador und Nicaragua ist die Zahl der Indianer der der Weißen gleich, dagegen werden die letztern von den ersteren in Guatemala um das vier- bis fünffache übertroffen.

Im nördlichen Theile von Mexico ist die indianische Bevölkerung sehr dünn. Als die Spanier Mexico eroberten, fanden sie in dem Landstriche jenseits des 20° der Breite nur sehr wenig Einwohner. In diesen Provinzen war der Wohnplatz der Tschitschimeken und Otomiten, zweier Nomaden-Völker, deren schwache Horden auf großen Landstrichen wanderten. Der Ackerbau und die Civilisation waren auf die Plateaux beschränkt, die sich vom Santiago-Fluß südlich erstrecken, besonders auf den Theil, welcher zwischen der Stadt Mexico und dem heütigen Staate Daxaca liegt.

Im Allgemeinen scheint vom siebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert der mexicanische Völker-Strom nach Guatemala geflossen zu sein. Aus den Gegenden auf der Nordseite des Gila-Flusses kamen alle jene kriegerischen Nationen, die eine nach der andern das Land Anahuac, die eigentliche Mitte des mexicanischen Plateaus, überschwemmt haben. Diese Wanderung hat einige Ähnlichkeit mit derjenigen, welche im fünften Jahrhundert Europa in einen Zustand der Barbarei stürzte, und deren traurige Folgen wir noch heüt' zu Tage in mehreren unserer gesellschaftlichen Einrichtungen empfinden. Nicht so war es in Mexico; alle Völker, welche durch dieses Hochland zogen, ließen Spuren von Kultur und Gesittung zurück. Die Tolteken erschienen zuerst, im Jahre 648,

die Tschitschimeken im Jahre 1170, die Nahualteken 1178, die Acolhuer und die Asteken 1196. Die Tolteken führten die Kultur des Maïs und der Baumwolle ein; sie bauten Städte, Landstraßen, und besonders die großen Pyramiden, die wir noch heütiges Tages bewundern. Sie kannten den Gebrauch hieroglyphischer Gemälde; sie verstanden die Kunst des Schmelzens der Metalle und der Bearbeitung des härtesten Gesteins, und sie hatten ein Sonnen-Jahr, das vollkommenen als das der Griechen und Römer war. Die Form ihrer Regierung deütete an, daß sie von einem Volke abstammten, welches selbst große Veränderungen in seinem socialen Zustande erlitten hatte.

Da die Wanderung der amerikanischen Völker beständig, mindestens in dem Zeitraum vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert, von Norden nach Süden gegangen ist, so ist es klar, daß die indianische Bevölkerung der mexicanischen Staaten aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt sein muß. Nach Maaßgabe, daß der Völkerstrom nach Süden floß, haben einige Stämme auf ihrer Wanderung Halt gemacht und sich mit den Völkern, die ihnen auf dem Fuße folgten, vermengt. Die große Manchfaltigkeit der Sprachen, welche man noch gegenwärtig in Mexico findet, beweiset eine große Manchfaltigkeit des Ursprungs und der Rassen.

1. Die Azteken sind das am weitesten verbreitete unter den mexicanischen Völkern. Ihre Sprache, die mexicanische genannt, reicht von Santa-Fe in Neü-Mexico bis zum See von Nicaragua, oder vom 37° bis zum 12° nördlicher Breite. Sie war die Sprache der Tolteken, der Tschitschimeken, der Acolhuer und der Nahuatlaken. Sie ist minder wohlklingend, aber fast eben so weit verbreitet und eben so reich, als die Quichua-, die Sprache der Incas in Südamerika. Nächst der mexicanischen oder aztekischen ist:

2. Die Otomi-Sprache die allgemeinste in Mexico. Die Otomiten oder Otomi saßen zur Zeit der spanischen Eroberung im nördlichen Theil des mexicanischen Thals und verbreiteten sich von da südwestlich bis zum Thale von Tolocan, wo sie mit —

3. Den Matlazinchen gränzten, welche auch ihre eigenthümliche Sprache, die Matlazinca, hatten und noch haben, und sich bis nach Tarimaron erstreckten.

4. Die Tarasker wohnten in dem Reiche Mechoacan, welches von Mexico ganz unabhangig blieb. Es erstreckte sich vom Flusse Zacatula bis zum Hafen von Navidad und von den Gebirgen von Xala und Colima bis zum Flusse von Lerma und Chapala. Die Tarasker waren sehr geschickt in künstlichen Arbeiten, und sind es noch, und verfertigten um die Zeit nach der Eroberung herrliche Mosaik. Neben der Tarasca-Sprache, die reich, angenehm und wohlklingend ist, wird in jenen Gegenden auch

5. Die Pirinda-Sprache geredet, die von jener durchaus verschieden ist.

6. Die Zapoteca-; — 7. die Mixteca-; 8. die Popoluca-, und 9. die Mixe-Sprache werden in Daxaca und dem angränzenden Chiapas gesprochen.

10. Die Maya-Sprache herrschte und herrscht noch in Yucatan. Sie ist dadurch merkwürdig, daß ihre Kenntniß zur Eroberung des festen Landes von

Amerika beitrug. Vielleicht waren selbst Dialekte dieser Maya über die großen Antillen verbreitet, mindestens konnten die ursprünglichen Bewohner dieser Inseln sich durch ihre Sprache mit den Yucatanern verständigen. Mit ihr in Verwandtschaft steht

11. Die Poconchi-Sprache, die, auch Pocoman genannt, in den südlichen Küstenlandschaften von Guatemala gesprochen wurde und noch wird; so wie

12. Die Huasteca-Sprache, welche die Volkssprache ist im nördlichen Theile von Mexico, der Küste des Golfs bei Tampico durch Zacatecas und Durango bis in die Gegend von Chihuahua.

13. Die Totonaker wohnen im östlichen Theil des Tafellandes von Mexico und auf seinen Abhängen bis gegen den Meerbusen bei Vera-Cruz und bis zum alten Cempoallan, der ersten Stadt des Mexicanischen Reichs, welche die landenden Spanier unter Cortez betraten. Die Totonaker hielten sich für ältere Bewohner von Anahuac, als die Tschitschimeken, und behaupteten, früher am See von Tezcuco gewohnt zu haben, und erst von da in die gebirgigen Gegenden gezogen zu sein, welche von ihnen den Namen Totonacapan erhielten.

In den nördlichen Ländern, von Anahuac an bis gegen den Gila und Rio Colorado, am Golf von Californien im Westen und bis gegen den Rio del Norte in Osten findet man noch eine Menge Völkerschaften und Sprachen, die mit den bisher erwähnten in gar keiner oder doch nur sehr entfernter Verwandtschaft stehen. Dahin gehören:

14. Die Cora-Sprache, welche in Sonora, besonders in den Missionen von Nayarit, gesprochen wird und die einzige unter den in Mexico herrschenden Sprachen ist, welche mit dem Aztekischen, selbst in der Bildung grammatischer Formen, Ähnlichkeit hat. In der Nähe der Cori haben

15. die Huitcole eine davon verschiedene Sprache. Im Westen an der Küste ist —

16. Das Tepehuana die Sprache eines wilden, aufrührerischen Volks, von dem nördlich um den 25° der Breite das Gebirgsland —

17. Der Topias liegt, und der damit verwandten Acaxee; während noch nördlicher —

18. die Xixima; 19. die Sicuraba; 20. die Hina und 21. die Huimi als Sprachen ebenso vieler verschiedener, in der Nähe der Topias und Acaxee wohnender Völkerschaften genannt werden.

22. Die Tubar-Nation wohnt gegen die Quellen des Flusses Sinaloa.

23. Die Tarahumara-Sprache, oder das gleichnamige Volk erstreckt sich östlich von den Tepehuanen, reicht aber bis über den 30° der Breite, wo eben im Tarahumara-Lande der westliche Arm der Sierra Madre, der hinter Bolaños niedrig geworden, dort im Parallel von Sonora von neüem eine beträchtliche Höhe erreicht und zu den Gebirgen der Pimeria alta, die sie bildet, heransteigt. Auch diese Sprache hat mit dem Aztekischen einige Ähnlichkeit. Endlich werden in diesen nördlichen und nordwestlichen Gegenden von Mexico noch aufgeführt:

24. die Zuaque-; 25. die Guaima-, 26. die Guazave- oder Guayave- oder Ahome, und 27. die Maya-Sprache, welche nicht zu verwechseln ist mit der in Yucatan herrschenden (No. 10); sodann 28. die Zoe-, 29. die Huite-, 30. die Opata-, 31. die Pima-, 32. die Eudebe- und 33. die Yaqui- oder Hiaqui-Sprache, als Idiome eben so vieler Indianer-Stämme, die sämmtlich von geringer Volkszahl als seßhafte Ackerbauer zu betrachten sind.

In den südlichen Theilen der von den Mexicanischen Völkern bewohnten Gegenden, denjenigen, welche gegenwärtig die Republiken von Centroamerika enthalten, kommen, außer der schon oben genannten Poconchi-Sprache (No. 11), noch andere Völker und Sprachen vor, darunter:

34. die Kachikil- (Chacciquel-, Caciquel-, Caquiquelle)-Sprache eine weite Verbreitung von Guatemala bis nach Honduras hat, neben

35. der Chontal-Sprache, die von den Bewohnern der innern Berggegenden von Centroamerika gesprochen wird, während

36. die Drotina an den östlichen Küsten zu herrschen scheint, alle drei aber von Indianern gesprochen, die im rohesten Zustande verharren, so im Besondern von den Misskitos, den Bewohnern der Mosquitoküste, einem Mangvolke, welches aus der Verbindung von Indianern und Negerweibern entstanden zu sein scheint *). Ebenso scheinen auch die Indianer des Staates Costarica, welche man im Allgemeinen Parcialidades, d. i. im Spanischen „Parteilichkeiten" nennt, mit denen die Reihe der mexicanischen Völker schließt, noch wenig für das gesittete Leben gewonnen zu sein. Man unterscheidet sie mit den Namen Valientes, Tiribies, Talamancas und Blancos, Guatusos, Montaños und Cabecares, letztere in dem Hochlande, welches an Veragua gränzt, angesessen, ohne jedoch Kunde zu erhalten, ob hierunter eben so viele verschiedene Sprachen oder nur Dialektverschiedenheiten einer oder mehrerer Stammsprachen zu verstehen seien.

Der mexicanische Indianer gleicht im Allgemeinen demjenigen, welcher Canada und Florida, Peru und Brasilien bewohnt: dieselbe dunkelbraune und Kupferfarbe, plattes und glattes Haar, wenig Bart; seine Statur ist untersetzt, das Auge länglich und gegen die Schläfe in die Höhe gebogen, die Backenknochen stehen vor und die Lippen sind dick; aber in seinem Munde spricht sich eine Milde und Sanftmuth aus, die gegen den finstern und ernsten Blick des Auges seltsam absticht. Die mexicanischen Indianer sind dunkler von Farbe als die Bewohner der heißesten Länder von Südamerika; auch haben sie, insbesondere die Azteken und Otomiten, einen stärkern Bartwuchs, als diese. Fast alle Indianer in den Umgebungen der Hauptstadt tragen einen kleinen Schnurbart, was um so bemerkenswerther ist, als berühmte Naturforscher die Frage, ob die Indianer von Natur weder Bart, noch sonst Haar auf dem Körper

*) Man hat in Centroamerika die üble Angewohnheit, die Sambos, oder Abkömmlinge von Indianern und Negern, und selbst die Neger, welche als flüchtige Sklaven von den Antillen eingewandert sind, oder gegenwärtig frei sich dort ansiedeln, und ihre Nachkommen, Cariben zu nennen, was so weit gegangen ist, daß man dieses einst so mächtige und weit verbreitete amerikanische Volk für identisch mit den africanischen Negern erklärt hat.

haben, oder ob sie sich dasselbe sorgfältig ausreißen, unerledigt gelassen haben. Ohne in physiologische Einzelheiten einzugehen, kann ich, sagt A. v. Humboldt, versichern, daß die Bewohner der heißen Zone von Südamerika durchgängig etwas Bartwuchs haben, und dieser Bart wächst, wenn sie sich rasiren. Bei den patagonischen Stämmen und ebenso bei den Indianern der nördlichen gemäßigten Zone findet man oft Greise, welche wenn auch nur einen kurzen und wenig dicken Bart tragen; woraus man schließen könnte, daß die Indianer nach Maaßgabe ihrer Entfernung vom Äquator bärtiger sind. Übrigens ist dieser scheinbare Bartmangel nicht auf die Amerikaner beschränkt: mehrere Horden des östlichen Asiens und besonders einiger Neger-Völker haben so wenig Bart, daß man geneigt sein kann, ihn ganz zu leügnen. Die Neger am Congo und die Cariben, zwei Rassen außerordentlich robuster Menschen und oft von colossaler Statur, beweisen zur Genüge, daß es ein physiologischer Traum ist, ein unbärtiges Kinn für ein sicheres Merkmal der physischen Entartung und Schwäche des Menschengeschlechts anzusehen. Man vergißt nur zu leicht, daß nicht Alles, was man über den kaukasischen Stamm beobachtet hat, auf den mongolischen oder amerikanischen Menschenschlag, noch auf die Neger Afrika's anzuwenden ist.

Die mexicanischen Indianer, mindestens diejenigen, welche der europäischen Herrschaft unterworfen sind, erreichen durchgängig ein sehr hohes Alter. Als friedliche Ackerbauer, die seit sechshundert Jahren in Dörfern beisammen leben, sind sie nicht den Wechselfällen des Nomadenlebens ausgesetzt, wie die kriegerischen Jägervölker des Mississippi und der Steppen des Rio Gila. Mit ihrer gleichförmigen und fast ganz vegetabilischen Speise, die ihnen der Maïs und die Cerealien gewähren, würden die Indianer ohne Zweifel ein noch höheres Alter erreichen, wenn die Trunksucht nicht ihren Körper schwächte. Ihre berauschenden Getränke sind der Branntwein aus Zuckerrohr, aus Maïs und der Jatropha-Wurzel, besonders aber ihr Landwein, Pulque genannt, der Saft der amerikanischen Agave. Dieses Getränk ist, wegen seines nicht zersetzten Zuckergehalts, sogar nahrhaft. Leüte, die den Pulque in großer Menge genießen, empfinden während langer Zeit nicht das Bedürfniß einer soliden Speise. Mit Mäßigkeit genossen ist dieses Getränk sehr gesund, denn es stärkt den Magen und begünstigt die Funktionen des gastrischen Systems. Besonders ist die Trunksucht im Thal von Mexico, in den Umgebungen von Puebla und Tlascala, überhaupt da zu Hause, wo der Anbau des Manguey oder der Agave im Großen getrieben wird. In der Hauptstadt Mexico läßt die Polizei Karren umherfahren, um die auf den Straßen liegenden Betrunkenen wegzubringen. Wie Leichname behandelt, bringt man diese Leüte nach der Hauptwache und legt ihnen am anderen Tage, wenn der Rausch ausgeschlafen ist, Fußeisen an und läßt sie drei Tage lang bei dem Fegen der Straßen arbeiten. Läßt man sie am vierten Tage laufen, so kann man sicher sein, in der nächsten Woche ihrer wieder mehrere von den Straßen aufzulesen. Der übermäßige Genuß der gebrannten Wasser schadet auch viel der Gesundheit des gemeinen Volks in den heißen und Küsten-Ländern, da, wo das Zuckerrohr gebaut wird. Man muß

hoffen, daß dieses Übel mit der Verbreitung der Civilisation unter einem Volke abnehmen werde, dessen rohe Sitten über alle Beschreibung gehen. Urtheilt man nur nach der Physiognomie der Indianer, so kann mann geneigt sein zu glauben, daß Greise unter ihnen aüßerst selten seien. Ohne die Kirchenregister zu Rathe zu ziehen, welche in den heißen Ländern alle 20 oder 30 Jahre von den Termiten verzehrt werden, ist es in der That auch sehr schwer, sich einen Begriff vom Alter der Eingebornen zu machen; sie selbst wissen durchaus nichts davon. Ihr Haupthaar wird nur aüßerst selten grau. Es ist viel seltener, einen Indianer, als einen Neger mit weißem Haar zu sehen, wozu noch der Bartmangel kommt, der auf den ersten Blick das Ansehen beständiger Jugend gewährt. Dazu kommt noch, daß die Haut der Indianer weit weniger den Runzeln ausgesetzt ist. Es gehört in Mexico gar nicht zu den Seltenheiten, Leüte, welche in dem gemäßigten Gürtel der Cordilleren wohnen, ein Alter von hundert Jahren erreichen zu sehen, und dies trifft ganz besonders das weibliche Geschlecht. Dieses Greisenalter ist meist sehr glücklich, denn der mexicanische sowol als peruanische Indianer behält seine Muskelkräfte bis zum Tode.

Die Indianer genießen einer physischen Bevorzugung, die ohne Zweifel von der großen Einfachheit in der Lebensweise herrührt, welche ihre Vorfahren seit Tausenden von Jahren bewahrt haben. Man sieht unter ihnen niemals einen Buckligen, und aüßerst selten ist es, auf einen Schielenden, Hinkenden oder Einarmigen zu stoßen. In Ländern, deren Bewohner am Kropfe leiden, bemerkt man dieses Übel niemals an den Indianern, und selten bei den Mestizen oder Abkömmlingen von Weißen und Indianern. Zu der zuletzt genannten Rasse gehörte auch der berühmte mexicanische Riese, den man irriger Weise einen Indianer nennt, Martin Salmeron, der nicht weniger als 6 Fuß 10 Zoll 2⅔ Linien Pariser Maaß groß war.

Was die moralischen Gaben der mexicanischen Indianer anbelangt, so ist ihre richtige Würdigung sehr schwer, wenn man diese unter einer langen Tyrannei leidenden Völker nur in ihrem gegenwärtigen Zustande der Entwürdigung betrachtet. Im Anfange der spanischen Eroberung kamen die wohlhabendsten Indianer, bei denen man einen gewissen Grad geistiger Bildung voraussetzen konnte, zum großen Theil als Opfer der Grausamkeit der Europäer ums Leben. Der christliche Fanatismus wüthete ganz besonders gegen die aztekischen Priester; man rottete die Teopixqui, oder Diener der Gottheit aus, alle Die, welche die Teocalli oder Gotteshaüser bewohnten, und welche die Verwahrer aller historischen, mythologischen und astronomischen Kenntnisse des Landes waren; denn die Priester waren es, welche den Mittagsschatten an Gnomen beobachteten und die Intercalationen ordneten. Die Mönche ließen die hieroglyphischen Gemälde verbrennen, vermöge deren sich Kenntnisse aller Art von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzten. Dieser Unterrichtsmittel beraubt, verfiel das Volk in eine um so tiefere Unwissenheit, als die Missionäre, die von den mexicanischen Sprachen geringe Kenntniß besaßen, nur wenige neüe Begriffe an die Stelle der alten setzten. Die indischen Frauen, die etwas Vermögen

gerettet hatten, zogen es vor, sich mit den Eroberern zu verbinden, als die allgemeine Verachtung der Indianer zu theilen. Die spanische Soldateska war um so lüsterner nach diesen Verbindungen, als nur wenige eüropäische Weiber dem Heere gefolgt waren. Es blieb also von den Eingebornen nur die dürftigste Volksklasse übrig: die armen Landbauer, die Handwerker, unter denen man eine große Menge Weber zählte, die Lastträger, welche die Dienste von Lastthieren leisteten, und besonders derjenige Hefen des Volks, jene Masse von Bettlern, die, indem sie die Unvollkommenheit der gesellschaftlichen Einrichtungen und das Joch des Lehnssystems bezeügten, schon zu Cortez' Zeiten die Straßen aller großen Städte des Mexicanischen Reichs erfüllten. Wie soll man nun aber nach diesen elenden Überresten eines mächtigen Volks die Kulturstufe beurtheilen, zu der es sich vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert erhoben hatte, wie die intellectuelle Entwicklung, deren es fähig ist? Wenn von der deütschen oder französischen Nation nur die armen Bauern dereinst übrig sein sollten, würde man alsdann in ihren Zügen lesen, daß sie Völkern angehörten, welche die Kepler, die Leibnitz, die Descartes, die Clairaut hervorgebracht haben?

Selbst in Eüropa machen die niedern Stände im Lauf von Jahrhunderten nur sehr langsame Fortschritte in der Civilisation. Der Bauer in der Bretagne und in der Normandie und der Bewohner des schottischen Hochlandes unterscheidet sich heüt' zu Tage nur wenig von dem, was er in den Tagen Heinrich's IV. und Jakob's I. war. Liest man, was die Briefe von Cortez, die Denkschriften Bernals Diaz, die mit einer bewunderungswürdigen Treüherzigkeit geschrieben sind, und die Schriften anderer gleichzeitiger Geschichtschreiber über den Zustand berichten, in welchem man zur Zeit des Königs Montezuma II. die Bewohner von Mexico, Tezcuco, Cholollan und Tlascala fand, so glaubt man das Gemälde der Indianer unserer Tage vor sich zu haben. Dieselbe Nacktheit in den heißen Regionen, dieselbe Form in den Trachten auf der Scheitelfläche des Tafellandes, dieselben Gewohnheiten im haüslichen Leben. Wie hätten sich auch große Veränderungen bewirken lassen bei Menschen, welche man auf Dörfer isolirt, in denen sich kein Weißer niederzulassen wagt, wenn der Unterschied der Sprachen eine fast unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen und den Eüropäern aufbaut, wenn sie von Behörden gequält werden, die man aus politischen Rücksichten aus ihrem Schooße wählt; wenn endlich sie ihre moralische und bürgerliche Verbesserung nur von einem Manne erwarten sollen, der ihnen von Mysterien, Dogmen und Ceremonien vorerzählt, deren Zweck ihnen unbekannt bleibt?

In dem mexicanischen Indianer bemerkt man weder jene Beweglichkeit von Gefühlen, Geberden und Zügen, noch jene Thätigkeit des Geistes, welche die meisten Indianer Nordamerika's und mehrere Völker der Tropenländer von Afrika so vortheilhaft auszeichnet. Es giebt keinen auffallenderen Gegensatz, als denjenigen, welchen die ungestüme Lebhaftigkeit des Congo-Negers und das augenscheinliche Phlegma des kupferfarbigen Indianers darbietet. Das Gefühl dieses Kontrastes ist es vorzugsweise, welches die indischen Frauen veranlaßt,

dem Neger nicht allein vor den Männern ihrer Rasse, sondern selbst vor den Europäern den Vorzug zu geben. Der mexicanische Indianer ist ernst, schwermüthig, schweigsam, so lange als berauschendes Getränk nicht auf ihn gewirkt hat. Dieser Ernst läßt sich ganz besonders bei den Kindern wahrnehmen, die in dem Alter von vier oder fünf Jahren viel mehr Verstand und Entwickelung zeigen, als die Kinder der Weißen. Der Mexicaner liebt es, etwas Geheimnißvolles selbst in seine gleichgültigsten Handlungen zu legen; die heftigsten Leidenschaften drücken sich niemals auf seinem Gesichte aus, und er zeigt etwas Schreckliches, wenn er plötzlich von der absoluten Ruhe zu einer heftigen und zügellosen Bewegung übergeht. Der Peruaner hat mehr Sanftmuth in seinen Sitten; die Energie des Mexicaners artet in Härte aus. Diese Verschiedenheiten können aus dem des Kultus und der alten Regierungsform beider Länder entspringen. Jene Energie zeigt sich ganz besonders bei den Bewohnern von Tlascala. In Mitten ihrer heütigen Entwürdigung unterscheiden sich die Nachkommen dieser Republikaner noch immer durch einen gewissen Stolz, der ihnen von der Erinnerung an ihre ehemalige Größe eingeflößt wird.

Die Amerikaner, wie die Bewohner Hindustans und alle Völker, welche lange unter dem bürgerlichen und religiösen Despotismus geseüfzt haben, hangen mit einer außerordentlichen Halsstarrigkeit an ihren Gewohnheiten, ihren Sitten und Meinungen. Meinungen — läßt sich mit Recht sagen, denn die Bekehrung zum Christenthum hat auf die Indianer Mexico's keine andere Wirkung hervorgebracht, als neüe Ceremonien, Symbole einer sanften und menschlichen Religion, an die Stelle von Ceremonien einer blutigen Gottesverehrung zu setzen. Dieser Übergang von einem alten Ritus zu einem neüen ist das Werk der Gewalt und nicht der Überzeügung gewesen. Politische Ereignisse haben diese Veränderung herbeigeführt. In der Neüen, wie in der Alten Welt empfingen die halbbarbarischen Völker aus den Händen des Siegers neüe Gesetze, neüe Götter; es schien ihnen, als müßten die überwundenen einheimischen den fremden Göttern das Feld raümen. In einer so verwickelten Mythologie wie die der Mexicaner, war es leicht, eine Verwandtschaft zwischen den Gottheiten von Astlan und denen des Orients aufzufinden. Cortez wußte überdem mit großer Geschicklichkeit eine Volksüberlieferung zu benutzen, der zufolge die Spanier nichts anderes waren, als die Abkömmlinge des Königs Quetzalcohuatl, der aus Mexico nach östlich gelegenen Ländern gezogen war, um dahin Kultur und Gesetze zu verpflanzen. Die Ritualien, welche die Indianer im Anfange der Eroberung in Hieroglyphen verfaßten, beweisen unleügbar, daß sich um diese Zeit das Christenthum mit der mexicanischen Mythologie vermengte; der heilige Geist identifizirte sich mit dem heiligen Adler der Azteken. Die Missionäre duldeten nicht allein, sie begünstigten selbst, bis zu einem gewissen Punkte, diese Vermengung der Begriffe, wodurch der christliche Kultus weit leichter Eingang bei den Indianern fand; sie überredeten sie, daß das Evangelium bereits in sehr alten Zeiten in Amerika gepredigt worden sei; und davon suchten sie die Spuren im aztekischen Ritus, wie in unsern Tagen die Gelehrten,

die mit dem Studium des Sanskrit beschäftigt sind, sich abmühen, eine Ähnlichkeit der griechischen Mythologie mit der an den Ufern des Ganges und des Brahmaputra auszugrübeln.

Diese Umstände erklären es, warum die mexicanischen Indianer, trotz der Halsstarrigkeit, mit der sie an Allem hangen, was ihnen von ihren Vätern überkommen ist, ihre ehemaligen gottesdienstlichen Gebraüche so leicht vergessen haben. Es ist nicht ein Dogma, was einem andern Dogma hat weichen müssen, nur ein Ceremoniell ist es, was einem andern den Platz eingeraümt hat. Die Indianer kennen von der Religion nichts weiter als die aüßeren Formen des Gottesdienstes. Freünde alles Dessen, was sich auf eine Ordnung vorgeschriebener Ceremonien bezieht, finden sie an dem christlichen Kultus viele Freüde. Die Kirchenfeste, die Feüerwerke, die dabei abgebrannt werden, die Prozessionen, von denen Tänze und die barockesten Vermummungen unzertrennlich sind, bilden für das gemeine Volk der Indianer eine ergiebige Quelle von Vergnügungen. Bei diesen Festen zeigt sich der Nationalcharakter in seiner ganzen Individualität. Überall hat der christliche Gottesdienst die Schattirungen der Länder angenommen, wohin er verpflanzt worden. Auf den Philippinen und Mariannen haben die Völker malayischen Stammes ihn mit den ihnen eigenthümlichen Ceremonien vermischt. In der Provinz Pasto auf dem Rücken der Andeskette führen maskirte und mit Schellen behängte Indianer wilde Tänze um den Altar auf, während ein Franziskaner-Mönch die Hostie erhebt.

Unter der Herrschaft ihrer eigenen Souveraine, wie unter der der ersten Eroberer an eine lange Sklaverei gewöhnt, leiden die Indianer geduldig die Quälereien, denen sie, nur zu oft noch, Seitens der Weißen ausgesetzt sind. Dieser setzen sie nichts entgegen als Hinterlist, die sie unter dem trügerischen Schein der Apathie und Stumpfheit zu verschleiern wissen. Weil er sich nur selten an den Spaniern rächen kann, macht der Indianer mit diesen gemeinschaftliche Sache, um seine Mitbrüder zu unterdrücken. Seit Jahrhunderten gedrückt und an einen blinden Gehorsam gewöhnt, hat er den Wunsch, auch selbst zu tyranniſiren. Die indianischen Dörfer stehen unter der Verwaltung von Vorstehern der Kupfer-Rasse; ein indianischer Alcalde übt seine Macht mit um so größerer Härte aus, als er sicher ist, in dem Pfarrer oder dem spanischen Subdelegaten eine Stütze zu finden. Die Unterdrückung hat überall dieselben Wirkungen, überall verderbt sie die Moral.

Da die Indianer fast alle der Klasse der Landbauer und der niedern Stände angehören, so ist es nicht leicht, ihr Geschick für die Künste, die das Leben verschönen, zu beurtheilen. Einbildungskraft besitzt wol kein Mensch weniger, als der Indianer. Wenn er es bis zu einer gewissen Stufe von Kultur gebracht hat, so zeigt er eine große Leichtigkeit beim Lernen, einen offnen Kopf, eine natürliche Logik, und eine eigenthümliche Neigung, die feinsten Unterschiede der zu vergleichenden Gegenstände zu ergrübeln oder zu fassen; er fällt sein Urtheil kalt und mit Ordnung, aber er zeigt niemals jene Beweglichkeit der Imagination, jene Färbung des Gefühls, jene Kunst des Schaffens und der Produktion, welche die Völker des südlichen Eüropa und mehrere

Stämme der afrikanischen Neger charakterisirt. Ich spreche, fügt A. von Humboldt hinzu, diese Meinung nur mit Vorbehalt aus: man muß außerordentlich behutsam sein in dem Urtheil über Das, was man die moralischen oder intellektuellen Anlagen von Völkern zu nennen wagen darf, von denen wir durch die vielfachen Fesseln getrennt sind, die aus der Verschiedenheit der Sprachen, Gewohnheiten und Sitten entspringen.

Die Musik und der Tanz der Indianer leiden unter dem Mangel an Frohsinn, der sie charakterisirt; und dies ist eine Wahrnehmung, die auch in ganz Südamerika gemacht wird. Der Gesang athmet Traurigkeit und Schwermuth. Die Frauen entwickeln mehr Lebhaftigkeit, als die Männer; allein sie theilen das Mißgeschick der Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit, zu der das andere Geschlecht bei allen Völkern verurtheilt ist, die in der Civilisation nur geringe Fortschritte gemacht haben. Die Weiber nehmen am Tanze keinen Antheil; sie wohnen diesem Vergnügen der Männer nur bei, um denselben die von ihnen zubereiteten starken Getränke zu kredenzen.

Die Mexicaner haben einen eigenthümlichen Geschmack für die Malerkunst und die Skulptur in Holz und Stein bewahrt. Man erstaunt, wenn man sieht, was sie mit einem stumpfen Messer aus dem härtesten Holz schnitzen. Sie legen sich besonders auf das Anfertigen von Bildern und Statuen von Heiligen. Sie ahmen seit drei Jahrhunderten knechtisch die Modelle nach, welche die Spanier im Anfange der Eroberung mit sich brachten. Diese Nachahmung hangt sogar mit einem religiösen Prinzip zusammen, das aus sehr alten Zeiten stammt. In Mexico, wie in Hindustan, war es den Glaübigen nicht gestattet, das Mindeste an den Götzenbildern zu ändern. Alles, was zum Ritus der Azteken und der Hindus gehörte, war unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Deshalb beurtheilt man den Zustand der Künste und des National-Geschmacks bei diesen Völkern nicht richtig, wenn man nur die monströsen Figuren betrachtet, unter denen sie ihre Gottheiten darstellten. In Mexico haben die christlichen Bilder zum Theil jene Rohheit der Züge beibehalten, welche die hieroglyphischen Gemälde aus dem Zeitalter Montezuma's charakterisirten. Mehrere indische Knaben, welche in den Schulen der Hauptstadt erzogen, oder auf der Maler-Akademie unterrichtet worden sind, haben sich ohne Zweifel ausgezeichnet, aber weniger durch ihr Genie, als durch ihre Beflissenheit. Ohne jemals von der gebahnten Straße abzuweichen, haben sie viel Geschick für die Ausübung der Nachahmungskünste bewiesen, und sie entwickeln ein noch größeres für die rein mechanischen Künste. Dieses natürliche Geschick wird dereinst sehr wichtig werden, wenn die Manufakturen Aufschwung in einem Lande nehmen, wo Alles von einer aufgeklärten Regierung geschaffen werden muß.

Die mexicanischen Indianer haben denselben Geschmack für die Blumen bewahrt, den Cortez zu seiner Zeit bei ihnen fand. Ein Blumenstrauß war das kostbarste Geschenk, welches man den Gesandten an den Hof des Montezuma überreichte. Dieser Monarch und seine Vorfahren hatten eine große Menge seltener Pflanzen in den Gärten von Istapalapan angebaut. Der berühmte Hand-Baum (Arbol de las manitas), der Cheirostemon, von dem man

lange Zeit nur ein einziges aus hohem Alterthum stammendes Individuum kannte, scheint zu beweisen, daß auch die Könige von Toluca fremde Baüme in diesem Theile von Mexico kultivirten. Cortez rühmt öfters in seinen Briefen an Kaiser Karl V. die Industrie, welche die Mexicaner im Gartenbau entwickelten; und er beklagt sich darüber, daß man ihm nicht den Samen von Zier- und nutzbaren Pflanzen übersende, um den er seine Freünde in Sevilla und Madrid gebeten habe. Die Vorliebe für Blumen deütet ohne Zweifel das Gefühl des Schönen an. Man erstaunt, dieses Gefühl bei einer Nation zu finden, bei der ein blutiger Kultus und die Haüfigkeit der Opfer alles Das erstickt zu haben schienen, was mit der Empfindbarkeit der Seele und der Anmuth der Neigungen zusammenhangt. Auf dem großen Markt zu Mexico verkauft kein Indianer etwas von seinen Produkten, ohne daß er seine Bude mit Blumen geschmückt habe, die alle Tage erneüert werden; der indische Handelsmann sitzt da wie in einer Laub-Verschanzung. Eine viertehalb Fuß hohe Hecke von frischen Gewächsen, besonders von Gräsern mit zarten Blättern, umgiebt, wie eine halbkreisförmige Wand, die ausgestellten Früchte. Der Hintergrund von einfarbigem Grün ist durch Blumen-Guirlanden, welche mit einander parallel sind, eingetheilt. Kleine, zwischen den Festons symmetrisch angebrachte Straüße geben dieser Umzaünung das Ansehen eines mit Blumen bestreüten Teppichs. Der Europäer, der Vergnügen daran findet, die Gewohnheiten der niedrigen Volksklassen zu studiren, muß auch über die Sorgfalt und die Zierlichkeit erstaunen, womit die Eingebornen die Früchte vertheilen, die sie in kleinen, von sehr leichtem Holz gemachten Gehaüsen verkaufen. Breiäpfel (Achras), Mamea, Birnen und Trauben liegen unten, indeß der obere Theil mit wohlriechenden Blumen geschmückt ist. Jeder Indianer hat neben seiner Wohnung ein Gärtchen, in welchem neben den tropischen Früchten die Fülle der Blumen prangt. Vorzüglich schön nehmen sich die Tschinampas oder schwimmenden Gärten aus. Es sind mit Erde belegte Flöße, die theils auf dem See herumschwimmen, theils am Ufer befestigt sind.

Die Wohnungen der Indianer sind einfach und reinlich, aber ihrer Gestalt nach verschieden. In der heißen Region des Küstenlandes sind es eine Art Käfige, aus Bambus oder Baumstämmen und Brettern, hier und da auch aus Luftsteinen errichtet, mit platten Dächern. Wo sie mit Spaniern in Verbindung leben, besonders in der Gegend von Mexico, bauen sie Haüser von Stein, die denen der Spanier sehr ähnlich sind. Einige irdene Krüge und Flaschen, ein Stein zum Bereiten des Maïsbrotes und eine Menge Heiligenbilder machen den Schmuck dieser Wohnungen aus. Statt des Bettes dient ihnen eine auf der Erde liegende Matratze, oder ein hangendes, an der Decke befestigtes Netz. Ihre Dörfer und Weiler liegen meist in den Büschen so versteckt, daß man, ohne sie zu bemerken, nahe an denselben vorüberreisen kann.

Mexico ist das Land der Contraste. Nirgends vielleicht giebt es eine fürchterlichere Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter, der Gesittung, der Kultur des Bodens und der Bevölkerung. Im Innern des Tafellandes giebt es vier Städte, die nur eine oder zwei Tagereisen von einander entfernt sind,

und die 35, 67, 70 und 135tausend Einwohner enthalten. Das mittlere Plateau von la Puebla bis Mexico, und von da bis Salamanca und Zalaya ist mit Dörfern und Weilern eben so dicht besetzt, als die angebautesten Landstriche der Lombardei. Im Osten und Westen dieses schmalen Strichs erstrecken sich unangebaute Gegenden, in denen die Bevölkerung kaum zehn oder zwölf Menschen auf der Quadratmeile beträgt. Die Hauptstadt und mehrere andere Städte haben gelehrte Anstalten, welche man mit den eüropäischen vergleichen kann. Die Architektur der öffentlichen und Privat-Gebaüde, die Eleganz des Hausgeräths, die Equipagen, der Luxus in der weiblichen Kleidung, der gesellschaftliche Ton, Alles verräth eine Verfeinerung, die gegen die Nacktheit, Unwissenheit und Rohheit des gemeinen Mannes gewaltig absticht. Und diese ungeheüere Ungleichheit der Glücksgüter findet sich nicht blos bei den Weißen, man nimmt sie auch ebenso unter den Indianern wahr.

Die mexicanischen Indianer bieten, in der Masse betrachtet, das Bild eines großen Elends dar. Auf die minder fruchtbaren Ländereien verbannt, träge von Natur, aber noch mehr in Folge ihres früheren politischen Zustandes, lebt der Eingeborne nur von einem Tage zum andern. Fast umsonst würde man bei ihnen Familien suchen, die sich eines gewissen mittlern Zustandes der Glücksgüter erfreüten. Statt einer glücklichen Behaglichkeit, die allgemein wäre, giebt es einige Familien, deren riesenförmiges Vermögen um so auffallender ist, je weniger man es in der untersten Volksklasse vermuthet. In Oaxaca und Valladolid, im Thal von Toluca, und besonders in den Umgebungen der großen Stadt la Puebla de los Angeles, leben einige Indianer, die unter dem Deckmantel des Elends große Reichthümer verbergen. In der kleinen Stadt Cholula hinterließ eine alte Indianerin ihren Kindern Maguey-Pflanzungen zum Werth von fast 100,000 Thalern. Diese Pflanzungen sind die Weingärten und der ganze Reichthum des Landes. Die dortigen Indianer zeichnen sich durch große Mäßigkeit, durch sanfte und friedsame Sitten aus. Diese Sitten der Cholulaner stechen gar auffallend gegen die ihrer Nachbarn in Tlascala ab, von denen ein großer Theil behauptet vom höchsten Adel abzustammen, und die ihr Elend durch ihre Liebe für Rechtsstreitigkeiten und einen unruhigen und streitsüchtigen Sinn vermehren. Es giebt in Cholula, in Guaxocingo, und besonders im Dorfe de los Reyes, Indianer-Familien, die ein Vermögen von 200 bis 250 tausend Thalern besitzen. Sie stehen bei ihren Landsleüten in großer Achtung; allein ihre Mitglieder gehen nichts desto weniger barfuß und tragen sich, mit der mexicanischen Tunica von grobem, braunschwarzem Zeüge bekleidet, nicht anders als der ärmste, gemeinste Indianer. In den größern Städten jedoch, nicht allein in Mexico, sondern auch in Puebla, Jalapa u. s. w., ist die Bekleidung schon vollständiger; der breitgekrämpte Hut des Mannes und die verhüllende Kopfbedeckung der Frauen (siehe die Abbildungen) sind gewiß den Spaniern nachgeahmt.

Die neüe Ordnung der Dinge, welche durch den Abfall der spanischen Kolonien vom Mutterlande herbeigeführt worden ist, hat zwar den Zustand der Indianer zum Guten verändert; denn sie waren es, welche zum Umsturz der spanischen Regierung wesentlich beitrugen; und sie, die unter der spanischen

INDIANER VON PUEBLA.

und die 60, 80, 100 und mehr Meilen entfernten Plätze. Das mittlere Plateau von Jalapa ist mit Dörfern und Städten, die in angenehmen Landstriche sich erstrecken sich zwölf Meilen andere Städte vergleichen kann. Hausgesellschaftlichen Stellung, der gesellschaftlichen Rohheit, Unwissenheit und Blöße. Und diese ungeheuren Weißen, man betrachtet, das Bild einer Kasten verbannt, träge politischen Zustandes, lebt fast umsonst würde man Zustandes der Glückseligkeit, die allgemein wäre, giebt um so auffallender ist, je Volksklasse vermathet. In Oaxaca und und besonders in den Umgebungen der großen Indianer, die unter dem Glücke große Reichthümer verbergen. In der kleinen Stadt eine alte Indianerin ihren Kindern Maguey-Pflanzungen Thalern. Diese Pflanzungen sind die Weingärten und der ganze Reichthum des Landes. Die dortigen Indianer zeichnen sich durch große Mäßigkeit, durch sanfte und friedsame Sitten aus. Diese Sitten der Cholulaner stechen gar auffallend gegen die ihrer Nachbarn in Tlascala ab, von denen ein großer Theil behauptet vom höchsten Adel abzustammen, und die ihr Elend durch ihre Liebe für Rechtsstreitigkeiten und einen unruhigen und streitsüchtigen Sinn vermehren. Es giebt in Cholula, in Guaxocingo, und besonders im Orte de los Reyes, Indianer-Familien, die ein Vermögen von 200 bis 300 tausend Thalern besitzen. Sie stehen bei ihren Landsleuten in großer Achtung. Viele ihre Mitglieder gehen nichts desto weniger barfuß und tragen statt der spanischen Tunica von grobem, braunschwarzem Zeuge bekleidet, nicht anders als der ärmste, gemeinste Indianer. In den größern Städten jedoch, nicht allein in Mexico, sondern auch in Puebla, Jalapa u. s. w., ist die Bekleidung schon vollständiger, der breitgekrämpte Hut des Mannes und die verhüllende Kopfbedeckung der Frauen (siehe die Abbildungen) sind gewiß den Spaniern nachgeahmt.

Die neue Ordnung der Dinge, welche durch den Abfall der spanischen Kolonien vom Mutterlande herbeigeführt worden ist, hat zwar den Zustand der Indianer zum Guten verändert; denn sie waren es, welche zum Umsturz der spanischen Regierung wesentlich beitrugen; und sie, die unter der spanischen

INDIANER VON PUEBLA.

INDIANERIN VON PUEBLA.

INDIANERIN VON PUEBLA.

Herrschaft den größten Einschränkungen unterworfen waren und oft mit der grausamsten Härte behandelt wurden, sind durch die Verfassungen der neüen republikanischen Staaten zwar Staatsbürger geworden; allein alles doch nur dem Namen nach, und ihr sittlicher geistiger Zustand ist noch derselbe, der er unter der Verwaltung der spanischen Vicekönige war, deren Politik, wenn auch auf dem Papier abgeschafft, noch immer in Beziehung auf den Druck, den der Indianer von den weißen Herren und Gewalthabern zu erdulden hat, fortdauernd ist.

Am Schluß dieser Nachweisungen wollen wir noch einen Blick werfen auf die Überbleibsel der Kunst und früheren Kultur nordamerikanischer Urvölker. Es gehören in Mexico dahin: die Trümmer des Palastes der ehemaligen Kaziken von Tescuco, welche Stadt ehemals der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften Mexico's war. Dieser Palast war ein Viereck von 12,000 Fuß, aus fünf Fuß langen und halb so dicken, trefflich behauenen und polirten Basaltstücken, auf Terrassen errichtet, die mit einem herrlichen Cement bedeckt waren und zu denen man auf Stufen hinaufstieg. Eine halbe Meile von Tescuco liegt das Bad des Montezuma, ein schönes Bassin von zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite, in dessen Mitte eine vier Fuß tiefe Quelle das Bassin mit Wasser füllt. Auf dem Vorsprunge desselben erhebt sich ein thronartiger Sitz, von wo aus man eine der prachtvollsten Aussichten ins Thal von Mexico genießt, welches schon Cortez mit den glühendsten Farben beschrieb. Nicht minder verdienen bemerkt zu werden die Ruinen des Palastes von Mittla, der, wie man glaubt, über den Gräbern der königlichen Familie erbaut war und worin sechs Porphyrsaülen, die mitten in einem großen Sale zur Stütze der Decke sich befinden, am merkwürdigsten sind. Die Gemälde stellen, wie auf den ägyptischen Monumenten und denen von Persepolis, Opferscenen, Kriegsaufzüge u. d. m. dar. Ganz besonders ist aber der Teocalis oder Stufenpyramiden Erwähnung zu thun, welche nicht sowol an Ägyptens Pyramiden, als vielmehr an die Tempel des Belus in Babylonien erinnern. Sie waren auch Mausoleen, wie die ägyptischen, aber gleich dem Tempel des Belus endigten sie mit einer Plattform, auf welcher Tempel und Altäre standen und wo die Opfer und heiligen Ceremonien verrichtet und die Erscheinungen am Himmel, wie auf Sternwarten, beobachtet wurden. Die größte und berühmteste aller noch in Mexico vorhandenen Pyramiden ist die Pyramide von Cholula, aus ungebrannten Ziegeln, deren Schichten mit Thonlagen abwechseln, erbaut, und aus vier gleich hohen Absätzen bestehend. Auf die Plattform dieses Monuments, welche über 245,000 Quadratfuß enthält, führen 120 Stufen und die senkrechte Höhe desselben beträgt 144 Fuß, jede Seite der Grundfläche aber 1400 Fuß. Auf ihrem Gipfel hatte diese Pyramide einen, dem Gott der Luft, Quetzalcohuatl, gewidmeten Altar, welcher zwanzig Jahre in Cholula weilte, wo er Metalle schmelzen lehrte, Gottesdienst und Gebraüche ordnete und zum Frieden ermahnte, und zuletzt an der Mündung des Hoasacualco verschwand. Nach einer andern Sage war die Pyramide ursprünglich zum Gedächtniß an eine große Fluth errichtet und spä-

ter erst dem Quetzalcohuatl geweiht. Außer dieser großen Pyramide findet man noch mehrere Teocali=Reste, so die Pyramide von Papantla, die sieben Stockwerke über einander hatte und spitzer, als die übrigen Teocalis ist. Noch verdient das berühmte Kriegs=Denkmal von Xochilcalto (Haus der Blumen) der Erwähnung, welches an der Heerstraße von Mexico nach Acapulco liegt. Dieser Hügel hat 544 Fuß Höhe und besteht aus einer Felsenmasse, der man eine regelmäßige konische Gestalt gegeben hat. Der Hügel hat fünf mit Mauern besetzte Terrassen, jede von ungefähr 64 Fuß Höhe. In der Mitte finden sich die Reste eines Teocali. Die Verschanzungen, die Brustwehr, die große Anzahl von Gemächern, welche auf der Nordseite eingehauen sind, lassen eine militairische Bestimmung dieses Monuments vermuthen.

Die Überreste der Bau= und Skulptur=Denkmäler in Centroamerika und dem nahe gelegenen mexicanischen Staate von Merida haben einen eigenen Charakter, der sie von der aztekischen Bildhauerei in Styl und richtigem Verhältniß der menschlichen Gestalt wesentlich unterscheidet. In den Ruinen der alten Ciudad del Palenque oder Cohuacam im Staate von Chiapa sieht man ein Basrelief, auf welchem ein Kind einem Kreüze geweiht wird; die sonderbaren Köpfe mit großer Nase und zurückgeworfener Stirn, die Fußbekleidung nach römischer Art, in auffallender Ähnlichkeit mit indischen Gottheiten, welche mit untergeschlagenen Beinen sitzen, und die etwas steifen, aber in richtigen Verhältnissen gezeichneten Figuren müssen Jedem, der sich mit der Urgeschichte der Menschheit beschäftigt, ein lebhaftes Interesse einflößen. Es gehören ferner zu diesen centroamerikanischen Monumenten die Ruinen eines mit Bildsaülen gezierten Tempels von Copan und die mit Saülen gezierte Höhle von Tibulca im Staate von Honduras; sodann die Ruinen der Insel Peten, die, mitten in dem See von Itza gelegen, ein alter Wohnsitz der sehr gebildeten Nation Itzair war. Die Ruinen der Stadt Utatlan, gegenwärtig Santa Cruz del Quiche genannt, bezeügen die wunderbare Größe der guatemalischen Bauwerke, die man nur mit denen von Mexico und Cuzco in Peru vergleichen kann. Der eine Palast der Könige von Quiche war 728 Schritt breit. Quiche war ein Land, von einer Nation bewohnt, die ihre eigene Sprache hatte, die Quiche oder Kiche, die sich über Verapaz und benachbarte Gegenden verbreitete. Noch sind unter den centroamerikanischen Ruinen die der Festungen von Tepanguatemala, von Mixco, Parapquin, Socoloo, Uspantlan, Chalchitan u. s. w. zu erwähnen.

Aber auch unter nordamerikanischen Völkern, die, so weit unsere Kenntniß reicht, niemals aus dem Zustande des wilden Wander= und Jägerlebens herausgetreten sind, finden sich Überreste wenn auch nicht von Kunst=, doch von Bauwerken, wie sie von diesen Völkern, solange man sie kennt, niemals errichtet worden sind. Es gehören dahin die Tumili, Befestigungen und anderen Überbleibsel zu beiden Seiten des Missisippi, deren Ursprung den Indianern, welche im 17ten Jahrhundert die einzigen Bewohner waren, und es theilweis noch sind, unbekannt ist. Wir wissen auch nicht, wie weit sich diese Monumente erstrecken, oder wie sie sich ihrer Eigenthümlichkeit, Ausdehnung und Zahl nach in den verschiedenen Gegenden des Landes unterscheiden; und nur Das

INDIANERIN VON JALAPA

und

Pyramide findet man
die sieben Stockwerke
ist. Noch verdient das
Blumen) der Erwähnung,
liegt. Dieser Hügel hat
der man eine regelmäßige
mit Mauern besetzte Ter-
Mitte finden sich die Reste
die große Anzahl von Ge-
lassen eine militairische Be-

Baumeister in Centroamerika und
Merida haben einen eigenen Cha-
in Styl und richtigem Verhält-
unterscheidet. In den Ruinen der alten
Staate von Chiapa sieht man ein
Kreuze geweiht wird; die sonderbaren
niedergedrückter Stirn, die Fußbekleidung nach
Aehnlichkeit mit indischen Gottheiten, welche mit
und die etwas steifen, aber in richtigen Ver-
Jedem, der sich mit der Urgeschichte der
Interesse einflößen. Es gehören ferner zu
den centroamerikanischen Monumenten die Ruinen eines mit Bildsaülen gezier-
ten Tempels von Copan und die mit Saülen gezierte Höhle von Tibulca im
Staate von Honduras; sodann die Ruinen der Insel Peten, die, mitten in dem
See von Itza gelegen, ein alter Wohnsitz der sehr gebildeten Nation Itzair
war. Die Ruinen der Stadt Utatlan, gegenwärtig Santa Cruz del Quiche
genannt, bezeugen die wunderbare Größe der guatemalischen Bauwerke, die man
nur mit denen von Mexico und Cuzco in Peru vergleichen kann. Der eine
Palast der Könige von Quiche war 728 Schritt breit. Quiche war ein Land,
von einer Nation bewohnt, die ihre eigene Sprache hatte, die Quiche oder Kiche,
die sich über Verapaz und benachbarte Gegenden verbreitete. Noch sind unter
den centroamerikanischen Ruinen die der Festungen von Tepanguatemala, von
Mixco, Tecpanzuta, Cocoloo, Uspantlan, Chalchitan u. s. w. zu erwähnen.

Von den nordamerikanischen Völkern, die, so weit unsere Kennt-
niß reicht, niemals aus dem Zustande des wilden Wander- und Jägerlebens
herausgetreten sind, finden sich Überreste wenn auch nicht von Kunst-, doch von
Bauwerken, wie sie von diesen Völkern, solange man sie kennt, niemals errich-
tet worden sind. Es gehören dahin die Tumili, Befestigungen und anderen
Überbleibsel zu beiden Seiten des Mississippi, deren Ursprung den Indianern,
welche im 17ten Jahrhundert die einzigen Bewohner waren, und es theilweis
noch sind, unbekannt ist. Wir wissen auch nicht, wie weit sich diese Monu-
mente erstrecken, oder wie sie sich ihrer Eigenthümlichkeit, Ausdehnung und Zahl
nach in den verschiedenen Gegenden des Landes unterscheiden; und nur Das

INDIANERIN VON JALAPA.

scheint festzustehen, daß sie in der Nähe des Mississippi und im Thale des Ohio am meisten gefunden werden und daselbst am bedeütendsten sind. Einige haben eine große Familien-Ähnlichkeit mit den mexicanischen Pyramiden, während andere auf ihre Bestimmung als Befestigungen hindeüten, die aber ihrem Wesen nach ganz verschieden sind von denen, welche die Wilden Nordamerika's errichteten, indem diese sich überall auf der Ostseite des Mississippi mit kleinen Pfahlwerken begnügten. Die einzige Vermuthung, welche man über den Ursprung dieser Bauten haben kann, ist die, daß sie von einem aus westlichen Ländern eingewanderten Volke errichtet wurden, während eine andere Meinung, welche diese Werke Europäern vorkolumbischer Zeitalter zuschreibt, als durchaus unwahrscheinlich zurückgewiesen werden muß.

Indianer Süd-Amerika's.

Von den eingebornen Völkern Südamerika's läßt sich eigentlich nicht sagen, daß auch sie, wie die nordamerikanischen Indianer, kupferroth seien: sie haben vielmehr bald eine braun-olivenfarbige, bald eine gelbe Haut, zwei Haupttinten, die in den manchfaltigsten Schattirungen in einander übergehen und nur hin und wieder ins Kupferroth spielen; die gelbe Hautfarbe waltet indessen unter den östlichen Völkern, die braune unter den westlichen und denen der Mitte des Erdtheils vor.

Nach den Untersuchungen von Alcide d'Orbigny, dessen großes Werk über die Ethnographie von Südamerika hier in wörtlichem Auszuge benutzt wird, spalten sich die Indianer von Südamerika in drei große Klassen, davon die erste Klasse die Bewohner der Andeskette, oder die Ando-Peruaner, die zweite die Bewohner der großen Ebenen auf der Ostseite der Cordilleren, oder die Pampaner, und die dritte Klasse die eingeborne Bevölkerung von Brasilien, der Guiana und Venezuela, oder den Guarani-Caribischen Volksstamm enthält. Eine jede der beiden ersten dieser Klassen zerlegt d'Orbigny in mehrere Zweige, davon ein jeder aus einer gewissen Anzahl von Nationen zusammengesetzt ist, die sich durch ihre Sprachen unterscheiden. Die Zweige der ersten oder Ando-Peruanischen Klasse bilden die Peruaner, die Antisaner und Araucaner, denen noch die von d'Orbigny unerwähnt gelassenen Indianer von Cundinamarca, der heütigen Republik Neü-Granada, zugetheilt werden müssen. Die zweite Klasse besteht aus drei Zweigen: dem der eigentlichen Pampaner, so genannt nach den großen Pampas oder Ebenen, die sich vom Feüerlande bis ins Innere des Stromgebiets des La Plata erstrecken; sodann aus dem Chiquitos-Zweige und dem der Moxos. Diese Eintheilung der Urbevölkerung Südamerika's stützt sich hinsichts der Klassen oder Gruppen auf die allgemeine Identität der physischen Unterscheidungsmerkmale der zu einer jeden Gruppe gehörigen Völker, und bei den Zweigen auf die nähere Verwandtschaft sowol der physischen als morali-

schen Eigenschaften der einem jeden Zweige zugezählten Nationen, die in Absicht auf Sprache von einander verschieden sind.

Bei Ankunft der Europäer hatte eine einzige Nation, die der Guaranis, welche in zahlreiche, einander feindlich gegenüberstehende Stämme gespalten war, fast das ganze Gestadeland des Atlantischen Oceans inne, und zwar vom 32° südlicher Breite bis zu den Antillen, wo sie vom Äquator an, unter dem Namen der Cariben, einen Theil der ursprünglichen Bewohner unterjocht hatte, und sich bis an den Fuß der Andeskette von Cundinamarca und Peru erstreckte, hier an eine große Menge kleiner, verschiedener Nationen gränzend. Auf dem Scheitel der Andes, auf ihren Abhängen und am Gestade des Großen Oceans hatten zwei Monarchien, eine kleine, die des Zake, oder der Muïscas in Cundinamarca, und eine große, mächtige, die der Incas oder Quitschuas in Peru, alle Gebirgsvölker von Chili an bis an das Caribische oder Antillen-Meer unterworfen, ohne daß ihre Beherrscher und deren Unterthanen jemals in die östlichen Ebenen herabgestiegen oder im Stande gewesen wären, die kriegerischen Araucaner zu unterjochen, die am Südende des Inca-Reichs frei und unabhangig blieben, eben so die Fischerei treibenden Feüerländer. Zwischen den wilden Guaranis und diesen beiden geregelten Staaten mit halbgesitteter Bevölkerung hatten im Schooß der Ebenen, zuerst im Süden, die Patagonier, die Pueltschen, die Tscharruas, die Mbocobis einen großen Theil dieser einförmigen wagerechten Flächen inne, während weiter gegen Norden die Bevölkerung sowol der bewaldeten Hügel von Chiquitos als die der Ebenen von Moxos, welche einen großen Theil des Jahrs unter Wasser stehen, in eine Anzahl kleiner Volksstämme gespalten war, deren jeder sein eigenes Idiom sprach. Aber da, wo diese Ebenen mit dem Gebirge, am östlichen Abhange der Andes gränzen, saßen noch kleinere Nationen, eine jede in ihrer Thalschlucht, am Ufer ihres Flusses, von einander, wie von allen übrigen Völkern abgesondert, und getrennt durch undurchdringliche Wälder oder fast unersteigliche Gebirgswände.

Betrachtet man die Veränderungen, welche seit der Entdeckung der Neüen Welt bei den südamerikanischen Völkern Statt gefunden haben, so ergiebt sich, daß die Cariben der Antillen von den Spaniern bald ausgerottet, und die Guaranis in Brasilien von den Portugiesen zum Theil erschlagen, oder als Sklaven verkauft, oder unterworfen wurden; viele Stämme aber stürzten sich auf der Flucht vor den Eroberern ins Dickicht der Urwälder, andere ließen sich bei der Unterwerfung unters fremde Joch in Dörfern nieder; dennoch blieb die Nation auf ihrem ursprünglichen Grund und Boden, und man findet heüt' zu Tage überall Guaranis, mindestens ihre Sprache, die in ganz Brasilien gesprochen wird. Von den Spaniern unterjocht wurden andere Guaranis in den Missionen von Paraguay vereinigt, wo sie noch heüte in ihrem Geburtslande leben. Unter den Ando-Peruanischen Nationen haben die Muyscas, die Quitschuas und Aïmaras, die der spanischen Herrschaft unterworfen und nominell zum Christenthum bekehrt wurden, ihre Wohnsitze nicht verändert; dagegen haben sich die stolzen Araucaner von den spanischen Ansiedlungen entfernt und sind, um ihre Unabhangigkeit zu behaupten, weiter nach Süden und über die Andeskette in die

Pampas gezogen, während die Feüerländer auf ihren naſſen, von Stürmen gepeitſchten Felſen und die Patagonier auf ihren öden, unfruchtbaren Ebenen geblieben ſind. Die Pueltſchen haben die Ufer des La Plata-Stroms verlaſſen, um in den ſüdlichen Pampas umherzuſchweifen; die Tſcharruas ſind aus ihrer Heimath vertrieben worden, aus der Provinz Entre-Rios und der Banda Oriental, in deren nördlichſten Gegenden ſie nur noch gefunden werden; die Mbocobis und Lenguas dagegen haben ihre urſprüngliche Heimath nicht verändert: die Nationen der beiden Pampa-Zweige von Chiquitos und Moxos ſind zum Chriſtenthum bekehrt worden auf dem Boden ſelbſt, wo ſie von den erſten Eüropäern vorgefunden wurden. Auch bei den Antiſanern hat keine, oder doch nur eine geringe Veränderung des Wohnorts Statt gefunden; einige ihrer Nationen ſind Chriſten geworden, andere Heiden und Wilde geblieben.

Es ſind daher in den Wohnſitzen der ſüdamerikaniſchen Indianer nur unbedeütende Veränderungen eingetreten; und es findet ſich, mit Ausnahme der großen Städte, wo ſich die Nationen gegenſeitig verſchmelzen, wenn die Unabhangigkeit ihres Charakters ſie nicht zur Auswanderung veranlaßt, in Südamerika auch heüte noch ſehr nahe dieſelbe geographiſche Vertheilung ſeiner Völker, wie in den Tagen der Eroberung.

Wir beginnen unſere Nachweiſung der ſüdamerikaniſchen Indianer mit der Gruppe der Ando-Peruaner, und zwar mit dem nördlichſten Zweige derſelben, um in der Richtung von Norden nach Süden fortzuſchreiten.

Cundinamarcaner.

In dem erhabenen Plateau von los Paſtos, das bei einer Höhe von zehntauſend Fuß noch bewohnt iſt, hört die, auf einer Strecke von 350 d. Meilen von Süden her herrſchende Spaltung der Andes in zwei neben einander parallel laufende Ketten auf, eben ſo der Name Andes. Dort entſteht in der Richtung nach Norden in der Oberflächengeſtaltung ein neües Verhältniß, eine dreifache Gabelung der Gebirgskette, die nicht wieder in Knoten vereinigt wird; es entſpringen auf ihr die Quellen des Magdalenen- und des Cauca-Fluſſes, die nordwärts zum Antillen-Meer ſtrömen; die drei neüen Ketten begleiten den Lauf derſelben: die öſtliche auf der rechten Seite des Magdalenen-Stroms iſt die Kette von Suma-Paz mit dem Plateau von Santa Fe de Bogota; die mittlere, die Kette von Quindiu, trennt das Flußgebiet des Magdalenen- von dem des Cauca-Fluſſes; die weſtliche, oder die Kette von Choco, zwiſchen dem Cauca und der Küſte des Großen Oceans, iſt als eigentliche Fortſetzung der Andes anzuſehen, indem ſie die frühere Richtung unverändert beibehält und längs der Küſte nach der Landenge von Darien und Panama ſtreicht.

Dieſes ſo von drei Gebirgsketten durchzogene Land, welches ſich nordwärts bis an die Küſte des Antillen- oder Caribiſchen Meeres erſtreckt, hieß

bei Ankunft der Europäer allgemein Cundinamarca. Die Spanier nannten es aber bald Neü-Granada, weil seine Naturbeschaffenheit sie lebhaft an die südlichste Provinz ihres Mutterlandes erinnerte, wo ebenfals ein hohes Gebirge, die Sierra nevada, sich bis in die Region des niemals schmelzenden Schnees erhebt. Der Name Cundinamarca ist indeß niemals ganz erloschen und in neüerer Zeit wieder in sein altes Recht eingesetzt, indem er einer Abtheilung der heütigen Republik Neü-Granada, die Provinzen Bogota, Antioquia, Mariquita und Neyva enthaltend, beigelegt worden ist.

Cundinamarca fanden die spanischen Eroberer von Völkerschaften bewohnt, die klein und untersetzt von Statur waren und auf den Gebirgen eine kupferrothe, in den Ebenen eine braune, olivenartige Hautfarbe hatten; ihre Stirn war wenig erhoben, oder zurücktretend, das Auge wagerecht, und in seinem aüßern Winkel niemals verengt, dabei ohne allen Ausdruck, die Backenknochen waren vorstehend und die Lippen dick; sie hatten keinen Bart, außer im höhern Alter. Und so zeigen sich ihre Nachkommen, die heütigen Indianer von Neü-Granada, noch gegenwärtig. Das herrschende Volk in Cundinamarca waren die Muïscas, die ein großes Reich, das Reich des Zake (Zaque) gestiftet hatten, dem alle übrigen Völker von los Pastos bis Panama und dem Meerbusen von Maracaïbo unterworfen waren. Nicht wie in Mexico, wo kleine, der Tyrannei müde Völkerschaften sich republikanische Verfassungen gegeben hatten, die nur auf dem Boden einer alten Civilisation entstehen können, hatte das Reich des Zake, wie das der Incas, die sonderbaren Formen theokratischer Regierungsweise. Der erste weltliche Fürst der Muïscas hieß Huncahua, der Weise: er gründete die jetzige Stadt Tunja, die nach ihm den Namen Hunca erhielt. Die ersten spanischen Ankömmlinge nannten sie Tunca. Huncahua unterwarf sich das Land von den Gebirgen von Opon bis zu den Grassteppen von San Juan de los Llanos. Sein Volk, die Muïscas, zeichnete sich vor allen andern Nachbarvölkern, die dem Reiche angehörten, durch Kultur aus, was auch noch heüte der Fall ist unter den vielen indianischen Nationen Neü-Granada's, die sich durch Sprache, ein seßhaftes, ein Nomaden- oder Jäger- und Fischerleben unterscheiden. Die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Republik besteht aus Indianern, welche theils civilisirt, zum Christenthum bekehrt und in Missionen vereinigt sind, theils in völliger Unabhangigkeit und Wildheit die Urwaldungen durchirren, in welche nur mittelst der vielen Flüsse der Zugang möglich ist. Man rechnet, daß mindestens ein Drittheil der Volksmenge von Neü-Granada aus Indianern reinen Bluts und über die Hälfte aus Mestizen, oder Abkömmlingen von Weißen und Indianern, besteht. Schwierig ist es, die Zahl der verschiedenen Nationen, welche zu dem rein geographisch genommenen Stamme der Cundinamarcaner zu rechnen sind, anzugeben. Von folgenden möchte es mit Sicherheit anzunehmen sein:

1. Die Muïscas, Muyscas oder Mozcas, der Überrest des einst großen Zake-Reichs, in dem Departement von Cundinamarca, wie auf dem größten Theil der östlichen Cordilleren und den benachbarten Thallandschaften des Magdalenen-Stroms. Sie sind seßhafte Ackerbauer oder Hirten und zeichnen

sich vor allen übrigen Indianer-Völkern Neü-Granadas durch verhältnißmäßig höhere Gesittung aus. Die Muïsca-Sprache, einst die Landessprache von ganz Cundinamarca, und ursprünglich die Sprache der Tschibtschas (Chibchas) heißend, ist zum größten Theil ausgestorben, und wird, statt der spanischen, die an ihre Stelle getreten ist, nur noch selten in entlegenen Ortschaften schwer zugänglicher Gebirgsschluchten gehört. Verschieden von diesen Muïscas sind

2. Die Pantsches, ein rohes Volk, das die Wohnländer jener umgiebt und bei dem sich die Gewohnheit wiederholt, die Köpfe der Kinder zusammenzupressen. In dem Gestadelande des Antillen-Meers trifft man zwischen Rio Hacha und dem Busen von Maracaïbo:

3. Die Goahiros, Guagiros, Goajiros, Guajires und 4. die Cocinas, diese östlicher, als jene, und in einer Art von Abhangigkeit von jenen. Die Goahiros, mit ganz schwarzer Hautfarbe und ganz schlichtem Haar, sind ein ganz rohes und wildes und sehr kriegerisches Reitervolk, noch von alter Zeit her wegen einer von einem Missionär erlittenen Beleidigung unversöhnliche Feinde dieser, und der Spanier überhaupt. Zwar ist es nicht bekannt, welche Sprache die Goahiros reden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist es eine besondere, und die der Cocinas muthmaßlich ein Dialekt derselben. Außer ihrer Muttersprache haben sie aber auch, in Folge ihres vielfachen Verkehrs mit Jamaica, die englische Sprache erlernt. Diese Indianer haben ihre Unabhangigkeit behauptet, und es ist weder der altspanischen Regierung, noch ihrer Nachfolgerin, der republikanischen, gelungen, sie zu unterwerfen. Sie werden als Anthropophagen geschildert.

Was von dem allmäligen Erlöschen der Muïsca-Sprache gesagt worden ist, gilt in noch höherem Grade von den Sprachen, welche in den westlichen Gegenden von Neü-Granada, in Popayan und bis Darien hin, gangbar gewesen sind, wo vor Alters zwei und fünfzig verschiedene Nationen bekannt waren, von denen die südlichen, auch einige östliche und nördliche durch die Gewalt der Waffen, die übrigen durch die Missionäre unterworfen wurden. Die bekannten Missionen waren unter

5. Den Andakies; 6. den Citaras; 7. den Tschocos in der Provinz dieses Namens (Choco); 8. den Guanacas; 9. den Neyvas in der Provinz dieses Namens; 10. den Cacanucas; 11. den Quaquas; 12. den Paes und 13. den Timanaes; von denen die drei zuletzt genannten Namen an die Namen von Völkern erinnern, die am Orinoco wohnen, und dem großen Stamm der Guarani-Cariben angehören; daher auch jene drei, hier zu den Cundinamarcanern gezählten Völker möglicher Weise einen Bestandtheil dieses Stamms bilden können, was mit größerer Bestimmtheit von — 14. den Urabas oder Idibas, den Bewohnern von Darien, und von — 15. den Huaïmies oder Guaïmies, welche die Provinz Veragua des Departements Istmo bewohnen, behauptet worden ist, indem man die Sprachen dieser beiden Volksstämme für Dialekte des Caribischen erklärt hat, was jedoch bei der großen Unbekanntschaft mit diesen Sprachen von anderer Seite in Zweifel gezogen worden ist.

In Neü-Granada unterscheidet man die Indianer in civilisirte (Indios ra-

cionales oder civilizados) und in wilde (Indios bravos, irracionales, salvages). Alle Gebirgs-Indianer, mit Ausnahme derer, welche die Sierra de Santa-Marta und einige Gegenden der Quindiu-Kette bewohnen, gehören mit einem kleinen Theil der Ebenen-Indianer in die erste Klasse; alle übrigen aber in die zweite Kategorie. Jene zeichnen sich durch ihre Thätigkeit und Arbeitsamkeit, so wie durch ihre körperliche Ausdauer aus, vermöge deren sie allen Einflüssen von Wind und Wetter widerstehen können: und der Weiße schätzt sie überdem noch bei Arbeiten, welche einen großen Aufwand von Geduld erfordern, so wie ihres Gehorsams und ihrer Folgsamkeit halber. Ein gemäßigtes Klima, das Jahr aus Jahr ein dasselbe bleibt, flößt milde, friedfertige Sitten ein: überdem haben drei Jahrhunderte des Friedens, der Überfluß an Nahrungsmiteln, den ein leichter Ackerbau gewährt, der noch dazu geliebt wi d, und die innere Ruhe, welche von keinem Feinde gestört worden ist, bei den Indianern jenen sanften und gelehrigen Charakter aufrecht erhalten, der sie schon zur Zeit der Eroberung auszeichnete, weil auf dem Rücken der Andeskette das Königthum überall herrschte, und man von Mexico, ohne den Scheitel der Cordilleren zu verlassen, von Monarchie zu Monarchie bis Peru reis'te.

Auf den erhabensten Gipfeln der Cordilleren sieht man Indianer ihre Viehheerden weiden ohne andere Bekleidung als ein Hemd und ein baumwollenes Beinkleid. Diese Indianer genießen fast niemals des Anblicks der Sonne und ihres wärmenden Scheins. Stets von Wolken und Nebeln umhüllt, die eisig kalt sind von der, von den Schneebergen herabströmenden Luft, fast nackt, aber gewöhnt an dieses klägliche Leben, bringen sie ihre Tage hin, ohne daß die übrige Welt sich um sie kümmert, von deren Existenz auch sie selbst keine Kunde haben. Glücklich in einer Freiheit, die Niemand beneidet, irren sie in den Steppen der Paramos umher, ohne daran zu denken, daß das Weltall zu ihren Füßen liegt; für sie beginnt es mit der Region der Kryptogamen und endigt mit der des ewigen Schnees. Eigenthümlich ist die Existenz eines Hirten-Volks in einer Höhe von oft 12,000 Fuß über dem Meere, das Weideflächen hat, eben so fruchtbar als die des südlichen Rußlands, und das in Steppen lebt, die eben so hoch sind, als der Pik von Tenerife.

Aus diesen öden Regionen, wo der Pflanzenwuchs erstirbt, steigt man in diejenigen hinab, wo er wieder erwacht und die Natur ihre Kräfte übt. Hier findet man ein anderes Indianer-Volk: es treibt Ackerbau und seine Felder sind mit Ärnten bedeckt, zu denen Europa die Saat geliefert hat. Der Indianer liebt es nicht, in großer Gesellschaft zu leben, er ist schwermüthig und hat selten einen Nachbar, der seine Ruhe stört. Großer Lärm in seinen Vergnügungen ist ihm verhaßt, obwol Musik und Tanz bei ihm beliebt sind, aber er tanzt nur langsam und gemessen nach den traurigen und schmachtenden Tönen eines ausgehöhlten Rohrs, und er hört mit Vergnügen einem seiner Barden zu, indem er in Kadenzen ein mit Maïskörnern gefülltes Bambusrohr schlägt oder mit einem Stock auf einem Maulthierskinnbacken geigenartig krazt, die einzigen — musikalischen Instrumente, die der Gebirgs-Indianer besitzt. Sein Geschmack und seine Ergötzungen sind eben so still und ruhig, als die Luft, die er einathmet.

Steigt man von jenen Höhen noch weiter hinab in die Tiefe, so verändert sich der Anblick der Natur, und damit auch der Mensch. An den Ufern der Ströme, auf denen eine erstickende Hitze lastet, nimmt man andere Gewohnheiten, eine andere Lebensweise wahr; und man blickt oft nach den Paramos und den Gebirgsabhängen zurück, wenn man die Sanftmuth der Hirten und die Höflichkeit der Ackerbauer mit dem trotzigen und auffahrenden Wesen des Uferanwohners und Fischers vergleicht. Und dennoch ist er, der seine Hütte am Rande von Seen und Sümpfen baut, träg und faul, wie überall der Mensch, wenn er in heißen und feüchten Luftschichten lebt, und er ist dem Trunk ergeben, wozu ihn seine Tschica einladet; während der Gebirgs-Indianer die Nüchternheit liebt, und dabei ein hohes Alter erreicht, und sich einer Gesundheit und einer so kräftigen Constitution erfreüt, daß erst im neünzigsten Jahre das Haar zu bleichen anfängt, indeß sein Gebiß bis zum Tode nicht leidet.

Die sich 8,100 Fuß über die Meeresfläche erhebende Hochfläche von Bogota bildet ein geschlossenes Becken, aus dem die Wasser nur an einem einzigen Punkte einen Ausfluß finden. Würde dieser Paß, der von Tequendama, geschlossen, so würde sich gewiß, trotz der Verdunstung, der kleine See von Funzha in einen Alpensee umwandeln. Und so war es im Anfang der Dinge, laut der Tradition der Eingebornen, deren Beschreibung wir A. von Humboldt verdanken. Ehe der Mond der Begleiter unseres Planeten wurde, lebte das Volk der Muïscas in roher Sitte, ohne Pflanzenbau und ohne Göttervereh-rung. Da erschien, von dem Gebirge hinter Bogota herabgestiegen, ein langbärtiger Mann anderen Geschlechts, als die Muïscas. Er hatte drei Namen, unter denen der Name Botschica der gefeiertste war. Der heilige Mann kam also vielleicht aus der Waldgegend des Orinoco, wo hohe Felswände bis zum Rupunury und Essequibo hin mit symbolischen Zeichen und Bildern bedeckt sind. Er lehrte die Gebirgsbewohner sich kleiden, Maïs und Quinoa säen, und gesellt durch religiösen Cultus, wie durch Glauben an die Heiligkeit gewisser Orte, sich in ein Volk verschmelzen. Botschica war begleitet von einem Weibe, das, wie er, drei Namen führte, aber Alles bösartig störte, was der heilige Mann zum Glücke der Menschen ersonnen hatte. Durch ihre Zauberkünste ließ Huythaca den Fluß Funzha aufschwellen. Die ganze Hochebene wurde ein See und nur wenige Menschen retteten sich aufs nahe Gebirge. Da erzürnte der Alte und verjagte das unglückbringende Weib. Huythaca verließ die Erde und wurde der Mond, welcher den ersten proselenischen Muïscas, wie den ersten Arcadiern, nicht geleüchtet hatte. Botschica, des Menschengeschlechts sich erbarmend, öffnete nun mit starker Hand bei Canoas eine Felsenwand, ließ den Funzha hinabstürzen und trocknete so die Hochebene. Die Cataracte von Tequendama, das Naturwunder der Gegend, ist also sein großartiges Werk. Botschica sammelte die durch die Lokalfluth zerstreüten Menschen, lehrte sie Städte bauen, führte den Sonnendienst und eine eigene Einschaltungs-Methode der Mondjahre ein: er gründete eine politische Verfassung, in der er die Obergewalt unter einen weltlichen Herrscher, den Zake, und einen geistlichen, den Oberpriester

von Iraca, theilte. Seine Mission war nun vollendet. Er zog sich in das heilige Thal von Iraca, östlich von der Stadt Tunja, zurück, und lebte dort, wie Buddha und der aztekische Wundermann Quetzalcoatl, in beschaulicher Andacht und in schweren, sich selbst auferlegten Büßungen hundert Muyscas-Cyclen, das heißt zweitausend Mondjahre. Diese Mythe, ein geognostischer Roman, sagt A. von Humboldt, ist theils durch die Lokalverhältnisse des hohen Beckens von Bogota und die Überschwemmungen des Flüßchens Funzha, theils durch die symbolisirende Tendenz der frühesten Menschheit erzeügt. Botschica und Huïthaca sind das gute und böse Prinzip. Sie kämpfen gegeneinander. Botschica ist ein Heliade, wie Manco Capac der Peruaner, vielleicht die menschgewordene Sonne selbst. Huïthaca, das feüchte Prinzip, erregt die Fluth und wird der Mond. Botschica, das erwärmende, trocknende Prinzip, verjagt die Wasser, giebt ihnen Abfluß, indem er eine Felsenspalte öffnet. Botschica, als Trimurti, hat drei Namen, auch zeigten die Priester von Iraca und Sogamozo den ersten spanischen Eroberern Idole, in welchen der Sonnensohn mit drei Köpfen abgebildet war. Botschica ist dabei eine Personificirung, ein Repräsentant menschlicher Gesittung, eine große historische Gestalt, erdacht, um ihr einfach und bequem, als plötzliche Erfindung, alle geistlichen und bürgerlichen Einrichtungen zuzuschreiben. Was sich allmälig gebildet und entwickelt hat, wird gedacht als simultan, durch einen fremden Wundermann oder Ankömmling hervorgerufen. So verschieden auch immer die Grade der Civilisation sein mögen, zu denen die Menschheit sich erhebt, auf dem Rücken der Cordilleren, oder an den Ufern des Mittelmeers, in Griechenland, Kleinasien oder Agypten, überall finden sich die Spuren desselben Ganges der Ideen, überall die wiederkehrenden Formen des Glaubens und phantasiereicher Erdichtung.

Peruaner.

Der Zweig der Ando-peruanischen Völker, dem d'Orbigny den Namen der Peruanischen nach dem Lande beigelegt hat, welches er bewohnt, erstreckt sich über den größten Theil der alten Herrschaft der Incas vor der spanischen Eroberung, d. i: über die Andes und ihre Abhänge von jenseits des Äquators bis nach Santiago del Estero im 28° südl. Breite. Diese Herrschaft umschloß auf dem Gebirge allein einen Theil der heütigen Republik Ecuador, die ganze Republik Peru, sodann die Republik Bolivia und einen Theil der La Plata-Staaten. Gegen Westen war sie vom Ocean begränzt, gegen Norden vom Zake-Reich in Cundinamarca, gegen Osten auf der nördlichen Seite von den Nationen der antisanischen Völkergruppe und auf der südlichen von den Pampa-Nationen des Gran Chaco, gegen Süden von den Araucanern.

Das Land der Peruaner ist einförmig in seiner Oberflächengestalt, wie in der trocknen Beschaffenheit seines Klima. Überall hohe Bergebenen, die dem ewigen Schnee benachbart sind; mehr oder minder heiße Thäler, die immer trocken, wenig oder gar nicht bewaldet, stets schattenlos sind; zerrissene Berggipfel, tiefe Schlünde, sterile Ebenen, wo allein der gewerbfleißige Ackerbauer die Hülfsquellen finden kann, welche der Mangel an Weideplätzen in den gemäßigten Regionen ihn zu suchen zwingt. Dort wird das Auge niemals von dem prachtvollen Pflanzenwuchs des Ostabhanges der Andes erfreüt; überall bietet sich nur ein trauriger Anblick dar und der Europäer, in dem Vorurtheil über den pomphaften Namen Peru, der so viele Ideen von Reichthum erweckt, wundert sich Anfangs, daß in Mitten einer so öden, unerfreülichen Natur das Centrum ist der vollkommensten Civilisation Südamerika's; bemerkt er aber auf den Hochebenen die friedlichen Alpaca- und Llamaheerden mit ihren Hirten, so zerfließt seine Verwunderung, denn er hat den Ursprung dieser Wohlfahrt erkannt.

Die Völker, die sich an diesen Zweig der Ando-peruanischen Nationen auf natürliche Weise anschließen, sind vier an der Zahl. Das erste derselben, das der Quitschuas oder Incas, welches zur Zeit der spanischen Eroberung die ganze Civilisation allein umschloß, war die herrschende Nation; das zweite Volk aber, die Aïmaras auf den erhabenen Plateaux um den Titicaca-See, trotz seiner älteren Gesittung und numerischen Wichtigkeit, den Quitschuas unterthänig, von denen auch die beiden übrigen, die Atacamas und Tschangos, abhingen, welche, im westlichen Küstenlande wohnhaft, auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen sind, indeß die Quitschuas und Aïmaras, mit Einschluß der aus der Vermischung beider Nationen mit den Europäern hervorgegangenen Mestizen, eine Volksmenge von nahe an zwei Millionen Seelen bilden. Unter diesen Peruanern giebt es keinen Menschen mehr im wilden Zustande; ihre alte Civilisation hat, in Verbindung mit ihrem gewissenhaften Gehorsam gegen ihre Herren, die Weißen, das Ergebniß gehabt, daß sie alle zum Christenthum bekehrt worden sind.

1. Quitschua- oder Inca-Nation. Der Name Kitschua, Quichua in spanischer Schreibart, oder richtiger Qquichua (worin das erste q hinten aus der Kehle gleichsam gekrächzt wird), unter dem man gegenwärtig im Lande selbst die in Rede stehende Nation kennt, scheint ehedem die Benennung eines ihrer Stämme gewesen und erst von den Spaniern generalisirt worden zu sein. Der Name Inca, Inga, welcher in Europa bekannter ist, wurde nur auf die Männer der königlichen Familie angewendet und bedeütet eigentlich König oder Oberhaupt; ihren Fürsten nannten sie Capalla Inga, d. h: Alleinherrscher. Wir wollen hier nicht die ursprünglichen Namen eines jeden der Stämme wiederholen, die das Reich der Incas bildeten, dies würde uns auf das Gebiet der Geschichte versetzen, was um so mehr umgangen werden kann, als die Namen der Provinzen und der Volksstämme, von denen sie bewohnt wurden, durchaus vergessen und in dem einzigen Namen Quitschua verschmolzen sind.

Zur Zeit der Eroberung von Amerika hatten die Incas, die sich auch Ringrim, d. h: Ohr, nannten, alles Land von Pastos, oder, genauer, vom Rio Ancasmayo, nördlich von Quito und der Gleicherlinie, bis zum Rio Maule in Chili, unter 35° südl. Breite, d. i: eine Strecke von mehr als 525 d. Meilen, unter ihrer Herrschaft. Gegen Osten waren ihre Gränzen die heißen Waldebenen, oder selbst die östlichen Abhänge der Andes von da an, wo sie sich mit einer kräftigeren Vegetation bedecken und für die Llama-Zucht zu heiß werden; auch hatten sie auf dieser Seite die Schneegipfel der Andeskette nicht zur Gränze, wie die alten Schriftsteller behauptet haben, weil man sie auf einer Strecke von 75 d. Meilen weiter gegen Osten, wie z. B. in Cochabamba und Chuquisaca, eben so zahlreich fand, als auf den innern Plateaux. Gegen Westen gränzte die Inca-Herrschaft ans Meer; auch hatten sie die ganze Breite der Andes und einen Theil ihrer Abhänge inne auf einer wechselnden Ausdehnung, die mit 105 d. Meilen (unterm 18° südl. Breite) am breitesten, und mit 40 d. Meilen (unterm 16°) am schmalsten war.

Nachdem wir so den Umfang der Inca-Herrschaft nachgewiesen haben, müssen wir davon das Gebiet unterscheiden, welches die Quitschua-Nation selbst inne hatte, die nicht das einzige der den Incas unterworfenen Völker war. Gegen Norden erstreckte sie sich auf dem Hochlande vielleicht selbst bis nach Quito, wo noch heüt' zu Tage die Quitschua-Sprache gäng und gäbe ist, was nicht der Fall sein würde, wenn daselbst ursprünglich eine andere Nation gelebt hätte. Von da an erstreckte sie sich gegen Süden, und erstreckt sich noch, über das ganze Andes-Plateau von Peru, über einen kleinen Theil des östlichen Abhangs und über den ganzen Westabhang, der im Besondern Quitschua hieß, in dieser Sprache das ebene und niedrige Land an der Südsee mit gemäßigtem Klima, aber nur bis zum 15° südl. Breite, wo die Nation plötzlich aufhört, um einen breiten Raum zwischen den beiden Andesketten und dem Meere für die Aïmara-Nation offen zu lassen. Südlich derselben treten die Quitschuas wieder auf und füllen die Gesammtheit der Provinzen Cochabamba, Chuquisaca, Chayante und Potosi; von da an steigen sie nicht mehr auf die Plateaux, sondern leben allein auf dem östlichen Abhange bis Tucma (Tucuman) und Santiago del Estero, unter 28° südl. Breite, wo man noch gegenwärtig das Quitschua spricht. An der Küste auf dem westlichen Abfall wurden die Quitschuas von den Aïmaras in Arequipa und darüber hinaus von den Atacamas in der Provinz dieses Namens begränzt, während sie auf dem ganzen Gestade der Südseite nur unterworfene Völker anderen Ursprungs zu Gränznachbarn hatten. Und so bedeckten die Quitschuas einen langen schmalen Streifen, der von Norden nach Süden dem Andeszuge von Quito bis in die Nähe des Titicaca-Sees folgt, und traten jenseits, oder im Südosten der Aïmara-Nation, die von ihnen eingeschlossen war, wieder auf, um einen Saum des östlichen Abfalls von Cochabamba bis Santiago del Estero zu füllen, der damals gegen Westen von den Andes, und gegen Osten von den heißen Waldebenen begränzt war. Und so ist es noch heütiges Tages.

Ihre östliche Nachbarschaft besteht aus einer Menge kleiner Nationen, welche

INDIANERIN VON QUITO.

von Quito bis [illegible] genannt noch [illegible] heißem und [illegible] die Tschiriguanos [illegible] desselben an [illegible] Mataco's, die [illegible] zur Zeit der [illegible] rischen Nation [illegible] seite stießen sie [illegible] teau von Cuzco, [illegible] maras auf der [illegible]

Daß die von den Europäern besetzten Länder zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier [illegible] scheinlich, wenn auch [illegible] bei Caxamarca [illegible] gen der ersten Abenteurer, [illegible] nela, eines Almagro [illegible] Drangsalen des [illegible] den, nicht minder [illegible] ren Untergang [illegible] in Thälern findet, [illegible] noch, daß sich [illegible] mung nicht [illegible] Zahl gegenwärtig [illegible] Mestizen auf [illegible]

Was die physiologischen Merkmale der Quitschuas anbelangt, so hat ihre Hautfarbe nichts von dem Kupferroth der nordamerikanischen Indianer, auch nichts von dem gelben Teint der brasilianischen Ghetani-Rasse; es ist vielmehr dieselbe Intensität, dasselbe Gemisch von dunkler brauner Oliven-Farbe, welche man bei den Völkern der Pampas wiederfindet. In der That, die Farbe der Quitschuas ist die der Mulatten und die Gleichförmigkeit darin bei allen Menschen von reiner Abstammung sehr bemerkenswerth. Die Quitschuas sind nicht groß von Statur; mehr als fünf Fuß hohe Individuen trifft man nie, im Durchschnitt sind sie 4′ 9″ groß, und es läßt sich annehmen, daß sie in vielen Provinzen unter dieser Größe noch zurückbleiben, besonders auf den hohen Plateaux, wo die Verdünnung der Luft zunimmt; während die größeren Individuen hauptsächlich in den heißen und feuchten Thälern der Provinz [illegible] vorkommen. Das weibliche Geschlecht ist noch kleiner und vielleicht [illegible] relativen Verhältniß, welches anderswo bei der weißen Rasse besteht [illegible] Die Formen sind bei den Quitschuas stärker, als bei den übrigen [illegible] tionen: sehr breite, viereckige Schultern, außerordentlich [illegible] was den Rumpf sehr verlängert und ihn ganz aus [illegible] Extremitäten setzt, die indeß wohl gebildet und [illegible] verrathen. Der Kopf ist eher groß, als mittelmäßig [illegible]

INDIANERIN VON QUITO.

von Quito bis Santa Cruz de la Sierra, den Antisanischen Zweig bilden, so genannt nach dem Quitschua-Wort Anti, welches Gebirgsgegenden mit immer heißem und feüchtem Klima bedeütet. Weiter südlich gränzen die Quitschuas an die Tschiriguanos, einen Stamm der Guaranis von Paraguay, und jenseits desselben an Nationen, welche zur Klasse der Pampa-Völker gehören, wie die Matacos, die Mbocobis, die ersten Stämme der Pampa-Araucaner, so daß sie zur Zeit der Eroberung durch die Andeskette von den Stämmen dieser kriegerischen Nation von Copiapo und Coquimbo geschieden waren. Auf der Nordseite stießen sie wahrscheinlich an Völker, die zu den Muïscas auf dem Plateau von Cundinamarca gehörten; gegen Südwesten wurden sie von den Aimaras auf der Küste begränzt.

Daß die von den Quitschuas bewohnten Länder zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier viel volkreicher waren, als gegenwärtig, ist mehr als wahrscheinlich, wenn man in Erwägung zieht, daß eine große Menge Quitschuas bei Caxamarca niedergemetzelt wurden, daß noch mehr bei den Eroberungszügen der ersten Abenteürer, wie eines Gonzalo Pizarro, nach der Provinz Canela, eines Almagro nach Chili, und in den Bürgerkriegen, so wie unter den Drangsalen des Bergbaus, zu dessen Arbeiten sie mit Gewalt getrieben wurden, nicht minder aber auch durch den übermäßigen Genuß starker Getränke ihren Untergang gefunden haben, so daß man die Ruinen einer Menge Dörfer in Thälern findet, die jetzt unbewohnt und verödet sind. Man weiß ferner noch, daß sich sehr viele mit den Spaniern vermischt und ihre reine Abstammung nicht aufrecht erhalten haben. Nichts desto weniger belaüft sich ihre Zahl gegenwärtig noch auf beinahe eine Million reiner Quitschuas, und die der Mestizen auf fast eine halbe Million.

Was die physiologischen Merkmale der Quitschuas anbelangt, so hat ihre Hautfarbe nichts von dem Kupferroth der nordamerikanischen Indianer, auch nichts von dem gelben Teint der brasilianischen Guarani-Rasse; es ist vielmehr dieselbe Intensität, dasselbe Gemisch von dunkler brauner Oliven-Farbe, welche man bei den Völkern der Pampas wiederfindet. In der That, die Farbe der Quitschuas ist die der Mulatten und die Gleichförmigkeit darin bei allen Menschen von reiner Abstammung sehr bemerkenswerth. Die Quitschuas sind nicht groß von Statur; mehr als fünf Fuß hohe Individuen trifft man nie, im Durchschnitt sind sie 4′ 9″ groß, und es läßt sich annehmen, daß sie in vielen Provinzen unter dieser Größe noch zurückbleiben, besonders auf den hohen Plateaux, wo die Verdünnung der Luft zunimmt; während die größeren Individuen hauptsächlich in den heißen und feüchten Thälern der Provinz Ayopaya vorkommen. Das weibliche Geschlecht ist noch kleiner und vielleicht unter dem relativen Verhältniß, welches anderswo bei der weißen Rasse besteht (4′ 6″). Die Formen sind bei den Quitschuas stärker, als bei den übrigen Gebirgs-Nationen: sehr breite, viereckige Schultern, außerordentlich hohe und lange Brust, was den Rumpf sehr verlängert und ihn ganz aus dem Verhältniß zu den Extremitäten setzt, die indeß wohl gebildet und musculös sind und viel Stärke verrathen. Der Kopf ist eher groß, als mittelmäßig zu nennen. Hände und

Füße sind immer klein, und die Knochenfügung ist, obwol etwas, doch nicht auffallend dick. Die Weiber zeigen dieselben Merkmale; ihr Busen ist stets voll und stark. Die große Brust rührt bei den Quitschuas von dem Einfluß der Hochregionen her, in denen sie leben, und von den Veränderungen, welche durch die außerordentliche Ausdehnung der Luft erzeügt werden. Die Plateaux, welche sie bewohnen, liegen innerhalb der Gränzen von 7500 und 15000 Fuß Höhe über der Meeresfläche, wo die Luft so verdünnt ist, daß es eines viel größeren Quantums, als am Meeresufer bedarf, damit der Mensch daselbst die Elemente des Lebens finde. Da die Lunge, in Folge ihres erforderlichen größeren Volumens und ihrer größern Ausdehnung beim Athmen, einer größern Höhle, als in den niedrigen Regionen, bedarf, so empfängt diese Höhle von der Kindheit an und während des ganzen Wachsthums, eine große Entwickelung, die von der der übrigen Körpertheile ganz unabhangig ist.

Die Gesichtszüge der Quitschuas sind charakteristisch und gleichen in nichts denen der Pampa- und der brasilianischen Guarani-Nationen, sie bilden einen ganz abgesonderten Typus, der sich nur den mexicanischen Völkern nähert. Der Kopf eines Quitschua ist von vorn nach hinten länglich und seitwärts etwas zusammengedrückt; die Stirn ist schwach gewölbt, kurz, nach hinten etwas zurückgebogen; doch ist der Schädel immer voll und kündigt eine ziemlich große Entwickelung des Gehirns an. Das Gesicht ist durchgängig breit, und mehr rund, als oval. Die Nase ist stets hervorspringend, ziemlich lang, stark adlerförmig, die Nasenlöcher sind breit und weit geöffnet. Der Mund ist eher groß, als mittelmäßig zu nennen, und springt vor, ohne daß die Lippen sehr dick sind. Die Zähne sind immer schön und dauern bis ins hohe Alter. Kurz ist das Kinn, die Wangen sind mäßig hoch. Die Augen, von mittlerer Größe, und selbst oft klein, immer in wagerechter Stellung, sind am aüßersten Winkel niemals verengt oder in die Höhe gehoben. Die Hornhaut ist nicht weiß, sondern ohne Ausnahme etwas gelb. Die Augenbrauen sind stark gebogen, schmal und dünn; das Haar ist immer von schöner Schwärze, grob, dick, lang, sehr glatt und gerade und fällt zu beiden Seiten tief herab. Der Bart besteht bei allen Quitschuas ohne Ausnahme aus einem Paar gerader Haare, die sehr spät wachsen; und die Quitschua-Nation ist unter allen Völkern Südamerika's vielleicht diejenige, welche am wenigsten Bart hat. Das Profil der Quitschuas bildet einen sehr stumpfen, und von dem unsrigen wenig verschiedenen Winkel, nur die Kinnbacken treten mehr hervor, als bei der kaukasischen Rasse.

Ihre Physiognomie ist, mit seltenen Ausnahmen, gleichmüthig, ernsthaft, nachdenklich, sogar finster, ohne jedoch Gleichgültigkeit zu zeigen; sie würde vielmehr Scharfsinn ohne Freimuth verrathen. Man könnte sagen, daß sie ihre Gedanken unter dem Ausdruck des Gleichmuths, den man in ihren Gesichtszügen bemerkt, verbergen wollen, auf denen sich die Gefühle selten abmalen, wenigstens niemals mit der Lebhaftigkeit, durch die sie bei andern Völkern verrathen werden. Das Ganze der Gesichtszüge bleibt immer in der Mittelmäßigkeit; selten sieht man unter dem weiblichen Geschlecht eine verhältnißmäßig hüb-

sche Gestalt, doch findet sich bei ihm nicht die hervorspringende und gekrümmte Nase, wie beim männlichen Geschlecht.

Die Quitschua (Quichua)-Sprache ist sehr reich und entspricht ganz der Civilisation des Volks, von dem sie gesprochen wurde und noch gesprochen wird. Sie kann durch die Zusammensetzung der Partikeln, aus denen sie besteht, nicht allein concrete Ideen, sondern auch Abstractionen ausdrücken. Voll von zierlichen Bildern und treüherzigen Vergleichungen ist es um so mehr zu beklagen, daß sie eine der härtesten Sprachen ist, hart nicht allein für das Ohr, sondern auch für die Aussprache. Sie hat Kehllaute, die alles Bekannte in dieser Art weit übersteigen und von einem Gekrächze sind, das sehr schwer wiederzugeben ist; außerdem ist sie mit den rohesten Mitlautern und haüfigen Weitschweifigkeiten überladen, und stark accentuirt, da die vorletzte Silbe immer lang ist. Es giebt in ihr eine Verflechtung von Consonanten, welche unsere gewöhnlichen eüropäischen Buchstaben schwer verständlich machen können; z. B. in qquichua die Verflechtung des qq, von denen das erste von hinten aus der Kehle, wie ein Krächzen ausgesprochen wird; oder die des doppelten cc, oder scc, tcc, tto u. s. w. Die Quitschua-Sprache spaltete sich, und spaltet sich noch, in verschiedene Dialekte, unter denen Quiteña um Quito, Lamano um Truxillo, Tschintschaisuyo um Lima, Cuzcucano um Cuzco, die Residenz der Ingas, welches der am meisten ausgebildete Dialekt war, und Caltschaqui in Tucuman, die vornehmsten sind. Nach Dem zu urtheilen, was die alten Schriftsteller sagen, kann man nicht daran zweifeln, daß die Incas (die Mitglieder der königlichen Familie) unter sich eine besondere, von der allgemeinen Sprache verschiedene brauchten, eine Sprache, die durch den Untergang der hauptsächlichsten von ihnen ganz in Vergessenheit gerathen ist.

Der Charakter der Quitschuas hat einen Grund von Sanftmuth, die jede Probe aushält; von Geselligkeit, die bis zur Knechtschaft getrieben wird; von Gehorsam und blinder Unterwerfung unter die Oberen; von Festigkeit in den Ideen und Beständigkeit in den Geschmacks-Richtungen. Unrecht ist es, wenn man sie der Thierquälerei anklagt: nicht selten sieht man sie weinen, wenn sie eins ihrer Llamas tödten müssen. Man weiß, mit welcher Genauigkeit Hunderte, ja Tausende dieser Nation selbst in großer Entfernung die geringsten Befehle ihres Inca ausführten; man erinnert sich auch, mit welchem Eifer sie die ersten Spanier, die sich unter ihnen zeigten, bei sich aufnahmen, und wie, trotz der Grausamkeiten, deren Gegenstand sie waren, sie sich den Eroberern hingaben, welche von ihnen, in Folge der Verhängnisse des Krieges und ihres religiösen Aberglaubens, als Herren empfangen und als Götter verehrt wurden. Eine Vorhersagung Huaina Capac's hatte den Quitschuas befohlen, den bärtigen Fremdlingen Gehorsam zu leisten. Man hat noch eine Probe in der Weise, mit der Alle, ohne Ausnahme, dem neüen Gottesdienst, den man ihnen brachte, sich unterwarfen; den despotischen Forderungen, die ihnen die neüen Herren auferlegten; in der gewissenhaften Treüe, mit der Tausende von Menschen einem einzigen Spanier gehorchten, indeß es ihnen so leicht gewesen wäre, sich desselben zu entledigen, was zwar oft ihrer Feigheit, ihrer Schwäche zugeschrie-

ben worden ist, viel mehr aber in einer religiösen Ursache, und nicht in dem Mangel moralischer Kraft, dem Mangel an Muth, den sie oft gezeigt haben, seinen Grund hat. Der passive Gehorsam war für die Quitschuas eine der Pflichten des Kultus, den sie ihren Incas erwiesen, und sie glaubten sich demselben Gesetz unterworfen gegen die außerordentlichen Menschen, die sich seinen mit dem Blitz in der Hand zeigten, einem Vortheile, den selbst die Söhne der Sonne nicht besaßen. Sie sind dankbar für eine gute Begegnung und können sich sogar für einen Wohlthäter aufopfern. Gastfreiheit zeichnet sie aus. Sie sind gute Väter und gute Gatten, leben in Weilern und suchen Veranlassungen zu geselligen Vergnügungen, was ein Mittel geworden ist, sie zum Christenthum zu bekehren. Wie in Mexico so sind auch hier in Peru, und in Südamerika überhaupt, die katholischen Kirchenfeste überaus zahlreich; und immer tanzen große Schaaren von Indianern, auf die seltsamste Weise vermummt, vor den Prozessionen einher, wie sie es bei ihren Sonnenfesten, besonders beim Feste des Raimi, thaten. Dennoch werden sie mitten in diesen Festen nie recht froh; ihre Schweigsamkeit und Kälte verschwinden nie gänzlich, aber selbst im trunkenen Zustande zanken sie sich selten und kommen noch seltener dazu, sich zu schlagen. Sind sie gleich rachsüchtig und vergessen sie auch schwer eine Beleidigung, so suchen sie doch kaum sich zu rächen, und vielleicht giebt es kein Land in der Welt, wo weniger Mordthaten vorfallen, als in den Gegenden, welche ausschließlich von Quitschuas bewohnt sind. In kurzer Wiederholung läßt sich von den Quitschuas sagen, daß sie sanftmüthige, friedfertige, gesellige Menschen sind, die sich den Gesetzen unterwerfen, alle Familienpflichten erfüllen, sehr mäßig und geduldig in Leidenstagen, arbeitsam und höchst verschwiegen sind, so zwar, daß sich ein Komplot Jahrelang hinziehen kann, ohne einen Angeber zu finden.

Das Bild, welches d'Orbigny von den intellectuellen Fähigkeiten der Quitschuas entwirft, ist ihnen sehr schmeichelhaft und weicht von der Schilderung, die wir oben (S. 245—247) im Allgemeinen von den Amerikanern gegeben haben, als Ausnahme, bedeütend ab. D'Orbigny legt den Quitschuas ein lebhaftes Fassungs-Vermögen und große Leichtigkeit bei, Das zu lernen, was man sie lehren will. Menschen, sagt er, die sich vom Sonnenjahr Rechenschaft geben konnten, welche die Baukunst kannten und in der Bildhauerei Fortschritte gemacht hatten; Menschen, welche im Stande waren, die Erinnerungen ihrer Geschichte vermittelst symbolischer Zeichen und ihrer Quipus (Qquipus) wiederzugeben; welche sehr weise Gesetze, eine vorzüglich organisirte Regierung und Begriffe von der Arzneikunst hatten, sollten Menschen dieser Art nicht so viel Anlagen zeigen, als man von einem isolirten Volke erwarten darf, welches nur seiner eigenen Kraft eine Civilisation verdankt, deren Fortschritt, in Folge ihrer Isolirung selbst, nur ein langsamer sein kann? Bekannt ist es, daß die Incas Redner waren und auf die Massen durch die Macht der Rede zu wirken wußten; man weiß auch, daß ihre Geschichtschreiber Erinnerungs- und Urtheilskraft besitzen mußten, ihre Dichter und Musiker Inspiration und Genie; ihre Sprache ist voll von anmuthigen Bildern, richtigen Vergleichungen, ungeschmückten Sprüchwörtern, und malt mit

Kraft und Zierlichkeit die heftigen Leidenschaften, besonders die Liebe, die hinreißendste von allen. Alle diese Thatsachen, beweisen sie nicht zur Genüge, daß den Quitschuas weder natürlicher Verstand mangelt, noch eine gewisse Erhabenheit der Gedanken, die man in dem Grade nicht bei allen amerikanischen Völkern wiederfindet? Freilich giebt es viele unter ihnen, die, einsam lebend und oft des Centrums der Aufklärung entbehrend, gegenwärtig auf demselben Standpunkte stehen, wie die Bauern in der Nieder-Bretagne.

Alle Quitschuas, je nach der Beschaffenheit der Gegenden, die sie bewohnen, waren, und sind noch, Hirten und Ackerbauer auf den Hochebenen; Ackerbauer allein in den heißen Thälern; Fischer und zuweilen Ackerbauer an den Meergestaden. Sie waren alle an die Stätte ihrer Geburt gebunden und keiner konnte seinen Stand verändern. Auf den Hochebenen, wo sie viel zahlreicher sind, als im Niederlande, war es ihnen auch viel leichter, sich der Cultur des Bodens zu widmen, dort konnten sie besser als anderswo die Kartoffel und die Quinoa bauen, dort fanden auch ihre Heerden eine bessere Nahrung, und auf dem Scheitel selbst der Andes war der Sitz der Civilisation, wie der Regierung. Alle waren einem einzigen Oberhaupt, ihrem Inca, unterthan; und, in Städten, Dörfern oder zahlreichen Weilern vereinigt, verwendeten sie auf das Streben zu einem gesellschaftlichen Leben eben so viel Sorgfalt, als die Jägervölker es thun, um sich gegenseitig zu fliehen. Sie hatten geraümige Monumente für ihre Souveraine; prächtige Tempel für ihre Götzen; sie selbst aber begnügten sich mit kleinen, kuppelförmigen Hütten, die mit Zweigen und Erde gedeckt waren, Wohnungen, deren Formen noch heüt' zu Tage dieselben sind, oder in den nördlichen Gegenden ihrer Verbreitungssphäre große Haüser von länglicher Gestalt. Jede Familie lebte für sich, erzog ihre Kinder mit vieler Sanftmuth und gewöhnte sie bei Zeiten an die Arbeit und die Unterwerfung unter die Forderungen der Gesellschaft, die um so zahlreicher waren, als die Quitschuas in Abhangigkeit lebten und kein Eigenthum besaßen.

Die Männer verheiratheten sich erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre; sie konnten nur eine Frau nehmen, die sie immer unter Zustimmung ihres Vaters unter den nächsten Verwandten wählten, ohne jemals die Familie zu wechseln. Die Incas vereinigten die Brautleüte; dann gab die Familie und die Nachbarschaft dem neüen Paar die nöthige Hauseinrichtung und baute das Haus, welches es bewohnen sollte, so daß nie eine Vermischung der Stämme Statt fand. Je mehr Kinder sie hatten, desto größer war das Ansehen, in welchem sie standen. Die Incas allein konnten von der Polygamie Gebrauch machen, nicht indem sie sich mit zwei Weibern auf ein Mal verheiratheten, sondern Beischläferinnen hielten. Die Weiber hatten den Gebrauch, die Niederkunft ohne Beistand abzumachen und sich unmittelbar nach der Entbindung in einem Bache zu waschen. Nach dem Tode eines Quitschua wurde er in sitzender Stellung und mit allen Kleidern angethan begraben, entweder in einem ausgemauerten Grabe, oder, wie an der Küste von Peru, auf einem allgemeinen Begräbnißplatze, wo jede Familie ihr Erbbegräbniß hatte, oder auch in einer Gruft im Hause selbst. Von allem seinem Eigenthum und von Gefäßen, mit

Getränken angefüllt, umgeben, trocknetete der Leichnam des Verstorbenen vollständig aus.

Die Industrie war bei den Quitschuas ziemlich weit vorgerückt: als Ackerbauer hatten sie ungeheüre Wasserleitungen angelegt, deren Überreste noch gegenwärtig in Erstaunen setzen. Auch legten sie steinerne Terrassen an, um das Erdreich auf abschüssigem Boden festzuhalten, Bauwerke, womit alle Provinzen der Yungas bedeckt sind. Sie bauten in den kalten Regionen die Quinoa und die Kartoffel, welche wir von ihnen empfangen haben; und in den heißesten Thälern den Maïs und die Oca (oxalis). Vermittelst des Eises verstanden sie die Vorräthe trockener Kartoffeln zu conserviren. Als Hirten führten sie ihre Llama- und Alpaca-Heerden in diejenigen Gegenden, welche diesen am gedeihlichsten sind, und trennten sie nach dem Geschlechte, um Unfälle zu vermeiden. Sie bedienten sich und bedienen sich noch als Lastthiere nur der männlichen Llamas, die sie immer mit der größten Sanftmuth behandelt haben. In der technischen Industrie haben sie die Webekunst zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, der um so bemerkenswerther ist, als ihre Webestühle von roher Beschaffenheit sind. Auch in der Färberei ihrer Wollenstoffe hatten sie es gleich weit gebracht. Unter den Metallen wendeten sie Gold, Silber, Kupfer und Blei an. Eisen war ihnen unbekannt, sie ersetzten es durch eine Mischung von Kupfer und Zinn.

In der Baukunst kannten sie nicht das Gewölbe, dennoch verrathen ihre Denkmäler schon große Ideen. Einige sind, wie in der Kindheit der Völker, aus ungeheüern Felsblöcken aufgeführt, oft unregelmäßig behauen, wie in der cyklopischen Construction, ein anderes Mal in Parallelipipeden, und nach außen convex gehauen, aber sehr regelmäßig in ihrem Ganzen, wie u. a: die Tempel von Cuzco und andere Bauwerke. Sie hatten große Tempel ohne Fenster, mit Thüren, welche geneigte Ebenen waren, geraümige Festungswerke und große Haüser für die Jungfrauen und die Incas. Ihre Sculptur war in der Kindheit, weil oft die Glieder ihrer Statuen nicht vom Körper getrennt waren; aber man erstaunt, in ihren Vasen Figuren zu finden, welche Geschmack in der Zeichnung verrathen, einen wirklich außerordentlichen Grad von Wahrheit, Vollkommenheit, Freiheit in den Linien, besonders wenn man sie mit den Statuen vergleicht, was zu der Meinung berechtigt, daß ihnen nur die Mittel zur Ausführung fehlten. Keines ihrer Monumente hat Reliefs, ähnlich denjenigen, welche man zu Tiaguanaco bei den Aimaras findet. Sie kannten auch die Malerei. Die alten Schriftsteller haben uns eine Beschreibung von ihren Landstraßen und Wegen überliefert, die in Mitten der Unebenheiten der Andes auf einer Länge von einigen hundert Meilen angelegt waren; von den Tambos oder Rastorten, welche sie von Strecke zu Strecke zur Bequemlichkeit der Reisenden erbaut hatten; von ihren Hängebrücken über Bergströme, eine Constructionsart, welche sie einige Jahrhunderte früher als wir gekannt haben. Dagegen ist ihnen der Luxus in Hausgeräthen unbekannt geblieben; kaum daß sie die allernothwendigsten Möbel besaßen, und selbst diese waren roh und plump. Alles, was mit der Bequemlichkeit des Lebens zusammenhangt,

war ihnen, so zu sagen, fremd: dem Inca allein war ein Stuhl oder eine vergoldete Sänfte vorbehalten, in der er getragen wurde.

Sie hatten Redner, Dichter, Geschichtschreiber, welche die Jahrbücher der Nation aufbewahren mußten; aber sie kannten nicht die Schreibkunst. Viele Nachweisungen machen es fast gewiß, daß sie gemalte symbolische Charaktere hatten, außer ihren Quipus, einer Sammlung verschiedenfarbiger Knoten und Fäden, die manchfaltig gestellt oder nach ihren Schattirungen verändert wurden, und die auch ihre gebraüchlichsten Handschriften waren. Das Sonnenjahr hatten sie nach dem scheinbaren Lauf der Sonne berechnet. Die Kriegskunst war bei ihnen im Zustande der Kindheit; ihre Waffen bestanden in Schleüdern, Keülen, Lanzen, runden Schildern; Verschanzungen legten sie immer auf den Pucaras, oder Gipfeln freistehender Berge an, um den Feind immerwährend wahrnehmen zu können; und nicht allein gaben sie Signale vermittelst auflodernden Feüers, sondern sie hatten auch noch ein System von Kourieren, sogenannte Tschasquis, deren Eilfertigkeit sie in den Stand setzte, von den entferntesten Punkten sehr schnell Nachrichten zu erhalten. Was die Schifffahrt anbelangt, so war dieselbe weniger vorgeschritten, als die anderen Künste, was wahrscheinlich von dem Mangel an Baümen am Meeresufer herrührt. In der Fabrikation von Gefäßen dagegen hatten es die Quitschuas sehr weit gebracht; man staunt über die Manchfaltigkeit und Regelmäßigkeit der Formen, die sie denselben zu geben wußten, ja auch über die Zierlichkeit der Ausführung. Die Handwerke waren, wie die Regierung, erblich.

Die Kleidungsstücke des Volkes waren aus Alpaca-Wolle verfertigt. Sie bestanden und bestehen aus einer Tunika, die bis aufs halbe Bein herabfällt, und einem Beinkleid, das bis ans Knie reicht. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze und an den Füßen Sandalen oder Usutas, gegenwärtig Djotas genannt, Alles von dunkeler Farbe und ziemlich grobem Gewebe; das Haar tragen sie lang, in Flechten nach hinten herabhangend. Die weibliche Kleidung besteht in einem wollenen Hemd, darüber eine Tunika ohne Ärmel, die oben nicht zusammengenäht ist, sondern deren zwei Blätter vermittelst zweier Tupu oder silberner Nadeln befestigt und mit einem viereckigen Stücke Stoff bedeckt werden, welches auf der Brust mit einer andern Tupu angesteckt ist. Das Haar fällt ihnen ebenfalls über die Schultern herab, und die einzige Zierrath besteht in einem Halsband von Steinen. Wie die Quitschua-Weiber von Quito sich tragen und ihre Kinder bei sich führen, zeigt das nebenstehende Bild. Die Incas trugen die feinsten Kleidungsstücke, die man sich denken kann und die von Jungfrauen der Sonne gewebt wurden; ihnen allein war das Tragen von Federn als Zierrath und die rothe und gelbe Farbe vorbehalten. Eine Concession der Incas hatte die Bewohner einer gewissen Provinz berechtigt, wie ihr König die Ohren lang und auf die Schultern herabhangend zu tragen; die Länge war beschränkt und nach dem Range verschieden. Das Tätuiren und Bemalen der Haut war unbekannt.

Bevor wir von der Regierungsweise der Quitschuas sprechen, wird es nothwendig sein, einen Blick auf die Geschichte dieser Nation zu werfen, um

gewisse wichtige Thatsachen aufzuhellen, die sich auf die Wanderung der Völker und die Mittelpunkte der Civilisation beziehen. Die Ufer des Titicaca-Sees sind mit Monumenten bedeckt, deren Bauart verschieden ist von der Bauart der Quitschuas und auf eine weit frühere Epoche hinweist. Ist es nicht merkwürdig zu sehen, wie die Incas in ihren Annalen ihren ersten König, den Sohn der Sonne, von den Ufern dieses Sees kommen und eine unbekannte Civilisation, eine eigene Sprache nach Cuzco übertragen lassen, wo er die Peruanische Monarchie stiftete? Ist es nicht bemerkenswerth, auch später zu sehen, wie die Incas gegen diesen Ursprung eine Dankbarkeit beweisen, daß sie zwei Inseln dieses Sees, die eine, nämlich die von Titicaca, der Sonne, die andere dem Monde weihen, und daselbst prachtvolle Tempel errichten, wo sie alle Jahre der Sonne den Dank dafür darbringen, daß sie sie an diesen Orten hat entstehen lassen? Beweist die Übereinstimmung dieser Thatsachen, dieser Erinnerungen nicht, daß Mancocapac vielleicht nichts anderes war, als ein letzter Verehrer der fast erloschenen Civilisation, der diese Ruinen angehörten? Und die heütige Sprache, welche ausschließlich von den Gliedern der Inca-Familien gesprochen wurde, sollte sie nicht die Aïmara-Sprache sein, welche dieser erste Herrscher in seiner Familie aufrecht erhalten hatte? Diese Hypothese dürfte, obwol sie von keinem historischen Zeügnisse unterstützt wird, nicht unwahrscheinlich sein.

Mancocapac lebte gegen das eilfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Zwölf Incas folgten einander bis zur Zeit der spanischen Eroberung. Das Königreich, welches bei seinem Entstehen auf einen Kreis von 15 Meilen von Cuzco beschränkt war, vergrößerte sich allmälig, und erstreckte sich unter der Regierung des vierten Inca, Maitacapac, gegen Süden schon bis Choque apu (La Paz) und Paria (Druro); gegen die Küste hin bis Arequepa (Arequipa). Der fünfte Inca, Capac Yupanqui, eroberte Colchapampa (Cochabamba); der sechste Charcas (Chuquisaca), und dehnte sich nordwärts bis zu den Tschancas aus. Unter dem zehnten Inca, Yupanqui, wurde das Reich bis zu den Tschiriguanos, östlich von Bolivia, und bis zum Rio Maule in Chili erweitert; aber erst unter dem zwölften, Huainacapac, Quito mit demselben vereinigt. Nun aber hört die Reihe auf. Das Reich vergrößert sich nicht mehr; die Spanier haben sich schon an der Küste gezeigt. Und aus dieser kurzen historischen Darstellung geht hervor, daß die Civilisation des Ando-Peruanischen Hochlandes an den Ufern des Titicaca-Sees entsprungen ist, von wo sie sich anfangs gegen Norden bis Cuzco, sodann südlich bis Chili, und zuletzt wiederum nördlich bis Quito ausgedehnt hat.

Die Regierungsweise der Quitschuas ist bemerkenswerth sowol als Ganzes betrachtet, als in ihren Einzelnheiten. Der erste Gesetzgeber, der sich Sohn der Sonne nannte, hat seinen Nachkommen in gerader Linie und ebenfalls Söhnen der Sonne den Befehl gegeben, ihre rechtmäßigen Schwestern zu heirathen, um ihr Blut nicht zu verändern und immer dieselbe Ehrfurcht zu verdienen. Unter dem Namen erblicher Incas übten sie eine um so mehr unbegränzte Macht aus, als sie in der doppelten Eigenschaft von Göttern und Königen

herrschten und alle religiöse und politische Gewalt in sich vereinigten: auch leiteten sie gleichzeitig den Gottesdienst, die bürgerliche und militairische Verwaltung. Cuzco war der Mittelpunkt ihres Königreichs, das sie in vier Provinzen vertheilten: Colla-suyo, die südliche; Chicha-suyo, die nördliche; Canti-suyo, die westliche; und Anti-suyo, die östliche. Jede Provinz hatte ein Glied der Inca-Familie zum Vorsteher, der Priester und Statthalter zugleich war und dem obersten Inca von seiner Verwaltung Rechenschaft zu geben hatte. In jedem Gouvernement war das ganze Volk nach 10,000, 1000, 100 und endlich nach 10 Köpfen unter verschiedene Haüptlinge eingetheilt, von denen jeder nur seinem unmittelbaren Vorgesetzten Bericht zu erstatten hatte und so stufenweise bis zum Inca hin, der auf diese Art von dem Geringsten, was bei seinen Unterthanen vorging, Kenntniß bekam. Die Ländereien waren ein ausschließliches Eigenthum des Staates und wurden alle Jahre nach den Bedürfnissen der Familien repartirt und in drei Theile getheilt: den einen für die Sonne, indem dessen Ertrag den Tempel-Bauleüten angewiesen war, den zweiten für den Inca, als Kriegs-Reserve; und den dritten und beträchtlichsten Theil für das Volk. Nächst den Sonnen-Ländereien wurden die der Wittwen und Waisen am ersten bestellt. Die Gesetze waren strenge und zogen immer den Tod des Schuldigen nach sich, wurden aber immer nur auf gehässige Verbrechen angewendet, als Diebstahl, Mord, Ehebruch, Tempelraub u. s. w. Die Polizei war vortrefflich eingerichtet und der blinde Gehorsam der Vasallen erleichterte die Ausführung jeder Maaßregel. In der That herrschte überall die größte Ordnung und die Gerechtigkeit wurde, weil Jeder das Recht hatte, sich unmittelbar bei dem Staats-Oberhaupt zu beklagen, mit Billigkeit und ganz auf väterliche Weise geübt. Krieg wurde im Namen der Sonne geführt, in der Absicht, ihre Anbeter zu vermehren. Die bewaffneten Eroberungen hatten stets die größten Gnadenbezeigungen im Gefolge und man nahm nur zur offenen Gewalt seine Zuflucht, wenn die Überredung ohne Erfolg blieb. Die unterworfenen Völker wurden gut behandelt und ihre Götzenbilder nach dem Sonnen-Tempel zu Cuzco gebracht. Der Inca führte oft selbst den Befehl über das Heer, oder ließ sich dabei von seinem nächsten Verwandten vertreten. Das Decimal-System, welches für die politische Verwaltung bestand, fand auch Anwendung auf die Truppen, die einer strengen Disciplin unterworfen waren; und damit der Inca, wenn er nicht in Person kommandirte, von allen Begebenheiten immerwährend in Kenntniß erhalten werde, hatte man das schon erwähnte sinnreiche Kourier-System der Tschasquis errichtet. Konnte die Regierungsweise der Incas, von der einen Seite betrachtet, nicht besser eingerichtet sein, um die Stabilität der Dinge und das persönliche Glück der Unterthanen zu wahren, so darf auf der andern Seite auch nicht geleügnet werden, daß die Erblichkeit der Ämter und des Gewerbfleißes, so wie der Mangel an persönlichem Eigenthum die Fortschritte der Civilisation aufhalten und sie stationär machen mußte, indem der Ehrgeiz und der Wetteifer, diese ersten Quellen des Fortschreitens der Gesellschaften, neütralisirt wurden.

Die Religion des Quitschuas war verwickelter, als man gewöhnlich anzu-

nehmen pflegt. War gleich der Inca, ein Sohn der Sonne und von ihr auf die Erde gesandt, die Völker zu civilisiren, mit der politischen und religiösen Macht bekleidet, so betrachtete man ihn doch nicht als Gott, noch viel weniger als Lenker aller Dinge, als Schöpfer der Welt; dies war nicht einmal die Sonne, sein Vater, wol aber Patschacamac, der unsichtbare Gott, der in dieser Eigenschaft verehrt wurde, und zwar unter freiem Himmel, ohne ihm ein Götzenbild zu weihen, weil er sich niemals gezeigt hatte. Die Sonne, sein Geschöpf, war, so wie der Mond, ihr Weib, dem Gesetz eines regelmäßigen Laufs unterworfen, und von da an sein sichtbarer Stellvertreter. Der Sonne errichtete man Altäre, und weihte ihr um so mehr einen unmittelbaren Cultus, als die Incas, ihre Söhne und Priester, als Mittelspersonen zwischen dem Volke und der Gottheit dienten. Der Sonne also waren die berühmten Tempel von Cuzco und Tumbez geweiht, so wie alle die, welche die von den Incas bewohnten Gegenden bedeckten; der Sonne, dieser Quelle des Lichts, der Befruchterin des Erdbodens, wurden die ersten Früchte, die man ja ihrer eigenen Wärme verdankte, dargebracht, der Sonne endlich wurden einige friedliche Llamas geopfert. Ihr weihten sich in Cuzco Personen des weiblichen Geschlechts der ewigen Jungfrauschaft; um ihre Gemahlinnen zu werden, ließen sich junge Mädchen in Klöster einsperren, die auf allen Punkten des Reiches erbaut waren; Klöster, die zwar der Sonne geweiht waren, wo aber der Inca, ihr Sohn, allein das Recht des Zutritts und der Wahl seiner Beischläferinnen hatte. Der Inca hatte seinen Bruder oder Oheim zum Oberpriester, und die Glieder seiner Familie allein konnten die subalternen Dienste im Umfange des ganzen Königreichs verrichten. Bei der Geburt eines Incas feierte man, unter gottesdienstlichem Vorwande, prachtvolle Feste; und erzog ihn später, um ihn des Regierens würdig zu machen, mit Sorgfalt und ließ ihn Proben des Erlernten und seines Muthes bestehen. Starb ein regierender Inca, so balsamirte man den Leichnam ein und legte Trauer an; wenn aber bei der Krönung seines Nachfolgers dieser die rothe Mütze, das Zeichen der Gewalt, aufgesetzt hatte, so fingen die Feste wieder an und Lustbarkeiten fanden dann im ganzen Lande Statt. Die größte Feierlichkeit aber war die des Raymi, welche bei der Herbst-Sonnenwende Statt fand; nichts wurde gespart, um sie glänzend zu machen, und man vertheilte bei dieser Gelegenheit unter das Volk das heilige Brot, welches die Jungfrauen geknetet hatten. Die Quitschuas glaubten an Wahrsagerei, zogen die Eingeweide gefallener Thiere zu Rathe und waren leichtgläubig und fanatisch bis zum Extrem. Sie verehrten den Mond als Weib und Schwester der Sonne, betrachteten die Gewitter, den Donner als wirkende Wesen des großen Gestirns, und brachten auf ihren Reisen auf dem Scheitel eines jeden Gebirgspasses dem Winde Opfer dar. Nach dem Tode fanden die Incas ihren Vater, die Sonne, wieder, das gemeine Volk aber hatte, immer ein zukünftiges Leben voraussetzend, keine andere Hoffnung, als sich daselbst wieder zu sehen und den Incas, ihren Herren, zu dienen. Mit einem Worte, die Religion der Incas war sehr sanft und beschränkte sich auf die Befolgung der Gesetze, welche ihnen ihre priesterlichen Gesetzgeber überliefert hatten.

2. Aïmara-Nation. — Den Namen Aïmara, Aymara trug, lange vor Errichtung des Inca-Reichs, ein Volk, welches nicht weit von den Ufern des Titicaca-Sees, dieses Mittelpunkts der ältesten Civilisation der Andes-Plateaux, seinen Wohnsitz hatte. Hier stieg Mancocapac, der Gründer der Peruanischen Monarchie, aus dem Schooß der Welle, und ging, indem er sich gegen Norden wandte, in die Welt, noch wilde Völker zusammenzuschaaren und zu vereinigen, um die Stadt Cuzco zu erbauen, die bald darauf die Quelle ihrer Größe in Vergessenheit zu bringen berufen war. Obwol der dritte König, Llopue Yupanqui, mit der Unterwerfung der Aïmaras den Anfang gemacht hatte, so sahen die Incas die Monumente von Tiaguanaco, von denen ihre Vorfahren ohne Zweifel abstammten, doch erst unter der Regierung Maytacapac's, jenes Nachfolgers, wieder; und die gänzliche Unterjochung der Nation der Aïmaras unter die peruanische Herrschaft fand erst unter der Regierung Yahuar's Huacac, des siebenten Inca, Statt. Die Benennung Aïmara, welche anfangs auf eine einzige Provinz beschränkt war, dehnte sich bald auf die ganze Nation aus, die sich einer und derselben, von der Quitschua-Sprache verschiedenen Sprache bediente, und sie ist es auch, welche noch heütiges Tages die Eingebornen und die Nachkommen der ersten Spanier anwenden.

Wäre die Aïmara-Nation nur gering an Zahl gewesen, und hätte sie nicht einen sehr großen Flächenraum Landes bewohnt, so würde sich ihre Sprache mit der der Eroberer vermengt haben, deren Grundsatz es war, eine Einheit der Sprache in ihrem Reiche zu errichten. So aber hat diese Nation, eine der zahlreichsten, welche das ganze Andes-Plateau vom 15° bis 20° südl. Breite, von den Provinzen Tinta und Arequipa bis zu den Becken von Paria und Druro, zwischen 69°, und 75° westl. Länge erfüllt, ihre Sprache bis auf den heütigen Tag bewahret, die nicht allein auf dem platten Lande, sondern auch in den Städten, so zwar gang und gäbe ist, daß selbst die Nachkommen der Spanier sie als Umgangs-Sprache sprechen, und das Spanische nur im Verkehr mit Fremden gebraüchlich ist. Die Nachbarn der Aïmaras sind, gegen Nordwest die Quitschuas, gegen Osten die antisanischen Nationen der Tacanas, Apolistas, Mocetenen; gegen Süd und Südost die Quitschuas von Cochabamba, Chayanta, Potosi; sodann auf der südlichen Küste die Atacamas und Tschangos. Sie bilden so, nach ihrer geographischen Verbreitung, ein Centrum, um das die Quitschuas strahlen. Die Regionen, welche sie bewohnen, liegen hauptsächlich zwischen den Niveaulinien von 6150 und 14700 Fuß über dem Meere; und besonders auf dem Tafellande von 12300 Fuß mittlerer Erhebung ist die Republik Bolivia am dichtesten bevölkert; überall große und kleine Städte, zahl- und volkreiche Dörfer, überall eine große Menge zerstreüter Wohnungen. Ja auf dem Plateau der westlichen Andeskette giebt es bewohnte Orte, welche noch höher als die angeführten Punkte sind.

Urtheilt man nach den ungeheüern Monumenten von Tiaguanaco, nach der Größe der Steinblöcke, aus denen sie erbaut sind, nach der großen Zahl von Wohnungs-Überresten an den Ufern des Titicaca-Sees, oder nach den Gruppen zahlreicher Gräber, die man noch in der Mitte heüt zu Tage wüster Orte

findet, so muß die Volksmenge der Aïmaras außerordentlich zahlreich, und ihre Provinzen müssen die bevölkertsten der Andes-Plateaux gewesen sein. Keine Ueberlieferung läßt uns ihre Zahl zur Zeit der Eroberung auch nur annähernd schätzen; ihre gegenwärtige Volksmenge aber, die ganz christlich und den republikanischen Regierungen von Peru und Bolivia unterthan ist, beträgt über eine halbe Million, wenn man die reinen Aïmaras mit den Mestizen zusammenzählt, welche 188,000 Individuen ausmachen.

Diese Zahlen, welche wahrscheinlich noch unter der Wahrheit stehen, zeigen, welche Rolle eine Nation von dieser Wichtigkeit mitten unter den sie umgebenden Völkern spielen mußte, bevor sie durch die grausamen Kriege, welche im Anfang der spanischen Eroberung aus den Mißhelligkeiten Gonzalo's Pizarro und Diego's Centeno, 1547, entstanden; durch die Bergbau-Arbeiten, die alle Jahre ganze Reihen ihrer Glieder lichteten; durch die blutige Revolution unter Tupac Amaro, im Jahre 1780, als die Indianer ihre Freiheit wieder zu erlangen suchten; und endlich durch den Unabhangigkeits-Krieg der Kolonisten, der vierzehn Jahre lang ihre Felder verwüstete, und sie zum Militairdienst als Lastträger zwang, bis auf den zehnten Mann vernichtet worden ist.

Was die physischen Merkmale betrifft, so unterscheiden sich die Aïmaras in nichts von den Quitschuas, und es ist unmöglich eine größere Gleichheit zu finden, als diejenige ist, welche zwischen diesen beiden Nationen besteht, die in der That nur durch ihre Sprachen getrennt sind, obwol dieselben gleicher Abstammung zu sein scheinen. Die Aïmara-Sprache gleicht an Reichthum und vermöge ihrer Kombinationen, der Manchfaltigkeit ihrer Formen zum Ausdruck desselben Gedankens ganz der Quitschua-Sprache; sie ist zierlich, poetisch, aber auch vielleicht eine der härtesten in der Welt; ihre Kehllaute, die alle bekannten Gränzen überschreiten, kommen ganz aus dem Hintergrunde der Kehle und sie stehen der Quitschua-Sprache an Zahl der Konsonanten, an rauher und ruckweiser Weitschweifigkeit in nichts nach. Sie ist gleichfalls stark accentuirt und die Verflechtung ihrer Konsonanten ist fast identisch mit der in der Quitschua-Sprache. Ihr Zählen hat das Zehnthum zur Grundlage, und kann bis zu einer Million ausgedehnt werden. Kurz, die Aïmara-Sprache hat durch ihre Form, deren Zusammensetzung, ihre Härte und ihren Umfang viel Ähnlichkeit mit der Quitschua-Sprache, und man findet in ihr ungefähr zwanzig Wörter wieder, die unleügbar gleiches Ursprungs sind, besonders diejenigen, welche religiöse Begriffe ausdrücken; und erkennt man gleich eine Menge andere, deren Wurzel verschieden ist, und die folglich eine abgesonderte Sprache andeüten, so darf man doch gewiß sein, die Aïmara-Sprache für den Ursprung der Quitschua-Sprache gelten zu lassen, die sie von allen Seiten umgürtet und welche die Zeit hat verändern können. Diese Hypothese würde im Verhältniß stehen zur geographischen Stellung des Plateau von Titicaca, auf dem die Aïmaras seßhaft sind, und mehr noch zu den Monumenten dieser Nation, die der Mittelpunkt der ursprünglichen Civilisation zu sein scheinen. Man könnte sich noch fragen, ob die heilige Sprache, welche die Incas von den Gestaden des Titicaca-Sees nach Cuzco verpflanzten, und die sie in ihrer Familie aufrecht erhiel-

ten, nicht die Aïmara-Sprache gewesen sei. Diese spaltet sich in viele Dialekte, in den Dialekt der Cantschis, Canas, Collas, Collaguas, Lupacas, Pacases, Carancas, Tscharcas, u. s. w. Den ersten Platz unter diesen Dialekten hat die Pacasa als die zierlichste Sprachweise, worin ihr indeß die der Lupacas nicht nachsteht. Beide Dialekte haben ihren Vorzug zum Theil daher, daß beide Völkerschaften in der Mitte der übrigen Aïmaras wohnen; insbesondere zeichnen sich die Lapacas vor allen durch größere und volkreichere Ortschaften aus.

Was den Charakter, die geistigen Fähigkeiten, die Sitten, Gewohnheiten, die haüslichen und gesellschaftlichen Gebraüche, die landwirthschaftliche und technische Industrie, die Kleidung anbelangt, so gleichen noch heüt' zu Tage die Aïmaras in allen Stücken den Quitschuas; was aber die Architektur ihrer Monumente betrifft, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert, so findet man einen großen Unterschied mit den Denkmälern der Incas. Die Monumente von Tiaguanaco, welche in der Mitte der Aïmara-Nation am See von Titicaca belegen sind, bestehen aus einem an 100 Fuß hohen Tumulus, der mit Pilastern umgeben ist; aus Tempeln, die 300 bis 600 Fuß lang, gegen Osten gut orientirt und mit Reihen eckiger riesenhafter Saülen und Monolith-Portiken verziert sind, und Reliefs von regelmäßiger Ausführung, obwol grober Zeichnung, die religiöse Allegorien der Sonne und des Condor, ihres Boten, darstellen; aus kolossalen Statuen von Basalt und mit platten Reliefs bedeckt, deren Zeichnung mit viereckigem Kopf halb ägyptisch ist, und endlich aus dem Innern eines Palastes, der aus vollkommen zugehauenen Steinblöcken aufgeführt ist, die zuweilen 24 Fuß lang, 12 Fuß breit und 6 Fuß dick sind. In den Tempeln und Palästen sind die Thürflügel nicht gereiht, wie bei denen der Incas, sondern stehen senkrecht; und ihre Größe, die imposanten Massen, aus denen sie erbaut wurden, übertreffen um Vieles, sowol an Schönheit als an Großartigkeit, Alles, was später von den Incas aufgeführt worden ist. Überdem kennt man keine Skulptur, kein flaches Relief in den Denkmälern der Quitschuas von Cuzco, während alle damit in Tiaguanaco verziert sind. Kann die Anwesenheit dieser unleügbaren Überreste einer uralten Civilisation an dem Punkte selbst, von dem der erste Inca ausging, um die Civilisation von Cuzco zu begründen, nicht einen Beweis mehr liefern, daß von da aus mit Mancocapac die letzten Erinnerungen an eine untergegangene Größe auf den klassischen Boden der Incas verpflanzt wurden?

Die Gräber der Aïmaras unterscheiden sich sehr wesentlich von denen der Quitschuas und bestanden bald aus großen viereckigen Gebaüden, mit einer einfachen Öffnung, bald aus kleinen Haüsern von neügebrannten Steinen, oder auch aus einer Art viereckiger Thürme mit mehreren Stockwerken. Wie auch die Form sein möge, so stehen immer eine große Menge dieser Gräber gruppenweise beisammen und sehen oft wie große Dörfer aus.

Zur Zeit der Eroberung von Amerika bildeten die Aïmaras einen Bestandtheil des Inca-Reiches; und obwol wir keine Nachricht über ihre frühere Regierung besitzen, so dürfen wir doch aus dem Umfang ihrer Monumente und der großen Zahl von Arbeitern, die nöthig waren, um die dazu erforderlichen

Materialien zu transportiren, schließen, daß sie ein zahlreiches Volk unter einer mächtigen Monarchie bildeten; wäre die Nation, wie behauptet worden ist, in kleine Stämme zerstreüt gewesen, so konnte sie unmöglich diejenige Stufe von Gesittung ersteigen, die sie erreicht hatte, und ihre Kräfte würden zu so kolossalen Bauwerken nicht ausgereicht haben.

Es bleibt uns, außer den Monumenten, kein Beweis, um die Spuren der alten Religion der Aïmaras aufzufinden; diese Denkmäler liefern uns aber entscheidende Argumente zu Gunsten der Meinung, daß der Sonnendienst, die Industrie und Civilisation der Incas an den Gestaden des Titicaca-Sees entsprungen sind. Erkennt man es nicht in der That an der Orientirung aller Tempel gegen den wahren Aufgang, gegen die Seite, wo das Gestirn erscheint? Ist es nicht in den allegorischen Reliefs jener Monolith-Portiken ausgedrückt, welche die Sonne darstellen, den Kopf mit Strahlen umgeben, unter der Gestalt von Menschen, die zwei Scepter halten, das Zeichen doppelter Gewalt, der geistlichen und weltlichen, die Mitte des Bildes einnehmend, während von jeder Seite gekrönte Könige auf die Sonne zuschreiten und die Condore, die vielleicht als ihre Boten anzusehen sind, in ihrem erhabenen Fluge ihre Glorie in größerer Nähe betrachten?

Um es kurz zu wiederholen, so scheint die Aïmara-Nation, nach allen ihren physischen und moralischen Eigenschaften, demselben Urstamme anzugehören, wie die der Quitschuas. Sie unterscheidet sich von dieser nur durch eine Sprache, von der der größte Theil der Wörter keine Ähnlichkeit mit der ihrigen hat, obwol andrer Seits die Aussprache und die grammatischen Regeln dieselben sind. Was aber von der Übereinstimmung der heiligen Sprache der Incas mit dem Ursprunge Mancocapac's, so wie von dem Orte gesagt worden ist, wo die Ruinen der Aïmara-Monumente belegen sind, sollten diese Deductionen, ganz besonders aber auch noch die aus den Bas-Reliefs von Tiaguanaco abgeleitete starke Vermuthung einer gemeinsamen Religionsquelle, nicht Jedermann fast bis zur Gewißheit überzeügen, daß bei den Aïmaras der erste Grund zur Civilisation der Hochebenen der Andesketten gelegt wurde? daß sie den Centralpunkt einnahmen, wo das Ackerbau- und Hirtenleben zuerst entwickelt wurde? wo die gesellschaftlichen Begriffe keimten? wo die erste monarchische und priesterliche Regierung ihren Ursprung nahm, im Schooße einer Gesellschaft, die viel früher vielleicht zu einem Grade vorgerückter Civilisation gelangte, deren letzter Glanz, die Religion, die Industrie, durch Mancocapac von den Gestaden des Titicaca nach Cuzco übertragen, mit der Schöpfung der Inca-Monarchie endigte, die später ihre Wiege ganz in Vergessenheit gerathen ließ?

3. Atacama-Nation. Die Atacamas, deren Vorfahren sich auch Olipes oder Klipi (Lipes) nannten, bewohnen, wie es scheint, den ganzen Westabfall der Andes, vom 19° bis 22° der Breite, d. i. von der südlichen Gränze Arica's bis zu den Tschangos, die, mit den Aïmaras, sie von allen Seiten umgeben und ihre einzigen Nachbarn sind. Sie bewohnen die ganze Provinz Tarapaca und die von Atacama, und ihre ganz christliche Volksmenge besteht in etwa 10,000 Seelen, von denen der fünfte Theil Mestizen sind.

Sie unterscheiden sich von den Quitschuas in den physischen Merkmalen durchaus nicht, wol aber von allen ihren Nachbarn, wie man sagt, hinsichts der Sprache. In moralischer Beziehung gleichen sie den Tschangos. Sie sind an der Meeresküste Fischer und in den Andesthälern Ackerbauer, und haben es in beiden Beschäftigungsweisen eben so weit gebracht, als die heütigen Aïmaras, denen sie auch in Gebraüchen und Gewohnheiten gleichen. In welchem Zustande sie vor der Eroberung lebten, ist völlig unbekannt; nur aus ihren Gräbern, die immer unterirdisch sind, erkennt man, daß sie sich von den Aïmaras unterscheiden und den Quitschuas nähern.

4. Tschango-Nation. An den Gestaden des Stillen Oceans, zwischen 22° und 24° südl. Breite, hauptsächlich in den Umgebungen des Hafens Cobija, in Bolivia, leben einige Indianer, die Tschangos, als Überrest einer früher, ohne Zweifel, weit mächtigeren Nation. Ihre Nachbarn sind gegenwärtig auf der Nord- und Ost-Seite die Atacamas, auf der Südseite die ersten Araucaner, von denen sie durch die berüchtigte Wüste von Atacama geschieden sind. Ehedem waren sie zahlreich genug, um eine Mission unter ihnen in Cobija errichten zu können, gegenwärtig aber belaüft sich ihre Volksmenge wol kaum auf 1000 Köpfe, die längs der Küste zerstreüt leben.

Die Hautfarbe der Tschangos ist identisch mit der der Quitschuas, nur etwas dunkler in's Schwärzlichbraune übergehend. Auch in der Statur gleichen sich beide Nationen, wenn nicht die Tschangos noch etwas kleiner sind, da ihre mittlere Größe 4 Fuß 9 Zoll beträgt, und man kann daher annehmen, daß sie die Kleinsten unter den Ando-peruanischen Nationen seien. In den Körperformen, Gesichtszügen und der Physiognomie gleichen sie ebenfalls den Quitschuas und Aïmaras, doch findet sich bei ihnen fast niemals die lange Adlernase dieser Nationen und sie bilden in dieser Beziehung gleichsam den Übergang zu den Araucanern von Chili, wenngleich sie nach physischen und moralischen Eigenschaften durchaus der peruanischen Völkergruppe angehören. Von ihrer Sprache versichern sie, daß sie von der der Atacamas eben so verschieden sei, als vom Quitschua und dem Aïmara. Von Charakter sind sie sanft, leütselig, gefällig, hingebend, gastfreündlich und den Landesgesetzen ergeben. Der Fischfang bietet ihnen das einzige Subsistenzmittel dar, und darum beschränkt sich ihre ganze Kunst auf diesen Erwerbszweig, der mit der Küstenschifffahrt verbunden ist, welche mit Booten und Barken aus Seehundsfellen getrieben wird und gegenwärtig das Monopol des Schleichhandels in sich schließt. Auch in der Weberei haben sie es ziemlich weit gebracht.

5. Die Puquina-, und 6. Die Yunka-Motschica-Sprache gehörten, nächst dem Quitschua und Aïmara, zu den allgemeinen Sprachen des Inca-Reichs. Da Yunko im Quitschuanischen heiße Ebene bedeütet, so ist zum Theil schon dadurch der Platz der Letzteren bestimmt, die insbesondere in die Valle Cintscha gesetzt wird, und daselbst noch im Gebrauche sein soll. Die Puquina-Sprache aber wurde bestimmt noch in einigen Dörfern auf den kleinen Inseln des Chuquito- oder Titicaca-Sees in der Diöcese de la Paz und in einigen Gegenden der Diöcese von Lima geredet. Die Puquinas waren eifersüchtig auf ihre Sprache

und wollten sie nicht von Fremden lernen lassen. Da sie alle die Quitschua-Sprache verstanden, so wurde darin die Religions-Übung verwaltet. Man betrachtet die Puquina-Sprache als eine radikal von anderen verschiedene, und legt der Yunka-Motschica keine Ähnlichkeit mit irgend einer andern Sprache bei.

Antisaner.

Die Völker, welche zum zweiten oder antisanischen Zweige der Ando-Peruanischen gezählt werden, sind in der Hautfarbe veränderlich, von einer dunkeln Braun-Olivenfarbe bis zu einer sehr lichten Farbe. Die mittlere, jedoch wechselnde Größe ist 5 Fuß und einige Linien. Ihre Gliedmaßen sind von mittelmäßiger Stärke; der Rumpf in den gewöhnlichen Verhältnissen. Die Stirn tritt nicht zurück; sie haben ein ovales Gesicht; veränderliche Nase; einen Mund von mittlerer Größe; wagerechte Augen; verweichlichte Gesichtszüge; dabei aber doch eine lebhafte und zugleich sanfte Physiognomie.

Den Namen Antis gaben die Incas den Ländern, welche östlich von den Gebirgen von Cuzco liegen, und darum nannten sie die östliche Kette Antis, woraus die Spanier Andes gemacht und diese Veränderung des ursprünglichen Namens mit Unrecht auf beide Ketten in Anwendung gebracht haben. Von jener Inca-Benennung ist der Name der Antisaner abgeleitet, deren Wohnplätze über die heißen und feüchten Regionen des östlichen Abfalls der bolivianischen und peruanischen Andes verbreitet sind, von deren letzten Auslaüfern bei Santa-Cruz de la Sierra, im 17° südlicher Breite, gegen Norden hin bis auf die mitternächtliche Seite des Äquators, in einer Breite, die nur 15 bis 25 deütsche Meilen beträgt.

Das Land der Antisaner ist gleichförmig in seinen Einzelnheiten. Dort giebt es keine erhabenen, schattenlosen Bergebenen mehr, wo ausgebreitete Flächen, kalte Berge, die mit Gräsern bedeckt sind, welche unterhalb der ewigen Schneedecke wachsen, dem Aïmara- und Quitschua-Hirten es gestatten, ruhig von dem Ertrag seiner Landwirthschaft, seiner Heerden, im Schooße seiner edlen Civilisation und der Ruinen seiner Monumente zu leben; dort giebt es keine von den weniger unebenen Landschaften, die, theils kahl, theils mit Strauchwerk bedeckt, ähnlich wären denjenigen, welche von den kriegerischen Araucanern bevölkert sind. Das Land der antisanischen Wilden scheint auf den ersten Blick unbewohnbar zu sein; überall zerrissene oder spitzgipflige Berge, auf denen sich nichts desto weniger der kräftigste, großartigste Pflanzenwuchs entwickelt; überall finstere und tiefe Thäler, in denen wüthende Bergströme über Schrecken erregende Abgründe mit furchtbarem Getöse dahinstürzen. Am Ufer dieser Bergströme, dieser sich unaufhörlich erneüernden Wasserstürze, am Fuße dieser über dem Haupt schwebenden Felsen hat der antisanische Mensch seinen Wohnsitz

aufgeschlagen unter ungeheüern Baümen, deren gegen den Himmel strebende Äste und Zweige ein für die Sonnenstrahlen undurchdringliches Gewölbe bilden, das mit seinem ewigen Schatten die frischeste und manchfaltigste Vegetation beschirmt. In Mitten dieser imposanten Natur hat der Gebirgsmensch seine physischen Unterscheidungsmerkmale und seine Sitten verändern müssen. Konnte er derselbe bleiben, wie der der Hochregionen, mit denen sein Wohnplatz einen so auffallenden Gegensatz bildet?

Die Zahl der Nationen, welche zur Familie der Antisaner gehören, ist sehr groß, aber bis jetzt noch nicht genau zu bestimmen. Von den fünf ersten hat d'Orbigny eine ausführliche Beschreibung gegeben.

1. Die Yuraccaren. Dieser Name scheint aus der Quitschua-Sprache zu stammen, in der er weiße Menschen bedeütet, von Yurak, weiß, und Kari, Menschen. Die Yuraccaren spalten sich in zwei Stämme, die sich seit Jahrhunderten feindlich gegenüberstehen, in die Solostos, die den östlichen Theil ihres Gebiets, und in die Mansiños, welche die westlichen Gebirge bewohnen. Überdem kommen sie noch unter den Namen Conis und Cutschis, Enetes und Mages vor. Die Wohnsitze der Yuraccaren überhaupt liegen am Fuße der letzten Auslaüfer der östlichen Andes, und in den Waldebenen, die dieselben begränzen, auf dem ganzen Raume, der zwischen Santa-Cruz de la Sierra gegen Osten, und dem Meridian von Cochabamba, gegen Westen, enthalten ist, auf einem von Osten nach Westen zwischen 15 und 22 deütschen Meilen breiten Streifen feüchter und heißer Wälder von 67° bis 69° westlicher Länge und zwischen 16° und 17° südlicher Breite. Es sind die letzten Völker der bolivianischen Gebirge, von denen sie, am haüfigsten, nur den Fuß bewohnen, zerstreüt wie sie in kleinen Familien sind, in den Walddickichten, an den Zuflüssen des Rio Ibabo, Rio Chimore, Rio Mamore und des Rio Sacuri. Ihre Nachbarn gegen Norden sind die Moxos; gegen Nordost die Sirionos; gegen Westen die Mocetenes der Gebirge; gegen Südost die Tschiriguanos; und gegen Südwest die Quitschuas von Cochabamba. Heütiges Tages sind alle Mansiños Wilde, in den Gegenden selbst, die sie ehemals bewohnten, während die Solostos in der Mission von San-Carlos, bei Santa-Cruz de la Sierra, vereinigt sind. Die Mansiños sind ungefähr 1000 Köpfe stark; die Solostos von San-Carlos zählen nur 337, so daß sich ihre Gesammtzahl auf 1337 Seelen belaüft.

2. Die Mocetenen. Diese wohnen im Grunde der Schluchten und Schlünde längst des Rio Beni und seiner Zuflüsse, vom Rio de la Reunion, nördlich von Cochabamba, bis nördlich von La Paz auf einer Gebirgsstrecke von 25 bis 35 deütschen Meilen, zwischen 15° und 16° südlicher Breite und 69° und 71° westlicher Länge. Sie haben gleichsam nur einen breiten Streifen der Nordwest-Seite von der Kette der Yuraccaren inne, die sie von den Moxos scheidet, und auf der Südwest-Seite von den hohen Gebirgen des östlichen Abfalls der bolivianischen Andes begränzt ist. Sie spalten sich in mehrere Stämme und wohnen in Dörfern am Ufer schattiger Bergströme, die sich in den Rio Beni ergießen. Ihre Nachbarn sind, gegen Norden die Apolistas,

gegen Westen die Aimaras, gegen Süden die Quitschuas; gegen Osten die Moxos und Yuraccaren. Mehrere ihrer Stämme verharren noch im Zustande der Wildheit, während einige andere neüerlich in Missionen vereinigt worden sind, welche den Namen Santa-Anna und San-Miguel erhalten haben. Die Zahl der Wilden belaüft sich auf etwa 800, und die der Missions-Angehörigen auf das Doppelte, so daß sich ihre Gesammtheit auf ungefähr 2,400 belaufen mag. Die Mocetenen sind, außer diesem Namen, bei den Spaniern von Bolivia auch unter dem uneigentlichen Namen Tschunchos bekannt, der schon seit Jahrhunderten auf alle Völker angewandt wird, welche östlich von Lima wohnen. Man nennt noch Magdalenos, Tschimanisos oder Tschimanis diejenigen, welche am Zusammenfluß des Rio Coendo leben; Mutschanis, die am Rio Beni, und Tucupi, die an der Mündung des Rio Boppi in den Rio Beni seßhaft sind. Von den Yuraccaren werden die Mocetenen Manquies genannt.

3. Die Tacanas. Tacana ist der Name, den diese antisanische Nation ihrer Sprache giebt. Von den Spaniern werden die Tacanas bald Atenianos, bald Isiamos ꝛc. genannt, nach den Missionen, in denen sie vereinigt sind, was also nur Localnamen sind. Die noch wilden Stämme heißen Toromonas. Die Wohnplätze der Tacanas erstrecken sich vom 13° bis 15° südlicher Breite und vom 70° bis 71° westlicher Länge auf einem von Nord-Nordwest nach Süd-Südost gerichteten breiten Streifen, der im Osten vom Rio Beni und im Westen von der östlichen Andeskette begränzt ist. Die Naturbeschaffenheit ihres Landes ist derjenigen vollkommen gleich, welche die Wohnplätze der Mocetenen charakterisirt. Die Toromonas leben in Walddörfern; die übrigen zum Christenthum bekehrten Stämme in den Missionsdörfern Aten, Cavinas, Tumupasa, Isiamas und San-Jose; diese sind 5300, jene, die wilden Toromonas, etwa 1000 Köpfe stark. Die ganze Nation besteht also aus 6300 Seelen. Gegen Nordosten gränzt sie mit den Maropas von Reyes, auf der anderen Seite des Beni; gegen Süden mit den Mocetenen; gegen Norden mit den wilden Völkern der Huacanahuas und Suriguas; gegen Westen mit den Apolistas und Aimaras.

4. Die Maropas. So nennt sich eine Nation, die, obwol ihr Wohnsitz ganz innerhalb der Provinz Moxos belegen ist, doch noch zum Kreise der antisanischen Völker gehört. Bevor eine Mission errichtet wurde, hatten die Maropas das große Becken des Rio Beni, am Fuße der feüchten Waldberge der letzten Abfälle der bolivianischen Andes, inne. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts aber wurden sie von den Jesuiten in der Mission Reyes vereinigt, die nicht fern vom Rio Beni, auf dessen östlichem Ufer, in 13° 15′ südlicher Breite und 70° westlicher Länge belegen ist. Ihre Zahl belaüft sich nur auf 900 Köpfe.

5. Die Apolistas, die gegenwärtig sämmtlich zum Christenthume übergetreten sind, wohnen in dem Flecken Apolobamba, der früher eine Missionsstelle war, in der Mitte eines großen Thals, vom Rio Apolo bewässert, der zwischen hohen Gebirgen strömt und sich nicht weit davon, ungefähr unter 15° südlicher Breite und 71° westlicher Länge, in den Rio Beni ergießt. Ihre

Nachbaren sind gegen Süden die Mocetenen, gegen Norden die Tacanas und gegen Westen die Aïmaras, von allen diesen Nationen durch Hochgebirge getrennt. Ihre Zahl belaüft sich auf 2770 in Apolobamba, in Santa-Cruz beträgt sie 840, zusammen also 3610 Seelen.

Im Ganzen genommen bestehen also die genannten fünf antisanischen Nationen aus 14,560 Köpfen, von denen 11,760 zum Christenthume bekehrt sind und 2800 im Zustande der Wildheit und des Heidenthums verharren.

Welchen Einfluß die Beschaffenheit des Wohnplatzes auf die physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten des Menschen ausübt, sieht man recht deütlich an den Antisanern. Da sie beständig im Schatten dichter, heißer und feüchter Wälder leben, wo es fast unaufhörlich regnet, so mußte ihre Hautfarbe natürlich minder dunkel werden, als die der Bewohner jener trockenen Berge und der erhabenen Tafelländer, welche von einer kräftigen Vegetation und dem Schatten der Wälder entblößt sind. Die antisanischen Völker kann man in der That fast weiß nennen, im Vergleich mit den Aïmaras, Quitschuas und den übrigen Bergbewohnern der Hochebenen, selbst im Vergleich mit den Bewohnern der Ebenen von Moxos. Die dunkelfarbigsten unter den antisanischen Nationen sind die Maropas, welche seit langer Zeit in das ebene Land verpflanzt worden sind, und die Apolistas, die ein höheres und minder feüchtes Berg-Land bewohnen; während die Yuraccaren, die Mocetenen und Tacanas, deren Wohnsitze in den undurchdringlichsten Wäldern sich befinden, die weißesten von allen sind. Die Farbe der Antisaner, viel lichter als die aller andern Ando-Peruaner, ist ein lichtes Schwarzbraun und enthält wenig Gelb. Ein anderes Merkmal, das indeß, obwol es fast allgemein ist, in einer Hautkrankheit seinen Grund zu haben scheint, besteht darin, daß der ganze Leib, wie auch das Gesicht, mit großen, bläsferen Flecken bedeckt ist, was ihnen das Ansehen eines Tapirfells giebt. Diese Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders allgemein bei den Mocetenen, den Tacanas und den Yuraccaren der nördlichsten Gegenden von deren Gebiet.

Die Natur giebt uns einen andern Beweis von dem Einflusse der Örtlichkeiten. Die Hochlandbewohner der Andes, die Aïmaras und die Quitschuas, haben eine Statur, die unter der Mittelgröße ist, während die Antisaner eher groß, als klein zu nennen sind. Die Yuraccaren, welche ganz am Fuß des östlichen Andesabfalls leben, sind die größten von allen, und im Durchschnitt 5 Fuß 1½ Zoll hoch, während die Mocetenen, die Tacanas und Maropas etwas kleiner sind und 5 Fuß 1 Zoll nicht übersteigen. Die Apolistas sind die kleinsten, und nähern sich in dieser Beziehung den Bewohnern der Hochebenen, denen sie benachbarter sind. Im Durchschnitt ist der Antisane 5 Fuß ⅔ Zoll groß.

Die Gliedmaaßen folgen denselben Veränderungen, wie die übrigen Merkmale, und bei den Antisanern giebt es keinen mehr von jenen breiten, kurzstämmigen Menschen, deren Rumpf nicht immer mit den Extremitäten im Gleichmaaße steht, wie man es bei den Bewohnern der Hochplateaux bemerkt, wo die Verdünnung der Luft mächtig gefühlt wird. Die Antisaner zeichnen sich im Gegentheil durch schöne Formen, durch mannhafte und zugleich anmuthige Verhältnisse aus; ihr robuster, etwas schlanker Körper gleicht dem der

Europäer. Die schönsten von allen sind die Yuraccaren; die andern Nationen sind durchgängig plumper.

In den Gesichtszügen zeigen die Antisaner zwei wesentlich unterscheidende Merkmale, die vielleicht ebenfalls den Einfluß der Örtlichkeiten beweisen. Die Gesichtszüge der Yuraccaren, mit ihrem eirunden Gesicht und ihrer langen oft adlerförmig gekrümmten Nase, sind dieselben wie die der Aïmaras und Quitschuas, von denen sich die Yuraccaren doch so stark in Hinsicht auf Farbe, Statur und Gliedmaßen unterscheiden. Wollte man nur die Gesichtszüge als typische Charaktere gelten lassen, so könnte man muthmaßen, daß die Yuraccaren von jenen Gebirgen abstammen, deren Aüßeres sie haben; daß aber Hitze und Feüchtigkeit ihre Farbe allmälig in einen lichtern Teint verwandelt, und die Nichtverdünnung der Luft in ihren schönen Thälern dem Körper seine völlige Entwickelung zu schönen Formen gestattet habe. Man fühlt, daß Muthmaßungen dieser Art sehr hypothetisch sind, wie gegründet sie auch immer scheinen könnten.

Was die andern antisanischen Nationen anbelangt, deren Hautfarbe ebenfalls licht ist, so müßte es schwer halten, diese Voraussetzung aufzustellen; denn sie haben nicht die Gesichtszüge der Bergbewohner, ihr Gesicht ist rund und immer weibisch. Ihre kurze dicke, platte, niemals adlerförmig gebogene Nase würde sie den Aïmaras oder den Völkern des ebenen Landes nahe bringen. Es wird dann wahrscheinlich, daß sie dieselben Einflüsse von Teint-Veränderungen erfahren haben, indem sie aus den Ebenen, wo vielleicht ihr Stammland ist, nach den Gebirgsregionen emporstiegen.

Die antisanischen Sprachen besitzen kein Merkmal, welches sie in auffallender Weise von den Sprachen der anderen ando-peruanischen Völker unterschiede. Die Sprachen der Yuraccaren, der Mocetenen, der Moropas und Apolistas sind sanft und wohlklingend und gleichen in dieser Beziehung nicht im Mindesten dem Aïmara und Quitschua. Die einzige, welche sich diesen zuletzt genannten Sprachen in Rücksicht auf Härte nähert, ist die Sprache der Tacanas.

Im moralischen Charakter besteht unter den Antisanern wenig Gleichförmigkeit. Der Yuraccane hat sich, in Mitten seiner prachtvollen Urwälder, immer für den ersten der Menschen gehalten; darum ist er stolz, unabhangig, unumterjocht, ungesellig, unternehmend, boshaft, grausam, unempfindlich gegen sich, wie gegen Andere; er ist, kurz gesagt, der wahrhafte Typus des sich selbst überlassenen Wilden. Der Tacana, obwol eben so stolz, hat sich doch dem Christenthum unterworfen; selbst im wilden Zustande ist er minder hart, minder ungesellig. Was die anderen Nationen betrifft, so ist ihr Charakter eine Mischung von Stolz und Sanftmuth, und alle haben ihren Glauben leicht geändert. Die Yuraccaren, die Mocetenen, die Tacanas und Moropas wissen nicht, was Frohsinn ist; sie tanzen, ohne dabei Vergnügen zu empfinden, und ein Lächeln zeigt sich höchst selten auf ihren Lippen. Die Apolistas bilden in dieser Beziehung die einzige Ausnahme, ohne indeß die fast beständige Fröhlichkeit der Tschiquitos zu besitzen. Im Allgemeinen wissen die Antisaner, wie alle Gebirgsbewohner, sehr wenig von einer wahren Lustigkeit.

Was die Sitten anbelangt, so herrscht darin bei den Antisanern mehr Gleichförmigkeit, was ohne Zweifel von ihrem Wohnplatz in ähnlichen Örtlichkeiten herrührt. Alle Antisaner sind aus Liebhaberei leidenschaftliche Jäger und Fischer, und aus Nothwendigkeit Ackerbauer. Einige setzen sich längs eines Flusses fest; während andere (die Yuraccaren) die unbeständigsten der Jägervölker sind, ewig umherschweifend und nomadisirend und niemals länger als zwei Jahre an einem Orte weilend. Alle sind kriegslustig und in kleine Stämme vertheilt. Das Christenthum hat es vermocht, einige derselben in großen Dörfern zu vereinigen. Einzig unter diesen Nationen ist der Yuraccare grausam aus Gefühllosigkeit, er hat barbarische Sitten, Feste, bei denen sich jeder absichtlich mit Wunden bedeckt, um seinen Muth zu zeigen; er kennt den Zweikampf, den Selbstmord; in ihm ist kein Funke sanfter Gefühle für seine Gefährtin, von Achtung für seinen Vater, den er in seinem Alter verläßt, von Zärtlichkeit für seine Kinder, die er der Langweiligkeit, sie zu erziehen, oder unzähligen Superstitionen zum Opfer bringt. Vor ihrer Bezwingung waren diese Völker sehr kriegerisch gesinnt, was mit ihren Jagd-Gewohnheiten zusammenhangt; die Berührung mit den Christen aber hat ihre Sitten in dieser Beziehung sehr verändert. Alle lieben die starken Getränke und tanzen nur bei ihren Saufgelagen.

Die Industrie hat bei den Antisanern geringe Fortschritte gemacht. Die Männer verfertigen ihre Waffen, die in Pfeil und Bogen bestehen, und oft mit farbigen Federn geschmückt sind; sie beackern den Boden, zimmern die Flösse, die ihnen zur Schifffahrt dienen, fischen und jagen mit dem Bogen, bauen ihre Haüser, die mit Palmblättern gedeckt werden; bei den Yuraccaren verfertigen die Männer auch ihre Hemden aus Rinde und bedecken sie mit Zeichnungen, welche aus regelmäßigen krummen Linien bestehen, aber niemals nachgeahmte Formen sind. Die Yuraccaren verstehen, im wilden Zustande, die Kunst des Druckens vermittelst hölzerner Platten, die sie schneiden, um ihre Überwürfe mit verschiedenen Figuren zu verzieren. Den Weibern ist die Fortschaffung der Habseligkeiten bei der Reise einer Familie vorbehalten, die Sorge für die innere Haushaltung, und die Verfertigung von Töpfergeschirr, was oft mit aberglaübigen Gebraüchen verbunden ist. Diejenigen, welche die Baumwolle und Wolle zu spinnen und zu weben verstehen, haben diese Kunst von den Incas gelernt.

Die Kleidung derjenigen, welche nicht ganz nackt gehen, beschränkt sich auf einen Überwurf ohne Ärmel, der mehr oder weniger lang und oft mit lebhaften Farben verziert ist; bald sind sie aus Baumwollen- und Wollenzeüg, bald aber auch aus Baumrinde verfertigt. Sie gehen barfuß und barhaupt, nur beim Tanz an Festtagen schmücken sie den Kopf mit farbigen Federn. Alle tragen das Haar lang und nach hinten befestigt. Keiner tätuirt sich; die Yuraccaren aber und die Mocetenen malen sich das Gesicht mit rothen und schwarzen Streifen an. Die Erstern reißen sich die Augenbrauen und die Barthaare aus. Die Weiber schmücken sich Hals und Schultern mit Glasperlen und einige tragen außerdem Armbänder.

Unter den Antisanern gab es in ihrem ursprünglichen Zustande keine politische Körperschaft, und folglich auch keine Regierung. In kleine Stämme

vertheilt, hatten einige derselben Haüptlinge, die gar keine Gewalt besaßen. Bei den Yuraccaren hat die Liebe zur persönlichen Freiheit immer eine so große Ausdehnung gehabt, daß sogar ein Sohn nicht nöthig hat, seinem Vater zu gehorchen, der es selbst als ein Verbrechen ansehen würde, wenn er es wagen wollte, seinen Kindern einen Verweis zu geben.

Worin die Religion der antisanischen Nationen bestehe, ist uns, mit Ausnahme der Religion der Yuraccaren, durchaus unbekannt. Diese aber ist äußerst verwickelt. Es kann nicht auffallen, daß der Mensch, der in Mitten einer so schönen Natur lebt, das Bedürfniß gefühlt habe, seinen Geist zu erheben, und die Anspannung seines Genius in ihm zierliche Dichtungen über seinen Ursprung und über den der andern Nationen erzeügt hat. Die Yuraccaren haben eine eben so merkwürdige als umfangliche Mythologie, die mit wunderlichen und eigenthümlichen Ansichten über den Ursprung des Völker angefüllt ist; ganz besonders aber auffallend ist es, daß sie die vollständigste Unabhangigkeit mit diesen religiösen Glaubensmeinungen, mit Superstitionen ohne Zahl, die sich auf alle belebte und unbelebte Dinge, wie auf alle Lebensverhältnisse beziehen, in Einklang zu bringen verstehen. Sie beten Nichts an, fürchten aber auch Nichts, sie halten den Menschen für schrankenlos, frei in allen seinen Handlungen, und denken, daß sich alle Dinge von selbst machen; auch erwarten sie Nichts von der Zukunft und bewahren keine Erkenntlichkeit für das Vergangene. Die Epoche der Mannbarkeit junger Mädchen ist bei ihnen durch barbarische Ceremonien bezeichnet.

Überblickt man alle diese Thatsachen, so erkennt sich leicht, daß die lichte Hautfarbe, in Verbindung mit der Identität der Wohnsitze und des Grundzuges der Sitten, die einzigen allgemeinen Unterscheidungszeichen der Antisaner sind; wenn man sie aber nur etwas mit den übrigen Gruppen der Gebirgsvölker vergleicht, so wird man immer den größten Gegensatz zwischen ihnen und diesen wahrnehmen. Die Yuraccaren, welche, den Gesichtszügen nach, den Peruanern näher stehen, entfernen sich von ihnen am meisten in der Körpergestalt, der Farbe, der Statur, der Sanftheit der Sprache, durch Charakter, den Unabhangigkeitsgeist, die Religion; während die Nation der Tacanas, deren Züge von denen der Peruaner am meisten abweichen, hinsichts der rauhen Sprache diejenige ist, welche sich mit diesen auf die natürlichste Weise in Verbindung bringen ließe. Mit einem Wort: Die Antisaner stoßen an die Peruaner vermöge der Gesichtszüge der Yuraccaren, an die Araucaner durch die ihrer übrigen Nationen; während der Unabhangigkeits-Geist der Yuraccaren und ihre Erziehungsweise denen der Araucaner ähnlich sind, und anderer Seits die Unterwürfigkeit der Mocetenen und Apolistas und ihre Charaktere sie neben die Peruaner stellen. Die Antisaner scheinen demgemäß auf der einen Seite ein Übergangsglied zwischen den Peruanern und Chilensern, auf der andern Seite zwischen den Gebirgsbewohnern und den Völkern des ebenen Landes zu bilden.

Muthmaßlich gehören zur Familie der Antisaner noch viele andere wilde Völker, welche auf der Nordseite der fünf angeführten Nationen die östlichen Auslaüfer und den Fuß der peruanischen Andes bewohnen. Diese, größtentheils

nur dem Namen nach bekannten Völker sind die Huacanahuas, die Suriguas, die Matschuis, welche als kriegerische Völker angeführt werden; die Ultume-Cuanos, die Tschontaquiros, die Tschunchos und selbst die Quixos, die Xeberos mit den Tschayavitos der noch nördlicheren Gegenden. Vielleicht erstreckt sich die antisanische Völkerfamilie über den ganzen Ostabfall der Andes bis zum südlichen Fuß der Hochebenen von Cundinamarca, in welchem Falle ihnen noch eine lange Reihe von Namen zuzuzählen ist, die von Süden nach Norden so auf einander folgen: Herisebocanos, Tschiribos, Mexes, Canesianos, Moxezianos, Icabizizis, Cachinas, Capingels, Calicionos, Ucoiños, Cavinos, Collos, Comavos (die in vier Stämme zerfallen), Antes, Campas (7 Stämme), Piros (3 Stämme), Caschibos oder Caraputschos, welche Anthropophagen sein sollen, Panos oder Setebos (4 Stämme), Tschamicuros oder Aguanos, Aïssuaris, Maxaris, Puteaus, Senois, Baxanaguos, Remos, Amajacuos, Ibitos oder Xibitos, Xaros oder Tscharos, Lamistos, die vielleicht die Quitschua-Sprache reden, Motschowos, Xibaros, Maïnas (4 Stämme), Andoas, Ayacores, Paranos, Encabellados (5 Stämme) Quitus, Masteles, Tschorri, Pitschilumbay, Quillacingos, Cofanes, Yquitos, Pintsches (3 Stämme) Urarinas, Yameos (3 Stämme) im Dorfe S. Regis am Marañon, ohne daß sich jedoch mit Sicherheit nachweisen läßt, ob alle diese Namen, deren Liste noch mit Synonymen verlängert werden könnte, ebenso viele durch verschiedene Sprachen getrennte Nationen oder Völker ausdrücken, oder ob hier viele Namen zu gemeinsamen Sprachfamilien gruppirt werden müssen.

Araucaner.

Die araucanischen Völker sind braun-olivenartig, nicht sehr dunkel von Farbe. Ihre mittlere Größe beträgt 5 Fuß 9½ Zoll. Sie haben stämmige Formen; der Rumpf ist, im Verhältniß zum Ganzen, etwas lang. Niedrige Stirn; das Gesicht fast kreisrund; kurze, platte Nase; wagerechte Stellung der Augen; mittelgroßer Mund; dünne Lippen; hervorstehende Augenknochen; weibische Züge; ernste, kalte Physiognomie — das sind die charakteristischen äußern Merkmale dieses Zweiges der südamerikanischen Nationen.

Die Araucaner sind die unbändigen Völker, die zu allen Zeiten den Waffen sowol der Incas, als der Spanier widerstanden haben. Sie erstrecken sich auf dem westlichen Abfall der Andes vom 30° südlicher Breite bis zum Ende des Feuerlandes; sodann von den oberen Thälern und den Ebenen, östlich der

Cordilleren, vom 33° bis 42°, auf den Gebirgen und ihren Abfällen; begränzt gegen Norden von den Tschangos und den Atacamas; in Süden und Westen vom Meere; in Osten von den Pueltsches und den Patagonen der Pampas.

Das Land, welches die Araucaner bewohnen, ist ziemlich manchfaltig in seiner Zusammensetzung, wie in seinem aüßern Ansehen; auf der Nordseite längs der Küste des Großen Oceans bemerkt man ein durchschnittenes Terrain, das kaum mit stachlichem Strauch-Gewächs bekleidet ist; schreiten wir nach Süden fort, so nimmt der Pflanzenwuchs allmälig zu und endigt im 41° der Breite damit, ungeheüre Wälder zu bilden, die aus der araucanischen Fichte zusammengesetzt sind. Noch weiter gegen Süden dauern die Wälder unaufhörlich fort, aber die Kälte verhindert sie bald, ihren natürlichen Wachsthum zu erreichen; und man bemerkt, an der Magalhaens-Straße angelangt, nur noch verkrüppelte Baüme, die auf den zahlreichen Inseln des Feüerlandes ganz verschwinden. Gegen Norden findet der Araucaner in den Gebirgsthälern Weide für sein Vieh, allein in den südlichen Gegenden, wo ihn der Schnee von den Scheiteln vertreibt, sieht er sich allmälig gezwungen, die Gestade zu bewohnen, die einzigen Punkte des Feüerlandes, wo der auf diesen öden und eisigen Strand geworfene Mensch zu verweilen vermag, und er zögert auch nicht, alsbald ein entschiedener Ichthyophage zu werden. Auf der Ostseite der Andes steigt er in die Ebenen hinab, deren Horizont durch Nichts begränzt ist, und wo ein trübes Natur-Gemälde dem Auge des Reisenden den auffallendsten Gegensatz darbietet mit dem üppigen Pflanzenwuchs jener Gebirgsschluchten, in denen der antisanische Jäger am Ufer der Bergströme lebt, oder mit den erhabenen Tafelländern, auf denen der civilisirte Peruaner seinen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Die Nationen, welche zu dieser Gruppe der amerikanischen Völker gehören, sind die stolzen Araucanos, deren Zahl sich auf 30,000 Köpfe belaüft, und das Fischervolk des Feüerlandes, welches 4000 Individuen zählen mag, so daß die Gesammtheit der Araucaner zu ungefähr 34,000 anzunehmen ist, die im Zustande der Wildheit verharren und gegenwärtig noch eben so frei sind, als sie es vor der Entdeckung der Neüen Welt waren. Dennoch besteht ein großer Unterschied zwischen den beiden Nationen; und wenn die Araucanos niemals weder dem Schwerte, noch der Überredung nachgaben, so läßt sich der heütige Zustand der Feüerländer weniger durch ihren National-Charakter, als durch die Beschaffenheit des Landes erklären, welches sie bewohnen, und durch die Kälte, die sie daselbst zu ertragen haben.

1. Die Araucanos oder Aucas. Es giebt wol keine Nation, die so viel verschiedene Namen hat, als diese, und von denen die Synonymie verwickelter wäre. Ihre mancherlei Benennungen beziehen sich bald auf die Gegenden, welche diese Indianer zu besuchen pflegen, bald auf die Haüptlinge, denen sie folgen. Falconer hat ihnen die meisten gegeben; aber größtentheils sind es wirklich keine Namen der Nation; denn die Benennungen Huilitsches (Männer des Südens) von Huili, Süd, und tsche, Mann; Picuntsches (Männer des Nordens); Pueltsches (Männer des Ostens), die er noch in Talahuets und

Diuihets, nach dem Punkt, wo sie wohnen, eintheilt, sind weiter nichts, als relative Bezeichnungen der Lage Derjenigen, welche sie geben. Die anderen Namen dieses Autors rühren von dem Orte her, wo jeder Stamm gewöhnlicherweise zu leben pflegt; so sind seine Tschonos die Aucas der südlichsten Theile der Küste von Chile, an den Gestaden des Archipelagus dieses Namens; und die Benennung Molutsches (Kriegs-Männer), unter welcher er irriger Weise die ganze Nation versteht, ist wenig bekannt. Falconer theilt die Chilenser in Pencos, Tucapels und Araucos, nach den Orten, welche sie in den südlichen Theilen der westlichen Abdachung bewohnen. Seine Pehuentsches oder Männer des Landes der Araucarias, (Coniferen, welche Pehuen heißen), leben blos in den Gebirgen und sind immer mit der verschiedenen Nation der Pueltschen verwechselt worden; und endlich, der Name, den er seinen Leuvutsches, von Leuvu, Fluß, und Tsche, Männer, also Flußmänner, giebt, läßt sich auf alle Stämme anwenden, welche der Reihe nach an Flüssen ihren Lagerplatz aufschlagen. Molina, der nur die Indianer des eigentlichen Chile kannte, scheidet sie in Araucanos, die im Lande Arauco wohnen; in Cuntsches; in Boroanos, von denen er wie von weißen Menschen spricht; in Pehuelques (vielleicht eine Verdrehung von Pehuentsches); in Huilitsches (Südenmänner), ein Name, der auch nur relativ ist; und in Pueltsches (Ostmänner), was keine anderen als die Pehuentsches der Andes sind. Villariro spricht in seiner (handschriftlichen) Reise zu den Quellen des Rio Negro nur von den Aucas oder Aucaces der Ebenen und den Pehuentsches der Gebirge. Luis de la Cruz, in seiner Reise über die Pampas von Valdivia nach Santa-Fe, beschreibt ebenfalls nur Gebirgs-Pehuentsches, Ranqueles oder Ranquelinos der Ebenen und kleine Volksstämme, die sich damals Malalquinos nannten, weil sie die Ufer des Malalqui, und Mamilmapu, weil sie an einer Stelle, Namens Mamil wohnten, denn Mapu heißt Land oder Gegend. Fügt man dieser Nomenklatur die Namen Pampas und Tschilenos hinzu, welche die Spanier dieser Nation gegeben haben, sodann die Namen Yacatsch und Huinca, unter deren ersterem das araucanische Volk bei den Patagonen, unter dem zweiten bei den Pueltschen bekannt ist, so sieht man, wie schwer durch diese verwickelte amerikanische Synonymie es wird, Nationen von einfachen Stämmen zu unterscheiden.

Wir behalten für diese Nation zwei abgesonderte Benennungen bei:

1) Die der Araucanos für die Indianer, welche auf der Westseite der chilensischen Andes und in diesen selbst wohnen, die einzigen dieser Nation, welche ein seßhafteres Leben führen. Man kann sie in Tschonos (südlich von Valdivia), eigentliche Araucanos (in der Landschaft Arauco), und in Pehuentsches (die sämmtlich Andes-Gebirger sind) eintheilen, und dies sind die Namen, unter denen sie im Lande selbst bekannt sind.

2) Die der Aucas für alle Stämme, welche auf der Ostseite der Andes in den Pampas umherirren. Sie zerfallen gegenwärtig in Ronqueles, die in den Pampas wohnen, und in Tschilenos, welche um die Quellen des Rio Negro, unter dem chilensischen Haüptling Pintscheira, ihre Wanderplätze haben.

Außerdem giebt es in jeder dieser zwei Abtheilungen einen besondern Namen für jede kleine Section, nach dem Kaziken, welchen sie als Oberhaupt anerkennt, oder nach dem Orte ihrer augenblicklichen Niederlassung.

Als Ganzes betrachtet wohnte die araucanische Nation vom 30° südlicher Breite bis zum Archipelagus von Chonos, im 50° der Breite; aber der geographischen Länge nach erstreckte sie sich vom Atlantischen Ocean bis zum Großen Ocean, d. i: vom 60° bis 76° westlicher Länge. Zur Zeit der Eroberung füllten die eigentlichen Araucanos alle Thäler des westlichen Abfalls der Andes von Coquimbo bis zum Archipelagus von Chonos. Gegen die südlicheren Gegenden Chile's zurückgedrängt, haben sie gegenwärtig nur die Thäler inne, welche südlich von Rio Maule liegen. Die Pehuentsches leben immer auf der Andeskette selbst von Mendoza bis zum Rio Negro, und beide Stämme dehnen sich über eigene Thäler aus, in denen sie sich festgesetzt haben. Nur die Pehuentsches machen haüfige Einfälle in das Gebiet der Pampas, kehren aber stets nach denselben Gegenden zurück, wenn nicht der Mangel an Weide für ihr Vieh sie zu einem momentanen Wechsel zwingt. Die Tschonos aber streifen umher und leben auf dem Meere längs der südlichen Küste von Chile. Was die Aucas anbelangt, diese Wanderer ohne Ausnahme, so findet man sie wechselweise von Buenos-Ayres, Santa-Fe und Mendoza im Norden, bis zu den Ufern des Rio Negro im Süden, und vom Atlantischen Ocean im Osten, bis zum Fuß der Andes im Westen, auf der ganzen Ausdehnung der Pampas zwischen dem 34° und 41° südlicher Breite. Die Araucanos leben also immer im Gebirge, die Aucas nur auf den Ebenen, und diese Beschaffenheit ihrer Wohnplätze hat auf den physischen, wie auf den moralischen Charakter beider Abtheilungen der Nation einen großen Einfluß ausgeübt.

Die Aucas und Araucanos hatten ehemals haüfige Verbindungen mit den Incas, wovon man noch Spuren in ihrer Industrie und Sprache vernimmt, gegenwärtig sind sie oft in Berührung mit den Mbocobis im Norden und mit den Patagonen und Pueltsches im Süden.

Beide Zweige der Nation haben eine nicht so dunkle Farbe, als die Peruaner, und die große Zahl gefangner Weißen, mit denen sie sich täglich kreüzen, wirkt darauf hin, die Intensität der natürlichen Farbe allmälig noch mehr zu vermindern. Die Jugend beider Geschlechter ist viel weniger dunkel, als das erwachsene Geschlecht. Die Araucanos und Aucas sind klein, im Durchschnitt kaum 5 Fuß groß, indeß giebt es auch Ausnahmen, die von dem Einfluß der Örtlichkeiten herrühren mögen. Die Tschilenos und Pehuentschen in den Gebirgen sind selten über 5 Fuß 2 bis 3 Zoll, die meisten unter 5 Fuß groß; unter den Ranquelos der Ebenen sieht man dagegen Männer von 5 Fuß 5 oder 6 Zoll. Die Formen der ersten sind plump, die der andern schlank, und dieselbe Statur haben die Araucanos der Küstenebenen von Chile, woraus man schließen kann, daß die Gebirgsbewohner Amerika's durchgängig klein und die Bewohner der großen Ebenen schlank sind.

Die Sprache hat keine Kehllaute; voll langer Vokale, kann sie nicht sanfter, umfangreicher und gemessener und wohlklingender sein als irgend eine

Sprache der Bergvölker, gegen die, sowie gegen die der Patagonen, Pueltsches und Incas, sie in dieser Beziehung einen auffallenden Contrast bildet. Auf die Reinheit der Sprache legt das araucanische Volk ein großes Gewicht, und Redner-Talente sind bei ihm um so haüfiger, als von der Gabe der Redekunst der geringste politische Einfluß abhangig gemacht wird. Die Aucas haben auch Dichter und Liedersänger. In der Auca- oder Araucaner-Sprache wird der oratorische Vortrag durch Absätze skandirt, und so zu sagen gesungen. Das Zählen hat das Decimalsystem zur Grundlage; nur die Zahlen 100 und 1000 sind aus der Inca-Sprache entlehnt.

Seinem Charakter nach ist dieses Volk stolz, unabhangig, muthig, unbeständig, versteckt, grollig, wenig frohsinnig, oft schweigsam; sein Charakter ist wie der der Patagonen und Pueltsches der Ebenen, und unter den Bergvölkern findet man nur die Yuraccaren, die mit den Aucas, hinsichts des Unabhangigkeitsgeistes, Ähnlichkeit haben, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie weniger blutgierig, geselliger, und vor Allem gute Gatten und gute Väter sind. Unbändige Krieger, unermüdliche Wanderer, und heüt zu Tage noch eben so frei, als zur Zeit der Eroberung, haben sie sich niemals dem Christenthum unterworfen.

Die Sitten sind in der Auca-Nation nicht so gleichförmig, als der Charakter und die Sprache. Die Aucas, oder die Orientalen des Flachlandes, sind, wie die Patagonen und Pueltsches, beständig auf dem Marsche, ewig umherirrend, unter Leder-Zelten lebend und vom Ertrage der Jagd oder ihrer Heerden sich nährend. Immer zu Pferde, sind sie die besten Reiter Südamerika's geworden. Bei nächtlichen Überfällen, die jedoch selten sind, verbergen sie sich beim Mondschein, der fast immer der Augenblick des Angriffs ist, hinter der Seite ihres Pferdes. Die Araucanos im südlichen Chile haben dagegen feste Wohnsitze in den Thälern, treiben Ackerbau und Viehzucht und wohnen in Haüsern. Das hält sie aber nicht ab, eben so kriegerisch zu sein, wie die Wanderstämme, und sich mit diesen im Haß und Kampf gegen die Christen, denen sie sich niemals unterworfen haben, und gegen die benachbarten Nationen zu verbinden, die für sie ein Gegenstand beständiger Nebenbuhlerei sind. Sie vereinigen sich zu diesem Endzweck, bewaffnet mit ihren Bolas, bestehend aus drei Kugeln, die an eben so vielen 2 Fuß langen Riemen befestigt sind, die sich in einem gemeinschaftlichen Punkte vereinigen, mit ihren Schleüdern und 15 bis 18 Fuß langen Speeren, machen sich mit Weib und Kind auf den Weg, unter Anführung eines großen Redners oder kriegerischen Haüptlings, nähern sich der Stelle, die sie angreifen wollen, senden Vedetten aus, um sie zu rekognoscieren, und stürzen in der folgenden Nacht, wie ein ausgetretener Bergstrom, über den Feind her. Die Weiber und Kinder rauben das Vieh und plündern Alles während des Gefechts. Nachdem die Männer getödtet worden, führen die Sieger die Weiber und Kinder hinweg und kehren in kleinen Tagemärschen nach dem Ausgangspunkte ihres Ausfalls zurück. Während dieser Züge mit den haüslichen Verrichtungen und dem Gepäck beschäftigt, werden die Frauen von ihren Männern doch gut behandelt, und man hat mit Unrecht behauptet, daß diese sie zum Satteln der Pferde zwängen.

Ihre Vergnügungen bestehen in Ballspiel, zuweilen auch in eintönigen Rundgesängen. Die Polygamie wird geduldet; jeder Haüptling besitzt eine Menge Beischläferinnen, die aus den gefangenen Weibern gewählt werden. Ihre Heirath besteht in weiter nichts als dem Ankauf einer Frau zu sehr hohem Preise, was viele Männer verhindert, sich zu verheirathen.

Die Fortschritte in der Industrie, welche bei ihnen etwas weiter, als bei den andern südlichen Nationen gehen, rühren ohne Zweifel von der Verbindung her, in der sie lange Zeit mit den Incas gestanden haben. Die Männer beschäftigen sich, wie alle Wilde, mit ihren Waffen; die Weiber spinnen die Wolle ihrer Schaafe und weben sie, um daraus Kleidungsstücke zu verfertigen, nachdem das Zeüg gefärbt worden. Auch das Färben der Haüte verstehen die Araucanos. Das Kostüm der Männer, welches aus einer Pontscho und einer Tschilipa besteht, haben die Landleüte um Buenos-Ayres angenommen. Die Tschilipa besteht aus einem Stück Zeüg, was um den Leib befestigt wird und bis unters Knie herabfällt. Die Kleidung der Weiber hat zwei Theile, ein Stück Zeüg wird unter den Armen befestigt, und ein zweites über die Schultern geschlagen und vorn mit einer Nadel befestigt. Im Übrigen folgen die Araucanos in der Theilung des Haares zu zwei Flechten, dem Tragen von Halsbändern, dem rothen Anmalen des Gesichts, den Gebraüchen der Patagonen und Pueltsches. Bei Kriegszügen tragen die Männer ein ledernes Panzerhemd, wie die Patagonen.

Die Regierung der Aucas ist in Allem der der Patagonen gleich. Ihre Haüptlinge, die in einer General-Versammlung gewählt werden, führen sie im Kriege an, werden aber fast wieder ihres Gleichen, wenn sie unter ihre Zelte zurückkehren. Es giebt keine väterliche Gewalt, keine Unterthänigkeit gegen den Kaziken; nur die Verwandten eines Ermordeten können, wenn sie mächtig sind, an dem Mörder Rache nehmen, was zu unendbaren Familien-Streitigkeiten führt und Spaltungen ohne Ende und tödtlichen Haß zwischen den Stämmen hervorruft. Man kann in der That sagen, daß es gar keine Gesammt-Körperschaft von Nation giebt.

Die Religion der Aucas und Araucanos ist im Grunde durchaus dieselbe, wie die der Patagonen, sie fürchten ihren Quacubu, oder bösen Geist, und nehmen ein höchstes Wesen an: den Schöpfer aller Dinge, das die Pflicht habe, sie zu beschützen und ihnen alle ihre Wünsche zu gewähren, ohne daß sie nöthig hätten, es anzubeten. Sie halten den Menschen für absolut frei in allen seinen Handlungen und glauben sogar, daß ein Verbrechen gar keinen Einfluß haben könne weder auf die Gunst des Schöpfers, noch auf das Böse, welches ihnen der Quacubu zufügt. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele und rechnen nach ihrem Tode auf ein Leben voll Freüde und Vergnügen an einem Orte, der jenseits der Meere liegt. Bei Gelegenheit der Mannbarkeit der Mädchen feiern auch sie aberglaübige Ceremonien, bringen ihnen aber keine Wunde bei.

2. Die Feüerländer bewohnen alle Küsten des Feüerlandes und beide Seiten der Magalhaens-Straße von der Elisabeth-Insel und dem Port Fa-

mine im Osten, bis zu der Masse von Inseln, welche alle westlichen Theile auf der Nord- wie Süd-Seite der Meerenge erfüllen; von den Patagonen sind sie getrennt theils durch das Meer, theils durch die Bergkette auf dem Isthmus, welcher die Halbinsel Braunschweig mit dem festen Lande verbindet. Ihre Lebensweise und die Gletscher ihres Berglandes zwingen sie, sich ausschließlich an den Küsten zu halten. Ihre Hautfarbe ist viel lichter, als die der Peruaner, und noch heller, als die der Araucaner. Im Durchschnitt sind sie 5 Fuß und 1½ Zoll groß und, wie fast alle Amerikaner, nicht schlank, sondern plump, mit breiter Brust. Die Gesichtszüge verrathen ihre nahe Verwandtschaft mit den Araucanos; dennoch zeichnen sie sich vor diesen durch ihren Charakter aus, der mild und sanft, und von Natur friedlich ist. Ihre Sprache ist guttural und hat mit der Patagonischen nur das Gemeinsame, daß sie viele schwer auszusprechende Wörter besitzt, während ihre Verwandtschaft mit der Araucanen-Sprache vermöge gleichbedeütender Wörter näher zu liegen scheint. Nur vom Fischfang oder der Jagd lebend, führen sie ein umherschweifendes Leben, das die Bildung größerer Gesellschaften nicht gestattet, daher sie auch nur in kleinen Haufen von zwei oder drei Familien zusammen leben, die in Piroguen von Baumrinde beständig auf dem Wasser liegen, wodurch sich die Feüerländer von allen ihren Nachbarn unterscheiden, da z. B. der Patagone niemals daran denkt, sich ein Floß zu bauen, um damit über einen Fluß zu setzen. Die Hütten der Feüerländer sind aus Baumzweigen konisch aufgeführt und, oft mehrere Fuß unterirdisch, mit Erde oder auch mit Seehundsfellen belegt. Ein Seehundsfell ist auch das einzige Kleidungsstück, das die Männer um den Nacken, die Weiber um den Leib schlagen. Dabei aber werden der Hals, die Arme und Beine mit Muscheln und anderem Firlefanz geschmückt und man malt sich den Leib, öfter noch das Gesicht, weiß, schwarz oder roth an, wie es die Patagonen thun; überdem tragen die Männer zuweilen Feder-Mützen und alle eine Art Halbstiefeln, die aus Seehundsfell verfertigt werden. Wie bei allen Jägervölkern giebt es haüfig Streit unter ihnen und kleine Kriege, die, bei kurzer Dauer, sich oft zu erneüern scheinen. Was das weibliche Geschlecht betrifft, so hat dasselbe vielleicht unter allen wilden Völkerschaften der Neüen Welt das härteste Schicksal zu tragen, denn es ist, außer zu seinen natürlichen Pflichten als Mutter, zu allen, selbst den schwersten Arbeiten, zur Beschaffung des Lebensunterhalts und der Haushaltung verdammt. Die Religion der Feüerländer ist im Grunde die der Patagonen, deren und der Araucanos Gaukelpossen bei Krankheitsfällen auch die ihrigen sind.

Wir wenden uns jetzt zur zweiten Gruppe der südamerikanischen Völker, nämlich zu denjenigen, welche die großen Ebenen oder Pampas bewohnen. Und hier haben wir zunächst denjenigen Zweig zu betrachten, welcher der pampanische genannt worden ist, an den sich zwei andere Zweige anreihen, nämlich die Tschiquitos- und die Moxos-Völker.

Pampaner.

Sie sind braun-olivenfarbig oder dunkel kastanienbraun. Im Durchschnitt 5 Fuß 2 Zoll 4 Linien groß; herculische Formen; gewölbte Stirn, breites, plattes Antlitz, sehr breite, platte Nase mit breiten, offenen Nasenlöchern, dabei sehr großer Mund, dicke, weit vorstehende Lippen, wagerechte Stellung der Augen, die zuweilen am aüßeren Winkel verengt sind; vorspringende Augenknochen; mannhafte und ausdrucksvolle Züge; kalte, oft grimmige Physiognomie, — so stellen sich im Allgemeinen die Völker der Pampas unserm Anblick dar.

Die Abtheilung unter den Pampa-Völkern, denen wir vorzugsweise den Namen der Pampaner beigelegt haben, weil die Pampas oder Flachländer der südlichen Gegenden von Amerika die Wiege der meisten Nationen, aus denen sie besteht, gewesen sind, ist vielleicht in der ganzen Südhälfte der Neüen Welt diejenige, welche den größten Raum Landes einnimmt. Ihre Wohnplätze beginnen in der That an der Meerenge des Magalhaens, im 53° südlicher Breite, auf dem dürren und kalten Boden Patagoniens, erstrecken sich über die Gesammtheit der nordwestlichen Pampas und folgen von da aus den gemäßigten, heißen und zuweilen schattigen Ebenen des Gran Chaco bis zu den ersten Hügeln der Provinz Chiqüitos, unterm 19° der Breite. Ihre Gränzen sind gegen Westen die letzten Auslaüfer der Andes, gegen Osten das Meer von der Magalhaens-Straße bis zum 33° der Breite und von da die Berge der Banda Oriental und der Lauf des Uruguay bis zum 30°, sodann die Ufer des Parana und Paraguay bis Chiquitos, welche mithin einschließen die wagerechten Flächen Patagoniens, die Pampas von Buenos-Ayres, der Banda Oriental, des Plata-Stroms, der Provinz Entre Rios und des Gran Chaco; das Ganze mit einem Flächenraum von mindestens 49,500 d. Quadratmeilen, der mit seiner langgestreckten Form gleichsam eingezwängt ist zwischen der Gruppe der Ando-Peruanischen Nationen im Westen, und den brasilischen Guarani-Völkern im Osten.

Die Länder, welche von den Pampanern bewohnt werden, sind, was die Bewegungen des Terrains anbelangt, außerordentlich ein- und gleichförmig; überall Ebenen ohne Gesichtskreis, wo der jagende Mensch auf natürliche Weise ein Landstreicher wird, indem er auf seinen Streifereien durch Nichts aufgehalten wird, und darum auch kein Hinderniß findet, daß er und sein Stamm die übrigen Stämme kennen zu lernen Gelegenheit habe. Im Süden hat eine schauerliche Dürre Einfluß auf die jährlichen Wanderungen der Jägervölker; in den Pampas herrscht weniger Dürre; aber der Mangel an Wasser, der das Wildpret zur Veränderung seines Standplatzes zwingt, würde den Menschen oft zum Wandern nöthigen, um es zu verfolgen, wenn er es nicht schon aus Gewohnheit thäte. Weiter im Norden noch immer ebenes Land, aber dieses wech-

INDIANERIN DER PAMPAS.

Pampaner.

kastanienbraun. Im Durchschnitt gewölbte Stirn, breites, platoffenen Nasenlöchern, dabei sehr wagerechte Stellung der Augen, vorspringende Augenknochen; grimmige Physiognomie, — so bietet der Pampas unserm Anblick dar.

Diesen Hirten, denen wir vorzugsweise den Namen geben, weil die Pampas oder Flachländer der Wiege der meisten Nationen, aus denen vielleicht in der ganzen Südhälfte der Neuen Welt den größten Raum Landes einnimmt. Ihre Wohnplätze beginnen in der Nähe an der Meerenge des Magalhaens, im 53° südlicher Breite, auf dem öden und kalten Boden Patagoniens, erstrecken sich über die Gesammtheit der nordwestlichen Pampas und folgen von da aus den gemäßigten, heißen und gemischten schattigen Ebenen des Gran Chaco bis zu den ersten Hügeln der Provinz Chiquitos, unterm 19° der Breite. Ihre Gränzen sind gegen Westen die letzten Ausläufer der Andes, gegen Osten das Meer von der Magalhaens-Straße bis zum 33° der Breite und von da die Berge der Banda Oriental und der Lauf des Uruguay bis zum 30°, sodann die Ufer des Parana und Paraguay bis Corrientes, welche mithin einschließen die wagerechten Flächen Patagoniens, die Pampas von Buenos-Ayres, der Banda Oriental, des Plata-Stroms, der Provinz Entre Rios und des Gran Chaco; das Ganze mit einem Flächenraum von mindestens 49,500 d. Quadratmeilen, der mit seiner langgestreckten Form gleichsam eingezwängt ist zwischen der Gruppe der Ando-Peruanischen Nationen im Westen, und den brasilischen Guarani-Völkern im Osten.

Die Flächen, welche von den Pampanern bewohnt werden, sind, was die Bodenbeschaffenheit des Terrains anbelangt, außerordentlich ein- und gleichförmig; überall ein und derselbe Gesichtskreis, wo der jagende Mensch auf natürliche Weise ein Landstreicher wird, indem er auf seinen Streifereien durch Nichts aufgehalten wird, und sobald auch kein Hinderniß findet, daß er und sein Stamm die übrigen Stämme besuche, so oft sich Gelegenheit habe. Im Süden hat eine schauerliche Dürre Einfluß auf die periodischen Wanderungen der Jägervölker; in den Pampas herrscht weniger Dürre, aber der Mangel an Wasser, der das Wild vor zur Veränderung seines Standplatzes zwingt, würde den Menschen oft zum Wandern nöthigen, um es zu verfolgen, wenn er es nicht schon aus Gewohnheit thäte. Weiter im Norden noch immer ebenes Land, aber dieses wech-

INDIANERIN DER PAMPAS.

selt zwischen Überschwemmung in der Regenzeit und Dürre in der trocknen Jahreszeit, mithin herrscht hier ein vollständiger Gegensatz, der die Bewohner abermals zwingt, ihren Platz oft zu verändern, so daß, wie groß auch der Unterschied zwischen dem platten Boden Patagoniens und der Pampas, und dem des Chaco sein mag, wo einige Sträucher wenigstens die grausige Einförmigkeit unterbrechen, der Mensch daselbst doch zu einer fast ähnlichen Lebensweise geführt wird, die vielleicht nicht ohne Einfluß auf seine physischen Eigenthümlichkeiten ist. Unter den Pampanern giebt es keine seßhaften und stillen Ackerbauer, wie in den undurchdringlichen und finstern Wäldern der Hügel von Chiquitos, die ungekannt leben können, obwol sie einander benachbart sind; es giebt unter ihnen keine kühnen Schiffer, wie in Moxos, wo die tausend mäanderischen Krümmen zahlreicher Flüsse und periodische Überschwemmungen den gewerbfleißigen Eingebornen in Mitten der Wälder und Ebenen Kommunikationsmittel bieten, von denen die meisten Pampaner keinen Gebrauch zu machen wußten, weil ihnen das erste Material zur Erbauung von Piroguen fehlt. Diese Völker-Abtheilung umfaßt im Gegentheil Menschen, die fast immer umherschweifen, die kriegerisch und grausam sind; in ihr findet man mehr Einförmigkeit in den physiologischen Eigenthümlichkeiten, in den Sitten, den religiösen Glaubensmeinungen, als in allen übrigen Theilen von Amerika, wo sich der Haüfigkeit der Verbindungen Hindernisse entgegengestellt haben. Zum Beweise des Gesagten wollen wir unter einem allgemeinen Gesichtspunkte die Charaktere zusammenfassen, welche die verschiedenen Nationen, aus denen die Abtheilung der Pampaner besteht, vereinigen.

Diese Nationen, deren Zahl unendlich kleiner ist, als man bisher angenommen hat, beschränken sich auf sieben, denen sich füglich noch drei andere zuzählen lassen. Jene sieben sind:

1. Die Patagonen oder Tehueltsches, in den südlichsten Gegenden von der Meerenge Magalhaens' bis zum Rio Negro unterm 40° südlicher Breite; sie gehen sogar noch etwas weiter gegen Norden, bis zur Sierra de la Ventana, unterm 36°, und in ostwestlicher Richtung vom Strande des Atlantischen Oceans bis an den östlichen Fuß der Andeskette, d. i: vom 65° bis 74° westlicher Länge, aber immer nur im Flachlande, niemals im Gebirge. Der Name Patagon, welcher diesem Volke von Magalhaens selbst, im Jahre 1520, gegeben wurde, ist ein spanisches Wort und bedeütet ganz einfach großer Fuß. In der spanischen Niederlassung des Carmen, an den Ufern des Rio Negro, heißen die Patagonen bei den Kolonisten Tehueltsches, eine Benennung, welche ihnen muthmaßlich von der Pueltsches-Nation beigelegt worden ist, obwol auch die Patagonen selbst diesen Namen den nördlicheren von ihnen geben, während die südlicheren Inaken heißen.

2. Die Pueltsches, wie diese Nation sich selbst nennt, sollen im sechszehnten Jahrhundert in den Gegenden des heütigen Buenos-Ayres gelebt haben, sind aber, was gewiß ist, seit länger als hundert Jahren nach den Ebenen zwischen dem Rio Negro und dem Rio Colorado ausgewandert, wo sie, vornehmlich an den Ufern des zuletzt genannten Flusses, einige Grad vom Meere

landeinwärts, ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Sie wandern südlich bis an den Rio Negro und derüber hinaus, und nördlich bis an die Sierra de la Ventana, und verlassen diese Gegenden nur, um Einfälle in das Kulturland von Buenos-Ayres und in die Auca-Landschaften zu machen.

3. Die Tscharruas, einst eine mächtigere Nation, sind gegenwärtig auf einige kleine Stämme zusammengeschmolzen, die östlich vom Uruguay, nördlich vom 31° südlicher Breite, an den Gränzen und selbst auf dem Gebiete der alten Missionen in der Provinz Entre. Rios umherschweifen.

4. Die Mbocobis oder Tobas füllen den größten Theil des Chaco vom 21° bis 32° südlicher Breite. Die Tobas bewohnen das Ufer des Pilcomayo, von da an, wo dieser Fluß die letzten Auslaüfer der bolivianischen Andes verläßt, bis zum Paraguay, des untern Viertel des Rio Vermejo bei dessen Mündung, und von da, unter dem Namen Mbocobis, den Süden bis zu den Umgebungen von Santa-Fé auf den erhöhten Ebenen innerhalb der Moräste des Parana-Ufers.

5. Die Mataguayos bedecken eine ziemlich große Fläche des Chaco. Sie wohnen ganz besonders am östlichen Fuß der Andes, nähern sich nicht den Ufern des Pilcomayo, sondern bleiben immer südlich vom 22° der Breite, von wo sie sich nach den Ufern des Vermejo ausdehnen, und darüber hinaus, unter verschiedenen Stamm-Namen bis gegen den 28° südlicher Breite, während ungefähr der 64° westlicher Länge ihre östliche Gränze ist.

6. Die Abipones waren sonst ebenfalls eine große Nation, sind aber gegenwärtig bis auf sehr wenige Individuen ausgerottet, die in den Provinzen Corrientes und Entre-Rios zerstreüt sind.

7. Die Lenguas führen ihren Namen von dem bei ihnen herrschenden Gebrauch, eine breite Quappe zu tragen, gleichsam als hätten sie eine zweite Zunge (Lengua im Spanischen). Sie nennen sich selbst Shuiadsche und wohnen heütigen Tages im 27° südlicher Breite und 62° westlicher Länge, in der Mitte des Gran Chaco.

Die drei anderen Nationen, die sich der Abtheilung der Pampaner zuzählen lassen, sind:

8. Payaguas, die zur Zeit der Eroberung am Rio Paraguay, bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Parana, wohnten, auch unter den Namen Agaces, Sarigue, Cadigue, Siacuas und Tacumba bekannt sind.

9. Die Mbayos im nördlichen Theil des Chaco, und

10. Die Guaycurus, eine erloschene, oder gegenwärtig unter einem andern Namen bekannte Völkerschaft des Gran Chaco.

Man wird sich vielleicht wundern, hier eine so geringe Zahl von Nationen aufgezählt zu sehen, während ein ganzer Band erforderlich wäre, um all' die verschiedenen Namen aufzuzeichnen, womit die Karten überfüllt oder die Schriften über das Chaco und die Pampas ausgestattet sind. Aber eine sorgfältige Untersuchung zeigt, daß diese Masse von Benennungen auf zehn zu beschränken und der Ursprung jener verwickelten Nomenclatur vornehmlich dreien Ursachen zuzuschreiben ist: 1) der Hintansetzung des Studiums der Sprachen, als

Mittel, um bloße Volksstämme zu Nationen zu gruppiren; 2) der Verfälschung derselben Wörter, welche sich mit einer verschiedenen Orthographie wiederholen und endlich dahin führen, als Namen unterschiedener Nationen angesehen zu werden; 3) dem Umstande, daß diese Namen bei den Geschichtschreibern und Reisenden unaufhörlich wechseln, daher die Masse angeblich erloschener Nationen, obwol sie noch heütiges Tages existiren. Die Spanier geben täglich neüe Namen, die an die Örtlichkeit der Wohnsitze der Volksstämme, oder an die Namen ihrer Kaziken geknüpft sind; eben so giebt auch jede Nation, jeder Stamm, oder gar jede Familie in ihrer Sprache jeder andern in den Wüsten zerstreüten menschlichen Gesellschaft einen Namen; und da diese Stämme oft ein umherirrendes Leben führen, so wechseln ihre Benennungen nach den Gegenden, in denen sie hausen, oder nach dem neüen Haüptling ihrer Wahl.

Die Zahl der Bewohner der Pampas und des Chaco ist von den Geschichtschreibern eben so übertrieben worden, als die Zahl der Nationen. In den Archiven von Cordova wird eine Liste von 54 Nationen des Chaco aufbewahrt, die eine Volksmenge von 103,230 Seelen nachweist, in einer andern, die ebenfalls blos das Chaco enthält und vom Pater Lozano bekannt gemacht worden ist, figuriren 40 Nationen mit 62,650 Seelen; allein wenn man erwägt, daß diese Liste den Guaycurus eine Volksmenge von 12000 Individuen beilegt, während Azara bestimmt sagt, daß im Jahre 1501 nur noch ein einziger Mensch von dieser Nation übrig war, so kann man sich einen Begriff machen von der Uneinigkeit der Meinungen über die Zahl der Individuen, welche noch heüte das Chaco und die Pampas bevölkern. Alles in Allem gerechnet wird man die Zahl der Pampaner auf höchstens 36—37000 veranschlagen können. Mit Ausnahme der Abiponen, die dem Namen nach Christen geworden sind, verharren alle Nationen der Pampaner im Heidenthume und dem Zustande der Wildheit.

Die Farbe ist in dieser Völker-Abtheilung von ziemlich großer Gleichförmigkeit. Die Pampaner haben von allen Amerikanern, die wir kennen, unbedingt den dunkelsten Teint; ihre Farbe hat in der That nichts von Kupferfarbe; sie erinnert viel lebhafter an die Sepia oder braune Olivenfarbe, und hat viel von der Farbe der Mulatten. Alle Nationen des Chaco zeigen eine Intensität des Teints, die der der Patagonen völlig gleich ist. Blos die Tscharruas und Pueltsches sind noch dunkler, als die anderen, die zuerst genannten vielleicht ein wenig kastanienbraun. Die Übereinstimmung, welche man in der Farbe bemerkt, zeigt sich weit weniger in der Statur, besonders wenn man sich erinnert, daß sich unter diesen Nationen die berühmten Patagonen befinden, diese Riesen einer Fabel, die von den Schriftstellern immer aufgewärmt worden ist. Führt man aber die Dinge auf ihren wahren Werth zurück, so findet sich nichtsdestoweniger ein viel geringeres Mißverhältniß, als man glaubt, zwischen der Größe der Pampanischen Nationen, unter denen sich unbedingt die schönsten Menschen Südamerikas befinden. Die Patagonen sind im Durchschnitt 5 Fuß 4 Zoll groß; und nie hat d'Orbigny einen gesehen, der über 5 Fuß 11 Zoll groß gewesen wäre. Vergleicht man sie mit den Mataguayos, den kleinsten

der Pampanischen Nationen, so haben wir als Durchschnittsgröße für diese noch 5 Fuß 2 Zoll, und 5 Fuß 5 Zoll für die größten Individuen. Hiernach würde die mittlere Größe aller Pampaner zu 5 Fuß 2½ Zoll anzunehmen sein, eine Statur, die unvergleichlich günstiger ist, als die der anderen Zweige dieser Völkergruppe. Die Abnahme des Wuchses folgt einem regelmäßigen Gange; von den südlichen Ebenen nach den nördlichen sieht man ihn sich allmälig vermindern, von den Patagonen zu den Pueltsches, von den Pueltsches zu den Tscharruas. Von diesen an wird er stationär in den Ebenen des Chaco, und nimmt aufs Neüe ab bei den Mataguayos, indem man sich den Bergvölkern nähert. Darf man aus dieser Bemerkung den Schluß ziehen, daß die Patagonen der Typus sind, der ursprüngliche Stamm dieser Völkergruppe, die, indem sie sich gegen Norden bewegte und mit andern Nationen vermengte, an Größe abgenommen habe, oder, daß die Menschen, indem sie aus den gemäßigten Ländern in den heißen Erdgürtel übergingen, Veränderungen von Einflüssen unterworfen gewesen, die sie verhindert haben, eine gleiche Statur anzunehmen? Die Beantwortung dieser Frage würde auf Hypothesen führen, die man bei ausschließlicher Anwendung positiver Thatsachen vermeiden muß; und diese zeigen uns noch in Beziehung auf die Frauen der Pampa-Nationen, daß sie viel größer sind, als die eüropäischen Frauen, im Vergleich mit den Männern unseres Erdtheils.

Die Gestalt der Pampaner ist der Typus einer wirklich athletischen Kraft. Sie haben einen robusten Rumpf, der fast eben so breit, als lang ist; breite Schultern, vorstehende Brust und volle, runde Gliedmaßen, was Alles dazu beiträgt, diesen Völkern ein herkulisches Ansehen zu geben. Doch muß man bei ihnen keine sichtbaren Muskeln suchen; ihre Gliedmaßen sind zwar gut ausgerüstet, aber es zeigt sich an ihnen kein muskulöser Vorsprung, ein unterscheidendes Merkmal dieser Menschen, das von der geringen Anwendung ihrer Kraft herrührt. Das weibliche Geschlecht nimmt an dieser kräftigen Gestalt Theil; man sieht daher bei ihnen niemals zierliche Formen, sie sind zu robust, zu massiv, um auf Anmuth Anspruch machen zu können, indeß haben sie meistens kleine Hände und kleine Füße; ihr Busen ist nicht sehr voll.

Die Züge der verschiedenen Nationen dieser Abtheilung haben unter sich gewiß eine auffallende Ähnlichkeit. Bei den Patagonen ist der Kopf dick, das Gesicht breit und platt, die Backenknochen treten mehr oder minder vor, besonders im Alter; bei den Nationen des Chaco sind die Augen klein, schwarz, wagerecht, zuweilen am Außenwinkel geschlitzt; die Nase ist kurz, plattgedrückt und breit mit weit geöffneten Nasenlöchern; der Mund groß, die Lippen dick und vorstehend, die Zähne gut gestellt und schön; die Stirn gewölbt; das Kinn kurz; die Augenbrauen schmal und gebogen; der Bart knapp, nur auf der Oberlippe und am Kinn; die Haare schwarz, lang und glatt. Die immer ernste Physiognomie ist kalt, zurückhaltend, oft wild, und wenn man bei einigen Nationen eine fröhliche Jugend findet und verweichlichte Züge in beiden Geschlechtern, wie bei den Patagonen, so giebt es aber auch andere, bei denen die jungen Leüte die Schweigsamkeit und den Trübsinn der Erwachsenen theilen. Der

Unterschied ist in dieser Hinsicht ungeheüer groß zwischen diesen Menschen und ihren Nachbarn, den Tschiquitanern, die immer lachen und sich über Nichts freüen können. Die Weiber haben meistentheils dasselbe Aüßere wie die Männer; sehr wenige sind in der Jugend leidlich und alle werden entsetzlich abstoßend im Alter der Abgelebtheit, das sich bei ihnen sehr frühzeitig einstellt.

Die Sprachen der Pampaner haben unter sich eine sehr große Ähnlichkeit im Ton und in den Formen, obschon sie im Grunde ganz von einander verschieden sind. Hauptsächlich charakterisirt sind sie durch Nasenlaute, durch eine starke Kehlbetonung, einen völligen Mangel an Wohllaut, und ganz besonders durch eine Überhaüfung von Mitlautern. Trifft man in den Sprachen der Patagonen und Pueltschen ein ausgedehntes Zahlsystem, während es in den anderen Sprachen kaum bis fünf und selbst nicht einmal so weit geht, so muß man dies, wie sich aus den Zahlen 100 und 1000 schließen läßt, der Berührung mit den Araucanos zuschreiben, die ihrer Seits diese Zahlen von den Incas entlehnt haben.

Der Charakter der Pampaner bildet einen auffallenden Kontrast gegen die Gemüthsart der Tschiquitaner; so trübgesinnt, ernst, kalt und rückhaltend der erste ist, so fröhlich, offen, hingebend und aufgeraümt ist der andere; auch haben jene stolzen, unbeügsamen Menschen immer ihre wilde Unabhangigkeit behauptet, während diese sich dem sanften Joch der christlichen Lehre unterworfen haben. Mit einem Worte, die Pampaner von den eisigen Regionen Patagoniens bis zu den heißen Ebenen des Gran Chaco waren, und sind noch heüt' zu Tage, die trotzigsten Menschen und störrigsten Krieger der amerikanischen Völker; sie haben sich von den Spaniern lieber ausrotten lassen, als daß sie sich ihren Gesetzen unterworfen hätten, woraus folgt, daß sie noch heüte eben so frei sind, als zur Zeit der Eroberung. So sind die Tscharruas, Payaguas, Abipones, Guaycurus allmälig vernichtet worden, ohne sich unter die Herrschaft der Fremden zu begeben. Alle sind indeß gute Väter und gute Gatten.

Es besteht unter diesen Nationen ziemlich viel Ähnlichkeit hinsichts der Sitten; die Patagonen, Pueltsches, Tscharruas sind irrende Landstreicher und leben unter Zelten von Thierhaüten, die sie überall mit sich führen; die Mbocobis, Lenguas, Abipones, Mataguayos sind ebenfalls Wanderer, aber sie bauen sich gewöhnlich offene Hütten von Stroh. Die ersteren sind blos Jäger und Hirten; die anderen zwar auch Beides, bisweilen aber auch Landbauer. Abgesehen von diesen Unterschieden haben sie viel Ähnlichkeit in den Gebraüchen; denn alle bewohnen das Flachland, alle sind eben so leidenschaftliche Jäger als unternehmende Krieger, was sie mitten in den Wüsteneien zu einer zerstreüten Lebensweise in kleine Stammhaufen spaltet, und sich gegenseitig auszuweichen zwingt, um den Ertrag der Jagd nicht zu beeinträchtigen. Im Kriege ist die Überrumpelung ihre ganze Taktik; ihre Waffen bestehen in Pfeil und Bogen, der Lanze, Schleüder, den mörderischen Bolas und zuweilen in einer Keüle mit zugeschärfter Schneide.

Eine beschränktere Industrie, als die ihrige, läßt sich kaum denken. Einige Pampa-Nationen verdanken der Berührung mit den Gebirgsvölkern die

Kunst der Wollenweberei, doch üben sie sie nur auf die plumpste Weise aus. Keines dieser Völker kennt den Gebrauch der Hangematte. Die Männer beschäftigen sich durchgängig nur mit der Verfertigung ihrer Waffen, während die Weiber für die Kleidungsstücke und die Küche zu sorgen haben, und bei Wohnungs-Veränderungen als Lastthiere zum Transvort aller Habseligkeiten dienen müssen. Oft liegen ihnen auch die spärlichen Ackerbau-Beschäftigungen ob. Unter allen diesen Nationen sind die Payaguas die einzigen Schiffer; und gewerbfleißiger als die Bewohner der Pampas verbinden die Chaco-Völker mit der Jagd noch die Fischerei.

Die Tracht dieser Völker hat etwas Analoges: alle Nationen gehen barhaupt, indem die einen das Haar aufbinden, die andern flechten oder lang herabfallen lassen; viele haben den Gebrauch, sich das Gesicht verschiedenfarbig anzumalen, die Augenbrauen, die Augenwimpern und das Barthaar auszureißen, während man erstaunt, bei den Chaco-Völkern das Tätuiren zu finden, das unter den Polynesiern so gebraüchlich ist dieser Gebrauch findet sich jedoch nur beim weiblichen Geschlecht und ist eine Folge aberglaübiger Gewohnheiten, die in der Epoche der Mannbarkeit befolgt werden. Alle diese Völker schlagen sich ein Stück Zeüg oder Haut um die Lenden und bedecken sich die Schultern mit einem Mantel von Thierfellen, auf dem sie, an der haarigen Seite, unregelmäßige und manchfaltige Strichverzierungen anbringen.

Auch von den pampanischen Nationen läßt sich sagen, daß sie gar keine Regierung haben; denn als solche kann man nicht die augenblickliche Gewalt von Kaziken oder Haüptlingen betrachten, die in Kriegszeiten die Stämme einer jeden Nation zum Angriff führen und keine Macht mehr besitzen, wenn sie in den Friedens-Zustand zurückkehren. Es besteht in der That keine andere Subordination zwischen den einfachen Indianern und ihren Haüptlingen, als die zwischen Sohn und Vater; die individuelle Freiheit kennt keine Gränzen und keines dieser Völker bildet eine verbundene und zusammenhaltende Nation; auch sind die Haüptlinge niemals mit priesterlichen Funktionen bekleidet.

Ihre religiösen Vorstellungen haben so viel Übereinstimmung unter sich, daß man sagen könnte, die einen seien von den andern entlehnt und alle gemeinschaftlichen Ursprungs. Alle fürchten einen bösen Geist, der alles Übel verursacht und alte Weiber zu Dolmetschern hat, welche die Kranken durch eine Masse aberglaübiger Gaukeleien, besonders aber durch Aussaugen wiederherstellen zu können vorgeben. Diese Nationen glauben an die Unsterblichkeit der Seele; diejenigen, welche, wie die Patagonen und Mataguoyos, die von den Verstorbenen hinterlassenen Habseligkeiten nicht verbrennen, graben Alles mit dem Leichnam ein und tödten auf seinem Grabe sein bestes Pferd, damit er es im jenseitigen Leben wiederfinde. Das Alter der weiblichen Mannbarkeit wird auch bei diesen Völkern durch verwickelte Ceremonien bezeichnet, und bei den Chaco-Nationen werden die Weiber überdem öfters noch im Gesicht oder auf der Brust tätuirt, und empfangen so die unauslöschlichen Merkzeichen ihres Geschlechts. Wenn die religiösen Glaubensansichten der Patagonen und Puelschen niemals zu einem blutigen Auftritt veranlassen, so ist es nicht so bei den

Nationen des Chaco, die in Folge aberglaübischer Vorstellungen sich bei strengen Fasten dem Tode eines aus ihrer Mitte hingeben, oder sich auf die barbarischste Weise verstümmeln, indem sie sich ein Glied der Finger abschneiden, oder sich Arme, Beine, Weichen, selbst den Busen bei den Weibern, mit einer großen Menge Wunden bedecken, deren Narben niemals vergehen; Alles, ohne Zweifel, wie bei den Jäger- und kriegerischen Völkern überhaupt, um ihren Muth zu zeigen.

Tschiquitaner.

Licht braun Olivenfarben. Mittlere Größe von 5 Fuß 1 Zoll 5 Linien. Mittelmäßig robuste Formen; volles, rundes Gesicht; gewölbte Stirn; kurze, wenig platte Nase; mittelmäßiger Mund, dünne Lippen, die wenig vorstehen; wagerechte Stellung der Augen, die zuweilen nach außen schwach geschlitzt sind; die Backenknochen springen nicht vor; die Züge sind verweichlicht; die Physiognomie verräth Munterheit, Lebhaftigkeit und Frohsinn.

Die amerikanischen Urbewohner der Provinz Chiquitos gehören, nach Farbe und Formen, unleügbar zur Gruppe der Pampa-Völker, unterscheiden sich aber von denselben durch andere physische, besonders auch durch moralische Merkmale, die nicht annehmen zu wollen unmöglich ist.

Die Tschiquitaner nehmen ein Gebiet von etwa 5600 d. Quadratmeilen Flächenraums ein, das zwischen dem 15° und 20° südlicher Breite und dem 60° und 65° westlicher Länge belegen ist. Seine Gränzen sind: gegen Norden die Hügel auf der Mitternachtsseite des Guapore-Stroms; gegen Osten der Rio del Paraguay; im Süden die Ebenen des Chaco; und gegen Westen die Wälder, welche sich bis an den Rio Grande verlängern. Wahrscheinlich erstreckt sich diese Völker-Abtheilung auch über das ganze Gebiet des General-Kapitanats von Cuyaba oder Matto Grosso, welches auf der Westseite der ersten Hügelzüge liegt, die dieses Land von den übrigen Provinzen Brasiliens scheiden. Die Nachbarn der Tschiquitaner sind: gegen Norden und Osten Völkerschaften die zur Gruppe der brasilischen Guarani-Völker zu gehören scheinen; gegen Süden die verschiedenen Nationen der Pampaner; gegen Westen einige Guaranis, welche zwischen ihnen und den ando-peruanischen Nationen seßhaft sind.

Die größte Einförmigkeit charakterisirt das Land, welches die Tschiquitaner bewohnen; überall bemerkt man nichts, als niedrige Berge, die meistens den Urgebirgs-Formationen angehören, und die in der Mitte ein breites Plateau bilden, von dem mehrere Hügelzüge ohne bestimmte, allgemeine Richtung

auslaufen. Uberall Wasserläufe, die nach verschiedenen Richtungen strömen, überall eine Menge kleiner Bäche, die in Mitten dichter Wälder fließen, welche auf den Wasserscheiden selten unterbrochen sind und nur auf den Bergebenen einige lichte Stellen von sehr geringem Umfange darbieten. Hier hat der Mensch, indem er unübersteigliche Hindernisse für seine Wanderungen fand, nothwendiger Weise seinen Wohnsitz befestigen müssen, im Schooße des Waldes, der seine Geburt sah, und am Ufer des Baches, der Zeüge seiner Kindheit war; dort ist er, zum Ackerbauer und Jäger geworden, in eine Masse kleiner Nationen und isolirt lebender Stämme gespalten und zerstreüt, von denen oft einer vom andern nichts weiß, und wo doch keine andere Schranke obwaltet, als der dichte, undurchdringliche Urwald.

In dem Gebiete, welches die Tschiquitaner inne haben, giebt es keine von den endlosen Ebenen ohne Horizont mehr, wo der jagdtreibende oder kriegerische Mensch ganz auf natürliche Weise ein Nomade wird, weil sich kein Hinderniß seinen Streifzügen entgegenstellt; wo darum auch alle Nationen sich kennen, wie es bei den Pampanern der Fall ist; nicht mehr die ungeheüren Ebenen von großen Strömen durchschnitten, die, während der periodischen Überschwemmungen in ihrem Lauf sich vermengend, den gewerbfleißigen Moxaner zwingen, beständig auf dem Wasser zu sein. Der Tschiquito-Mensch im Gegentheil ist niemals gereist, und er hat nie daran gedacht, sich eine Pirogue zu zimmern; und immer an einem Ort, immer ein ruhiger Ackerbauer, bleibt er in Mitten seiner schattenreichen Hügel und behält die gleichförmigen Gewohnheiten bei, welche durch die Einerleiheit des Wohnplatzes für ewige Zeiten vorgeschrieben sind.

Die Nationen, welche in diese Abtheilung gehören, sind:

1. Die Tschiquitos, welche die ganze Mitte der Provinz dieses Namens einnehmen, vornehmlich die Bergebenen und die südwestlichen Theile;

2. Die Samucus; 3. die Curaves; 4. die Tapiis; 5. die Corabecas, die vor der Eroberung auf der Südostseite der Tschiquitos wohnten;

6. Die Saravecas; 7. die Otuquis oder Otukes; 8. die Curuminacas; 9. die Covarecas; 10. die Curucanecas, auf ihrer Nordostseite; und endlich

11. Die Païconecas, auf ihrer Nordwestseite. Die Tschiquitos, welche in eine große Menge kleiner Abtheilungen gespalten sind, sind an sich selber zahlreicher, als alle andern zusammengenommen.

Wenn schon die Verwirrung, die in den ersten Geschichtschreibern hinsichts der vielen Namen der Völker der Provinz Chiquitos herrscht, es nicht gestattet, diejenigen heraus zu erkennen, welche man als Nation, oder als einfache Stämme betrachten muß, so ist es noch schwieriger, den Ort ihres früheren Wohnsitzes genau anzugeben. Gegenwärtig sind sämmtliche zum Christenthum übergetretene Tschiquitos in zwölf Missionen vereinigt, von denen San-Ignacio, Buenavista de Santa-Cruz, San-Miguel, San-Jose und San-Rafael die volkreichsten sind. Von den Samucus leben die christlichen in drei Missionen, die Heiden unter ihnen aber bei der Salive von Santiago und am Rio

d'Otuquis. Alle übrigen sind sehr gering an Zahl; überhaupt sind gegenwärtig an Urbewohnern auf dem Gebiete der Provinz Tschiquitos nur noch etwas über 19000 Seelen übrig. Darf man den Geschichtschreibern unbedingt Glauben beimessen, so wäre die Volksmenge ungleich zahlreicher gewesen, und ganze Nationen, sowie viele Stämme der Tschiquitos wären ausgerottet worden im Lauf der Entdeckungs-Expeditionen, welche muthige Abenteürer von Paraguay aus, um Gold zu suchen, unternommen haben, dann auch bei den Einfällen der Mamelucos oder Mestizen von San-Pablo in Brasilien, die auf die Indianer Jagd machten, um sie zu verkaufen, und endlich durch eine Gesellschaft spanischer Handelsleüte von Santa-Cruz de la Sierra, die, das Beispiel der Portugiesen nachahmend, eine Zeitlang den nichtswürdigen Verkaufshandel der armen Tschiquitaner mit den Bergwerks-Besitzern in Peru betrieben. Später herrschten Seüchen, welche ganz besonders seit Ankunft der Jesuiten auf dem Gebiet der Provinz große Verheerungen angerichtet haben und noch immer unter diesen Völkerschaften wüthen. Alle diese Ursachen der Entvölkerung lassen vermuthen, daß gegenwärtig wol nicht mehr als die Hälfte der Bewohner vorhanden ist, welche die Provinz Tschiquitos zur Zeit der Entdeckung bevölkerten. Die Tschiquitaner für sich allein bilden sieben Achttheile der Bevölkerung der Provinz, und unter allen übrigen Nationen haben nur die Samucus und Païconecas noch eine gewisse Wichtigkeit, was die Veranlassung gegeben hat, dieser Völker-Abtheilung den Namen Tschiquitaner als Typus derselben beizulegen.

Die Farbe der Tschiquitaner, identisch mit der Farbe der Eingebornen des Chaco, obwol etwas weniger dunkel, ist bronzefarben, oder, richtiger ausgedrückt, braun blos mit Olivenfarbe, und nicht mit roth oder mit gelb gemengt. Die Samucus haben einen etwas dunkleren Teint, doch zeigt sich dieser Unterschied so schwach, daß man viele Individuen beisammen sehen muß, um ihn wahrzunehmen.

Hinsichts des Wuchses, der nicht ganz so groß ist, als bei den Bewohnern der Chaco-Ebenen, findet bei den Tschiquitanern nur ein geringer Wechsel Statt. Im Durchschnitt sind sie 5 Fuß 1½ Zoll groß, und die größten Männer haben nicht mehr als 5 bis 6 Fuß. Die Frauen werden nicht so groß, als die Männer, wie man es unter den südlichen Nationen bemerkt: sie behalten nur die relativen Proportionen. Chiquito ist nicht ein Wort einer amerikanischen Sprache, sondern ein spanisches Wort und bedeütet Sehr klein; daher viele Schriftsteller irriger Weise glauben, daß man mit diesem Namen die kleine Statur des Volks habe ausdrücken wollen; die Geschichtschreiber belehren uns aber dahin, dieser Name sei den Eingebornen von dem Umstande beigelegt worden, weil die Thüren ihrer Haüser so niedrig sind, daß man nur auf Händen und Füßen kriechend hineingelangen kann.

Die Körperform unterscheidet sich bei den Tschiquitanern nur wenig von der der Indianer des Chaco; ihre Gesichtszüge sind typisch: der Kopf ist groß, fast rund und an den Seiten nicht zusammengedrückt; das Gesicht voll, zugerundet; die Backenknochen springen gar nicht vor; die Stirn ist kurz und

gewölbt; die Nase, die stets klein, ist weniger platt, als bei den Pampanern; die Augen sind klein, lebhaft, ausdrucksvoll und fast immer wagerecht; doch ist der Augenwinkel bei einigen Personen geschlitzt und zeigt die Neigung in die Höhe zu gehen, wie es bei den Guaranis der Fall ist; die Lippen sind ziemlich dünn, der Mund ist lange nicht so groß, als bei den Chaco-Völkern, und immer zum Lächeln bereit; das Kinn ist rund und kurz; die Augenbrauen sind schwach, aber gut markirt. Der Bart bedeckt nur den untern Theil des Kinns und der schwache Schnurrbart ist niemals gekraüselt. Die Physiognomie ist offen und verräth Frohsinn, Freimuth und viel Lebhaftigkeit. Doch kann man nicht sagen, daß die Gesichter hübsch seien, die meisten sind im Gegentheil weniger als leidlich. Die Weiber haben ein noch runderes Gesicht, als die Männer, und viel Fröhlichkeit und Unbefangenheit im Ausdruck. Im Ganzen hat das Gesicht der Männer nichts Mannhaftes und die Gestalt der Weiber nichts von der idealischen Schönheit der antiken Formen.

Die Sprachen dieser Völker-Abtheilung sind eben so manchfaltig, als die Nationen selbst. Weit davon entfernt, so guttural zu sein als die Sprachen des Chaco, sind die meisten sogar sehr sanft und sehr wohlklingend, denn sie haben weder die harten Laute, noch die angehaüften Konsonanten, welche in den letzteren so allgemein sind. Nur die Tschiquito-Sprache, durch ihre Finalen in ch, so wie die Morotocu-Sprache (eine Abtheilung der Samucus), mit den ihrigen in od und ad, zeigen den letzten Zug von Ähnlichkeit mit den Sprachen des Gran-Chaco. Der Kehllaut des spanischen j findet sich in den Soraveca- Curuminaca-, Covareca- und Païconeca-Sprachen wieder, fehlt aber in allen übrigen. Das ü, welches durch die Nase ausgesprochen wird, bemerkt man in der Tschiquito-, Otuquis-, Curuminaca-, Covareca- und in der Païconeca-Sprache. Viele haben den Zischlaut sch, so wie den sanften Ton des französischen j. Eine sonderbare Anomalie zeigt sich in der Tschiquito-Sprache, in der das männliche Geschlecht für viele Begriffe andere Wörter gebraucht, als das weibliche, während für andere die Weiber Wörter anwenden, deren sich die Männer bedienen, dabei aber doch die Endung verändern. Obwol diese Sprachen sehr komplizirt sind, was insbesondere von der Tschiquito-Sprache gilt, so hat doch keine derselben ein ausgedehntes Zahl-System, was geringe Verbindungen und einen völligen Mangel an Handelsverkehr ankündigt. Die Tschiquitos, die Otuquis, die Païconecas und ohne Zweifel die übrigen kleinen Nationen des Nordostens haben gar keinen numerischen Vergleichungs-Ausdruck; die Samucus und Saravecas zählen nur bis fünf oder zehn, was vielleicht von der Zahl der Finger hergeleitet ist. Kurz, es giebt keine Gleichförmigkeit unter den verschiedenen Sprachen; der einzige Zug von Ähnlichkeit besteht darin, daß die Namen der Körpertheile fast alle in einer jeden dieser Sprachen mit einem bestimmten Buchstaben anfangen.

Die Tschiquitos zeichnen sich durch einen außerordentlichen Frohsinn aus, durch ihren Geschmack für Musik und Tanz, durch ihre Gutmüthigkeit, die jede Probe aushält, durch ihre Geselligkeit, Gastfreündschaft und geringe Eifersucht, die ihnen ihre Weiber und Töchter einflößen könnten; durch ihre Beharrlichkeit

und die Leichtigkeit, womit sie sich zum Christenthum bekehrt haben. Indessen darf man nicht glauben, daß sich alle Nationen gleich folgsam gezeigt hätten; der Tod mehrerer Jesuiten zur Zeit der Gründung der Missionen würde das Gegentheil beweisen; aber einmal Christen geworden, haben sie als solche ausgeharrt, und heüt zu Tage würden sie um Nichts in der Welt in die Wälder zurückkehren, wodurch sie sich wesentlich von den Pampanern unterscheiden, die sich keinem Joch unterworfen haben und, wie schon oben erwähnt, gegenwärtig noch eben Das sind, was sie zur Zeit der Entdeckung waren. Die Nation der Tschiquitos war am leichtesten zu bekehren und riß die übrigen durch ihr Beispiel ohne Zweifel mit sich fort. Der unabhangige Charakter der Samucus machte mehr zu schaffen, und darum sind auch unter ihnen noch immer Wilde. Eben so verhält es sich auch mit den Païconecas, Covarecas und Corabecas; die ersteren und die Corabecas vor Allen zeigten, in Bezug auf Anhanglichkeit an das Leben der Wildheit, mehr Verwandtschaft mit den Bewohnern der Pampas, als alle übrigen Völker der Tschiquitaner.

Was die Sitten anbelangt, so sind dieselben für alle diese Nationen identisch. Sie leben auf dem Abhange der Hügel, in Mitten dichter Wälder, wo sie ehedem seßhaft und Ackerbauer waren; doch wurden sie durch ihre Liebhaberei für die Jagd mehr zerstreüt, daher ohne Zweifel die große Zahl ihrer Stämme; indessen trieben sie die Jagd nur zum Vergnügen, und sie fand nur nach der Ärnte Statt. Die Tschiquitaner im Allgemeinen lebten in Weilern, von denen jeder nur eine Familie enthielt; die Tschiquitos im Besondern bauten aber noch Gemeinde-Haüser, in denen die jungen Leüte vom vierzehnten Jahre an beisammenwohnten. Gesellig und gastfrei über alle Maßen statteten sich die verschiedenen Stämme immerwährend Besuche ab, die Feste, Tanzvergnügungen und Spiele herbeiführten, die so lange dauerten, als der Aufenthalt der Gäste, oder als die starken Getränke vorhielten.

Ihre Industrie unterschied sich auch von der der Pampaner. Die Weiber spannen und webten theils Zeüge für den eigenen Gebrauch, theils für ihre Männer Hängematten, die bis dahin bei keiner andern Nation gefunden wurden. Sie wurden nur von den Männern gebraucht, die Weiber begnügten sich mit einer künstlich gewebten Decke. Die Waffen (Pfeil und Bogen, eine Schneidekeüle und zuweilen eine Lanze) verfertigten die Männer selbst; sie dienten sowol zur Jagd als im Kampfe mit den benachbarten Nationen. Sie fischten mit Wurzeln, welche den Fisch berauschen; aber sie waren und sind, weil sie niemals an den Bau eines Fahrzeüges gedacht, keine Schiffer.

Die Männer gingen nackt, die Weiber dagegen trugen ein Hemd ohne Armel und schmückten sich mit Hals- und Armbändern. Das Tätuiren und Anmalen der Haut war den Tschiquitanern unbekannt, und wenn der Gebrauch, sich die Lippen und den Nasenknorpel zu durchbohren, in den Zeiten vor der Eroberung bestanden hat, so ist derselbe seitdem ganz verschwunden. Man findet gegenwärtig bei diesen Völkern noch dieselbe Grundlage in Sitten und Gewohnheiten, mit dem Unterschiede, daß sie durch den Einfluß des Christenthums etwas verändert worden sind.

Die Regierungsweise war der der Chaco-Nationen ähnlich; es gab für jeden Stamm einen Haüptling, aber keine National-Körperschaft. Die Greise hatten großen Einfluß auf die Ernennung des Oberhauptes, die immer von der Tapferkeit des Kandidaten abhing. Oft waren diese Haüptlinge zu gleicher Zeit auch Ärzte; allein da ihre Gewalt immer beschränkt war, so gab es keinen Despotismus.

Die Religion bot eine Einheit dar, den Glauben an ein anderes Leben und die Knüpfung böser Einflüsse an eine Masse natürlicher Ursachen, einen Glauben, den die Ärzte in Ansehen gebracht hatten, welche Succionen, wie bei den südlichen Völkern, übten und den Tod bald unerheblichen Ursachen, bald der Dazwischenkunft eines Weibes zuschrieben, das oft von den Verwandten später geopfert wurde. Darf man den Geschichtschreibern Glauben beimessen, so hatte der Tschiquito-Stamm der Monacicos einen komplizirten Polytheismus, der indeß eben so gut von irgend einem Jesuiten erfunden sein kann, um eine schlagendere Ähnlichkeit mit dem katholischen Kultus herauszustellen. Gegenwärtig treiben viele Missionen die katholische Religion bis zum Fanatismus.

Moxos-Indianer.

Sie sind nicht sehr dunkel braun olivenfarben. Mittler Wuchs von 5 Fuß 1 Zoll 8 Linien Größe. Robuste Gliedmaßen. Schwach gewölbte Stirn; ovalrundes Gesicht; kurze, nicht sehr breite Nase; mittelmäßiger Mund; etwas vorstehende Lippen; wagerechte, ungeschlitzte Augen; nicht sehr vorstehende Backenknochen; wenig aufgeraümte, aber sanfte Physiognomie.

Die Völker-Abtheilung, die wir nach der zahlreichsten ihrer Nationen und nach der Provinz, in der sie wohnt, die moxische (nach italiänischer Aussprache die mossische) nennen, ist über einen Strich Landes verbreitet, welcher die einzige Provinz Moxos umfaßt, ungefähr 670 deütsche Quadratmeilen groß, und zwischen dem 11° und 17° südlicher Breite, so wie zwischen dem 64° und 72° westlicher Länge belegen ist. Dieses Gebiet wird gegen Süden von den Wäldern von Tschiquitos und von Santa-Cruz de la Sierra begränzt; gegen Südwesten und Westen von den Wäldern am östlichen Fuße der bolivianischen Andes; gegen Osten von den waldigen Höhen von Tschiquitos und Brasilien's. Auf diese Weise umgürtet, bildet es ein ungeheüres Becken, das nur auf einer Seite offen ist, auf der nördlichen nämlich, gegen die unbekannten Ebenen, die der Rio Beni durchschneidet, auf der Ostseite des eigentlichen Peru, gegen den Lauf des Rio Madeira bis zum Amazonen-Strom. Dieses ganze Gebiet ist durch eine merkwürdige Ebenheit des Bodens charakterisirt. Man sieht nicht einen einzigen Hügel, noch irgend eine Anschwellung zwischen den Flüssen, die

im Gegentheil während der Zeit der periodischen Regengüsse sich gegenseitig vermengen; es sind ungeheüre Flächen, welche ein halbes Jahr lang unter Wasser stehen, deren horizontaler Boden hin und wieder von einem Gebüsch unterbrochen wird und mit stehenden Wasserflächen bedeckt ist, von zwei großen Strömen durchschnitten, deren Austreten selbst Überschwemmungen herbeiführt, und von einer Masse anderer kleiner Wasserläufe, die kaum ein sichtbares Gefälle haben. Man findet in dieser Provinz von Strecke zu Strecke erhöhte Stellen, an denen man mindestens vor dem Ertrinken gesichert ist. Verschwunden sind die undurchdringlichen Wälder von Tschiquitos, die dieses ganze Land überdecken, und aus denen Hügelreihen hervortreten, auf denen der Mensch, obwol von Nachbarn umgeben, ungekannt leben kann; nichts mehr von den endlosen Ebenen der Pampas, wo der unternehmende Wilde selbst mit dem entferntesten Volksstamm vertraut ist. In Moxos würde der Fußgänger kaum einige Stunden Weges zurücklegen können, ohne von Flüssen, Lachen, Morästen aufgehalten zu werden, Erscheinungen, die auf seine Sitten, seine Gewohnheiten, ja sogar auf seine physischen Unterscheidungs-Merkmale einen großen Einfluß haben ausüben müssen.

Die Nationen, welche die moxische Völker-Abtheilung bilden, sind gegenwärtig acht an der Zahl, nämlich:

1. Die Moxos, die mit ihren Stämmen, den Baures und Mutschojeones, den Raum der östlichen und westlichen Urwälder, in allen südlichen und südwestlichen Strichen der Provinz Moxos inne hatten und noch immer ganz inne haben;

2. Die Tschapacuras, im südöstlichen Theil;

3. Die Cayuvavas; 4. die Pacaguaras; 5. die Itenes in den nördlichen Gegenden; und

6. Die Itonamas; 7. die Canitschanas und 8. die Movimas, die in der Mitte zwischen den vorhergenannten Nationen ihre Wohnsitze haben.

Die Stärke aller dieser Nationen, unter denen die Moxos am zahlreichsten sind, beträgt noch nicht volle 30,000 Seelen. Daß diese Völker ehedem zahlreicher waren, als gegenwärtig, unterliegt keinem Zweifel; allein epidemische Krankheiten, besonders die Pocken, haben ihre Reihen sehr gelichtet; denn die Moxos-Indianer haben von keinem Kriege zu leiden.

Diese Indianer sind blaßbraun, mit Olivenfarbe gemengt. Die Tschapacuras, Itonamas und Canitschanas haben durchaus denselben Teint, als die Tschiquitaner, während die Moxos und andere Nationen etwas weniger dunkel sind und vielleicht einen ganz schwachen gelben Stich haben, der jedoch nur bei ganz aufmerksamer Betrachtung wahrgenommen wird. Sie sind im Allgemeinen größer, als die Tschiquitaner, und nähern sich in dieser Beziehung den Bewohnern des Chaco. Die größten messen 5 Fuß 6 Zoll, und im Durchschnitt sind die Movimas, die Moxos, Canitschanas und Cayuvavas 5 Fuß 2 Zoll groß. Die einzigen Nationen, welche diesen Wuchs nicht erreichen, sind die Tschapacuras und Itonamas, was bei den ersteren von der Nachbarschaft der Tschiquito-Berge herrühren mag, bei den andern aber ano-

mal ist. Der Wuchs des weiblichen Geschlechts steht im Verhältniß zur Statur des männlichen. Doch scheinen die Weiber der Canitschana-Nation kleiner zu sein, während sich bei den Movimas die schon bei den Pampanern gemachte Bemerkung wiederholt, daß die Weiber fast eben so groß sind, als ihre Männer, oder mindestens die gewöhnlichen Statur-Verhältnisse überschreiten.

Auch in der Körpergestalt haben die moxischen Völker die größte Ähnlichkeit mit den Tschiquitanern und den Chaco-Völkern; doch unterscheidet sich das weibliche Geschlecht zu seinen Gunsten durch schlankere Gestalt und durch schön geformten Busen, was sie den Europäerinnen näher bringt, als irgend eine der amerikanischen Nationen. In den Gesichtszügen herrscht bei den einzelnen Völkern der moxischen Abtheilung ziemliche Verschiedenheit und man unterscheidet sie in dieser Hinsicht leicht von den Tschiquitanern, deren volles und breites Gesicht hier einer ovalern Form Platz gemacht hat. Die Physiognomie der Moxos-Indianer, obwol sanft und offen, verräth weniger Frohsinn, als bei den Tschiquitanern. Die Moxos im Besondern sind noch die aufgeraümtesten, alle übrigen aber immer ernst, wie die Chaco-Völker, und die Canitschanas durchaus trübsinnig, was sogar mit einem wilden Aussehen verbunden ist, während die Itonamas Arglist und Falschheit verrathen.

Die Sprachen dieser Abtheilung sind durchgängig viel härter und viel gutturaler, als die der Tschiquitaner und nähern sich daher den Idiomen des Chaco, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie noch mehr Gutturative mit viel weniger harten Endungen haben. Die einzige Nation, welche wilde Gesichtszüge hat, analog denjenigen der Chaco-Völker, nämlich die Canitschana-Nation, ist auch, durch eine gar sonderbare Verkettung, die einzige, in deren Sprache viele Wörter mit harten Konsonanten endigen. Sonst schließen die Wörter in den moxischen Sprachen mit Selbstlautern, und in der Sprache der Itenes endigt nicht ein einziges Wort mit einem Konsonanten. In andern Sprachen, namentlich der Moxos, Cayuvavas, Pacaguaras, geben die mitlautenden Endungen auch nur zusammengesetzte Laute. Vergleicht man die relative Härte dieser Sprachen, so bemerkt man bald, daß die Moxona-Sprache die gutturalste und härteste ist; daß die Canitschana-, Pacaguara-, Itonama- und Tschapacura-Sprachen ihr darin wenig nachstehen; während die weichste und sogar vielleicht die lakonischste von allen bekannten Sprachen unbedenklich die der Itenes ist. Alle aber haben keinen reichen Wörterschatz. Das Zahlsystem ist sehr beschränkt und kündigt wenig Handelsverkehr an, bei den Itonamas, Canitschanas und Movimas überschreitet es nicht zwei und vier; bei den anderen zählt man bis fünf, zuweilen bis zehn, von denen die Zahlwörter gewöhnlich die Namen der Finger führen. Die moxischen Idiome haben nicht alle, wie die der Tschiquitaner, den wunderlichen Einfall, die Namen der Gliedmaßen mit einem bestimmten Buchstaben anzufangen; die einzigen Nationen, bei denen sich diese Eigenheit noch findet, sind durch ihre geographische Stellung den Tschiquitanern am benachbartesten, wie die Moxos und die Tschapacuras; auch in der Canitschana-Sprache wiederholt sich nicht allein diese Erscheinung, sondern hat sogar noch eine weit größere Ausdehnung und erstreckt sich über Alles, was den Menschen, ja die ganze Natur betrifft.

Hinsichts des Charakters stehen die moxischen Völker in naher Verwandtschaft mit den Tschiquitanern, deren Gutherzigkeit, Geselligkeit, Gastfreündschaft, Beharrlichkeit und ganz besonders die Leichtigkeit sie theilen, mit der sie die Religion verändert haben, um sich den christlichen Lehren und der Herrschaft der Missionen zu unterwerfen. Wenn in Tschiquitos mehrere Missionäre Opfer ihres Eifers geworden sind, bevor die Bekehrung der Eingebornen gelungen war, so ist ein solcher Fall niemals in Moxos vorgekommen, wo nach und nach alle Nationen die christliche Religion angenommen haben, ohne sich jemals gegen die Jesuiten zu empören. Die Moxos-Indianer unterscheiden sich von den Tschiquitanern durch einen minder fröhlichen, minder mittheilenden, schweigsamen Charakter, der indessen in dieser Rücksicht sehr weit entfernt ist von dem Charakter der Chaco- und Pampa-Völker. Die Moxos, die aberglaübigsten von allen, reizten die übrigen Nationen, sich dem Joch der Fremdlinge zu unterwerfen. Die Itonamas und Canitschanas machten aber eine Ausnahme: erstere wurden nicht aus Überzeügung Christen, sondern aus Interesse; denn sie waren die listigsten, die feinsten und ärgsten Diebe der ganzen Provinz; die anderen, von kriegerischer Gesinnung, bekehrten sich nur der Feüerwaffen wegen; und beide Nationen gaben, mit Rücksicht auf ihre geographische Stellung zwischen Nationen von sanfterer Gemüthsart, ihre ursprünglichen Begriffe niemals ganz auf.

Auch in Beziehung auf die Sitten herrscht zwischen den Moxos- und Tschiquitos-Indianern große Ähnlichkeit und diese Sitten sind, bis auf wenige Modifikationen, für alle Nationen dieser Abtheilung dieselben. Vor der Eroberung waren sie in Dörfer vertheilt, welche sowol an den Ufern der Flüsse und Seen, als auch in den Wäldern und auf den Ebenen angelegt waren, von denen sie ihre Abstammung herleiteten; überall waren sie Fischer, Jäger und vornehmlich Ackerbauer. Die Jagd war für sie nur eine Erholung, die Fischerei dagegen ein Bedürfniß und der Landbau gewährte ihnen die Lebensmittel und die ersten Materien zu Getränken, die, wie bei den Tschiquitanern, in einem Gemeinde-Hause bereitet wurden, wo man Fremde aufnahm und an gewissen Tagen Trinkgelage und Gesang- und Tanz-Ergötzungen veranstaltete; allein diese Zerstreüungen hatten einen Charakter von Schwerfälligkeit, den man bei den Tschiquitanern nicht fand. Auch ihre Gebraüche waren barbarischer: ein Moxos konnte aus Aberglauben sein Weib opfern, wenn sie eine Fehlgeburt machte, und seine Kinder, wenn es Zwillinge waren, während anderer Seits die Mutter nicht selten ihrer Kinder sich entledigte, wenn sie ihr Verdruß gemacht hatten. Die Ehe war ein Vertrag, der nach dem Willen der Parteien auflösbar war, und Polygamie gewöhnlich. Die Gewohnheit, immer im Nachen zu sein, ließ sie das Wasser suchen, auf dem sie Tag für Tag lagen, theils um zu jagen, theis um zu fischen oder nach ihren Feldern zu fahren. Sie waren alle mehr oder minder Kriegsleüte; aber Traditionen und schriftliche Zeügnisse haben uns das Gedächtniß nur an ein einziges Anthropophagen-Volk erhalten, das seine Kriegsgefangenen verzehrte. Dies war die Canitschana-Nation, die noch heüte der Schrecken der andern ist. Die Sitten dieser Nation sind

durch die Regierungsform der Missionen zwar gemildert; dennoch haben sich bei ihr noch viele der ursprünglichen Gebraüche im Schwunge erhalten.

Die Industrie war bei den moxischen Völkern weiter, als bei den Tschiquitanern. Die Männer schmückten ihre Waffen, die in Pfeil und Bogen und Lanzen bestanden, höhlten ihre Nachen mit Steinhacken und Feüer aus, fischten mit Pfeilgeschoß, gingen auf die Jagd und bestellten den Acker. Die Weiber spannen Baumwolle und verfertigten daraus mit weit größerem Geschmack, als in der Provinz Tschiquitos, Zeüge für ihre Kleidung und ihre Hangematten, die in einem Lande unentbehrlich sind, welches fast immer unter Wasser steht. Darf man einem ziemlich neüen Schriftsteller Glauben schenken, so hätten die Moxos vermittelst Strichen, die auf Brettchen gemacht wurden, ihre Gedanken wiederzugeben und ihre Annalen aufzubewahren verstanden, was einen Anfang von Civilisation ankündigen würde, von der sich indeß nicht die geringste Spur erhalten hat. Gegenwärtig sind die Moxos, ohne Widerspruch, die gewerbfleißigsten, die geschicktesten unter allen Indianern Bolivia's, sowol was die Weberei als eine Masse kleiner Handarbeiten anbelangt. Sie sind gute Musiker und ziemlich fertige Maler; aber bis jetzt haben sie sich nur auf Nachahmungen beschränkt und noch kein Genie zur Erfindung gezeigt.

Das Kostüm verrieth ebenfalls mehr Gesittung bei den Moxos-Indianern, als bei den Tschiquitanern. Die Baures waren vollständig bekleidet mit Hemden ohne Ärmel, die aus Zeüg oder Ficus-Rinde angefertigt wurden; die Moxos trugen ungefähr dieselbe Kleidung. Alle Nationen schmückten sich den Kopf mit Federn; fast alle hatten auch den Gebrauch, sich anzumalen, und viele durchbohrten sich die Unterlippe und den Nasenknorpel, um Verzierungen darin aufzuhängen. Die Männer trugen die Zähne ihrer im Kriege getödteten Feinde um den Hals, während die Gehaüse kleiner Schnecken den Weibern zu demselben Zwecke dienten. Heüte sieht man keine Malerei mehr auf den Gesichtern, keine Löcher mehr in den Lippen; die allgemeine Kleidung besteht für beide Geschlechter in einem Hemde ohne Ärmel. Unaufhörlich mit Kokosöl getränkt, fällt das Haar in einem langen Zopf auf dem Rücken herab; der Hals ist mit Halsbändern und Rosenkränzen geschmückt; das Tätuiren ist daselbst durchaus unbekannt.

Die Regierungsform war bei allen Nationen dieselbe und mit der der Tschiquitaner übereinstimmend. Dagegen waren die religiösen Vorstellungen verschieden, nicht blos nach den Nationen, sondern auch nach den einzelnen Volksstämmen, die alle Feste und Feierlichkeiten ohne Zahl hatten, bei denen der Genuß starker Getränke eine Hauptrolle spielte. Ihr Kultus war oft ein Natur-Dienst; sie verehrten einen Gott, der bei dem Landbau, der Jagd oder dem Fischfang den Vorsitz führte, die Wolken, den Donner lenkte; aber dieser Dienst war nicht so verbreitet, als der, welchen die Furcht vor dem Jaguar einflößte, dem Altäre errichtet und Gaben dargebracht wurden, indem man sich strengen Fasten hingab, um sein Priester zu werden. Die Religion war weniger auf die Liebe, als die Furcht vor den Göttern gegründet und ließ keine wahre Anbetung zu; auch entschlossen sich diese Völker leicht zur Änderung ihres Glau-

bens; und wenn gleich sie auch ihren äußern Kultus aufgegeben haben, so sind dennoch bei vielen unter ihnen nicht wenige der unzähligen Superstitionen ihres wilden Zustandes haften geblieben. Heüt zu Tage sind einige dieser Nationen fanatische Christen, geben sich strengen Fasten hin und legen sich die unmenschlichsten und blutigsten Pönitenzen auf.

Wir wenden uns zur dritten und letzten Klasse der südamerikanischen Nationen, zum großen Volksstamm der Brasilier oder Guaranis, der sich durch gelbliche Hautfarbe, mittleren Wuchs, wenig gewölbte Stirn, und durch schiefe Stellung der Augen, die am Außenwinkel gehoben sind, charakterisirt. Nicht den Ando-Peruanern und den Pampa-Völkern gleich, spaltet sich dieser Volksstamm in mehrere Zweige, sondern er steht ohne alle Äste vereinzelt da in der, dem Raume nach, mächtigsten Gruppe aller amerikanischen Völker, in der Gruppe der

Guaranis oder Cariben.

Die charakteristischen äußern Merkmale derselben sind: gelbliche Farbe, mit einem sehr blassen Roth etwas vermengt. Mittlere Größe 5 Fuß. Sehr massive Formen. Nicht zurücktretende Stirn. Volles, kreisrundes Gesicht. Kurze, schmale Nase. Schmale Nasenlöcher. Mittelgroßer, nicht vorspringender Mund. Schmale Lippen. Die Augen stehen oft schief und sind immer am Außenwinkel emporgehoben. Die Backenknochen treten nicht sehr vor. Weichliche Züge. Sanfte Physiognomie.

Der große Volksstamm, den man nach seiner Hauptnation den guaranischen, oder auch nach dem Lande, in welchem er vornehmlich seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, den brasilischen nennen kann, erfüllte die ganze Osthälfte Südamerika's, von den Antillen bis in die Nähe des Plata-Stroms. In der Breite vom 34° südlich bis 23° nördlich des Äquators auf dem großen Raume von 855 d. Meilen in der Richtung von Norden nach Süden verbreitet, erstreckt er sich, von Osten nach Westen, von den Küsten Brasiliens bis an den Fuß der Andes, zwischen 37° und 65° westlicher Länge über eine Breite von 420 d. Meilen und füllt fast ganz Brasilien, das Paraguay, die Missionen, die Guianas und früher auch die Antillen. Gegen Süden ist er von den Pampanern, gegen Osten und Norden vom Meere und gegen Westen von den Pampanern, den Tschiquitanern, den Moxos-Völkern und den Antisanern begränzt.

Das Land der Guaranis hat, trotz seiner außerordentlich großen Ausdehnung von vielleicht 175,000 d. Geviertmeilen, eine sehr einförmige Oberflächengestalt. In ihm findet man nicht mehr jene erhabenen, eisgipfligen Berge, wie auf den von den Peruanern bewohnten Hochebenen; nicht mehr die nackten,

dürren oder überschwemmten Ebenen, in denen die Pampaner leben; überall ist ein wellenförmiger Boden mit kleinen Hügeln, kleinen Bergketten, überall unzählige Wasserläufe, imposante Wälder, die so alt sind, wie die Welt; überall der kräftigste Pflanzenwuchs auf einem Boden, der von Gehölzen und lichten Stellen durchschnitten ist, wo der Mensch, in unzählige Stämme zerfallend, einzeln von der Jagd oder dem Anbau lebt, in Mitten einer üppigsten Fülle der Naturerzeügnisse.

Unter den Nationen, die diesen Volksstamm ausmachen, tritt besonders eine Nation hervor, bemerkenswerth nicht blos wegen ihrer Anzahl, sondern auch, und zwar ganz besonders, wegen ihrer Ausbreitung, die den ganzen östlichen Theil der südlichen Hälfte der Neüen Welt umspannt. Diese Nation ist die der —

1. Guaranis, deren Gesammtzahl, so weit von den einzelnen Stämmen genauere Angaben oder Schätzungen vorhanden sind, sich auf eine halbe Million belaüft, von der nur ein geringer Theil im Heidenthum verharrt. Der Name Guarani, der Anfangs gewissen Stämmen dieser großen Nation beigelegt wurde, ist in der Folge der Name der ganzen Nation, und als solcher fast in allen Sprachen angenommen worden. Diese Benennung ist eine Verfälschung des Wortes Guarini, was Krieg, Krieger bedeütet, das sich unter anderer Gestalt in den Wörtern Calibi, Carina, Carini, Caribi, Caribe oder Caraïbe wiederfindet, was weiter nichts, als noch mehr veränderte Formen sind, die den verschiedenen Stämmen der Nation beigelegt wurden, welche sich rühmten, den meisten kriegerischen Sinn zu haben.

Verfolgen wir die Spuren älter und neüer Wanderungen, die dieses Volk mehr als irgend eine andere der südamerikanischen Nationen unternommen hat, so gelangen wir zunächst an den Plata-Strom, der seine südlichste Gränze bildet, um von da aus seine westlichsten Schranken zu erkunden. Die Geschichtschreiber lassen keinen Zweifel darüber, daß die Guaranis nicht die Inseln des Parana an seiner Mündung, und einen Punkt bewohnt hätten, der heüt zu Tage San Isidro heißt und im 35° südlicher Breite belegen ist. Steigt man den Rio Parana hinauf, so finden sich Guaranis, unter den Namen Mbeguas und Timbuez, am Barradero; weiter oberhalb, nach dem alten Fort Santo-Espiritu, unter den Namen Caracaras. Man sieht sie in Corrientes, am Zusammenfluß des Rio Parana und des Paraguay, wo sie sich ehemals Tapes nannten und, wie jetzt noch, die Masse der Bevölkerung bildeten. Da, wo jetzt die Hauptstadt des Paraguay steht, waren sie zahlreich, und dort, zur Zeit der Eroberung, allgemeiner unter dem Namen Carios bekannt. Nach dem einstimmigsten Zeügniß der Geschichtschreiber ging von diesem Punkte aus um das Jahr 1541 eine ihrer letzten Wanderungen durch das Chaco und bevölkerte, unter dem Namen Tschiriguanos, den äußersten Fuß der letzten Auslaüfer der bolivianischen Andes, zwischen dem 17° und 19° südlicher Breite, wo sie sich noch gegenwärtig finden, und ihre ursprüngliche Sprache gar nicht verändert haben. Eben so verhält es sich mit den Guaranis, welche zwischen Santa-Cruz de la Sierra und Moxos unter dem Namen Sirionos und

zwischen Tschiquitos und Moxos unter dem Namen Guarayos leben. Nach dem Zeügniß glaubwürdiger Schriftsteller wohnen sie auch am Zusammenfluß des Rio Jaoru und des Paraguay, unweit der Gränzen von Matogrosso.

Abgesehen von vielen Zügen in den Sitten und Gewohnheiten finden wir weit oberhalb am Rio Yapura, einem der Zuflüsse des Amazonen-Stroms, und zu Porto dos Miranhas in der Sprache der dortigen Bewohner mehrere Worte, die entschieden der Guarani-Sprache angehören. Die Lengua geral (allgemeine Sprache) Brasiliens ist weiter nichts, als das mehr oder minder verderbte Guarani, das in einem großen Theile der Uferlandschaften des Amazonen-Stroms gesprochen wird, woraus man zu schließen berechtigt ist, daß die Bewohner dieser Landschaften entweder selbst Guaranis sind, oder doch, in Zeiten, die vor oder nach der Eroberung fallen, Einwanderer dieser großen Nation unter sich aufgenommen haben. Lies't man überdem das Werk von Rodriguez über den Lauf des Marañon- und Amazonen-Stroms, so findet man überall entweder Nationen-Namen, die unleügbar Guaranis sind, oder Fluß-Namen, die ebenfalls ihrer Sprache angehören, z. B. Parana Guazu und Parana Mini.

Je weiter wir uns von dem ursprünglichen Vaterlande der Guaranis entfernen, das wir in Brasilien und dem Paraguay zu erkennen glauben, desto mehr müssen wir die Beweise von ihrer Anwesenheit an den Ufern eines Stromes sammeln, wohin sie nicht so leicht gelangen konnten, als nach dem Amazonen-Strom, — wir meinen den Orenoco. Nicht allein die Sitten und Gebraüche, auch die Sprachen der Völker geben den Beweis, daß die Cariben des Orenoco, die Omaguas, Maipures und Tamanaken an demselben Strom, sodann die Parenis an seinen Zuflüssen, so wie die Tschaïmas von Cumana, wenn auch nicht einen unmittelbaren Bestandtheil der Guarani-Nation ausmachen, doch seit alten Zeiten Verbindungen mit verschiedenen Stämmen derselben geschlossen, und selbst zahlreiche Einwandrer, vielleicht unter dem Namen der Cariben, in Folge feindlicher Einfälle in sich aufgenommen haben. Suchen wir noch weiter gegen Norden nach Spuren dieser großen Völkerwanderungen, so finden wir ganz bestimmte auf den zahlreichen Inseln des Archipelagus der Antillen; und obwol es mehrseitig versucht worden ist, zu beweisen, daß die Cariben oder Caraïben vom nördlichen Festlande gekommen seien, so zeigen doch im Gegentheil alle Thatsachen, daß die Krieger, welche die Urbewohner der Antillen unterjochten, indem sie ihre Sitten, ihre Gebraüche, ihre Sprache dahin verpflanzten, Guaranis waren, wovon das Wort Caribe nur eine Corruption ist, und daß sie, indem sie dem allgemeinen Impulse der von Süden nach Norden gerichteten Wanderungen dieser Nation folgten, vom südlichen Festlande dahin gelangt sind. Viele Wörter in den Sprachen der Oyampis von Cayenne, und der Galibis in Guiana, so wie der Cariben der Antillen, verglichen mit den gleichbedeütenden und meist gleichlautenden Wörtern in den Sprachen der Guaranis des Paraguay und der Guarayos in Bolivia, liefern von dem Gesagten den Beweis. Wenn diese Übereinstimmung nicht aus einer gemeinsamen Quelle stammt, woher sollte es denn kommen, daß

der Ocean und die großen Ströme überall denselben Namen tragen, vom Plata an bis zu den Antillen, und vom Gestade des östlichen Meeres bis an den Fuß der westlichen Andeskette? Einleüchten muß es, daß, wenn weder ein Verkehr, noch eine Wanderung Statt gefunden, oder wenn die Völker einen anderen Ursprung gehabt hätten, das Meer bei den Antillen auch mit einem anderen Namen bezeichnet worden wäre. Ganz eben so verhält es sich mit dem Ausdruck des Begriffes Gott, so wie des Begriffes Priester, Zauberer, Arzt; mit den Namen der Waffen, dieses ersten Attributs eines kriegerischen Volks. Die Haupt- und Eigenschaftswörter, die Für- und Zeitwörter, die Adverbien zeigen alle mindestens eine unmittelbare Verwandtschaft, wenn nicht immer eine vollkommnere Identität in den Lauten. Diese Vergleichungen erlangen noch ein größeres Gewicht und entscheiden durchaus die Frage, wenn man erwägt, daß sich diese Sprache ohne Unterbrechung auf allen Zwischenpunkten findet; und daß die Cariben selbst, nach den von den alten Autoren aufbewahrten Überlieferungen, noch zur Zeit der Eroberung das Gedächtniß an ihre Wanderungen bewahrten und auf allen Inseln dieselbe Sprache, dieselben Gebraüche hatten.

Auf das südliche Festland zurückkehrend finden wir, wie gesagt, überall die auffallendsten Spuren von dem Durchmarsche der Guaranis. In der Guiana sind die Galibi- und die Oyampi-Sprache nichts anders als Dialekte der ursprünglichen Sprache, von der sie nur wenig abweichen, und dort sind schon ganze Volksstämme Guaranis. Weiter im Süden finden sich längs der Küste Brasiliens überall Spuren der Guarani. Die Namen der Flüsse, Berge, Alles, was sich auf den Boden bezieht, trägt auf den Karten noch heüte Benennungen, die dieser Spreche angehören, und im Lande spricht man fast aller Orte die Lengua geral, die, wie gesagt, nichts weiter ist, als das Guarani. Überdem geben die Völkerbeschreibungen und Wörter-Sammlungen der alten Autoren davon einen Beweis, der nicht schlagender sein kann. An der Mündung des Amazonen-Stroms, in Fernambuco, und von da bis Rio de Janeiro, von diesem letzteren Punkte bis zur Katharinen-Insel, und längs der Küste bis zu den Lagoas dos Patos und Mirim, unterm 34° südlicher Breite, gab es fast überall nur Guarani-Stämme.

Wenn oben die aüßersten Gränzen der Guaranis angegeben wurden, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Nation mit ihren verschiedenen Stämmen den ganzen Raum bedeckt, den jene einschließen, einen Raum, der mit der Größe Europa's übereinstimmt; auch müssen wir das ursprüngliche Vaterland der Guaranis, die Stelle, wo sie die Aborigines sind, von denjenigen Gegenden unterscheiden, welche von ihren kriegerischen Horden eingenommen oder theilweise besetzt worden sind.

Alle Thatsachen scheinen die Annahme zu rechtfertigen, daß die Guarani-Nation ursprünglich den ganzen Süden von Brasilien bewohnte, vom Ufer des Meeres am Strandsee Mirim, wo sie gegen Süden mit den Tscharruas der Banda Oriental des Plata-Stroms gränzte, von denen sie durch die Sierra de San-Ignacio getrennt war, über das ganze Land in den heütigen Provinzen des Rio Grande do Sul (hier unter dem Namen Carios, auch Cari-

ges), von Santa-Catalina, San Paulo, Rio de Janeiro, dem größten Theile von Minas Geraes, und unter dem Namen Tapuyis, in deren Stämmen man die Namen Cariri vasu, d. i: große Guaranis, und Cariri ju, d. i: gelbe Guaranis wiederfindet, in den Umgebungen von Pernambuco (was von Paranambu abgeleitet ist), und unter den Namen Tupinambas und Tupis ꝛc., fast auf dem ganzen Küstenstrich von Brasilien, wo sie oft, gegen Norden hin, Volksstämme umgürtete, die ihr fremd waren. Innerhalb der spanischen Besitzungen hatten die Guaranis, unter dem Namen der Tapes, die Provinzen der Missionen und von Corrientes, so wie das südliche Paraguay ganz besetzt, ohne daß sie jemals den Strom dieses Namens überschritten und sein Westufer betreten hätten. So ungefähr war die ursprüngliche Verbreitung der Guarani-Nation; das sind mindestens die Provinzen, wo sie, obschon in eine große Menge, durch verschiedene Namen abgesonderte Stämme gespalten, einen dichten Menschenstamm bildeten, der dieselbe Sprache und ohne Zweifel einen gemeinschaftlichen Ursprung hatte.

Gehen wir zu den Wanderungen der Guaranis und den Wegen über, die sie verfolgen konnten, so bot ihnen der Anblick des Meeres und großer, offener Ebenen, so wie der Lauf großer Ströme drei Wege dar, die sie, von der Hoffnung gereizt, ihren Muth zeigen zu können und neüe Gefährtinnen zu erwerben, deren Besitz eine Ehre war, bei ihren Auswanderungen betreten mußten. Gegen Süden sehen wir sie am Strandsee Mirim Halt machen, wo die stolzen Tscharruas, die noch kriegerischer als sie selbst sind, ihr Vorrücken an die Ufer des Plata-Stroms verhindern; aber aus den Provinzen der Missionen von Corrientes oder des Paraguay haben sie sich, am Poraguay und Parana herabkommend, Stamm-Weise in die Mitte der kriegerischen Pampa-Nationen hineingezogen. Auf diese Art ohne Zweifel haben sie, unter dem Namen der Gualatschos, die Inseln des Rio de Coronda, unterhalb Santa-Fe, bewohnt; unter dem Namen Caracaras haben sie sich in Espiritu-Santo niedergelassen; am Baradero unter den Namen Timbues und Mbeguas; und sind endlich bis zu den unzähligen Inseln gelangt, welche die Verbindung des Parana mit dem Rio Uruguay versperren, an den Ufern des Plata-Stroms, unfern Buenos-Ayres. Aus Paraguay sah man auch in einer bekannten Epoche (1541) einen Haufen von 4000 Guaranis aufbrechen und durch das Chaco marschiren, unter dem Vorwande, der Strafe zu entfliehen, womit die Portugiesen die Mörder Alexo's Garrin bedrohten, um sich, nach einem Marsch von 200 Stunden Weges in nordwestlicher Richtung, unter dem Namen der Tschiriguanos, am östlichen Fuße der bolivianischen Andes anzusiedeln, wo sie noch heütiges Tages gefunden werden. Endlich sind, vielleicht in einer früheren Zeit, die Sirionos der Ufer des Rio Piray, bei Santa-Cruz de la Sierra, auf demselben Wege dahin gelangt, eben so wie die Guarayos, die in Mitten der Wälder leben, welche die großen Nationen der Tschiquitos und Moxos trennen. Der Stamm, welcher am Zusammenfluß des Rio Paraguay und Rio Jaoru gewohnt zu haben scheint, ist ohne Zweifel den Rio Paraguny hinaufgestiegen. Wie wir auf allen Küstenpunkten, vom Ursitz der Guaranis

bis zur Amazonen-Mündung, unleügbare Spuren dieser Nation wahrnehmen, und daher annehmen müssen, daß sie den Küstenweg verfolgt hat, eben so ist sie in verschiedenen Epochen, die vor der Eroberung Statt gefunden haben, oder mit ihr gleichzeitig sein mögen, in ihren Nachen den großen Strom und seine Zuflüsse hinaufgefahren bis zum Yupura und dem Rio de Madeira. Spix und Martius fanden Tupinambas in Villa Nova de Santa-Cruz am Rio Tapajoz, und der ältere Reisende Texeira sah sie an der Mündung des Madeira. Guarani-Stämme sind es auch, die, dem Impulse der Wanderungen von Süden nach Norden folgend, sich in ihren Eroberungen nicht haben aufhalten können, und unter dem Namen Galibis oder Cariben nach den Guianas übergetreten, den Orenoco hinaufgegangen und endlich nach den Antillen gelangt sind, wo sie von den Europäern zuerst angetroffen wurden.

Wir haben geglaubt, uns über Das, was den Wohnplatz der Guaranis betrifft, weitläufiger verbreiten zu müssen; denn durch ihre Verbreitung und ihre Zahl spielten sie unter allen amerikanischen Nationen die erste Rolle, eine Thatsache, von der d'Orbigny glaubt sie zuerst erkannt zu haben, und die, wie es scheint, ein helles Licht auf die Wanderungen der Völker wirft.

Gegen Süden hatten sie die Charruas und die Querendis der Pampas oder Pueltsches zu Nachbarn; an den Ufern des Parana die Mbocobis, die Tobas; die letzteren auch an den Ufern des Paraguay, wo, gegen Norden hin, verschiedene kleine Nationen von ihnen eingeschlossen waren. In Brasilien umgürteten sie ebenfalls mehrere unterschiedliche Nationen, z. B. die Botocudos, alte Aypures, und viele andere, während in Bolivia ihre Stämme sich zwischen den Quitschuas und den Nationen des Chaco, von Tschiquitos und Moxos eingeschlossen, befinden. Weiter im Norden gränzen sie auf der Westseite ihres gewaltigen Verbreitungs-Bezirks an die antisanischen Völkerschaften und unmittelbar an die Cundinamarcaner, namentlich an die Muïscas, auf der Nordseite dagegen unmittelbar ans Meer, das nach ihnen das Caribische genannt worden ist.

Wollen wir einen Blick werfen auf die Synonymie der Guaranis, auf die Namen, welche ihre verschiedenen Stämme zur Zeit der Eroberung trugen und noch gegenwärtig tragen, so müssen wir in der That vor ihrer Anzahl erschrecken und ein ganzer Band würde nicht hinreichen, um sie gehöriger Maaßen zu zerlegen; denn ein und derselbe Stamm ändert mit der Veränderung seines Wohnplatzes oder seines Haüptlings auch seine Benennung; daher die ungeheüre Menge angeblich erloschener Nationen. Sodann hat auch jeder Geschichtschreiber, nach der Art und Weise, wie er den Namen hörte, und nach der Rechtschreibung, die er ihm beilegte, neüe geschaffen, welche die Compilatoren wiederholten, ohne sie einer Kritik zu unterwerfen und auch ihrer Seits entstellten, wodurch eine neüe Quelle von Irrthümern eröffnet worden ist. Andrer Seits gaben Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer, Holländer, ein jeder nach seiner Schreibweise und nach dem Geist seiner Sprache, dieselben Benennungen unter einer verschiedenen Gestalt, was sie auf die willkürlichste Weise vermehrt hat. So giebt u. a. Warden die Zahl der in Brasilien leben-

den Nationen zu 387 an und rechnet für das französische Guiana allein 104, was zusammen 491 für Gegenden ausmacht, wo die meisten Guaranis wohnen. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir, gestützt auf den Ursprung dieser Namen von Nationen, annehmen, daß über 400 derselben der Guarani-Nation angehören müssen, indem sie nichts anderes als Stämme bezeichnen, deren Namen durch die Rechtscheibung entstellt sind. Geben wir, abgesehen von den bereits erwähnten Stämmen, eine kurze Synonymie für die südlichen Gegenden, so sehen wir die Guaranis unter dem Namen von Aratschanes am Rio Grande do Sul; von Mbeguas und Timbues am Borradero; von Caracaras unterhalb Santa-Fe; von Tapes in den Missionen; von Carions in Paraguay; von Guayanas bei der großen Cascade des Parana, aber auch auf der Nordseite des Äquators am Caroni in der Landschaft Guiana oder Guayana, die von dieser Völkerschaft seit dem sechszehnten Jahrhundert ihren Namen erhalten hat.

Martius theilt die große Guarani- oder Tupi-Nation, wie sie in Brasilien allgemein genannt wird, so weit sie über dieses Reich und über die Angränzungen von Bolivia, Paraguay und Monte-Video oder Uruguay verbreitet ist, in fünf Gruppen.

I. Die südlichen Guaranis oder Tupis, in Paraguay, Monte-Video und der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul, sprechen den reinsten und wortreichsten Dialekt. Die schwachen Überreste dieses einst volkreichen Stamms bestehen jetzt aus —

1) den Pinares oder Pinaris, südlich von den Quellen des Uruguay.

2) den Patos, die sonst eine Gemeinschaft von Fischern an der Laguna de los Patos ausmachten.

3) den Tapes oder Tapis, in den Ebenen von Monte-Video und am Ybicuy in der Provinz Grande do Sul.

4) den Guaïcanans oder Guanyanas (Gunhanas, Guanhanas, Guannanas) in den Campos de Vaccaria (Viehtriften) der Provinz Rio Grande do Sul.

5) den Biturunas (Schwarz-Gesichtern? Nacht-Menschen?) südlich von Rio Curitiba.

6) den eigentlichen Guaranis, zwischen den Flüssen Parana und Paraguay.

II. Die östlichen Guaranis, die eigentlichen Tupis oder Tupinambaser, sind hauptsächlich längs der Seeküste von der Katharinen-Insel bis zur Mündung des Amazonen-Stroms zerstreüt. Sie reden die eigentliche Tupi-Sprache, die, wie schon erwähnt, gegenwärtig die Lingua geral (allgemeine Sprache) von Brasilien genannt wird und auf grammatische Gesetze zurückgeführt worden ist. In den südlichsten Provinzen von Brasilien, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von San Paulo, ist die frühere Existenz dieser Sprache kaum noch durch Überlieferung bekannt, indem sich die Überreste der dortigen Tupi-Stämme zum größten Theil mit der übrigen Bevölkerung vermengt haben. Die Stämme, die zu dieser Gruppe gehören, sind, von Süden nach Norden gezählt: —

7) Die Tamojos, einst eine zahlreiche und mächtige Völkerschaft an der

Bucht von Rio de Janeiro, jetzt aber fast ganz erloschen. Einige Uberbleibsel derselben bewohnen das Dorf San Lorenzo an der Bucht und die Aldea da Escada. Die Cafusos und Caribocas, auch Cabres genannt, die man haüfig in der Provinz San Paulo trifft, sind eine Mischlingsrasse von Negern und Indianern dieses Stammes.

8. Die Tupinikins oder Tupinakis, welche vordem in Porto Seguro und der Camarca dos Ilheos angesiedelt waren, wohnen jetzt in den Dörfern Belmonte, Comamu, Valença u. s. w.

9) Die Tupinas, von denen die Indios mansos (gezähmten Indianer) in der Villa de Cachoeira, westlich vom Reconcavo de Bahia, abstammen.

10) Die Tupinambases, Vorfahren der zuletzt genannten Indianer, nord- und südwärts längs der Küste von da bis Sergipe del Rey.

11) Die Obacatuaras (von Oba-catu-waras, d. i: gute Waldmenschen) ursprünglich auf den Inseln des Rio San Francisco. Ihre Nachkommen bewohnen jetzt die Seeküste in Sergipe del Rey und die Ufer des San Francisco, im Besondern die früheren Kapuziner-Missionen.

12) Die Poti-waras, (Potiguares oder Pitigares der alten Schriftsteller), eigentlich Pito-waras, d. h: Tabaks-Pfeifen-Männer, von der Aloë Pita (Agave americana), woraus sie ihre Pfeifen machen, oder von piter, rauchen. Sie wohnen hauptsächlich in Parahaiba do Norte und in Ciara, und nördlich bis zur früheren Comarca de Cuma in Maranhaõ. Ihr Dialekt scheint sich nur wenig von dem der südlichen Tupinambasen unterschieden zu haben, und ihre Abkömmlinge bilden die schwache indische Bevölkerung der oben genannten Provinzen.

13) Die Caïtes, Caëtes oder Cahetes, ein vormals zahlreicher Stamm in Pernambuco und Ciara, jetzt entweder angesiedelt in Dörfern oder erloschen. Untergeordnete Horden dieses Stammes sind die Guanacas und Jaguaranas (Unze-Indianer) in Ciara, die Tramembes oder Teremembes in Dörfern bei Nossa Senhora da Conceiçao, d'Almofalla und die jetzt erloschenen Kitarioris und Viatanis. Vielleicht sind auch die Cafy-Cahys in Maranhaõ ein Überrest der Caëtes.

14) Die Tupajaros oder Tobbajares, eigentlich Tupi-waras, d. h: Tupi-Menschen. Diesen Namen gab man vordem im Besondern den Tupi-Indianern, welche die nördlichsten Provinzen von Ciara bis Maranhaõ und Para und die Serra do Ybiapaba bewohnten. Überbleibsel derselben leben noch in Paço do Lumiar, Vinhaës auf der Maranhaõ-Insel, in der Villa do Monçaõ und längs des Rio Itapicuru. Vielleicht sind die Guajojaras, freie Indianer an den Quellen des Rio Mearim, und die Horden der ebenfalls freien Manajos, die ebendaselbst und in dem Distrikt San Bento dos Pastos bons, westlich vom Rio dos Balsas bis zum Tocantins, so wie in Vinhaës, angesiedelt sind, Überreste dieses Stamms. Tabajari ist ein Name, den auch eine Völkerschaft am Caura in Guiana führt.

III. Die nördlichen Tupis. Überbleibsel derselben findet man in Para, Cameta und auf beiden Seiten des Amazonen-Stroms bis nach Topinamba-

rana. Sie reden einen ganz eigenthümlichen Dialekt der Lengua geral und waren sonst in folgende Horden eingetheilt: —

15) Die Taramambases, auf dem festen Lande zwischen den Flüssen Tury-açu und Caïte.

16) Die Nhengahibas (Nyenga-ibas, d. i: Zungen-Menschen) auf der Marajo-Insel.

17) Die Pacajases, auf dem festen Lande rund um die genannte Insel, wo auch die Apantos ihre Wohnsitze hatten.

18) Die Mamayamases; 19) die Anajases und 20) die Guayanases waren alle seefahrende Horden, die auch Igara-waras, d. i: Bootsleüte genannt wurden.

21) Die Tocantinos und 22) die Totschi oder Cutschi-waras sollen beide auf dem Tocantins herabgekommen sein und sich an seiner Mündung niedergelassen haben.

23) Die Cambocas oder Bocas lebten an der großen Süßwasser-Bucht östlich von der Mündung des Tocantins, die daher Bahia dos Bocas genannt worden ist, und sind jetzt in den Dörfern Melgaço, Deïras und Portel angesiedelt. Wahrscheinlich werden hier auch —

24) Die Cupiniaros (Cupi-waras, d. i: Ameisen-Esser?) als ein besonderer Zweig der Tupis aufgezählt werden müssen. Sie sollen im Zustande der Unabhangigkeit am Tocantins, südlich von San Pedro d'Alcantara, leben.

Die Portugiesen nennen die Jurunas (d. i: Schwarz-Gesichter) ebenfalls einen Zweig der Tupis, welche früher in diesem Landstrich angesessen waren; allein Martius glaubt, daß sie durch Europäer von Westen her vertrieben worden seien und nicht als zum Tupi-Stamm gehörig anzusehen wären. In jener Richtung lebten ehedem noch mehrere andere Horden der Guaranis oder Tupis, wie Acuña berichtet, auf dessen Glaubwürdigkeit man sich aber nicht verlassen kann. Es gehören hierher auch —

25) Die Catschig-uaras, Curig-ueres, Cumay-aris, Guacui-aris, Guacares, Yacuma-aras, Cutschi-uaras, Agua-yras, Canisi-uras und Paca-jares desselben Schriftstellers. Von allen diesen Namen und Horden findet man keine Spur mehr am Amazonen-Strom. Das Wort Ymirayares oder Ibirajares, welches auf vielen alten Karten vorkommt, bedeütet in der Lengua geral Wald-Menschen (Ibira-wara) und ist blos der Name eines besondern Stammes oder einer Horde der Tupis.

26) Die Omaguas, Homaguas, Enaguas oder Campevas (Canga-apevas, d. i: Flachköpfe) können als ein Zweig der Guarani- oder Tupi-Nation angesehen werden, der vom Hauptstamm verschieden ist und sich von demselben wahrscheinlich in einer früheren Zeit abgesondert hat. Sie kamen vielleicht auf dem Madeira nach dem nördlichen Theil des großen Amazonen-Thals herab. Die Sorimaus, Sorimoẽs oder Soriman (von denen der Fluß Solimoẽs seinen Namen führt), und die Yurimaus oder Yuru-maguas sind wahrscheinlich Horden dieses Stammes, welche sich seit langer Zeit von ihren Brüdern getrennt haben, die weiter südlich wohnen. Nach einigen

Nachrichten gehören auch die Ticunas oder Orejones im Spanischen, oder Orelhuenos im Portugiesischen (d. h: Langohren), die meistens freie Indianer sind, zu diesem Stamme. Die Omaguas und Campevas zu Tabatinga, Olivenza und an anderen Orten am Solimoës sind in Dörfern angesiedelt, werden eine Mischlings-Rasse und fangen an die Sprache ihrer Vorältern zu vergessen. Diese wurden wegen ihrer Geschicklichkeit in Befahrung des Amazonen-Stroms und anderer Flüsse, und wegen ihres Unternehmungsgeistes die Phönicier der Neüen Welt genannt. Zu den Omaguas rechnet man auch die Cocamas und Cocamillas, die Pevas, die Yahuas oder Xaguas, die Cahumaris, die Atschwaras in den Dörfern Ega, Nogueira ꝛc.; die Culinos, Culinas oder Gulinos am Yarary, ausgezeichnet durch ihre runde Gesichter und große Augen; die Curuamas und Tschimanos am obern Yarary; die ebendaselbst hausenden Maxurunas, Majorunas oder Majironas, die sich, wie unser Bild zeigt, das Gesicht auf die seltsamste Weise verputzen; die Toromonas, an den Quellen des Yavary. Muthmaßlich wird man auch die in Neü-Granada und auf den Ebenen des Orenoco zerstreüten Aguas und die Achaguas am Meta, Cravo und Unter-Apure, die Yete am Napo n Sprachverwandtschaft, Sitten und Gebraüchen den Omaguas anreihen können.

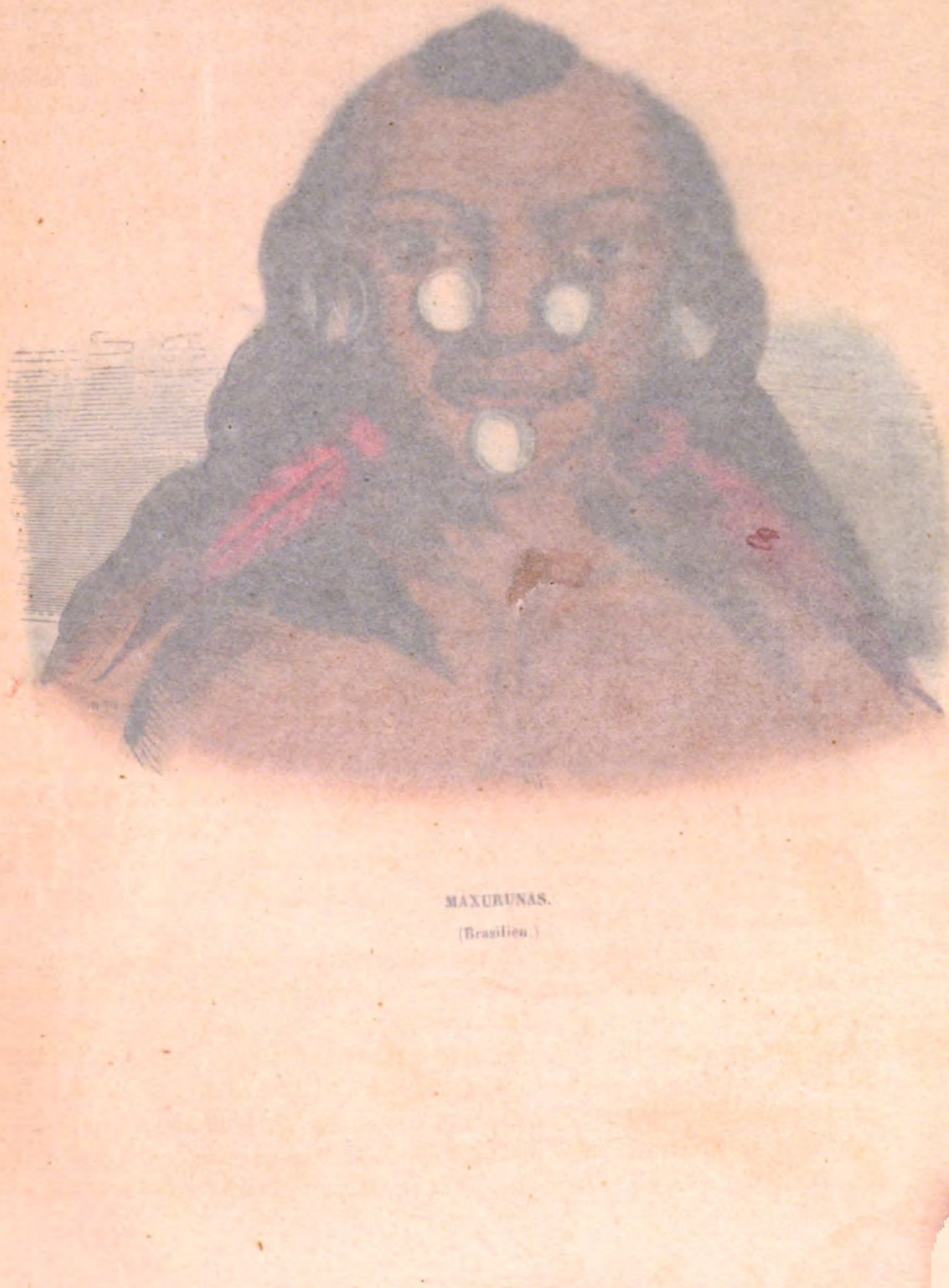
IV. Die Tupis im Innern von Brasilien sind jetzt die einzigen der Nation, welche in einem Zustande vollständiger Unabhangigkeit leben. Nur zwei dieser Stämme sind bestimmt bekannt, nämlich:

27) Die Opiacas oder Apiacases und 28) die Cahahibas (Caa-ivas, d. h: Waldleüte?). Sie wohnen in den oberen Gegenden des Tapajos unterhalb der Mündung des Rio Juruena und nehmen die wenigen Reisenden, welche von Cujaba aus den Tapajos hinaufgehen, freündlich auf. Ein ihnen gehöriges großes Dorf am rechten Ufer des Arinos, das aus hohen Hütten besteht, ist von Reisenden besucht worden. Vielleicht gehören die Uhahias am untern Juruena, die Ababas nördlich von der Serra dos Parecis in Mato Grosso und die Mundrucus zu demselben Stamme. Über diese Tupis oder Guaranis hat man keine genaue Nachrichten.

V. Die westlichen Tupis. Zu dieser Gruppe gehören diejenigen Stämme, welche nach Vater und Hervas den West-Guarani-Dialekt sprechen. Martius zählt dahin die schon von d'Orbigny erwähnten Völkerschaften, nämlich: —

29) Die Tschiriguanos, Chirihuanas, Xiriguanos oder Siricuanos in der Provinz Santa Cruz de la Sierra; 30) die Sirionos oder Cirionos ebendaselbst; und —

31) Die Guarayos oder Guarajuz, welche früher in den Dörfern auf der Sierra dos Guarajuz angesiedelt waren, jetzt aber in Torres und Larangeiras wohnen (siehe oben), und deren Sprache eine große Dialekt-Verschiedenheit des Guarani sein soll. Zu diesen Guarayos gehörten wahrscheinlich die Xarayas oder Xareïs, welche in den jährlich überschwemmten Gegenden des oberen Paraguay (Laguna dos Xareïs) wohnten. Den Namen Tschiriguano giebt man in Oberperu, dem heütigen Bolivia, seit sehr langer Zeit allen rohen und unbekannten Völkerschaften, die im Cannibalismus verharren und mit



MAXURUNAS.

(Brasilien.)

Tschiquitos gehören sich die Zamucos oder Tarjones im Spanischen, oder Chiquitos (in Portugiesischen (z. B. Langsprem), die meistens freie Indianer sich zu ihren Stämmen. Die Tamacos und Campevas zu Tabatinga, Olivenza und an anderen Orten am Solimoes sind in Dörfern angesiedelt, werden von Missionairen katholisch und fangen an die Sprache ihrer Vorältern zu vergessen. Als solche mögen ihre Beschäftigungen in Befahrung des Amazonen-Stroms als tüchtige Jäger, als Zeugen des Unternehmungsgeistes die Phönicier der Neuen Welt gelten. Zu den Tupis rechnet man auch die Cocamas und Omaguas am Ucayale, die Cocamas oder Xaguas, die Cahumaris, die Juris, die Miranhas, die Mayoruna, Mayeira ꝛc.; die Culinos, Culinas oder Kulinos am Purus, ausgezeichnet durch ihre runde Gesichter und große Augen; die Catuquinas und Katukinas am obern Yarary; die ebendaselbst wohnenden Mayorunas, Majorunas oder Majironas, die sich, wie unser Bild zeigt, das Gesicht auf die seltsamste Weise verputzen; die Toromonas, an den Quellen des Yarary. Muthmaßlich wird man auch die in Neu-Granada und auf den Ufern des Orenoco zerstreuten Aguas und die Achaguas am Meta, Guayo und Unter-Apure, die Yete am Napo n Sprachverwandtschaft, Sitten und Gebräuchen den Omaguas anreihen können.

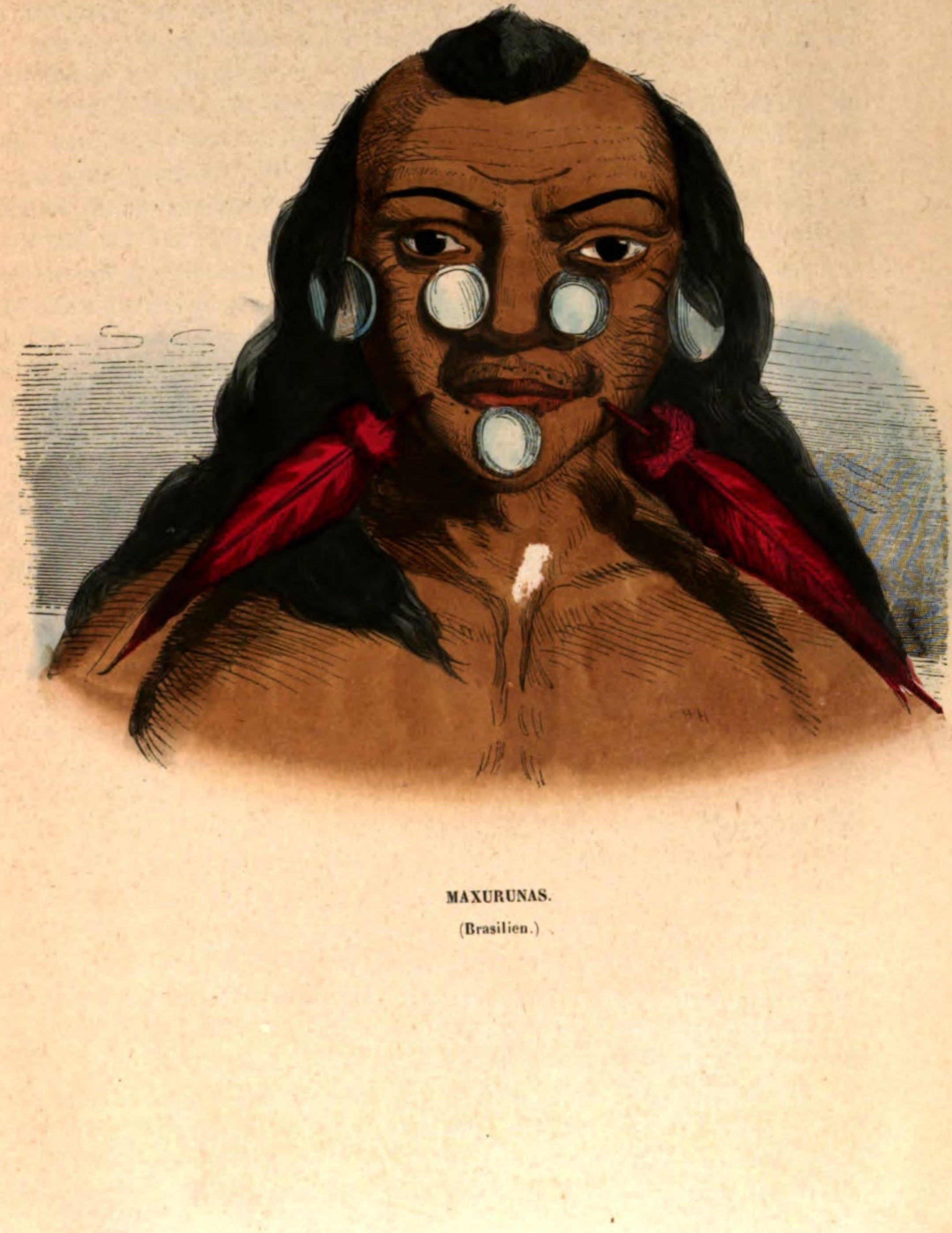
IV. Die Tupis im Innern von Brasilien sind jetzt die einzigen der Nation, welche in einem Zustande vollständiger Unabhangigkeit leben. Nur zwei dieser Stämme sind bestimmt bekannt, nämlich:

27) Die Opiacas oder Apiacases und 28) die Cahahibas (Caa-ivas, d. h: Waldleute?). Sie wohnen in den oberen Gegenden des Tapajos unterhalb der Mündung des Rio Juruena und nehmen die wenigen Reisenden, welche von Cujaba auf dem Tapajos hinaufgehen, freündlich auf. Ein ihnen gehöriges großes Dorf am rechten Ufer des Arinos, das aus hohen Hütten besteht, ist von Reisenden besucht worden. Vielleicht gehören die Uhahias am untern Juruena, die Ababas nördlich von der Serra dos Parecis in Mato Grosso und die Mundrucus zu demselben Stamme. Über diese Tupis oder Guaranis hat man keine genaue Nachrichten.

V. Die westlichen Tupis. Zu dieser Gruppe gehören diejenigen Stämme, welche nach Vater und Hervas den West-Guarani-Dialekt sprechen. Man zählt dahin die schon von d'Orbigny erwähnten Völkerschaften, nämlich:—

29) Die Tschiriguanos, Chirihuanas, Xiriguanos oder Sirionos in der Provinz Santa Cruz de la Sierra; 30) die Sirionos oder Sirion-Tschiriguanos und —

31) die Guarayos oder Guarajuz, welche früher in den Dörfern auf der Sierra de Chiquitos angesiedelt waren, jetzt aber in Torres und Larangeiras wohnen (Karte etwas) und deren Sprache eine große Dialekt-Verschiedenheit des Guarani hat. Zu diesen Guarayos gehörten wahrscheinlich die Xarayas oder Xaraes, welche in den jährlich überschwemmten Gegenden des oberen Paraguay (Lagoas dos Xaraes) wohnten. Den Namen Tschiriguano giebt man in Oberperu, dem jetzigen Bolivia, seit sehr langer Zeit allen rohen und unbekannten Völkerschaften, die im Cannibalismus verharren und mit



MAXURUNAS.

(Brasilien.)

den in Dörfern angesiedelten Indianern in Feindschaft leben, ganz so, wie der Name Bugre oder Botocudo in Brasilien üblich ist. So nennt man in Santa Cruz de la Sierra die Pampa-Nation der Guaycurus, welche es wagen, dann und wann Einfälle auf das Gebiet der Spanier zu machen, nicht anders als Xiriguanos.

Das ist Martius' Liste der verschiedenen Stämme, welche die weit verbreitete Nation der Guaranis oder Tupis in Brasilien ausmachen. d'Orbigny ist der Meinung, daß auch noch folgende Völkerschaften ihr zugezählt werden müssen, indem er sogar ausdrücklich bemerkt, — sie gehören unleügbar zum großen Volksstamm der Guaranis, — nämlich: —

32) Die Nuaras und Nalicuecas unterm 21° südlicher Breite, im Osten von Xeres; sodann 33) die Guasaraxos auf der Ostseite des Paraguay-Flusses gegen 19° 40′ südlicher Breite (diese drei Völkerschaften fehlen in Martius' Völkerverzeichniß), ferner 34) die Guatos, welche Ackerbauer sein sollen und mit den Bewohnern von Cuyaba in vielfachem Verkehr stehen. Martius bemerkt von ihnen, daß sie Leüte von sehr schöner Gesichtsfarbe und den Europäern freündlich zugethan seien; in großer Menge hielten sie sich an den Quellen des Tacoary auf und auf der Wasserscheide zwischen diesem Flusse und den Gewässern, welche in entgegengesetzter Richtung fließen; auch seien sie an den Quellen des Araguava nördlich von Comapuaõ und auch in der Nähe des Paraguay in civilisirtem Zustande angesiedelt, z. B: an der Mündung des Rio de Laurenzo. 35) Die Cabasas an den Ufern des Flusses gleiches Namens, zwischen dem Yaoru und Paraguay, unfern der Gränzen von Matogrosso. 36) Die Bororos, westlich von den Quellen des Araguaya und nördlich vom Distrikt Cujaba, ein zahlreiches Volk, das in kleinen Rotten umherzieht und den Portugiesen feindlich ist. Zwei ihrer Horden werden von den brasilischen Portugiesen Coroados und Barbados genannt. Sie sind wohnhaft in Goyaz, Rio dos Pedras, Lanhoso, Pisarraõ und an andern Orten.

Es ist bereits oben auf das Verwandtschafts-Verhältniß zwischen der Guarani-Sprache und den Sprachen mehrerer Völkerschaften im Stromgebiet des Orenoco aufmerksam gemacht worden. Man kann diese Völker unter dem allbekannten Collektiv-Namen —

VI. der Cariben zusammenfassen, deren Identität mit den Guaranis und Tupis von d'Orbigny sehr wahrscheinlich gemacht worden ist (siehe oben). Unter ihnen sind denn zuerst zu nennen:

37) Die eigentlichen Cariben oder Carivas. Das ist der Name, den die ersten Seefahrer diesem Volke gegeben haben, und der sich allgemein in ganz Amerika erhalten hat: die Franzosen und Deütschen haben ihn, man weiß nicht weshalb, in Caraïben verwandelt, und im britischen Guiana spricht man von Caribisce. Sie selbst nennen sich Carina, Calina oder Callinago in der Sprache der Männer und Calliponau in der Sprache der Weiber. Bei den Otomaken heißen sie Caripina und Caripuna. Diese sonst mächtige, erobernde Nation, welche man im sechszehnten Jahrhundert von der Mündung des Amazonen-Stroms über den ganzen Nord-

osten des festen Landes und über die kleinen Antillen, die nach ihr die Caribischen Inseln genannt werden, bis zu den Jungfrau-Inseln verbreitet fand, ist gegenwärtig auf kleine Reste in den caribischen Missionen der Llanos, am Paragua, obern Caura, an den Quellen der Zuflüsse des Essequibo und Amazonen-Stroms, zwischen dem Rio Negro und Trombetas zusammengeschmolzen. Die Galibis (Caribi von Cayenne), die Tuapocas und die Cunaguaras, welche ursprünglich die Ebenen zwischen den Gebirgen von Caripe (Caribe) und dem Dorfe Maturin bewohnten, die Jaoi der Insel Trinidad und der Provinz Cumana, und vielleicht auch die Guarives, die mit den Palenkes in Bündniß stehen, sind Stämme der großen und schönen Cariben-Nation. Man glaubt, daß die Endigung goto, coto, wie in den Namen Pariagoto, Purugoto, Avarigoto, Atscherigoto, Cumanagoto, Arinagoto, Kirikisgoto einen caribischen Ursprung der betreffenden Völkerschaften andeüten. Alle diese Völkerschaften, mit Ausnahme der Purugotos des Rio Caura, bewohnten früher die Länder, welche so lange Zeit unter der Herrschaft der Cariben gestanden haben, nämlich die Küsten von Berbice und Essequibo, die Halbinsel Paria, die Ebenen von Piritu und Parime. Unter dem letztern Namen begreift man in den Missionen den ganzen, wenig bekannten Landstrich zwischen den Quellen des Cujuni, Caroni und Mao. Die Paria-Indianer oder Pariagotos sprechen ein Idiom, welches die Mitte hält zwischen dem Caribischen und Tamanakischen. Die Guaikeri, Guaqueris, Guaiquiris auf der Insel Margerita, der Halbinsel Araya und in der Vorstadt von Cumana, die ihren Namen führt, so wie auch an den Quellen des Caripo halten ihre Sprache für einen Dialekt der Sprache der Guaraons, wonach auch diese zur großen Familie der Guarani-Caribischen Nationen gehören würden. Sie sind im Delta des Orenoco zerstreüt, dessen manchfaltig verzweigte Kanäle nur allein von ihnen gekannt sind. Die Cumanogotos, westlich von Cumana in den Missionen von Piritu, wo sie als Ackerbauer leben, reden eine Sprache, die, wie die der Palencas oder Palenques und der Guarives, zwischen dem Tamanakischen und Caribischen, ersterm aber näher steht. Es sind Idiome einer nämlichen Familie; um sie aber als einfache Dialekte betrachten zu können, müßte man auch das Lateinische einen Dialekt des Griechischen, und das Schwedische einen Dialekt des Deütschen nennen. Handelt es sich, sagt Humboldt, um Verwandtschaft der Sprachen unter sich, so darf man es nicht vergessen, daß diese Verwandtschaften sehr verschieden abgestuft sein können, und daß man Alles vermengen würde, wollte man nicht einen Unterschied machen zwischen einfachen Dialekten und Sprachen einer und derselben Familie. Die Cumanagoten, die Tamanaken, die Tschaymas, die Guaraons und die Cariben verstehen sich nicht, trotz der haüfigen Ähnlichkeiten, welche ihre Sprachen in den Wörtern sowol als im grammatikalen Bau darbieten. Ob die Piritus, Cocheymas, Chacopatos, Tomuzas, Topocuares, die gegenwärtig in denselben Dörfern mit den Cumanagoten vermengt sind und ihre Sprache reden, ursprünglich Stämme derselben Nation gewesen, konnte Humboldt nicht in Erfahrung bringen. Zum caribischen Sprachstamm werden auch noch gezählt die Caracas in

den Hochthälern des Küstengebirgs von Venezuela, die Guayanas, die Guyri. Es werden auch noch Cariguanos, (Cari-Leüte, d. i: Cariben?) an den Quellen des Rio dos Trombetas und am Rio de Aguas blancos genannt; und Cariben sollen auch in der Provinz Rio Negro am Yurua oder Yurara vorkommen südlich von den Katukinas (siehe unten bei den nicht zum Guarani-Stamm gezählten brasilischen Völkern unter No. 125). Die Ähnlichkeit der Namen rechtfertigt es vielleicht auch, die Carianas am Paragua und Ucamu, und die Carinacos am oberen Orenoco, Rio Negro, Macoma, Ventuari und Padamo dem Cariben- oder Carina-Volke zuzuzählen, dem die Chavinavi als ein abgesonderter Stamm bestimmt angehören. Nach Einigen besteht ein gewisses Verhältniß zwischen der caribischen Sprache und der Sprache —

38) der Arawacken, während Andere dieses leügnen und beide Sprachen als ganz verschieden erklären. Die Arawaak, Arwakis, Aroaquis oder Arüaquis, von den Portugiesen Orelhudos, d. i: Langohrige genannt, wohnen im Britischen Guiana in der unmittelbaren Nachbarschaft der Pflanzungen, wo sie aus sieben und zwanzig Horden oder Familien bestehen, sodann an den Flüssen Surinam und Berbice, und zwischen dem Rio Nyamunda und dem Rio Negro, angesiedelt in Serpa, Silves, Arrayolos ꝛc. Sie sind die gesittetsten unter den Indianern des Britischen Guiana und gränzen am Ober-Berbice mit Cariben und mit zwei anderen Nationen, den Waquaien, womit wol die von neüern Berichterstattern genannten Accaways gemeint sein mögten, und den Waranen (Warrow der Neüeren?), von welchen letzteren die meisten die Sprache der Arawacken verstehen, aber auch eine eigene haben, was auch von den Aculiu gilt. Diese und die Cariben sehen sie als Landsleüte an, die südlicher nach dem Ober-Orenoco und Amazonen-Strom wohnenden Völkerschaften werden von ihnen als Fremde betrachtet. Auch die Cariben betrachten sie als aus einem anderen Lande in das ihrige gekommen und haben mit ihnen so lange Krieg geführt, bis die Holländer zwischen diesen drei oder vier Nationen Frieden gestiftet haben. Die Accawai-Sprache wird von Hilhouse als ein Dialekt der Caribischen betrachtet, und ihm zufolge nennen die Cariben die Accaways Brüder; dagegen meint er, daß die Arawaak- und die Warrow-Sprache ganz verschieden seien vom Caribischen, und daß sie niemals in einander übergingen. — Als Bestandtheil des Guarani- oder Caribischen Sprachstamms wird ferner die Sprache —

39) der Tamanaken, Tamanacu, Tamanaquos, Tamanacos, Tamianakos, angesehen, andrer Seits aber auch bemerkt, daß sie nicht eine Ursprache, sondern eine Mischung des Arawakischen und der Quitschua-Sprache sei, weil in dem, zum Tamanakischen gehörigen Dialekt der Tschaymas in Cumana viele Ausdrücke vorkämen, die sowol vom Arawaak, als vom Quitschua abgeleitet würden. In der That aber steht, nach Humboldt, das Tamanakische in keiner näheren Verwandtschaft mit dem Caribischen, als das Deütsche mit dem Griechischen, Persischen und Sanskrit. Die Tamanaken wohnen auf der Ostseite des unteren Orenoco, südöstlich von Encaramada. Als Mundarten des Tamanakischen gelten die Sprachen der Paretschi (ob Parecas? am Vichada, Ven-

tuari ꝛc.); der Uotscheari, welche ein Mal jährlich mit den Sole Donne zusammenleben sollen; der Uaraca-paccili; der Uara-Mucuru; der Paiure; der Atschirigotos am Erevato und Paragua; der Djas am Cuchivero. Verschiedener ist der Dialekt der Avarigotos (ob Aguaricotos? am Rio Caura bei den Stromschnellen von Mure), aber doch auch durch das Tamanakische verständlich. Dagegen reden diese Sprache die Tschiritschiripos oder Quiriquiripos am Caura und die Sole Donne oder Amazonen am Cuchivero. Nicht so sehr verschieden ist die Mundart der Mapajos oder Mappoi am Caura. Sodann gehören hierher die Matschiritari oder Mariquiritares zwischen dem Jao und dem Podamo und am Ventuari; die Areveriani oder Aberianes am Ventuari, Jao ꝛc.; die Parecas am Vichada, Ventuari, zwischen dem Cuchivero und dem Caño Tortuga; endlich die schon erwähnten Tschaymas, Chaymas in Cumana, deren Sprache ein Zweig des Tamanakischen ist, sowol nach der grammatikalen Structur, als nach der Identität der Wörter oder Wurzeln, ohne daß man sie jedoch als einen Dialekt desselben ansehen kann, wie es bei den drei Dialekten Maitano, Cuchivero und Crataima der Fall ist.

40) Die Maypures, Menpuri, Meyepures, Mepurys, zwischen dem Rio Sipapo und Rio Capuana, am Jao, am Rio Negro, und Potarita, zwischen dem Cunicurian und Maria, Zuflüssen des Rio Negro, sodann am Orenoco, Amanaveni, Ventuari, Caura, Guanami, zum Theil in Missionsörtern. Ihre Sprache, die mit dem Tamanakischen viele Ähnlichkeiten hat, und vermöge deren man sich am ganzen oberen Orenoco und selbst bis zum Antillen-Meere hin verständlich machen kann, schließt eine große Anzahl von Völkerschaften oder Horden an einander, namentlich die Guaypunabis, Guipunabis oder Guipunave in der Mission Maypures, in der Serrania Mabicori und am Caño Nooquene; die Cabres, Caberres, Cavere, am Guaviare, Ariari, Atabapo und am Cuchivero; die Avanas oder Auvanas am Flusse gleiches Namens; die Parenas am Orenoco, Matavenni und Ventuari; die Tschirapas am Auvana, die alle Dialekte des Maypurischen reden, und unter denen die Cabres die bedeütendsten und zahlreichsten sind. Am oberen Orenoco sind die Guaypunabis eben solche Eroberer gewesen, als die Cariben am untern Stromlauf, auch haben diese Guaypunaven mehr regelmäßige Ordnung in ihren öffentlichen Angelegenheiten und in ihrer Kriegführung, als alle anderen dortigen Völkerschaften, sie haben sogar Befestigungen ihrer Wohnplätze.

Wir schließen hier die lange Liste der Völkerschaften, Horden und Rotten, welche die große Guarani-, Tupi- oder Cariben-Nation bilden, ohne darüber gewiß zu sein, ob auch alle ihr unmittelbar oder mittelbar angehören, ob auch nicht andere ihr zugezählt werden müssen*), deren noch längeres Namens-Verzeichniß wir weiter unten wollen folgen lassen.

---

*) Muthmaßlich gehören zur Guarani- oder Tupi-Nation noch folgende Stämme: — 41) die Pakalekas, von den Portugiesen Campevas, d. i: Flachköpfe genannt, an den Quellen des Mondego oder Embatatohy in der Provinz Mato Grosso. — 42) Die Bos oder Bus, von den

In der Hautfarbe haben die Guaranis viel Ähnlichkeit mit den polynesischen Völkern, nur daß sie nicht ganz so gelb, als bei diesen ist. Sie hat nicht mehr den braunen Anstrich, der die Andes- und Pampa-Völker charakterisirt; doch ist die Schattirung nicht überall dieselbe und man bemerkt, daß die Beschaffenheit der Örtlichkeit großen Einfluß auf ihre Intensität ausübt. Die Guaranis von Corrientes und die Tschiriguanos von Bolivia haben eine viel dunklere Farbe, weil sie Ebenen oder lichte, offene Gegenden bewohnen, während die Guarayos und Sirionos, so wie mehrere Horden am Orenoco, in ihren, den Sonnenstrahlen undurchdringlichen Urwäldern nicht dunkler sind als die Mestizen und eine große Menge Landleüte der südeüropäischen Länder.

Portugiesen Gamellos, d. i: Näpfe genannt. Sie leben mit den portugiesischen Ansiedlern in Freündschaft und spalten sich in zwei Horden oder Stämme: Acob-Bus am Tury-asu und Pinare, und Tememb-Bus. Ein besonderer Stamm dieser Bus sind vielleicht die Guanapus am Flusse gleiches Namens. Sie sowol als die am Flusse Pacajas lebenden Indianer dieses Namens, und die Tacanyopes, zwischen den Flüssen Pacajaz und Guanapu, glaubt man der Tupi-Nation zuzählen zu können. Den Namen Tacanhopes oder Taquanhopes giebt man in der Lengua geral Indianern, welche ein gerolltes Blatt auf eine eigenthümliche Weise tragen (Taconya-oba), der wahre Name dieses Stamms ist nicht bekannt. — 43) Die Curiares, Cariberis, oder Curiveres; die Juruunas (d. h: Schwarz-Gesichter); die Cusaris oder Cossaris; die Javipujas und die Quaruaras werden als Bewohner der Wälder zwischen dem Jingu und Tocantins genannt. Zum Theil sind sie in den Missionen der Jesuiten und Kapuziner angesiedelt, zum Theil aber auch ausgestorben. — 44) Die Tapajoz oder Tapajocos an dem Strome, der von ihnen seinen Namen führt, sind jetzt wahrscheinlich ganz erloschen. — 45) Die Mundrucus oder Muturicus, von ihren Nachbarn Païghize, d. i: Kopfabschneider, genannt, leben am Tapajoz und zwischen ihm und dem Rio Mauhe, größtentheils frei, aber zum Theil in den großen Aldeas am Tapajoz versammelt; sie haben schon Verkehr mit den Weißen. — 46) Die Mauhes am Rio Mauhe und dem Furo Iraria. Sie spalten sich in zwölf Horden, nämlich:

Tatus (Armadill-Indianer);
Tasiwas;
Jurupari Pereïras (Teüfels-Ind.)
Mucuings (nach einem Insekt gen.);
Jubaras;
Wu-tapwuyas (d. i: Eingeborne);
Guaribas (Brüll-Affen-Indianer);
Inambus (nach einem Vogel genannt);
Jawarete (Unzen-Indianer);
Saucanes;
Pira-Pereïras (Fisch-Indianer);
Caribunas;

47) Daß die Dyamvis im französischen Guiana hierherzuzählen seien dürften, ist bereits oben (S. 363) erwähnt worden. — Mit Rücksicht auf die oben bei den Cariben (No. 37.) eingeschaltete Bemerkung, daß alle Völkerschaften, deren Namen mit „goto" (coto oder cota) endigen, dem Caribischen, daher dem Guarani-Tupi Stamm angehören mögten, werden die folgenden Namen von Völkerstämmen, Horden oder Familien hier ihre Stelle finden müssen: — 48) Die Arinacotas, Arinagotos am Caura, und Carapo (Zufluß des Caroni), am Rio de Aguos Blancos oder Parime, so wie am Rio Paragua und am Berbice. — 49) Die Arnacotos am Erevato. — 50) Die Amarucotos am Rio Parime. — 51) Die Aquerocotos, welche als erloschen zu betrachten sind. — 52) Die Barinagotos oder Barinagotos am Caroni, Coropo und Rio Paragua, einem Zufluß des Caroni. — 53) Die Cachirigotos am Rio Parime. — 54) Die Ipurucotos, am Paragua. — 55) Die Kirikiriscotos am Berbice. — 56) Die Pajocotos am Padomo. — 57) Die Paracaruscotos am Paragua. — 58) Die Paudacotos am obern Caura. — 59) Die Pianaghottos am Cutari und Yauhu. — 60) Die Purugotos am obern Caura und Paragua; wol einerlei mit den Purrigotos.

Die Statur ist bei den Guaranis nicht groß. Schon von den Cariben der Insel Hispaniola (Haïti) sagten die alten Autoren, sie seien etwas kleiner, als die Spanier, und die Indianer der Terra firma von eben derselben Größe (und Farbe), als die Insulaner. In den Provinzen von Corrientes und den Missionen geht der Wuchs selten über 5 Fuß; bei den Tschiriguanos erhöht er sich etwas, doch trifft man selten einen Mann, der 5 Fuß 4 Zoll mäße. Die Guarayos sind im Durchschnitt etwas über 5 Fuß groß. Humboldt sah unter den Cariben am Orenoco in dem Missionsdorfe Cari Männer von 5 Fuß 6 Zoll bis 5 Fuß 10 Zoll, was ohne Zweifel eine Anomalie ist in der Nation, wie der gelehrte Reisende es selbst glaubt, von günstigen Umständen herrührend, welche den sonst ihr eigenthümlichen mittleren Wuchs verändert haben. Das weibliche Geschlecht ist gewöhnlich klein, im Durchschnitt nur 4 Fuß 7 Zoll groß; nur der Stamm der Guarayos macht eine Ausnahme, denn in ihm sind die Weiber fast eben so hoch gewachsen, als die Männer. Die Körperformen sind bei den Guaranis durchgängig sehr plump: die Brust ist hoch, der Leib von Einem Wuchs, die Schultern sind breit, die Hüften dick, die Gliedmaßen ebenfalls dick, rund und ohne sichtbare Muskeln; Hände und Füße sind klein. Im Vergleich mit den Völkern der Pampas erkennt man sofort einen Guarani an seinen starken Proportionen. Bei den Weibern zeigen sich dieselben Verhältnisse: man kann sich ein Weib kaum plumper, stärker und kürzer von Gestalt denken; in ihnen ist Alles vereinigt, was Kraft gewähren kann, um den schweren Arbeiten zu widerstehen, die auf ihnen lasten, und zur Fortpflanzung geeignet zu sein; ihr Busen ist immer stark und voll und hat eine gute Stellung. So sind die körperlichen Merkmale, wie man sie bei den Guaranis der Missionen und den Tschiriguanos findet. Bei den Guarayos sind sie, in Folge ihrer schönen feüchten Wälder, modifizirt; hier haben Männer und Frauen schöne, fast eüropäische Verhältnisse, obwol etwas schwerfälliger, als diese; die Haut ist sehr glatt und zart, die Haltung stolz und zugleich anmuthig.

Die Züge der Guaranis unterscheiden sich auf den ersten Blick von denen der Pampa-Völker. Ihr Kopf ist rund und nicht auf den Seiten zusammengedrückt, die Stirn geht nicht nach hinten, sie ist im Gegentheil hoch und ihr Plattsein, welches man bei einigen Stämmen bemerkt, rührt von künstlichen Mitteln her; denn die Mütter haben, besonders unter den Cariben Guiana's, die Gewohnheit, ihren Kindern die Stirn und auch die Nase von der Geburt an und während der ganzen Zeit des Stillens niederzudrücken. Das Gesicht ist fast kreisrund, die Nase kurz, nicht sehr breit und mit Nasenlöchern, die bei weitem nicht so offen stehen, als bei den Völkern des Flachlandes; der Mund ist klein, obwol etwas vorstehend, die Lippen sind ziemlich dünn, die Augen klein, ausdrucksvoll, immer am Außenwinkel in die Höhe gehoben und zuweilen an dieser Stelle geschlitzt; das Kinn ist rund, sehr kurz und geht niemals über die Linie des Mundes hinaus; die Backenknochen treten bei vorgerücktem Alter etwas vor; die Augenbrauen sind gebogen, sehr schmal, die Haare lang, schlicht, grob und schwarz; der Bart schwach und nur am Kinn und an der Oberlippe, mit Ausnahme der Guarayos, die einen recht starken Bart haben und

daher unter dieser fast bartlosen Nation eine Anomalie bilden, die von örtlichen Ursachen herrühren muß, da eine Vermischung mit europäischem Blute grade hier nicht Statt gefunden hat.

Die gesellschaftliche Stellung übt auf die Physiognomie der Stämme einer und derselben Nation einen großen Einfluß aus. Im Paraguay und in Corrientes haben die unterworfenen Guaranis, die fast Sklaven der Kolonisten sind, ein trübsinniges, niedergeschlagenes Wesen, die Gleichgültigkeit ist auf ihren Gesichtern abgemalt und sie zeigen äußerlich weder Leidenschaftlichkeit noch Lebhaftigkeit des Gedankens. Ganz anders verhält es sich mit den freien Guarayos; sie haben ein interessantes Gesicht, in welchem Stolz, gleichzeitig aber auch Sanftmuth ausgedrückt ist, und ihr Äußeres genügt, um in ihnen geistreiche Menschen zu erkennen, während die Sirionos und Tschiriguanos zwar den Stolz, aber nicht die charakteristische Sanftmuth der Guarayos haben. Bei den drei zuletzt genannten Stämmen sieht man jedes Individuum, wie es seines persönlichen Werthes bewußt ist, indeß in den Missionen der Geist der Knechtschaft jedes Gefühl von Eigenliebe und Würde erstickt. Die Guarayos allein haben einen mannhaften Ausdruck, die übrigen Stämme immer weichliche Züge, was wahrscheinlicher Weise von der Bartlosigkeit herrührt.

Die Guarani-Sprache besteht nur aus Partikeln oder Monosyllaben, die künstlich verbunden sind, um selbst die abstrakten Begriffe auszudrücken. Die Verbindung dieser manchfach geordneten Partikeln bildet die Wörter, die so vielfach wechseln, als es der Bedarf erheischt. Das Guarani, obwol mit nasalen Lauten und Diphthongen angefüllt, was diese Sprache charakterisirt und sie leicht von den andern amerikanischen Idiomen unterscheiden läßt, hat nur wenig Gutturationen und kann sogar für ziemlich weich gelten; zu dem ist sie sehr accentuirt, was von den fast immer langen Finalen herrührt. Die einzigen Complicationen von Mitlautern sind ein wenig hart; aber sie sind so gemein, daß sie unmittelbar die Sprache erkennen lassen, zu der sie gehören: wie mb und nd, die gleichen Laut haben, was aus der Vermischung des einen und andern Konsonanten, bevor man den darauf folgenden Vokal hört, entspringt. Fast alle Wörter endigen mit Selbstlautern, besonders mit a und i, und nur für die Infinitive und Adverben finden wir die Endung in p oder in g, welche nach dem Casus wechseln. Die Sprache enthält, wie gesagt, viele zusammengesetzte Vokale; bei jeder Phrase hört man Laute in an, ain, en, on und viele andere Diphthongen, so auch das ü mit einer nasalen und gutturalen Aussprache, die zwischen ü und i in der Mitte liegt und immer lang ist. Der Kehllaut des spanischen j existirt nicht in der Guarani-Sprache, und der Laut des f, l, v, x fehlt gänzlich; der des d ist immer mit dem Laute des n verbunden, wie nd. Es giebt keine verschiedene Endung für den Pluralis oder Singularis in den Hauptwörtern, und die Adjektive sind immer vom selben Geschlecht. Das Zählen geschieht mit den Namen der fünf Finger; bei den Guarayos allein geht das Zählen nicht über zehn hinaus, was einen absoluten Mangel an Handelsverkehr verräth. Die Guaranis wenden die Kontraktion oder Zusätze von Buchstaben viel an, um die Laute wohlklingender zu machen.

Jeder Stamm hat seine Sprache mehr oder minder modificirt; so sind alle Endungen in ti von den Guarayos in chi verwandelt worden.

Die Guaranis sind durchgängig gutmüthig, leütselig, freimüthig, gastfrei, leicht zu überreden und folgen blindlings einem ein Mal angenommenen Grundsatze. Sie hassen den Diebstahl und den Ehebruch, Verbrechen, die sie mit dem Tode bestrafen; sie kennen nicht den Neid, die Mißgunst, sie sind gute Väter, gute Gatten und lassen im wilden Zustande die patriarchalische Gewalt im Schooße einer jeden Familie walten. Man hat den Guaranis vorgeworfen, daß sie grausam und blutdürstig seien; das Gefühl der Rache hat sie dazu geführt: um Repressalien zu üben, haben sie die Besiegten gequält und sie in einigen Stämmen sogar verzehrt. Die Anthropophagie hat unter den Guaranis allerdings bestanden, allein sie wurde nur auf die Kriegsgefangenen angewandt, und niemals haben sie, wie behauptet worden ist, ihre Kinder, ihre Ältern verzehrt. Dieser barbarische Gebrauch dehnte sich außerdem nicht über alle Stämme der Guaranis aus und ist mit der Eroberung erloschen. Die Grundlage des Guarani-Charakters ist der Ernst, ohne jedoch trübsinnig zu sein; im Gegentheil lieben sie Spiele und Feste. Man hat sie als kleinmüthige und feige Menschen geschildert; allein ihre langen Wanderungen, ihre Eroberungen, ihre Kriege mit den Spaniern beweisen im Gegentheil, daß ihnen Muth und ganz besonders viel Gelassenheit eigenthümlich ist.

Die Sitten der Guaranis sind in allen ihren Abtheilungen fast identisch. In kleine Stämme und Familien getheilt, lassen sie sich immer am Ufer eines Bachs, eines Sees, am Rande eines Gehölzes, bald auf Ebenen, bald im Dickicht der Wälder nieder; gewöhnlich sind sie seßhaft, Ackerbauer, Jäger, Fischer und Schiffer zugleich, eine Lebensweise, die ihnen ein großes Übergewicht über die andern Völker gab, die blos jagdtreibende waren. Die Polygamie ist gebräuchlich; die Guaranis nehmen ein zweites Weib, wenn das erste altert, aber dieses behalten sie immer bei sich und ehren es als das würdigste. Dieser Gebrauch muß als eine der Haupturſachen ihrer Eroberungszüge angesehen werden, denn die Gefangenen weiblichen Geschlechts machten sie zu ihren Beischläferinnen, und es war ein Ehrenpunkt, recht viele Weiber zu besitzen. Die Waffen der Guaranis bestanden in Pfeil und Bogen und einer Keüle, die bald rund, bald schneidig war; außer ihrer Anfertigung beschränkte sich ihre Industrie auf den Bau ihrer Hütten und Piroguen, so wie auf das Weben ihrer Hangematten, deren sich alle Stämme bedienten, und der weiblichen Kleidungsstücke. Sie beschäftigen sich viel mit Feder-Verzierungen, Armbändern und Halsbändern von verschiedener Form. Die Fabrikation irdener Gefäße, zum Aufbewahren von Getränken und Einsargen der Leichname bestimmt, war Sache der Frauen, die, obschon sie nicht die Drehscheibe kannten, in diesem Zweige der Industrie excellirten. Dieselben Gebraüche und dieselbe Industrie bestehen noch heütiges Tages bei den nicht civilisirten Guaranis.

Das Costüm war fast gleichförmig: im Urzustande gingen die Männer nackt, oder bedeckten sich, nur auf der Reise, die Geschlechtstheile; eine Gewohnheit, die noch jetzt bei den Guarayos im Gebrauch ist und ohne Zweifel mit

ihren religiösen Ansichten zusammenhangt. Die Weiber gehen ebenfalls nackt, mit Ausnahme eines Stücks Zeüg, das sie zuweilen um die Hüften schlagen. Die Sirionos beider Geschlechter gebrauchen gar kein Kleidungsstück. Doch glaube man nicht, daß diese Völker nicht einen gewissen Luxus selbst in diesem Kostüm der Natur affektirt hätten. Sie bedeckten sich den Leib mit schwarzen, rothen, gelben Malereien, so zwar, daß die Hälfte des Körpers einfarbig war, alle Verzierungen in geraden Linien, und niemals Zeichnungen von belebten Wesen darstellend. Bei den Wilden unter diesen Stämmen herrscht noch der ursprüngliche Gebrauch des Nacktgehens; diejenigen aber, welche für das civilisirte Leben gewonnen worden, kleiden sich gewöhnlich in Überwürfe.

Die Guaranis haben nie eine politische Körperschaft gebildet, nie irgend eine Wichtigkeit als Volk gehabt, ja man kann sagen, daß sie nie eine Regierung besessen haben; denn in Tausenden von kleinen Stämmen abgetheilt, die nach den Launen der kleinen Haüptlinge der Reihe nach Freünde und Feinde gewesen sind, war es unmöglich, die Guaranis zu vereinigen, wenn sie von einem gemeinschaftlichen Feinde, oder dem Einfalle der spanischen oder portugiesischen Eroberer bedroht wurden; darum führte sie auch der Mangel an Einheit gleich vom ersten Augenblicke dahin, sich Männern zu unterwerfen, die ihnen so überlegen waren, und deren vereintes Handeln vorzüglich ihre Kraft ausmachte. Im Paraguay und dem ganzen Süden des von der Nation besetzten Gebietes waren die Guaranis außerordentlich getheilt, und kein Haüptling hatte zur Zeit der Eroberung eine zahlreiche Mannschaft unter seinem Befehl; und man muß in der That erstaunen, daß viertausend Tschiriguanos sich vereinigen konnten, um nach dem Fuß der Andes zu wandern; daß im Norden von Brasilien die Tapajos, die Tupis, die Cariben ein Korps zusammenbringen konnten, hinreichend, um all' die anderen Nationen zu unterjochen, die sie auf ihrem Wege fanden, und nach den Antillen zu gelangen quer durch ein Land, das bewohnt war. Die Haüptlinge sind erblich, haben aber nur das Recht, in Friedenszeiten Rath zu ertheilen und in Kriegszeiten den Angriff zu leiten.

Die Religion der Guaranis war einfach, wie ihre Sitten es waren, und eben so sanft, als der Charakter einiger ihrer Stämme. Sie verehrten, und fürchteten nicht ein wohlthätiges Wesen, den Tamoï, den Großvater oder Alten des Himmels, der, nachdem er unter ihnen gelebt, den Ackerbau gelehrt hatte, und dann, im Aufgange, zum Himmel gestiegen und verschwunden war, das Versprechen hinterlassend, ihnen auf der Erde behülflich zu sein und sie in ein anderes Leben zu führen, wo sie Überfluß an Jagd haben und alle ihre Brüder wiederfinden sollten. Die Guaranis hatten viele aberglaübige Vorstellungen; ihre Zauberer und Ärzte übten einen großen Einfluß auf sie aus, besonders wenn sie krank waren. In Folge dieser Superstitionen wurde die Mannbarkeit der jungen Mädchen und die Schwangerschaft der Weiber durch Fasten bezeichnet, die Männer fasteten bei der Niederkunft ihrer Frauen und machten während deren Schwangerschaft keine Jagd auf wilde Thiere.

Andere Völker Brasilien's und Guiana's,
die nicht zur Guarani-Nation gehören.

A) Zwischen Rio de Janeiro und Bahia,
besonders in den Waldgebirgen auf den Gränzen zwischen Minas, Rio de Janeiro, Espirito Santo und Bahia.

2. Die Botocuden oder Aymoren, Aimbores, Aimures, Guaymures. Der erste Name stammt aus der brasilischen Sprache und rührt von der Gewohnheit dieser Nation her, sich ein rundes Stück Holz, welches man Botoque nennt, durch ein in der Unterlippe angebrachtes Loch zu stecken (s. das Bild); die zweite Benennung bezeichnet ohne Zweifel einen der Hauptstämme dieser Nation. Sie selbst nennen sich Engeraecknung; von den Coropos werden sie Bokayu, und von den Corrados Bochorinbaïsshuna genannt. Auch kommen die Botocuden unter den Namen Abatiras und Avakiras vor. Im sechszehnten Jahrhundert lebten die Botocudos in den Capitainerien von Ilheos bis nach Porto Seguro, wo sie einen grausamen Krieg mit den portugiesischen Kolonisten führten; gegenwärtig wohnen sie im Innern, auf einem Strich Landes, der mit der atlantischen Küste parallel laüft und zwischen dem Rio Doce und dem Rio Pardo, vom 18° bis 20° südlicher Breite belegen ist, hauptsächlich auf der Serra dos Aïmores. Ihre Zahl belaüft sich auf etwa 4000 Köpfe. Sie theilen mit den Guaranis nicht allein die gelbe Farbe, nur daß diese, in Folge ihres Waldlebens, etwas lichter ist; sondern auch alle übrigen physischen Unterscheidungszeichen, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei den Botocudos die Augen noch kleiner und am Außenwinkel noch geschlitzter sind, was ihnen eine große Ähnlichkeit mit Menschen von echt mongolischer Rasse verleiht.

Zwischen der Sprache der Botocuden und der Sprache der Guaranis besteht gar keine Ähnlichkeit; einige Laute der ersteren erfordern eine naselnde Aussprache, aber keiner ist ein Kehllaut; und ohne die außerordentliche Härte der Konsonanten könnte man nicht sagen, daß die Sprache hart sei.

Der Charakter der Aymoren scheint voll Stolz, doch im Ganzen dem der Guaranis ähnlich zu sein, was auch von den Sitten und Gebraüchen gilt. Sie leben im Dickicht der Wälder, familienweise oder in kleinen kriegerischen Stämmen, welche heütiges Tages noch die ursprünglichen Gebraüche der Guaranis haben, aber noch viel wilder sind. Sie sind die unternehmendsten Jäger mit Pfeil und Bogen, und nur wenige von ihnen widmen sich dem Ackerbau. Eine Familie dieses Stammes bilden die Gherens, von denen sich noch einige kleine Überreste am Rio Itahype finden. Die Kinimures, welche von den Tupinikin-Guaranis aus dem Distrikt Bahia vertrieben wurden, scheinen zu den Aymoren gehört zu haben, die übrigens als Anthropophagen bekannt sind.

3. Die Puris bildeten, mündlichen Überlieferungen zu Folge, mit den Coroados eine einzige Nation, die sich aber nachgehends wegen eines wichtigen Streites zwischen zwei angesehenen Familien spaltete. So viel ist gewiß, die Sprache der Coroados und Puris hat so viel Ähnliches, daß sie als eine ein-

BOTTICELLI

(Reali

Botokudische Völkerschaften, welche nicht zur Nation der Völker Brasilien's und Guiana's, die nicht zur Guarani-Nation gehören.

A) Zwischen Rio de Janeiro und Bahia,

besonders in den Bergketten an den Gränzen zwischen Minas, Rio de Janeiro, Espirito Santo und Bahia.

2. Die Botokudos oder Aymoren, Aimbores, Aimures, Guaymures. Der erste Name kommt aus der brasilischen Sprache und rührt von der Gewohnheit dieser Völker her, sich ein rundes Stück Holz, welches man Botoque nennt, durch ein in der Unterlippe angebrachtes Loch zu stecken (s. das Bild); die zweite Benennung bezeichnet ohne Zweifel einen der Hauptstämme dieser Nation. Sie selbst nennen sich Engerecknung; von den Coropos werden sie Bokayu, und von den Coroados Boschecketaifshuna genannt. Auch kommen die Botocudos unter den Namen Aimboras und Avakiras vor. Im sechszehnten Jahrhundert lebten die Botocudos in den Capitainerien von Ilheos bis nach Porto Seguro, wo sie einen grausamen Krieg mit den portugiesischen Kolonisten führten; gegenwärtig wohnen sie im Innern, auf einem Strich Landes, der mit der atlantischen Küste parallel läuft und zwischen dem Rio Doce und dem Rio Pardo, vom 18° bis 20° südlicher Breite belegen ist, hauptsächlich auf der Serra dos Aimores. Ihre Zahl belauft sich auf etwa 4000 Köpfe. Sie theilen mit den Guaranis nicht allein die gelbe Farbe, nur daß diese, in Folge ihres Waldlebens, etwas lichter ist; sondern auch alle übrigen physischen Unterscheidungszeichen, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei den Botocudos die Augen noch kleiner und am Außenwinkel noch geschlitzter sind, was ihnen eine große Ähnlichkeit mit Menschen von echt mongolischer Rasse verleiht.

Zwischen der Sprache der Botocuden und der Sprache der Guaranis besteht gar keine Ähnlichkeit; einige Laute der ersteren erfordern eine nasende Aussprache, aber keiner ist ein Kehllaut; und ohne die außerordentliche Härte der Konsonanten könnte man nicht sagen, daß die Sprache hart sei.

Der Charakter der Aymoren scheint voll Stolz, doch im Ganzen dem der Guaranis ähnlich zu sein, was auch von den Sitten und Gebräuchen gilt. Sie leben im Dickicht der Wälder, familienweise oder in kleinen kriegerischen Stämmen, welche heutiges Tages noch die ursprünglichen Gebräuche der Guaranis haben, aber auch viel wilder sind. Sie sind die unternehmendsten Jäger mit Pfeil und Bogen, nur wenige von ihnen widmen sich dem Ackerbau. Eine Familie bilden die Gherens, von denen sich noch einige kleine Überreste an der Jiahype finden. Die Kinimures, welche von den Tupinikin-Guaranis aus dem Distrikt Bahia vertrieben wurden, scheinen zu den Aymoren gehört zu haben, die übrigens als Anthropophagen bekannt sind.

3. Die Puris bildeten, mündlichen Überlieferungen zu Folge, mit den Coroados eine einzige Nation, die sich aber nachgehends wegen eines wichtigen Streites zwischen zwei angesehenen Familien spaltete. So viel ist gewiß, die Sprache der Coroados und Puris hat so viel Ähnliches, daß sie als eine ein-

BOTOCUDOS

(Brasilien.)

zige mit zwei Dialekten angesehen werden kann. Daß sich jene Traditionen noch erhalten haben, ist ein Beweis einer nicht sehr frühen Trennung beider Stämme. Noch ein dritter Stamm, der der Coropos, gehört, sammt den Macuanis, ebenfalls zu dieser Nation; doch mag ihre Absonderung länger her sein, denn ungeachtet viele Wörter in den Sprachen dieser Völkerschaften übereinkommen, so scheinen ihre Construktionen doch so verschieden, daß sie sich entweder gar nicht, oder doch nur schwer verstehen. Wir unterscheiden also bei dieser Nation vier Stämme, nämlich: —

1) Die Puris, Purys oder Paries, die zum größten Theil von den europäischen Ansiedlern nicht unterjocht sind, mit diesen aber in Frieden leben, wohnen am obern Stromlauf des Paraïba und im Innern der Provinz Espirito Santo zwischen dem eben so genannten Flusse und dem Paraïba; und eben so mit den Guanias am Rio Iguassu und am Rio Xipoto.

2) Die Goïtacas, Goyatacaz, Guaitacae, Goaytacazes, Goytacazes, Waytaquases, von denen jetzt drei Horden bekannt sind: Goïtaca-mopi, Goïtaca-asu und Goïtaca-Jacorito. Die meisten derselben sind civilisirt und zwischen den Flüssen Macahe und Cabapuana angesiedelt. Andere, noch immer in einem Zustande halber Freiheit, leben in den Wäldern des Rio Xipoto in der Provinz Minas Geraës. Dies sind die Indianer, welche Coroados, d. h. Gekrönte, genannt werden. Die Coropos nennen sie Tschakwibu. Zu diesen Goïtacasen, oder Goya-tapwuja, wie sie zuweilen auch genannt werden, gehören ohne Zweifel die Goaïnases, die, wie die Goïtacas, in unterirdischen Höhlen leben. Die älteren Nachrichten erwähnen häufig auch noch eines andern Stamms, welcher zu diesem Volke gehört, nämlich der Carioes, welche westlich von den Goyatacasen wohnten auf den Campos de Goyatacazes jenseits der ersten Kette des Waldgebirgs. Die nicht unterjochten Überreste dieser Carios werden jetzt Guarus (Guarulhos, Garulios, Saguarus oder Sacarus) genannt. Sie wandern in kleinen Haufen innerhalb der Wälder der Serra dos Orgaös, und auf den Auen der Provinz San Paulo. Abkömmlinge derselben, in Dörfern angesiedelt, finden sich wahrscheinlich in der Aldea da Escada, in den Umgebungen von Macahe, Ilha Grande und auf den Inseln San Sebastian und Santa Catharina.

3) Die Coropos, Cropos oder Carpos wohnen neben den Coroados längs des Rio Xipoto, im Presidio de San Joaõ Baptista. Mit ihrer Sprache große Ähnlichkeit hat die Sprache —

4) der Macuanis, Macoanis, Macunis, Macunins oder Maconis welche ursprünglich mit den Cumanatschos die Waldgebirge an den Gränzen von Minas, Porto-Seguro und Bahia bewohnten, jetzt aber theils an der Küste bei Caravellas, theils in der Nachbarschaft des Quartel von Alto dos Boys (d. h: Ochsen-Höhen) in Minas Novas angesiedelt sind.

Außer den Botocuden und Puris leben in dem hier betrachteten Landstriche noch folgende Völkerschaften, die abgesonderten Sprachstämmen anzugehören scheinen: —

4. Die Canarins, ein kleiner, sehr wenig bekannter Stamm zwischen dem Rio Mucury und dem Rio de Caravellas, in der Comarco de Porto Seguro. — 5. Die Matschacaris, Machacarys, Majacaris, Maxacaris, Majacalis am Rio Belmonte und zwischen ihm und dem Rio do Prado in demselben Distrikt. Sie waren früher am Rio Mucury angesiedelt. — 6. Die Malalis, eine kleine Horde, die jetzt in Dörfern in Passainha, am Rio Seruhy Pepueno, dem nördlichen Zufluß des Rio Doce, in den Provinzen von Minas Geraës lebt. Sie sind der Überrest einer größern Nation, zu der auch die Chacriabas oder Xicriabas gehören, die ursprünglich am Rio Preto in der Provinz Pernambuco zu Hause waren, jetzt aber in neün Dörfern oder Aldeas im Distrikt Desemboque, und in einzelnen Familien in Duro, Mossamedes, Rio dos Velhas und Formiga in der Provinz Goyaz angesiedelt sind. — 7. Die Pata-

tschos, Patajos, Pataxos am Rio Mucury, längs der Seeküste, zwischen ihr und dem Rio de Porto Seguro, zwischen den Quellen des Rio Pardo und des Rio de Contas, auch auf den Abhängen des Küstengebirgs westlich von Ilheos. — 8. Die Coposchos, Capojos, Capoxos, Capochos, ein Wanderstamm in den felsigen Bergwäldern auf der Gränze zwischen Minas Geraës und Porto Seguro.

9. Die Camacans, von den Portugiesen Monxocos oder Mongoyos genannt, leben in der Nähe der Coposchos, aber hauptsächlich zwischen dem Rio de Contas und dem Rio Pardo in der Provinz Bahia. Die Meniens in Villa Belmonte sind eine seßhafte Horde der Camacans. Mit der Sprache dieser Meniens kommt sehr nahe überein die der Catachoïs auf der nordwestlichen Gränze von Porto Seguro, die folglich mit den Camacans Eine Nation mit verschiedenen Dialekten bilden. Sie sind wahrscheinlich identisch mit einer Horde Namens Cutachos oder Cotochos, welche bei Conquista am oberen Pardo vorkommt.

10. Die Paniames, Panhamis, Penhames, auf der Serra dos Esmeraldas und an den Quellen des Mucury, ohne alle feste Wohnsitze. — 11. Die Cumanachos, Comanojos, ein kleiner Stamm in der Nachbarschaft der Caposchos. — 12. Die Sabujos und — 13. die Kiriris, welche sonst im Innern der Provinz Bahia südwestlich von der Villa do Cachoeira hausten, sind jetzt in Dörfern in Caranquejo und Villa da Pedra Branca angesiedelt. — 14. Die Cachines oder Cachinezes, eine Horde auf der Serra Mantiqueira in der Provinz Minas Geraës, ist gegenwärtig vielleicht schon erloschen. Ebenso verhält es sich wahrscheinlich mit — 15. den Araris, die früher am Rio Preto im südöstlichen Winkel der Provinz Minas Geraës lebten. — 16. Die Chumetos und — 17. die Pittas sind zwei Horden, deren Überreste zu Valença in der Provinz Rio de Janeiro angesiedelt sein sollen. —

In der Provinz San Paulo leben: — 18. die Voturoës; — 19. die Tactayas und — 20. die Cames, welche als gefährliche Raüber in den Grassteppen von Guarapoava bekannt sind.

B. In der Provinz Mato-Grosso.

α) Auf der Westseite der Campos dos Parecis und ihrem Abhang gegen Guapore.

21. Die Caupeses oder Caupes, auf den Campos westlich von Camapuany. Sie sollen in Höhlen leben und sich die Haut des Unterleibs gleichsam wie eine Schürze herunterziehen. — 22. Die Guajis, ein kleiner Stamm an den Quellen des Rio Aranhianhy. — 23. Die Cabijis, ein Wandervölkchen in den Steppen der Chapada dos Parecis, aber in beständigen Wohnsitzen an der Quelle des Guapore, Sarare, Piolho und Branco. — 24. Die Cabijis oder Ajururis (rothfleckige Cabijis?) eine vermischte Horde an den Quellen des Jamary und Jahira. — 25. Die Parecis, Paresis oder Paricys, waren früher die herrschende Nation in den Campos des Tafellandes von Mato-Grosso, die nach ihnen benannt worden sind. Durch die falschen Maaßregeln der Portugiesen, welche jede Gelegenheit ergriffen, auf dieses friedliche und industriöse Volk Jagd zu machen und bei ihnen Sklaven zu holen, ist es jetzt fast ganz ausgerottet worden. Als einen Zweig desselben nennt man die Bacca-

MALAYE.

tschos, Patajos, Potiros am Rio Mucury, längst der Seeküste, zwischen ihr und dem Rio de Porto Seguro, zwischen den Quellen des Rio Pardo und des Rio de Contas, auch auf den Abhängen des Küstengebirgs westlich von Ilheos. — 8. Die Geporiches, Capoxos, Capuchos, ein Wanderstamm in den felsigen Gebirgsthälern auf der Grenze zwischen Minas Geraës und Porto Seguro.

9. Die Camacans, von den Portugiesen Mongoyos oder Mongoyos genannt, leben in den Wäldern des Capeschos, aber hauptsächlich zwischen dem Rio de Contas und dem Rio Pardo in der Provinz Bahia. Die Meniens in Villa Viçosa sind ein schöner Zweig der Camacans. Mit der Sprache dieser Horde kommt die sehr ähnliche der Catachoës auf der nordwestlichen Grenze der Provinz Espirito Santo überein. Sie sind wahrscheinlich mit den Camacans Eine Nation mit verschiedenen Dialekten. Wie sehr wahrscheinlich identisch mit einer Horde dieses Namens, welche die Conquista am obern Pardo vorkommt.

10. Die Pantamares, Pantamos, Penhames, auf der Serra dos Esmeraldos und an den Quellen des Macuru, ohne alle feste Wohnsitze. — 11. Die Giporocks, Giporocos, ein kleiner Stamm in der Nachbarschaft der Capoxos. — 12. Die Sakakis und — 13. die Kiriris, welche sonst im Innern des Provinz Bahia jährlich von der Villa do Cachoeira hausten, sind jetzt in Dörfern in Caravellas und Villa da Pedra Branca angesiedelt. — 14. Die Gachinés oder Gachinezes, eine Horde auf der Serra Mantiqueira in der Provinz Minas Geraës, ist gegenwärtig vielleicht schon erloschen. Ebenso verhält es sich wahrscheinlich mit — 15. den Araris, die früher am Rio Preto im südöstlichen Winkel der Provinz Minas Geraës lebten. — 16. Die Chumetos und — 17. die Pittas sind zwei Horden, deren Überreste zu Valença in der Provinz Rio de Janeiro angesiedelt sein sollen. —

In der Provinz San Paulo leben: — 18. die Boturoës; — 19. die Tactayas und — 20. die Cames, welche als gefährliche Räuber in den Grassteppen von Guarapoava bekannt sind.

B. In der Provinz Mato-Grosso.

a) Auf der Westseite der Campos dos Parecis und ihrem Abhang gegen Guapore.

21. Die Caupeses oder Caupes, auf den Campos westlich von Camapuam. Sie sollen in Höhlen leben und sich die Haut des Unterleibs gleichsam wie eine Schürze herunterziehen. — 22. Die Guajis, ein kleiner Stamm an den Quellen des Rio Aranhianhy. — 23. Die Cabijis, ein Wandervölkchen in den Gegenden der Chapada dos Parecis, aber in beständigen Wohnsitzen an der Quelle des Rio Guaporé, Sararé, Piolho und Branco. — 24. Die Cabijis oder Kabischis (vielleicht Cabijis?) eine vermischte Horde an den Quellen des Jamary und Jaburu. — 25. Die Parecis, Paresis oder Paricys, waren früher die herrschende Nation in den Campos des Tafellandes von Mato-Grosso, die nach ihnen benannt werden sind. Durch die falschen Maaßregeln der Portugiesen, welche jede Gelegenheit ergriffen, auf dieses friedliche und industriöse Volk Jagd zu machen und bei ihnen Sklaven zu holen, ist es jetzt fast ganz ausgerottet worden. Als einen Zweig desselben nennt man die Bacca-

MALAYE.

hirys an den Quellen des Rio Xingu und Rio das Mortes. Diese Leüte werden als sehr schön geschildert. — 26. Die Ababas; — 27. die Puchacas und — 28. die Guajejus leben in den Wäldern an den drei oberen Zweigen des Corumbiara. Die Puchacas findet man auch am Juina, nördlich von den Tamares. — 29. Die Mequens, ein friedliches Völkchen am Flusse gleiches Namens. — 30. Die Patitins, ein zahlreicher und angesehener Volksstamm an den oberen Mequen-Flüssen. — 31. Die Aricorones oder Urucurynys, und 32. die Lambys sind zahlreich am Rio de San Simaõ. — 33. Die Tumarares, zwischen dem zuletzt genannten Flusse und dem Rio Jamary. An einem nördlichen Zweige dieses Flusses, gegen den Juina hin, sind — 34. die Cutrias oder Coturias. — 35. Die Cautarios oder Cautaroz sind ein zahlreiches und argwöhnisches Volk an den drei Strömen, die seinen Namen führen. — 36. Die Reü-Pacas am Rio Pacas Novas, einem Zuflusse des Mamore.

β) Im östlichen Theile der Campos dos Parecis und auf den nördlichen Abhängen dieses Tafellandes.

37. Die Maturares, östlich von den Cabijis bis zu den Quellen des Arinos. — 38. Die Mambares, welche zum Theil mit den Cabijis vermischt am Tamburina, dem östlichen Arm des Juruina, leben. — 39. Die Ujapas, eine wilde Nation nördlich von der vorigen. — 40. Die Mambriacas am Tapajos, noch weiter abwärts. — 41. Die Tamares am Juina und Alto Galera. — 42. Die Sarumas zwischen Jamary und Tapajos. — 43. Die Ubahias oder Ubayhas (Uba-ivas, d. i: Waldmenschen?) unterhalb der vorigen. — 44. Die Jacuruinas am Flusse gleiches Namens. — 45. Die Guajajas oder Quajajas, und — 46. die Bacuris oder Pacurys am Arinos. Von dem Volksstamme, nach dem der so eben genannte Fluß seinen Namen führt, ist keine Spur mehr übrig. — 47. Die Camarares am Flusse dieses Namens, der ein Zweig des Jamary ist. — 48. Die Guariteres oder Quariteres an den Quellen des Jamary und den Bergen, welche Guapore gegenüberliegen. — 49. Die Baccahaz, an den Quellen des Juruena. — 50. Die Juruenas am Flusse dieses Namens — 51. Die Cuchipos, früher am Flusse Cujaba und in der Hermida von San Gonsalo, an der Straße von San Paulo nach Goyaz, sind gegenwärtig wahrscheinlich ausgestorben.

C) In der Provinz Goyaz und den Nachbarländern.

Die Goyas, Guayazes, Goyazes oder Gwoyazes, nach denen die Provinz ihren Namen trägt, lebten ehedem in dem Lande um Villa Boa; aber sie sind, eben so wie die Anicuns, gegenwärtig erloschen.

52. Die Cayapos, Caipos oder Cajopos, die sich durch ihre langen Ohren auszeichnen, bewohnen die Campos zu beiden Seiten des Rio Grande im südlichen Theil der Provinz Goyaz, aber auch die Gegenden zwischen Parana und Paraguay. Hin und wieder sind sie in Dörfern, wie z. B. in der Aldea de San Maria, angesiedelt. Diese zahlreiche und weit verbreitete Nation hegt im Allgemeinen sehr feindselige Gesinnungen gegen europäische Kolonisten. —

53. Die Aroes oder Arayes, am Rio Claro dos Mortes und anderen südlichen Zuflüssen des Araguaya. — 54. Die Tappirapes oder Tapirakes, und — 55. die Chimbiwas, Ximbiuas oder Ximboas, am westlichen Ufer des Araguaya. — 56. Die Guapindages oder Guapindayas zwischen dem Araguaya und Xingu. — 57. Die Javahe oder Javaes, östlich von der Ilha de San Anna im Araguaya und im Dorfe San Joze de Mossamedes angesiedelt, sollen jetzt fast erloschen sein.

58. Die Chavantes oder Xavantes, ein zahlreiches, freies Volk, Feinde der Portugiesen. Sie sind über einen großen Theil von Goyaz und der anliegenden Länder verbreitet, und einige in der Aldea de Pedro Terceiro zu Caretaõ in Goyaz angesiedelt. — 59. Die Cherentes oder Xerentes, auch Cherentes de Cua genannt, wie die vorigen zahlreich und weit zerstreüt, besonders zwischen dem Araguaya und Tocantins. Ihre größten Dörfer sind in den Ebenen auf der Ostseite des Tocantins oberhalb der Mündung des Rio Manoel Alvez Grande. Sie erstrecken sich selbst von diesem Punkte über die Höhen, welche den Tocantins von den in entgegengesetzter Richtung fließenden Gewässern scheiden. — 60. Die Puchetys oder Pochetys, Kannibalen, welche nördlich von den zwei zuletzt genannten Völkern leben und ihre Streifereien nordwärts zuweilen bis an den Rio Moju ausdehnen. — 61. Die Carayas westlich vom Araguaya und auf der Insel Sta Anna; früher waren sie angesiedelt in der Aldea da Nova Beira, die sie aber seit lange verlassen haben, und in San Jose de Mossamedes. — 62. Die Cortys, eine kleine Nation zwischen dem Tocantins und Araguaja. — 63. Die Tapacoas auf dem östlichen Bergufer des Tocantins.

64. Die Ges oder Gez, eine große Nation, von der viele volkreiche Horden und Stämme bekannt sind. Sie hausen in dem Lande zwischen Tocantins und Araguaya bis auf dreißig Meilen südlich von San Pedro d'Alcantara und dehnen ihre Streifereien nordwärts oft bis Para aus. Im Allgemeinen sind sie bis jetzt noch nicht unterworfen; doch fangen einige ihrer Horden an, mit Reisenden in Handelsverkehr zu treten. Ihre wilden raüberischen Gewohnheiten machen sie für die Ansiedler gefährlich. Sie spalten sich in neün Unterabtheilungen:

1) Norogua-Ges,
2) Apina-Ges,
3) Canacata-Ges,
4) Mannacob-Ges,
5) Poncata-Ges,
6) Païcab-Ges,
7) Ao-Ges,
8) Cran-Ges,
9) Cricata-Ges, auch Gaviaõ, d. h: Falken-Indianer, genannt.

Einen Zweig der Ges bildeten in früheren Zeiten sehr wahrscheinlich die Crans, deren Sprache fast dieselbe, wie die der Ges sein soll. Die Portugiesen nennen die Crans Tumbiras, Timbiras, Embiras oder Imbiras, wahrscheinlich weil sie sich Arme und Beine mit schmalen Bändern der innern Rinde (Embira) von Baümen verzieren. Sie werden in folgende Stämme und Horden eingetheilt:

α) Timbiras da Mata (Wald=Tibiras).
1) Sacame=Crans, zwischen den Flüssen Balsa und Itapacuru.
β) Timbiras de Canella fina (schöner Zimmt).
2) Corrume=Crans und 3) Crurecame=Crans, in den Ebenen zwischen Alto Mearim Alpercatas und Itapicuru.
γ) Timbiras de Bocca furada (Timbiras mit durchbohrtem Mund).
4) Aponegi=, 5) Poni=, 6) Purecame=, 7) Paragramma=, 8) Macame=, (Caravus oder Carous), 9) Sapi=, 10) Jocame=Crans.

Alle diese Stämme und Horden bewohnen beide Ufer des Tocantins in dem nördlichsten Theile von Goyaz bis an die Gränze der Matal Geral, oder Urwaldung. Sie sollen in Sprache, Sitten und Gebräuchen übereinstimmend sein. Ihre feindlichen Einfälle erstrecken sich weit in die Provinzen Para und Maranhaõ.

D. In den Provinzen Piauhy, Maranhaõ und im Innern von Bahia.

65. Die Acroas, Aruas oder Acruazes, an den Quellen des Rio Parnahyba in Piauhy, zwischen ihm, dem Tocantins, und dem Rio das Balsas. Sie sind in zwei Horden eingetheilt: Acroa=assu (Groß=Acroa) und Acroa=miring (Klein=Acroa), von denen die zweite frei, die erste aber zu Duro, Formiga und Mossamedes in Goyaz und zu San Goncalo d'Amarante in Piauhy angesiedelt ist. Vielleicht einerlei mit diesen Acroas sind die Acrayas, welche früher am Rio San Francisco auf der Westseite der Provinz Bahia, und nun in civilisirtem Zustande leben, aber sehr selten in Rio Grande, Urubu ꝛc. sind. Muthmaßlich müssen hier auch die Aracujas und die Pontas eingeschaltet werden; bestimmt aber die mit den Acroas gleiche Sprache redenden Goghes, Gheghes, Gogues, Guegues zwischen den südlichsten Theilen des Rio Parnahyba, Rio de Somno und des Tocantins. Sie sind in San Goncalo d'Amarante in Piauhy angesiedelt.

66. Die Masacaras wohnten vordem am Rio de San Francisco südlich von der Serra dos Dous Irmaos (Gebirge der zwei Brüder), jetzt abgesondert in der Mission Joazeiro, in Villa Real de Santa Maria, zu Nossa Senhora d'Assumcaõ und zu Quebrobo. — 67. Die Jaïcos, Jahycos oder Geicos, ursprünglich am Rio Gorguna, jetzt in Dörfern angesiedelt zu Nossa Senhora dos Merces in Piauhy und in der Mission Cajueiro. — 68. Die Pimenteiras (Pfeffer=Indianer, ihr wirklicher Name ist unbekannt) zwischen den Quellen des Piauhy und Gorguea; sind jetzt alle in der Provinz Piauhy angesiedelt. — 69. Die Chocos oder Chucurus, ursprünglich am Rio Pajehu, jetzt Dorfbewohner zu Dororoba (Simbres). — 70. Die Garanhuns, Garanyuns, am Rio de San Francisco. — 71. Die Caïriris oder Caïris, auf der Serra dos Caïriris, zum Theil in Collegio angesiedelt. — 72. Die Ceococes und — 73. die Romaris bewohnten ehedem die Serra do Paõ d'Assucar in der Provinz Pernambuco, jetzt aber Dörfer zu Propiha und San Pedro am Rio de San Francisco. — 74. Die Acconans an der Lagoa comprida einige Stunden westlich von Penedo, und in Dörfern der Parroquia Collegio, woselbst auch — 75. die Carapotos angesiedelt sind, welche sonst auf der

Serra Cuminaty hausten. — 76. Die Pannaty auf der Serra gleiches Namens in der Provinz Rio Grande de Norte.

E. In Para längs des Rio dos Amazonas und seiner Zuflüsse.

α) Auf der Südseite des Stroms.

77. Die Coyacas, ein zweifelhafter Volksstamm auf einem Berge zwischen dem Rio Mearim und dem Guahabu. — 78. Die Ammanius am Rio Moju zwischen dem Tury-asu und Tocantins. — 79. Die Tacuhunos, Tacuahunas oder Taguahunos am Flusse dieses Namens, der sich in den Tocantins ergießt. In der Lingua geral bedeütet tagua „gelb", dieser Name ist daher vielleicht gleichbedeütend mit „Gelb-Menschen". — 80. Die Jacundas zwischen dem eben so genannten Flusse und dem Tocantins. — 81. Die Javains oder Yavaings; — 82. die Warapas; — 83. die Tapocoras; — 84. die Pirikitas; — 85. die Swariranas (vielleicht von Sawari, d. i: Caryocar nuciferum, genannt); — 86. die Sacopes; — 87. die Jacare Tapwuja (Caïman-Indianer) und 88. die Wara-piranga (Roth-Menschen) leben alle in der Nähe des Tapajos. Die drei zuletzt genannten Stämme sind Kannibalen. — 89. Die Jumas und — 90. die Parentintins an den Quellen des Rio Canuma und von da aus südwärts. Einzelne Familien sind in Moura, Alvellos, Ega angesiedelt. — 91. Die Pammas oder Pamas; — 92. die Andiras (Fledermaus-Indianer), und 93. die Araras (Ara-Indianer) bewohnen alle drei das obere Gebiet zwischen dem Tapazoz und Madeira. — 94. Die Muras zuerst am oberen Madeira, gegenwärtig zerstreüt in der Nähe dieses Flusses, des Solimoẽs und Amazonen-Stroms und in andern Gegenden. Es sind Nomaden, doch hat man neüerlich den Versuch gemacht, sie in Dörfern am Amazonen-Strom anzusiedeln. — 95. Tora, Torazes oder Turazes wohnten früher mit dem zuletzt genannten Stamm am Madeira, man hat aber nicht länger von ihnen gehört, weder an den Ufern dieses, noch der benachbarten Ströme. — 96. Die Ita-tapwuja (Stein-Indianer, wahrscheinlich weil sie sich einen Stein als Verzierung in die Unterlippe stecken) am Capana und anderen Zuströmen des Madeira. — 97. Die Amamattys zwischen dem Madeira, Purus und Copana.

β) Auf der Nordseite des Amazonen-Stroms.

98. Die Amicuanos an den Quellen des Anawirapucu. — 99. Die Armabutos ebendaselbst und weiter westlich, jetzt fast ausgestorben. — 100. Die Tucujus am Rio Tuere. — 101. Die Wayapis, Daiapis, Uajapis, am Jari und seinem Zufluß Guarataburu. — 102. Die Apamas am Rio Paru westlich von den vorhergenannten Stämmen, und — 103. die Aracajus ebendaselbst; beide Stämme sind in der Villa Almeirim, Alemquer und Montalegre angesiedelt. — 104. Die Haritrahes an den Quellen des Gurupatuba. — 105. Die Wanibas, Uanibas, Anibas, früher am Rio Aniba, sollen jetzt aber ausgestorben sein. — 106. Die Terecumas oder Taracum zwischen dem Rio Uatuma und dem Anavilhana. — 107. Die Curuaji; — 108. die Sare oder Sara; — 109. die Anicore; — 110. die Aponaria; —

111. die Tururi; — 112. die Juki; — 113. die Urupa; — 114. die Parakis; — 115. die Comanis, und — 116. die Banuna (Baccuna?) sind jetzt vielleicht sehr schwache oder meistens erloschene Stämme, welche früher in Serpa, Saraca und der Barra do Rio Negro angesiedelt waren.

F. In der Provinz des Rio Negro.

α) Am Solimoes und seinen südlichen Zuflüssen.

117. Die Puru-purus am untern Puru; sie haben theilweise eine scheckige Hautfarbe. — 118. Die Irijus und — 119. die Tiaris am Puru oder in Serpa und Alvelhos angesessen. — 120. Die Wamanis, Uamanys oder Amanys am obern Mamia, ehedem in Avelhos angesiedelt, jetzt vielleicht ausgestorben. — 121. Die Catawijis, Catauipis, Catauaixis oder Catauxis, am oberen Puru und dem Yurwa, ein zahlreiches und kriegerisches Volk, das in Nogueira und Elga angesiedelt ist. — 122. Die Catukinas, Catuquinas oder Cataquinas, am Yurwa, oberhalb der vorhergenannten Stämme. — 123. Die Waraicus, Uaraicus oder Arauicus, am Yurwa, weiter südlich, als die vorigen, auch angesiedelt in Fonte Boa und andern Ortschaften am Solimoẽs. — 124. Die Tapajanas am obern Yurwa und dem Jutahy. — 125. Die Marawas, Marauas oder Marauhas, in denselben Gegenden und hin und wieder, z. B. in Fonte Boa, seßhaft. — 126. Die Maturwas; — 127. die Wacarauhas; — 128. die Jemias; — 129. die Tokedas; — 130. die Chibaras; — 131. die Bujes; — 132. die Apenaris; — 133. die Urubus (Falken-Indianer) und — 134. die Canamaring sämmtlich am Jutahy. Von allen diesen Stämmen sind die Marawas, welche eine sehr schöne Hautfarbe haben sollen, die Catawijis, Catokinas und Canamering die zahlreichsten. — 135. Die Pacunas, welche vordem in Bache Itabo und später in Fonte Boa lebten, sind jetzt vielleicht erloschen; ebenso verhält es sich mit — 136. den Sirus, Cirus, am Solimoẽs, welche früher in Nogueira angesiedelt waren; ferner mit — 137. den Tamuanas (sonst in Ega); 138. den Ambuas (sonst in Alvaraẽs); und — 139. den Momanas, die ehemals in Fonte Boa waren.

β) Zwischen dem Solimoes und Rio Negro.

140. Die Cawijanas, Cauixanas oder Cayuvicenas, und — 141. Die Pavianas, Payanas, beide am Rio Mauapiri und dem Tonantin, die zuerst genannten auch am See Acunauhy und in dem Gebiet zwischen dem Yupura, Auati-Parana, Içа und Joami. Sie waren früher in Fonte Boa angesiedelt. — 142. Die Iças oder Isas und — 143. die Caca-Tapwujas am Flusse Içа, die ersten schon erloschen. Caca bedeütet in der Quitschua-Sprache Berg und Tapwuja in der Lengua geral einen eingebornen Indianer; dieser Name ist daher wahrscheinlich ein zusammengesetzter aus den beiden Sprachen und stimmt mit dem spanischen Ausdruck Indio del Monte, Berg-Indianer, überein. Die Warwe-coca (Coca-Leüte, welche das Coca- oder Ypadu-Pulver gebrauchen) waren vordem in Alvaraẽs angesiedelt, sind aber gegenwärtig ganz erloschen. — 144. Die Ekitos am Rio Içа und — 145. die Alar-

wa, zwischen dem Awati-Parana, Yupura und Solimoẽs, wohnten ehemals an Alvaraẽs.

146. Die Jumanas oder Xumanas, am Içá, zwischen demselben, dem Joami und Pureos. Diese Indianer achtet man in den Aldeas am Solimoẽs und Rio Negro als ein friedliebendes, industriöses Volk. Sie sind auch in Maripi am Yupura angesiedelt. Ihre Horden sind:

1) Carwana,
2) Warawama,
3) Jocacurama,
4) Lamarama,
5) Urissamma,
6) Jajunama,
7) Picuama,
8) Jamolapa, und
9) Malinuma.

Als Sprachverwandte dieses Volks betrachtet man die Mariarana zwischen dem untern Yupura und dem Rio Negro, welche ehedem in den Aldeas zahlreich waren, jetzt aber fast ausgestorben sind, und die Waïnumas, zuweilen auch Waïma genannt, welche im Stande der Freiheit zwischen dem Upi, einem Zufluß des Içá, und dem Couvinari, der in den Yupura fällt, leben. Sie spalten sich in sechs Horden:

1) Miriti-Tapwuja,
2) Pupunja-Tapwuja,
3) Assaï-Tapwuja,
4) Moïra-Tapwuja,
5) Jawarete-Tapwuja,
6) Jacami-Tapwuja.

Die drei letzten sind die Wald-, Unze- und Jacami-Indianer, die drei ersten Horden nach verschiedenen Palm-Arten genannt. Ohne Zweifel gehören zu demselben Sprachstamm auch die Yuris oder Juris, eine noch immer volkreiche Nation zwischen diesem Flusse und dem Içá. In der Quitschua-Sprache nennen Väter ihre Söhne Tschuri. Die Nation zerfällt in zehn Horden:

1) Juri-coma-Tapwuja,
2) Cacao-Tapwuja,
3) Moïra-Tapwuja,
4) Assaï-Tapwuja,
5) Tucano-Tapwuja,
6) Curassi-Tapwuja (Sonnen-Indianer),
7) Oïra-assu-Tapwuja (Große Vogel-Ind.),
8) Ubi-Tapwuja (Rohr-Palm-Indianer),
9) Webitu-Tapjuwa (Wind-Indianer),
10) Taboca-Tapwuja (Maulschellen-Ind.).

Die mit den Yuris, Waïnamas und Jumanas verwandten Passas bewohnen hauptsächlich das westliche Ufer des Içá und an seiner Mündung, und sind an verschiedenen Orten zu Maripi, der Barra de Rio Negro, Fonte Boa, Olivença ꝛc. angesiedelt.

147. Die Coretus am oberen Apapuris und zwischen ihm und dem Miriti-Parana, angesiedelt in Ega und anderen Orten. Mit ihnen verwandt sind die Yupuas am Tota (Thotha), einem Zufluß des Apapuris. Vielleicht gehören zu diesem Volke auch die Coerunas am Miriti-Parana, der in den Yupura fällt, und vornehmlich in der Nähe des Caritaja und den Bezirken nördlich von San João do Principe, ziemlich zahlreich auch in den Aldeas. — 148. Die Aïrinys, angesiedelt in Nossa Senhora da Nazareth u. s. w., in der Nachbarschaft der zwischen dem Cunicuriau und Maria, Zuflüssen des Rio Negro, wohnenden Maypuren. Sie sind ohne Zweifel einerlei mit den von Martius in etwas anderer Schreibart aufgeführten Aïrinis oder Arihinys, die er südlich von den Marapitanes, auf der Gränze der Provinz Rio

Negro gegen den Cassiquiari, setzt. Die Ähnlichkeit der Namen führt auch darauf, daß die Arinavis, welche Humboldt in seiner weiter unten mitzutheilenden Liste der Orenoco-Völker, als am Rio Negro und Itinivini lebend angiebt, identisch seien mit den Aïrinis. — 149. Die Yucunas oder Jucunas westlich von den Quellen des Miriti-Parana. — 150. Die Miranyas, Miranhas, am obern Yupura bis zum Wasserfall von Arara-Coara, zwischen diesem Fluß und dem Iça. Ihre Horden sind die Wera-Asu- (Groß Vogel-), die Carapana- (Moskito-), und die Muriates-Tapwuja (Indianer), die mit den übrigen in Krieg leben. — 151. Die Umawas, Mauas, Umauhas oder Maguas, am Yupura jenseits des Wasserfalls von Arara-Coara. — 152. Die Macus, angesiedelt in Nossa Senhora da Nazareth, San Antonio do Costanheiro ꝛc. zwischen den Flüssen Tiquie und Uaupe. — 153. Die Jaunas, westlich, und — 154. die Tariana nördlich von den vorigen. — 155. Die Tayassu-Tapwuja (Wildschwein-Indianer) zwischen den Quellen des Apapuris. — 156. Die Cajaruanas nördlich und — 157. die Macunas westlich von den zuletzt genannten.

158. Die Aetonias an den Quellen des Apapuris. — 159. Die Pacas; 160. die Tracuas und 161. die Caravatanas hausen in derselben Gegend, haben aber keine feste Wohnplätze. — 162. Die Jeberos, Xeberos oder Chibaros in der Richtung auf Caguan, auf den Ebenen, westlich vom Rio dos Enganos. — 163. Die Siroas zwischen den Quellen des Apapuris und dem Waupe-Zufluß Cayaïri. — 164. Die Desanas zwischen dem Guaviare und dem obern Waupe. — 165. Die Waupes, Guaopes, Auopes, Daiupis? am Flusse dieses Namens, früher in Nogueira angesiedelt. — 166. Die Ariguanes, Arequenas, Uariquenas oder Uerequenas, südöstlich von den vorigen, aber auch am Wejie. — 167. Die Cawiaris, Cauaris oder Cauyaris; — 168. die Isannas und — 169. die Manibas, Banibas oder Manivas, alle drei am Isanna (Içanna) und zwischen ihm und dem Ijie (Irie), früher nicht selten in den Ortschaften am Rio Negro. — 170. Die Cocuannas, südlich vom Içanna, angesiedelt in San Joaquim de Coane und Moura. Möglich daß hiermit die Cogenas identisch sind, welche in Humboldt's Liste am Rio Negro genannt werden. — 171. Die Mendos am Wejie, und — 172. die Capuenas an den Quellen dieses Flusses.

γ) Nördlich und nordöstlich vom Rio Negro.

173. Die Tarumas oder Taruman waren einst zahlreich an der Mündung des Rio Negro, jetzt hört man aber in diesen Gegenden nichts mehr von ihnen, wol aber fand sie Schomburgk am Essequibo und seinem Zufluß Cuyuwini. Vielleicht sind sie einerlei mit den von Humboldt genannten Tasumas, die dieser Reisende ungefähr in dieselben Gegenden setzt (s. unten No. 313). — 174. Die Manoas oder Manaos waren früher ein zahlreiches und mächtiges Volk, besonders am Rio Padauari, wo die Horde der Ore- oder Ere-Manoas noch existirt. Der Überrest hat sich nun durch Vermischung mit den Weißen am Rio Negro verloren. — 175. Die Bares, früher mit den

vorigen die mächtigsten Indianer an diesem Strome, jetzt aber wie diese verschmolzen. — 176. Die Yabaänas oder Hyabahanas zwischen dem Inabu und Maravia, nördlichen Zuflüssen des Rio Negro.

177. Die Curanaos, Coranaos oder Curanau am Flusse Abuara. — 178. Die Carajas oder Carayais. — 179. Die Marapitanas, Marabutenas, Marizipanas oder Marabytanas, an der Gränze der Provinz Rio Negro in der Richtung auf den Cassiquiari. Muthmaßlich ist dies dasselbe Volk, welches bei Humboldt unter den Namen Equinabis oder Marivitanos am oberen Rio Negro und zwischen dem Rio Temi und Azacami vorkommt, und das er auch Marebitanas und Manivitanos nennt. Damit einerlei sind wahrscheinlich die Maripizanas (wol nur durch eine Buchstaben-Verwechselung), die nach Humboldt am Cassiquiare, Rio Guapo und Rio Negro vorkommen. — 180. Die Ujacuas (am Iça?), einige in Dörfern in dem Presidio am Iça und am Rio Negro. — 181. Die Waïpiana; — 182. die Cawasirisena; — 183. die Waranacoasena (Maranacuacena), früher in Carvoeiro angesiedelt, und — 184. die Bayanahys, Bayanas oder Bayanais, vordem in Poyares seßhaft, sind kleine, wenig bekannte Stämme. — 185. Die Parawanos oder Paravilhanos, einstens Herren des Landes am unteren Theil des Rio Branco, haben sich jetzt in Dörfern niedergelassen, leben aber unabhangig am Rio Uraricoera. — 186. Die Wabijanas, (bei Schomburgk Wapianas, zwischen dem Parime und seinem Zufluß Cotinga); — 187. die Paujianas; — 188. die Tapicares; — 189. die Ananais, und — 190. die Macunis sind kleine flüchtige Stämme im Gebiet des Rio Branco.

Aus Humboldt's Liste entnehmen wir die folgenden Namen von Völkerschaften, welche am Rio Negro und seinen Zuflüssen vorkommen:

191. Die Berepaquinavis am Rio Negro und Itinivini. — 192. die Chapoanas. — 193. Die Deesanos am Cassiquiare. — 194. Die Daricavanas an den Quellen des Rio Negro. — 195. Die Guanimanase. — 196. Die Guasurionnes am südlichen Ufer des oberen Rio Negro. — 197. Die Guapes. — 198. Die Mayepien. — 199. Die Mayfanas am Cassiquiare. — 200. Die Manivas am Rio Negro und Aquio. — 201. Die Manisipitanas. — 202. Die Cheruvichahena am Rio Negro und Rio Tomo. —

G. Volksstämme des Orinoco oder Orenoco, seiner Verzweigungen und Zuflüsse.

Während seiner Schifffahrt auf dem Apure, Orenoco, Atabapo, Rio Negro und Cassiquiare hat A. von Humboldt mit Hülfe der Missionäre eine Übersicht der Indianer gesammengesetzt, die gegenwärtig die Wälder und Savannen zwischen diesen Flüssen, und zwischen dem Caura, Ventuari und dem Carony auf einem Flächenraum von mehr als 19,000 gevierten Seemeilen bewohnen. Anfangs wollte er die Namen nach der Ähnlichkeit der Sprachen und nach den Hypothesen ordnen, welche die Missionäre, die einzigen Geschichtsschreiber dieser Länder, sich über die Abkunft und Verwandtschaft der indianischen

Völkerschaften gebildet haben; allein er mußte diese Absicht aufgeben, weil mehr als sieben Achttheile Das geblieben sein würden, was die klassificirenden Botaniker incertae sedis nennen. Er hat sie alphabetisch geordnet und auf diese Weise ein ziemlich sicheres Mittel gewonnen, sie von der Herrschaft ethnographischer Hypothesen zu befreien und künftige Untersuchungen zu erleichtern. Da ihn die Erfahrung gelehrt hatte, daß Nationen, deren Namen fast identisch zu sein scheinen, zuweilen von eben so verschiedener Abstammung sind, als die finnischen Uguren und die turkischen Uiguren, so hat er, ungeachtet der Besorgniß einer doppelten Anwendung, die Stämme, welche diese Namens=Ähnlichkeiten darbieten, nicht mit einander verbunden. Ich weiß sehr wohl, bemerkt der berühmte Reisende, daß diese Völkerschaften oft ihre Namen von den Wörtern: „Menschen", „Sohn von dem oder dem Haüptling", „Abkömmlinge von diesem oder jenem muthigen Thier" annehmen; dennoch liegt immer in den einfachen Namen der Völker etwas Monumentales, welches für die Geschichte der Völkerwanderungen von großer Wichtigkeit werden kann. Die Ähnlichkeit der Wurzelwörter und die etymologischen Kunstgriffe haben ohne Zweifel seit Jahrhunderten zu abgeschmackten Traümereien und wahrhaft historischen Romanen Anlaß gegeben. Wir erkennen die Quaques der Provinz Neü=Andalusien nicht wieder in einer Völkerschaft dieses Namens, welche die Küsten Guinea's bewohnt, oder die Caracas=Indianer, welche zum Cariben=Stamm gehören, und Bewohner von Hochthälern sind, in dem Namen einer, von Ptolemäus erwähnten iberischen Landschaft, und der in der baskischen Wurzel „Car", d. i: Höhe, Gipfel, Erhebung, seinen Ursprung haben mag. Das Unbestimmte der Vokale und die Versetzung der Konsonanten, welche nach organischen Gesetzen Statt finden, erzeügen, ohne die Wörter mit Klangnachahmung zu rechnen, in tausend Sprachen und Dialekten zufällige Ähnlichkeiten, deren Zahl der Wahrscheinlichkeits=Rechnung unterworfen werden könnte. Vergleicht man eine einzige Sprache nicht mit denen einer einzigen Familie, z. B. mit der semitischen oder indo=germanischen, sondern mit der Masse aller bekannten Idiome, so steigen die zufälligen Ähnlichkeiten ins Unendliche, und nach diesem Ansehen scheint die große Sprach=Manchfaltigkeit, welche sich in beiden Hemisphären zu erkennen giebt, **nexu retiformi** verbunden zu sein. Klang=Ähnlichkeiten können nicht immer als Wurzel=Analogien angesehen werden; und obwol die Gelehrten, die sich vorzugsweise mit diesen Ähnlichkeiten beschäftigen, Aufmunterung und Dank verdienen, weil sie die Aufmerksamkeit der Linguisten erregen, so ist es nichts desto weniger gewiß, daß das Studium des Wörtervorraths der Sprachen immer von dem ihres Baus und der genauesten Kenntniß der grammatikalen Formen begleitet sein muß. Man würde den Zustand der neüern Philologie ignoriren, wollte man die außerordentlichen Dienste verkennen, welche, durch die Sorgfalt einer kleinen Anzahl von Gelehrten, die etymologischen Untersuchungen seit einem halben Jahrhundert in Holland, Deütschland, England und Frankreich dem philosophischen Studium der Sprachen geleistet haben." In dem nachfolgenden alphabetischen Verzeichniß sind die Namen mehrerer Volksstämme weggeblieben, indem sie bereits in den obigen Nachweisungen gehörigen Orts eingeschaltet worden sind.

A.

203. Arivacos (Oberer Caura)
204. Abanis (Orinoco östlich von Atures, Amanaveni).
205. Aruros (Orinoco östlich von Maypures, Amanaveni, Atures).
206. Arevirianas (Ventuari, Monapiare, Erevato).
207. Ajures (Ventuari, Rio Paro).
208. Amarizanos (Meta).
209. Acarianas (Puruname, Jao).
210. Amuisanas oder Amazona (Cassiquiare, Rio Parime) [ob Sole Donne? s. oben bei den Tamanaken.]
211. Aviras (Caura).
212. Abacarvas (Quellen des Rio Parime.)
213. Aruacas (Cujuni).
214. Aturayes (Essequibo).
215. Aturayos (Ebendaselbst).
216. Acurias (Berbice).
217. Abacarvas (Oberer Paragua).
218. Ariguos (Caura).
219. Arevidianos (Rio Parime).
220. Atapeimas (Ober-Orinoco).

C.

221. Chorotas (Meta).
222. Cuyabas (zwischen den Caroni und Cuvmi).
223. Caduvini (Essequibo).
224. Chinatos (Rio Parime).
225. Chirapas (Auvana).
226. Chuenas (Cusiana, Zufluß des Meta).
227. Caridaqueres.
228. Chaipos.
229. Candalos.
230. Caparaches.
331. Cataras (Meta).
232. Curacicanas (Ventuari, und sein Zufluß Manipiare).
233. Cadupinaros (Ober-Caura, Erevato).
234. Civitenes (Ventuari, Paro).

D.

235. Darivasanas (Ober-Orinoco.)
236. Dovinavi (Ucamu).

E.

237. Emaructos (Ober-Orinoco).

G.

238. Gujancamos oder Guayanicomos (Caura).
239. Guainares (Quellen des Matacona).
240. Guaycas (Orinoco-Quellland, Caño Chiguire).
241. Guaraunos*) (Orinoco-Mündungen).
242. Guaripacos (Ober-Caura).
243. Guamos (Unter-Apure). [In ihren Sitten und Gebraüchen haben sie große Ähnlichkeit mit den Achaguas (bei den Tupi Omaguos genannt), den Guahibos und Otomacos, von deren Sprachen sie sich absondern, während sie die Unreinlichkeit und den Rachedurst dieser Völker, so wie ihre Vorliebe für ein umherstreifendes Leben vollständig theilen. Als Dialekt der Guama-Sprache wird der der Quaqaros genannt.]
244. Guacavayos (Essequibo). [Guacabayos, am Suramaca und den Cupanama-Quellen.]
245. Guajamura (Rio Parime).
246. Guainaves (Ober-Orinoco).
247. Guaharibos (Desgleichen).
248. Guahibos, Guajibos, Guaivos (Meta) [auch in der Gegend des Macuco auf der linken Seite des Orinoco, mit den Chiricoas (zwischen Meta und Apure), und einigen andern Völkerschaften, deren Namen aber vielleicht nur Synonymen der genannten sind.]
249. Guayres (Ober-Orinoco).
250. Guarares (Rio Parime).
251. Guayumoros (Ober-Orinoco).
252. Guaranaos (Rio Parime).
253. Gajones (Ober-Orinoco).
254. Guaneros (Padamo).
255. Guacamayas (Ebendaselbst).
256. Guaiquiris? (vielleicht ehemals zwischen Caura und Cuchivero).

I.

257. Icanicaros (Ober-Orinoco).
258. Inaos (Caura).
259. Ichapapanimarins (Padamo).

J.

260. Jabacuyanas (Ober-Orinoco, Coconumo, Jao).
361. Jaditanas (Erevato).

*) Die Guaraunos Guaraons, Gu-ara-unu, U-ra-u gehören zur großen Guarani-Caribi-Familie.

262. Jaruroros (zwischen Meta und Apure, zwischen Ventuari und Jao).
263. Javarannas (Ventuari, Maniapiri).
264. Jayres (Ober-Orinoco, Rio Coconumo, Jao).
265. Jayures (Jao, Coconumo).

K. und L.

266. Kiriquiripas (Paragua Erevato).
267. Libirianos (Ventuario, Rio Paro).

M.

268. Maciniravi (Caura).
269. Maconas (Padamo).
270. Macos (Caura, Ventuari, Parueni, Paragua); [Macu? am Awarihuta.]
271. Macos-Macos (Quellen des Orinoco).
272. Macos-Piraoas (Cataniapo).
273. Macurotos (Erevato, Ober-Caura).
274. Macusis (Rio Aguas Blancos, Essequibo), [ein furchtsamer, schweigsamer kleiner Volksstamm, unter allen Indianern des britischen Guianas diejenigen, welche sicher sein können, am meisten leiden zu müssen, wenn die übrigen Krieg unter sich führen.]
275. Maguisas (Ober-Caura).
276. Mapanavis (Ventuari).
277. Mariquiaitares (Padamo).
278. Mariusas (Orinoco-Mündungen).
279. Marivisanas (Ventuari).
280. Matomatos (Orinoco-Quellen).
281. Maymones (Ober-Orenoco).
282. Massarinavi (Ventuari).
283. Manetibitanas (Rio Siapa).
284. Mayanaos (Essequibo-Quellen).
285. Morononis (Jao, Ventuari).
286. Motilones (Caura).

O.

287. Ocomesianas (Rio Guanami, Westufer des Jao).
288. Otomacos, Otomaca, Ottomacu, Ottomaken, Uttumacu (zwischen Meta und Apure). [Ein besonderer Stamm der Otomaken, mit einem verschiedenen Dialekt ihrer Sprache, sind die Taparitas, ebenfalls zwischen Meta und Apure.]

P.

289. Palenkes (Caura).
290. Panivas (Padomo).
291. Parabenas (Caura, Aguas blancos).
292. Paravenas (Erevato).
293. Paraivanas (Padamo).
294. Paragini (Ventuari).
295. Paraguanas (Quellen des Essequibo).
296. Parujos (Cuchivero).
297. Piriquitos (Rio Parime).
298. Poignaves oder Puinabis, (Inirida, Guaviare).
299. Poimisanos (zwischen Atabaro, Inirida und Guaviare).
300. Pottuari (Ventuari).
301. Puinayes (Ventuari), [Puinabis?]
302. Pujuni (Caura).
303. Puipuitrenes (Ventuario, Paro).
304. Purayanas (Rio Aguas blancos, Caura).
305. Putchinirinavos (Oberer Rio Negro).

Q und S.

306. Quirupas (Orinoco östlich von Atures).
307. Quinaroas (Ober-Orinoco).
308. Sagidaqueras (Atbaro; Temi; Uua, Zufluß des Guaviare).
309. Salivas (Meta, Paute, zwischen Bichada und Guaviare) [eine ackerbauende und verhältnißmäßig gebildetere Nation als ihre Nachbarn, auch in einer Mission. Dialekte des Salivischen reden die
Atures, am Orinoco-Catarakt dieses Namens, so wie an den Quellen des Orinoco;
Quaquas, von den Tamanaken Mapoje genannt, am Cuchivero und in den Missionen von Cumana; und die
Piaoros, ein wildes Volk am kleinen Fluß Cateniapu.]
310. Saparas oder Zaparas (Padamo, Essequibo, Parime).
311. Sercucumas (Erevato).

T.

312. Tacutacu.
313. Tasumas (Aguas Blancas, Essequibo). [Tarumas? Ebendas.]

314. Tiau, eine ausgestorbene Nation.
315. Toazonnas (Siapa).
316. Tomuzas (Unter-Orinoco).
317. Tujazonas.

U bis Z.

318. Ules.
319. Urumanavi (Ober-Orinoco).
320. Baniva.
321. Biras (Caura).
322. Boquiares, eine fast erloschene Nation (Ober-Orinoco).
323. [Yaruras oder Japuris, bei den Mayapuren oder Otomaken Jupuin genannt; auf der linken Seite des Rio Meta und bis an die Flüsse Casanare und Arauca. Mit ihrer Sprache ist die der, am Casanare wohnenden
Betoyes und
Ele so verwandt, wie das Spanische, Italienische und Französische. Mit der Sprache der Betoyes haben ihrer Seits wiederum große Ähnlichkeit die Sprachen der
Airicas und
Situfas.]

Diese, in der Guiana, zwischen den Parallelen von 2° und 8° nördlicher Breite auf einem Gebiete, welches etwas größer ist, als Deütschland, lebenden Völker betrachten sich, nach Humboldt's Bemerkung, gegenseitig für eben so fremd, als die Engländer, die Dänen, die Deütschen. Ich vergleiche, sagt der berühmte Reisende, absichtlich eüropäische Nationen, die zu einer und derselben Sprachfamilie gehören; denn in der Zerstreüung, oder, wie man wol sagen kann, in dem großen Schiffbruch der Völker Amerika's, haben einfache Dialekte nach und nach das Ansehen wesentlich verschiedener Sprachen angenommen. Der Zustand der Stimmorgane, die Versetzung der Mitlauter, selbst die Trägheit der Aussprache macht es sehr schwer, die Ähnlichkeit der Wurzelwörter zu erkennen. In Nordamerika lassen sich, wie wir gesehen haben, die Sprachen auf eine sehr geringe Anzahl von Familien, unter denen die Lenape-, Iroquois-, und die Florida-Familie die wichtigsten sind, zurückführen. Man kann sich fragen: Giebt es unter den Volksstämmen des Orinoco, deren Nomenklatur die obige Tafel enthält, und die, es ist schmerzhaft zu sagen, zusammengenommen kaum 80,000 Köpfe zählen, acht bis zehn Sprachen, die unter sich ebenso verschieden sind, wie das Deütsche, das Slawische, das Baskische und Gälische? Diese Fragen wird man erst beantworten können, wenn die gedruckten Grammatiken, die man den Missionären verdankt, studirt worden sind.

Die ungeheüeren Savannen Südamerika's (zwischen dem Apure, Meta und Guaviare, zwischen den Quellen des Essequibo und des Rio Parime oder Rio Branco) üben einen großen Einfluß auf die Sitten und Sprachen der Eingebornen aus. Die Llanos flößen ein und erhalten den Geschmack für das Wanderleben, selbst in einem Theile der Welt, wo es keine Heerden giebt, die Milchspeisen geben könnten, und wo die Indios vagos y andantes, d. h: vagabundirende Indianer, wie die Spanier sagen, nur vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs und von einigen Baumfrüchten, dem mehlhaltigen Mark von Palmen ꝛc. leben. Diese Ebenen tragen auch dazu bei, eine kleine Zahl von Sprachen zu generalisiren und sie über einen großen Raum zu verbreiten; aber der größte Theil der genannten Völkerschaften bewohnt ein waldiges Gebirgsland, in welchem es keinen andern Weg, als den Lauf der Flüsse giebt. Der Indianer der Ebenen unterscheidet sich vom Indianer der Wälder durch die Spra-

che wie durch Sitten und geistige Anlagen: beider Sprache hat eine große Fülle lebhafter und kühner Wendungen, aber bei dem erstern ist sie rauher, bestimmter und leidenschaftlicher, bei dem anderen dagegen sanfter, weitschweifiger und mit Umschreibungen angefüllt. Die Schwierigkeit, sich in den Wäldern zu bewegen; die Hindernisse, welche die Üppigkeit des Pflanzenwuchses und die Tiefe der Flüsse der Jagd und dem Fischfang entgegenstellen, haben den Wilden der Wälder gezwungen, Ackerbauer zu werden. In diesem Gebirgslande, zwischen Esmeralda, den Quellen des Corony, der Mündung des Apure und der des Atabapo, haben Isolirung und Unbeweglichkeit dem Anschein nach die größte Verschiedenheit der Sprachen hervorgebracht. Die Stufen der Barbarei, auf denen man diese Völker gefunden hat, die umherziehenden (Guamos, Atschaguas, Otomaken) und die seßhaften, welche sich dem Ackerbau widmen (Macos, Curacicanas, Maquiritares) sind ebenso verschieden, als ihr Wuchs und ihre Hautfarbe.

Die kleinsten unter diesen Völkern sind die Guaycas. Die Individuen, welche Humboldt maaß, hatten nur 4 Fuß 7 bis 8 Zoll, und so klein soll der ganze Stamm sein, wobei man aber nicht vergessen muß, sagt der Reisende, daß unter dem Namen Stamm eigentlich nur eine einzige Familie zu verstehen ist. Die Ausschließung jeder fremden Mischung trägt dazu bei, die Varietäten oder Abweichungen von einem gemeinschaftlichen Typus zu verewigen. Nach den Guaycas sind die Guainaves und die Poignaves die kleinsten unter den Indianern des Orinoco; wobei es sehr beachtungswerth ist, daß sich alle diese Zwerg=Völker unmittelbar neben den großen und schlanken Cariben finden. Die einen wie die anderen wohnen unter demselben Klima und ernähren sich von denselben Lebensmitteln. Es sind Rassen=Verschiedenheiten, die ohne Zweifel vor der Gründung dieser Stämme (seien sie groß oder klein, weißlich oder dunkelbraun) vorhanden gewesen sind. Die vier weißesten Nationen des Orinoco sind die Guaharibos am Rio Gehette, die Guainaves am Ocamo, die Guaycas des Caño Chiguire, und die Maquiritares an den Quellen des Padamo, Jao und Ventuari. Voll Erstaunen über den Anblick von Eingebornen mit weißer Haut unter einem brennenden Himmel und in Mitten von Nationen mit sehr dunkelm Teint, haben die Spanier zwei sehr gewagte Hypothesen zur Erklärung dieses Phänomens ersonnen. Die Einen behaupten, daß Holländer von Surinam und dem Essequibo sich mit den Guaharibos und Guainaves vermischt haben könnten; Andere, aus Haß gegen die Kapuziner des Carony und die Observantiner des Orinoco, daß diese weißlichen Indianer Das seien, was man in Dalmatien, in Catarro und Ragusa, Muso die Frate nennt, d. i: Kinder, deren Legitimität etwas zweifelhaft ist. In beiden Fällen würden diese Indios blancos Mestizen sein: Kinder einer Indianerin und eines Weißen. Diesem Vergleich fehlt es aber, wie Humboldt bemerkt, durchaus an aller Genauigkeit. Die Individuen der weißlichen Stämme haben die Gesichtszüge, die Statur und die glatten, geraden und schwarzen Haare, wie die anderen Indianer; und es ist unmöglich, sie für einen gemischten Menschenschlag zu nehmen, der ähnlich sei den Abkömmlingen von Eingebornen und Weißen. Einige von

ihnen sind zu gleicher Zeit sehr klein, andere haben den gewöhnlichen Wuchs der kupferfarbigen Indianer. Sie sind weder schwächlich, noch kränklich, noch Albinos, und unterscheiden sich von den übrigen Indianern überhaupt nur durch eine viel hellere Hautfarbe. Nach diesen Betrachtungen ist es überflüssig, auf die große Entfernung der Gebirge des Ober-Orinoco von der Meeresküste hinzuweisen, an der die Holländer seßhaft sind. Freilich wird man wol hin und wieder Abkömmlinge flüchtiger Neger unter den Cariben an den Quellen des Essequibo antreffen können; aber niemals ist ein weißer Mensch von den östlichen Küsten nach dem Rio Gehette und dem Ocano in dieses innerste Binnenland der Guiana gekommen. Noch mehr: wie überrascht man auch sein mag über die merkwürdige Vereinigung weißlicher Völkerschaften auf Einem Punkte, so ist es nichts desto weniger gewiß, daß man in anderen Gegenden von Südamerika Stämme gefunden hat, die sich von ihren Nachbarn durch eine viel hellere Hautfarbe unterscheiden: dahin gehören die Areviaranos und Mariquiritares des Rio Ventuario und des Padamo, die Paudacotos und Paravenas des Erevato, die Viras und Ariguas des Caura, die Mologazos Brasilien's und die Guyanas des Uruguay. Auch die Cumanagotos, die Maypures, die Mapojos und einige Tamanaka-Horden sind weißlich von Farbe, aber in einem mindern Grade, als die genannten Stämme. Diese Liste kann man noch vermehren durch die Djes am Cuchivero; die jetzt fast ganz erloschenen Boanes im Innern von Brasilien, und, in Nordamerika, fern von der Nordwestküste, durch die Mandanes und Arkansas. Die dunkelsten, man kann fast sagen die schwärzesten Varietäten des amerikanischen Menschenstamms sind die Otomaken und die Guamos, die vielleicht zu den verwirrten Begriffen von amerikanischen Negern Veranlassung gegeben haben, die in den ersten Zeiten der Eroberung von Amerika in Europa verbreitet waren. In der Guiana haben die Horden, welche im Dickicht der Urwälder leben, durchgängig nicht so dunkle Hautfarbe, als diejenigen, die an den Ufern des Orinoco leben und sich den Beschäftigungen des Fischfangs widmen. Aber diese geringe Verschiedenheit, welche sich in Europa zwischen den Städtern und den Landleüten und Küstenfischern wiederfindet, erklärt keinesweges das Problem der weißen Indianer, die Existenz von amerikanischen Volksstämmen mit der Mestizen-Haut. Diese sind überall von Wald-Indianern (Indios del Monte) umgeben, die braun-röthlich sind, obwol sie gegenwärtig unter denselben physischen Einflüssen stehen. Die Ursachen dieser Erscheinungen sind sehr alt und wir können mit Tacitus sprechen: **est durans originis vis.**

Die Völker des oberen Orinoco bewohnen Waldebenen, auf denen sich hohe Berge erheben, und man kann sie darum nicht eigentlich Gebirgsvölker nennen. Hier wie auf den Plateaux von Asien sind die erobernden Horden aus den Steppen hervorgegangen, welche die Berge und Wälder begränzen. Kriegerische und nomadisirende Cariben sind lange Zeit die Herren und die Geißel dieser Länder gewesen, die sie durchzogen, um Sklaven zu machen. Im Kampfe mit den Cabres sind sie die herrschende Nation am untern Orinoco gewesen, wie die Guaypunabis, als Feinde der Manitivitaner, zwischen dem Atabapo, Cassiquiare

und Rio Negro. Die Sprachen dieser Eroberer haben sich generalisirt; sie haben sogar das National-Übergewicht überlebt. Überall wo diese Idiome nicht ganz an die Stelle der einheimischen Sprachen getreten sind, haben sie auf ihrem Durchmarsch einzelne Wörter hinterlassen, die durchaus verschiedenen Sprachen einverleibt worden sind und sich mit ihnen verwachsen haben. Diese Wörter, welche man an der Unähnlichkeit der Laute erkennt, sind in diesen Barbaren-Ländern fast die einzigen Denkmäler der alten Umwälzungen des Menschengeschlechts. Sie haben oft eine bizarre Form; und stellen sich, in einem Lande, das aller Überlieferungen entbehrt, unserer Einbildungskraft als jene Überreste vorweltlicher Geschöpfe dar, die, von der Erde verschlungen, gegen die Gestalten unserer heütigen Thierwelt so auffallend abstechen.

Die eüropäische Civilisation, wie überhaupt jede fremde und „importirte" Civilisation, steigt an den Flüssen hinauf; eine einheimische Civilisation dagegen steigt an ihnen herab, wie es die Geschichte der Völker am Indus, Ganges, Euphrat, und vielleicht auch am Nil beweis't. Man darf wol nicht daran zweifeln, daß vor den Barbaren-Horden, die gegenwärtig die Wälder der Guiana bevölkern, in denselben Ländern andere in der Kultur etwas weiter vorgeschrittene Rassen lebten, welche die Felsen mit symbolischen Zeichen bedeckten. Diese „bemalten Felsen", wie die Indianer sich ausdrücken, (Tepu mereme im Tamanakischen), bilden einen eigenthümlichen Gürtel zwischen dem Atabapo und Cassiquiare, zwischen den Quellen des Essequibo und des Rio Branco, zwischen Uruana und Cabruta, wo die tamanakischen Überlieferungen über die Fluth Amalivaca's sich an die Figuren knüpfen, welche in Granit-Wänden ausgehauen sind. Zwischen den Wendekreisen wie in den gemäßigten Klimaten, im Osten der Andes wie des Felsengebirgs, in dieser langen Reihe von Völkern, welche nach und nach die Ebenen überschwemmt haben, war ein schwacher Kulturstrahl der Barbarei vorangegangen, welche die eüropäischen Kolonisten, indem sie die Alleghanies und die Ufer des untern Orinoco überschritten, daselbst gefunden haben. In den Vereinigten Staaten verkünden Mauern von außerordentlicher Länge, die von Stein oder Erde erbaut sind, die vormalige Existenz volkreicher Städte und befestigter Lagerplätze am Zusammenfluß der großen Flüsse. In der Guiana hat man bis jetzt noch niemals Spuren eines steinernen Gebaüdes entdeckt! Wenn die Völker des Orinoco auf sich selbst beschränkt geblieben wären, so würde die Civilisation des Peru und des Plateaus von Neü-Granada, die der Inca- und Zaque-Reiche gegen Osten vorgedrungen sein längs der Stromläufe des Caqueta, des Rio Negro und des Meta; aber diese Bewegung einer einheimischen Kultur würde viel langsamer, als die einer fremden Kultur gewesen sein.

Amalivaca ist bei den tamanakischen Stämmen der Vater dieser Völker, d. h: der Schöpfer des Menschengeschlechts; denn jedes Volk betrachtet sich als den Stamm, aus dem alle übrigen Völker entsprungen sind. Amalivaca kam in einer Barke an, zur Zeit der großen Überschwemmung, welche man das „Alter des Wassers" nennt, als die Fluthen des Weltmeees sich noch im Innern des Landes, an den Gebirgen der Encaramada brachen. Alle Menschen, oder rich-

tiger, alle Tamanaken kamen in den Wellen um, mit Ausnahme eines einzigen Menschenpaars, das sich auf einen Berg am Ufer des Asiveru (Cuchivero der Spanier) rettete. Dieser Berg ist der Ararat der aramäischen oder semitischen Völker, der Tlaloc oder Colhuacan der Mexicaner. Amalivaca, in seiner Barke reisend, grub die Figuren des Mondes und der Sonne auf den „bemalten Fels" (Tepumereme) der Encaramada. Granitblöcke, die sich gegenseitig stützen und eine Art Höhle bilden, werden noch heütiges Tages das „Haus" oder die „Wohnung" des großen Ahnherrn der Tamanaken (Amalivaca-jeutitpe) genannt. Man zeigt auch bei derselben Höhle in den Ebenen von Maita einen großen Stein, der ein musikalisches Instrument, die Trommel Amalivaca's war. Diese heroische Person hatte einen Bruder, Vochi, der ihr behülflich war, um der Erdoberfläche ihre gegenwärtige Gestalt zu geben. Die Tamanaken erzählen, beide Brüder hätten den Lauf der Orinoco so einrichten wollen, daß man beim Herabfahren sowol als beim Hinauffahren immer der Wasserströmung habe folgen können, um dadurch den Menschen die Mühe des Ruderns beim Fahren nach den Quellen der Flüsse zu ersparen; allein, wie groß auch die Macht dieser Wiederhersteller der Welt gewesen, so kamen sie doch nicht damit zu Stande, dem Orinoco ein doppeltes Gefälle zu geben, und sie mußten endlich auf ein so seltsames hydraulisches Problem Verzicht leisten. Amalivaca hatte Töchter, die einen sehr großen Geschmack am Reisen fanden. Die Sage will, ohne Zweifel im figürlichen Stil, daß er ihnen die Beine brach, um sie an die Stelle zu bannen und zu zwingen, das Land der Tamanaken zu bevölkern. Nachdem er Alles in Amerika diesseits des „großen Wassers" geordnet hatte, schiffte sich Amalivaca wieder ein und kehrte nach „dem andern Ufer zurück", demselben Orte, woher er gekommen war. Seitdem die Indianer Missionäre bei sich sehen, denken sie sich, Europa sei jenes „andere Ufer" und es ist ihrer Seits schon die Frage an den Missionär Gili vorgekommen, ob er „drüben" nicht den großen Amalivaca, den Vater der Tamanaken, der die Felsenwände mit symbolischen Figuren bedeckt hat, gesehen habe.

Das, was die Tamanaken und die mit ihnen in Sprachverwandtschaft stehenden Stämme uns gegenwärtig berichten, haben sie ohne Zweifel von Völkern, die dieselben Gegenden vor ihnen bewohnten, überliefert erhalten. Der Name Amalivaca ist über einen Raum von mehr als 5000 Geviertstunden verbreitet; er findet sich in der Bedeütung als „Vater der Menschen" (unser großer Ahnherr) bis zu den caribischen Nationen, die ihn Amarivaca nennen, indem sie das l in r verwandeln. Amalivaca ist nicht ursprünglich der „große Geist", der „Alte des Himmels", dieses unsichtbare Wesen, dessen Kultus aus dem der Naturkräfte entspringt, wenn Völker sich allmälig zu dem Gefühl der Einheit dieser Kräfte erheben; er ist vielmehr eine Person aus der Heroen-Zeit, ein Mann, der, indem er von weit herkommt, in den Ländern der Tamanaken und Cariben gelebt, der symbolische Zeichen auf Felsen gegraben hat und der darauf verschwunden ist, indem er über das Weltmeer nach dem Lande zurückfuhr, wo er vormals gelebt hatte. Die Vermenschlichung der Gottheit hat zwei Quellen, die sich diametral gegenüberstehen, und dieser Gegensatz scheint

nicht eben so viele Stufen intellectueller Kultur als vielmehr Anlagen der Völker hervorzubringen, von denen sich die einen mehr dem Mystischen zuneigen, die andern mehr von den Sinnen, den aüßeren Eindrücken beherrscht werden. Bald läßt der Mensch die Götter auf die Erde herabsteigen, indem er ihnen die Regierung der Völker, ihre Gesetzgebung beilegt, wie in den Mythen des Morgenlandes; bald sind es, wie bei den Griechen und anderen Nationen des Abendlandes, erste Herrscher, Priester-Könige, die man des Menschlichen an ihnen entkleidet, um sie zum Range nationaler Gottheiten zu erheben. Amalivaca war ein Fremdling, wie Manco-Capak, Botschika und Quetzalcohuatl, diese außerordentlichen Männer, die in dem alpinischen oder civilisirten Theil von Amerika, auf den Tafelländern von Peru, Neü-Granada und Anahuac die bürgerliche Gesellschaft organisirt, die Ordnung der Opfer geregelt und religiöse Orden gegründet haben. Der mexicanische Quetzalcohuatl, dessen Nachkommen Montezuma in den Gefährten des Cortez zu erkennen glaubte, zeigt noch eine Ähnlichkeit, mehr mit Amalivaca, der mythologischen Person des barbarischen Amerika oder der Ebenen in der heißen Zone. Alt geworden verließ der Hohepriester von Tula das Land Anahuac, das er mit seinen Wundern erfüllt hatte, um in das unbekannte Land Tlalpallan zurückzukehren. Als der Mönch Bernard von Sahagua nach Mexico kam, richtete man genau dieselben Fragen an ihn, die zwei Jahrhunderte später in den Wäldern des Orinoco an den Missionär Gili gerichtet wurden: man wollte wissen, ob er vom „andern Ufer" komme, aus den Ländern, wohin sich Quetzalcohuatl zurückgezogen hatte.

A. von Humboldt, aus dessen Reisebeschreibung die vorstehende Darstellung entlehnt ist, meint schließlich noch, daß jene Figuren weder die Kenntniß vom Gebrauch des Eisens, noch eine besonders vorgerückte Kultur verrathen; allein man müsse, selbst wenn sie, statt symbolische Zeichen zu sein, das Erzeügniß der Muße von Jägervölkern wären, immerhin das frühere Vorhandensein einer Menschenrasse annehmen, die von den gegenwärtigen Bewohnern der Orinoco- und Rupunuri-Ufer ganz verschieden gewesen. Je ärmer ein Land an Erinnerungen an erloschene Geschlechter ist, desto wichtiger ist es, selbst die geringsten Spuren Dessen zu verfolgen, was als Denkmal sich darstellt. Die Ebenen im östlichen Nordamerika haben nur jene außerordentlichen Umwallungen, welche an die verschanzten Lager (die angeblichen Städte von ungeheürer Größe) der alten und neüen Nomaden-Völker Asiens erinnern. In den östlichen Ebenen Südamerika's setzen die Kraft der Vegetation, das heiße Klima, und eine Natur, die mit ihren Gaben zu verschwenderisch ist, den Fortschritten der menschlischen Civilisation die mächtigsten Hindernisse entgegen. Zwischen dem Orinoco und Amazonen-Strom hört man nirgends von einer Erdmauer, von Überbleibseln eines Damms, oder eines Grabhügels reden; die Felsen allein zeigen uns auf einer großen Strecke Landes rohe Züge, welche in unbekannten Zeiten die Hand des Menschen gezeichnet hat und die sich an religiöse Traditionen knüpfen. Wenn die Bewohner beider Hälften der Neüen Welt mit minderer Geringschätzung den Boden, der sie ernährt, betrachten werden, so werden sich die Spuren früherer Jahrhunderte vor unseren Augen täglich mehr entfalten. Ein

schwacher Schimmer wird sich über die Geschicht. der Barbaren-Völker verbreiten, über jene steilen Felsenwände, die uns sagen, daß Gegenden, die jetzt verödet sind, vormals von thätigeren und intelligenteren Menschen bevölkert waren.

Es bleibt noch die Nomenklatur übrig der in Obigen noch nicht genannten —

H. Volksstämme im britischen, niederländischen und französischen Guiana.

324. Acoquas (Oberer Oyapok).
325. Arecunas (Quellen des Caroni, Magaruni).
326. Aramichour (Araoua, Ouahoni).
327. Attamakas.
328. Attarayas, Attorays, Aturayos (Oberer Rupunury, Guidaru).
329. Carpori (nördliche Mündung des Amazonen-Stroms).
330. Conani (Küste nördlich über dem Amazonen-Strom).
331. Drios (Ober-Corentyne).
332. Emerillons (am mittlern Maroni).
333. Guinaus (Merewari).
334. Kirischanas (Quellen des Orinoco und Parime).
335. Kouron (Küste östlich von Seminari).
336. Maraca (Nördlich über der Amazonen-Mündung).
337. Mayes (Küste östlich von der Mündung des Oyopok-Flusses).
338. Mayongkong (Merewari).
339. Mercioux (Unter-Maroni).
340. Nourügues (am Aprouage).
341. Oewaku (zwischen dem Parime und den Quellen des Paragua).
342. Palicour (Küste über dem Amazonen-Strom).
343. Paramuni.
344. Pirious (Ober-Oyapok).
345. Pukasantas (Guidaru).
346. Sinamari (Küste an der Mündung des gleichnamigen Flusses).
347. Waiyamare (mittlere Parime).
348. Warpeschanas, Wapisianas (Rupuaury, Takutu).
349. Woyawais (Obere Essequibo, Quellen des Caphu).

In seiner schönen Abhandlung über den Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens vergleicht Martius seine eignen Beobachtungen mit den frühesten Nachrichten über die amerikanischen Nationen, um zu bestimmen, welche Stufe der Gesittigung sie erstiegen hatten, in wie weit sie auf einen gemeinsamen Stamm zurückgeführt werden können und was die Ursache ihrer fast endlosen Spaltung in Stämme, die verschiedene Sprachen reden, gewesen sei; kurz, woher es komme, daß, bei einer fast allgemeinen Übereinstimmung in Sitten, Gebraüchen und Beschäftigungen, in körperlichen und geistigen Eigenschaften, die eingebornen Amerikaner in eine so große Menge von abgesonderten Nationen getheilt sind, die keine Sprach-Gemeinschaft haben und meistentheils im Zustande gegenseitiger Feindschaft leben.

Der einheimische Menschenstamm der Neüen Welt, bemerkt er, unterscheidet sich von allen übrigen Nationen der Erde sowol aüßerlich, durch Eigenthümlichkeiten in der Gestalt, als auch, und zwar ganz besonders, innerlich, durch den Seelen- und geistigen Zustand. Der Uramerikaner steht in dem Alter der unfähigen Kindheit, zugleich aber auch auf den Stufen der Ungeschmeidigkeit des hohen Alters; er vereinigt die entgegengesetzten Pole des intellectuellen

Lebens. Dieser seltsame und unerklärliche Zustand hat bis jetzt fast jeden Versuch, ihn mit dem Europäer zu verbinden, zu nichte gemacht; und diese seine doppelte Natur ist es, welche die größten Hindernisse der Wissenschaft entgegenstellt, wenn sie es unternimmt, seinen Ursprung und jene frühesten Epochen seiner Geschichte aufzuspüren, in denen er sich tausende von Jahren bewegt hat, ohne irgend eine Verbesserung in seinem Zustande zu erzielen. Aber dieser ist sehr entfernt von jenem natürlichen Zustande kindlicher Heiterkeit, welche (wie eine innere Stimme uns sagt und wie die ältesten Schriftdenkmale behaupten) die erste und reinste Periode der Geschichte des Menschengeschlechts bezeichnete. Die Menschen der rothen Rasse im Gegentheil scheinen, man muß es gestehen, nicht die Segnungen eines göttlichen Ursprungs zu fühlen, und sind nur vermöge eines rein thierischen Instinkts und langsamen Schrittes durch eine finstere Vergangenheit in ihre jetzige freudenlose Gegenwart geleitet worden. Darum scheint Vieles anzudeüten, daß die eingebornen Amerikaner nicht auf der ersten Stufe dieser einfachen, man möchte sagen, naturhistorischen Entwicklung stehen, — daß sie sich in einem zweiten regenerirten Zustande befinden.

Mit diesen Ansichten schreitet der Verfasser zur Betrachtung all' der Rechte und gegenseitigen Verhältnisse, ohne welche die Gesellschaft, in ihrer am wenigsten komplicirten Gestalt, nicht bestehen kann, indem er festzustellen sucht, in wie weit sie von den Eingebornen Amerika's im Allgemeinen, wie von denen im Besondern, anerkannt worden, das Ganze aber mit einem Blick auf den gesellschaftlichen Zustand der wilden Bewohner dieses Landes eröffnend, weil eine Zulassung von Recht und rechtlichen Verhältnissen eine Geschichte voraussetzt, und einen eigenthümlichen Gesellschaftszustand, der daraus entsprungen ist.

Wir sehen in Brasilien eine dünn zerstreüte Bevölkerung von Ureingebornen, die in körperlicher Gestalt, Temperament, Neigungen, Sitten, Gebraüchen und Lebensweise übereinstimmen, während ihre Sprachen eine wahrhaft in Erstaunen setzende Verschiedenheit darbieten. Oft stößt man auf eine Sprache, die nur von einigen verwandten Individuen gesprochen wird, die auf diese Weise vollständig isolirt sind und mit keinem ihrer Landsleüte in der Nähe und Ferne in Verkehr treten können. Von den zwanzig Indianern, die als Ruderer auf dem Boote dienten, mit welchem Martius die Ströme des Binnenlandes beschiffte, waren oft nicht mehr als drei oder vier, welche eine gemeinsame Sprache verstanden; und wir hatten, sagt der Reisende, vor unsern Augen das melancholische Schauspiel von Menschen, die zusammen arbeiteten, aber völlig isolirt waren mit Bezug auf Alles, was zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse beiträgt. In düsterer Schweigsamkeit schlugen diese Indianer die Riemen und waren vereint in der Führung des Boots wie in dem Genuß ihrer mäßigen Mahle; — aber keine gemeinsame Sprache, kein gemeinsames Interesse erfreüte und erheiterte sie, als sie neben einander saßen während einer Reise von mehreren hundert Meilen, zu der sie ihr verschiedenes Geschick zusammmengeführt hatte.

Es ist, wie schon erwähnt wurde, nichts weniger als gewiß, daß die in den obigen Nachweisungen enthaltenen Namen eben so viele Nationen oder

sprachgeschiedene Stämme ausdrücken; und eben so wenig läßt sich aus der Menge dieser Namen auf die Volkszahl schließen, da einige zu sehr kleinen Horden, oder selbst zu einzelnen Familien gehören. Den Forscher durch die Verwicklungen dieses Labyrinths zu führen, giebt es nicht eine einzige historische Spur, die als Leitfaden dienen könnte. Nicht ein Strahl von Überlieferung, noch ein Kriegslied, noch ein Grabgesang, läßt sich auffspüren, welcher die dunkle Nacht, in welche die frühsten Zeitalter Amerika's gehüllt sind, aufhellen könnte! Alles, was jetzt mit Gewißheit gesagt werden kann, ist, daß die Guarani-Tupis, welche die Portugiesen fast überall an der brasilischen Küste fanden, ein zahlreiches und mächtiges Volk waren, gespalten in viele Stämme, die oft mit einander Krieg führten, aber in allen ihren Gebraüchen und Gewohnheiten wesentlich übereinstimmten und Mundarten einer und derselben Sprache redeten. Wahrscheinlich wanderten sie in verschiedenen Parteien aus den Ländern am Paraguaï und La Plata nördlich und nordöstlich bis zum Amazonen-Strom und bis zur Küste. Sie waren indeß nicht die einzige Nation in diesem großen Ländergebiete, sondern können, wegen der außerordentlichen Verbreitung ihrer Sprache, nur als die herrschende Rasse angesehen werden. Dies wird, wie es schon ein Mal erwähnt wurde, durch eine große Menge über Brasilien verbreitete Ortsnamen bewiesen, die der Tupi-Sprache angehören; und dieses Volk ist für Brasilien, was die verwandten Cariben für den nordöstlichen Theil von Südamerika, die Quitschuas für Unter- und die Aimaras für Ober-Peru sind. Die Opiacas und Cohahivas zwischen den Hauptzweigen des Tapajoz, weit im Innern von Brasilien, sind jetzt die einzigen Überbleibsel dieses weit verbreiteten Volks, die ihre Unabhangigkeit ganz aufrecht erhalten haben. Da aber nicht ein einziger Europäer diese entfernten Volksstämme jemals besucht hat, so muß unsere Kenntniß über ihre Begriffe von natürlichen und bürgerlichen Rechten aus den frühesten Autoren entlehnt werden, oder aus Folgerungen, die uns die Gewohnheiten der übrigen, unabhangig lebenden Stämme gewähren, obschon deren Verwandtschaft mit den Tupis entweder nicht erforscht, oder mindestens sehr zweifelhaft ist.

Die mächtigsten Stämme finden sich in den südlichen und inneren Gegenden des Landes. Die Guaranis in den Provinzen der Missionen und von Corrientes belaufen sich auf 40,000, im Paraguay auf 53,000, die Chiriguanos in Bolivia auf 19,000, und die Zahl der Guarani-Tupis in Brasilien schätzt man auf 255,000, den ganzen Stamm dieser Nation mit Einschluß der Cariben auf beinahe 500,000 Köpfe. Die Capajos und Cherentes in Goyaz enthalten jedes dieser Völker 8000; die Mauhes, die dem Tupi-Stamm zugezählt werden können, 16,000, und die Mundrucus am Tapajos 18,000 Köpfe. Nördlich vom Amazonen-Strom, sagt Martius, giebt es eine außerordentliche Menge kleiner Horden und Stämme, die die unähnlichsten Benennungen führen, als wäre die ursprüngliche Bevölkerung aus ihren Wohnplätzen, durch noch haüfigere Auswanderungen, Kriege und andere Katastrophen versetzt, gleichsam aus einander gerissen und in schwächere Haufen zersplittert. Diese Horden bestehen nur aus einer einzigen oder höchstens aus einem Paar Familien, die von aller

Verbindung mit ihren Nachbarn abgeschnitten sind, vorsichtig versteckt in der Dunkelheit ihrer Urwälder, aus denen sie niemals hervorkommen, außer wenn sie von Außen erschreckt werden, und eine Sprache redend, die höchst ärmlich und verkrüppelt ist, — das traurige Bild von jenem unglücklichen Zustande, in welchem der Mensch, vom Fluch seiner Existenz erdrückt, gleichsam als bestrebte er sich, vor sich selbst zu fliehen, die Annäherung seines Bruders meidet.

Viele der volkreichern Stämme spalten sich in Horden und Familien, und diese Abtheilungen haben den Charakter von Blutsfreündschaft und Bürgerwesen. Ihre Namen sind oft patronymisch, ihre Gestalt deütet ebensowol wie die Hautfarbe einen gleichen Ursprung an und sie führen unter einander weit seltener Krieg, als dies bei den Stämmen verschiedenen Ursprungs der Fall ist. Mitglieder desselben Stammes haben gewöhnlich gleiche Verzierungen, oder dieselbe Art des Tätuirens, was vom Vater auf den Sohn vererbt, mit einer aberglaübigen Verehrung der Gebraüche ihrer Vorältern, wie sie allgemein unter den Indianern Amerika's gefunden wird. Dies Familien-Gefühl ist in der That die Grundlage aller Beschäftigungen, bei denen sie gemeinschaftlich handeln, es feüert sie zu den Jagdzügen an, in deren Ertrag sie sich alle gleichmäßig theilen, und waffnet sie gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieses Gefühl scheint das Band zu sein, welches ursprünglich die mächtigsten Stämme aneinanderkettete, und sie befähigte, im Lauf der Zeit das Übergewicht über ihre schwächer vereinigten Nachbarn zu gewinnen. Allein diese Bande, ebenso wie die des Handelsverkehrs, haben nur einen sehr schwachen Einfluß auf die Nation als Gemeinde betrachtet. Ihre Dauer und Macht hangt von der Geschicklichkeit und Ausdauer des Haüptlings ab, der den Stamm regiert, gerade so wie seine Macht und sein Einfluß von seiner persönlichen Überlegenheit in Stärke und Unternehmungsgeist über seine Landsleüte abhangig ist. Körperkraft, Thätigkeit, Muth, Gewandtheit, besonders aber ein erhabener Geist, wie er unter den Indianern so selten ist, der aber eines Mannes Ehrgeiz reizt, für Andere zu denken, sie zu leiten und ihnen zu befehlen, — das sind die Eigenschaften, welche unter den brasilischen Wilden einen Haüptling an die Spitze seines Stammes stellen. Die Stumpfheit und Trägheit der großen Masse macht es für Jeden, der Talent und Thätigkeit besitzt, leicht, zur Haüptlingsschaft zu gelangen, ohne irgendwie mit seinem Vorgänger verwandt zu sein; und seine Gewalt wird aufrecht erhalten mehr in Folge seiner unbestrittenen Überlegenheit in den zum Haüptling erforderlichen Eigenschaften, als durch eine förmliche Verleihung und Berufung Seitens seiner Landsleüte.

Dem Haüptling steht in Kriegszeiten mehr Gewalt zu, als im Frieden; bei Conföderationen wird zuweilen das gemeinsame Oberhaupt aus einer Menge anderer gewählt. Fast immer sind es nur Kriegsgefangene, welche zu Sklaven gemacht werden; aber diese erfreüen sich einer guten Behandlung, wenn gleich man sie als eine entehrte Klasse betrachtet. Sklaverei als Strafe für Verbrechen ist unbekannt; ebenso sind es erbliche Privilegien, obwol hin und wieder Einrichtungen vorkommen, die mit der Kasten-Eintheilung Ähnlichkeit haben.

Wie die Eingebornen einiger Gegenden von Afrika und Asien, so haben die amerikanischen Indianer weder eine systematische Religionsform, noch irgend eine Priesterschaft. Von ihren Pajes, den ausgezeichnetsten Leüten jeder Horde nächst dem Haüptling, glauben sie, daß dieselben mehr als menschliche Kraft und Kenntniß besitzen; allein sie sind bloß Beschwörer und Ärzte, die sich mit Zaubereien abgeben, ohne irgend etwas zu treiben, was mit einer religiösen Gottesverehrung Ähnlichkeit hätte. Ihre Geschicklichkeit in Erklärung von Traümen und Vorbedeütungen und die bei ihnen vorausgesetzten übernatürlichen Gaben verleihen ihnen einen hohen Grad politischer Wichtigkeit, und es wird keine öffentliche Maaßregel ohne ihre Mitwirkung unternommen. Nicht weniger werden sie bei Privat-Angelegenheiten zu Rathe gezogen, so daß sie mit allen Geheimnissen der Gemeinde bekannt werden. Von ihrer Kindheit an zu dieser wichtigen Stellung vorbereitet und durch eine lange Probezeit in der Einsamkeit, Enthaltsamkeit und Buße geprüft, werden sie zuletzt unter gewissen Ceremonien in diesen heiligen Orden aufgenommen. Diese Wahrsager behaupten in einem geheimen Verkehr mit einigen höheren Wesen zu stehen; sie haben auch Zauberinnen, die unter ihrer Leitung wirken und zuweilen bekennen, von einem Oberhaupt ihres eignen Ordens geführt zu werden, dessen Heiligkeit und geistige Vollkommenheit ihn fähig mache, in den unzugänglichsten Gebirgs-Schlupfwinkeln, fern von allen Menschen, ohne Nahrung zu leben, dafür aber im ununterbrochenen Verkehr mit höheren Wesen zu stehen. Die aber, welche den Verdacht auf sich ziehen, übernatürliche Künste zum Nachtheil Anderer anzuwenden, werden verachtet und bitter gehaßt; und der Paje selbst wendet diese Verabscheüung der Zauberei oft auf sein eignes Ziel, indem er dieselbe seine Nebenbuhler fühlen läßt, z. B. wenn eine hartnäckige Krankheit den Bezauberungen dieser Ärzte nicht weichen will; dann giebt er zu verstehen, daß der Kranke von einem andern behandelt werden müsse, was zur Folge hat, daß der muthmaßliche Übelthäter von den Freünden des Patienten, oder auf Befehl des Haüptlings fortgeschickt wird.

Mit Ausnahme der wandernden, haüserlosen Muras (No. 94), der Zigeüner von Brasilien, giebt es keinen Volksstamm, dem der Ackerbau ganz unbekannt wäre. Jeder hat seinen eigenen Jagdgrund, der durch wohlbekannte Gränzen bezeichnet ist; und überall da, wo er sich für eine Zeitlang niederläßt, seine Pflanzung, die von den Weibern zum Nutzen der Gemeinde angebaut wird. Hütten und Hausgeräthschaften werden als Privat-Eigenthum angesehen, obschon in Beziehung auf sie gewisse kommunistische Ideen vorwalten. In derselben Hütte wohnen oft mehr als eine Familie, und viele Geräthschaften sind dann das gemeinschaftliche Eigenthum sämmlicher Bewohner; und streng genommen wird weiter nichts als Privateigenthum des Einzelnen angesehen, außer seinen Waffen, seiner Rüstung, Pfeife und seinem Hangebett. Diebstahl und Raub sind fast unbekannt, und beim Tod eines Vaters verbleibt seiner Familie, wie es schon bei seinen Lebzeiten war, der Nießbrauch alles Dessen, was er besitzt. Anhaüfung von Eigenthum oder irgend einer Sache, die über den gegenwärtigen Bedarf hinausgeht, scheint selten, wenn jemals bei diesen

einfachen Völkern vorzukommen. Besonders nutzbare Gegenstände oder Verzierungen von außerordentlicher Schönheit sind die einzigen Dinge, welche den Brasilier zum Stehlen vermögen; wird er aber dabei ertappt, so sind Ersatz des gestohlenen Gutes und Schläge bis aufs Blut die Strafe, die der Haüptling oft selbst vollstreckt.

Verzierungen, besonders wenn sie Trophäen von Geschicklichkeit und Tapferkeit sind, werden als höchstes Eigenthum geschätzt; und kein Anerbieten, wie verführerisch es auch sei, könnte einen Mirania (Miranha) bewegen, ein Halsband von sehr großen Unzen-Zähnen, das Erinnerungszeichen seiner Kühnheit auf der Jagd, mit einem Andern zu theilen. Doch werden solche werthvolle Sachen zuweilen als Pfand für die Erfüllung eines Versprechens gegeben; und der brasilische Haüptling läßt nicht selten seine Schnur von Menschenzähnen, den Schädel seines erschlagenen Feindes, oder das Steinstück, welches er als Zierde in der Lippe trägt, als Merkmal der Sicherheit zurück, wenn er seinen Verbündeten zu überzeügen wünscht, daß er es in der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten redlich meine.

Der Handel, welchen die Indianer unter sich treiben, besteht natürlich nur in dem gegenseitigen Austausch ihrer Waaren; doch legen diejenigen, die mit den Weißen in lebhafterer Berührung stehen, zu dem Endzweck Vorräthe an. Die Mauhes schnitzen Bogen aus Rothholz und bereiten den Guarana-Thon, aus dem Hausgeräth gemacht wird; die Mundrucus machen Zierrathen aus bunten Federn; die Weiber der Miranhas weben aus Palmenfasern Hangematten, die bis nach Surinam und dem Essequibo verführt werden; und die meisten Stämme treiben Blumen- und Federviehzucht. Knochen verschiedener Art dienen oft, wie die Kauries in Indien und Afrika, als Tauschmittel. Darlehen und Unterpfänder sind die einzige Art von Sicherheit, von denen sie einen Begriff haben; Lebensmittel werden bisweilen, doch selten geborgt, und Pfänder werden, wie schon erwähnt, dann und wann gegeben. Kommt man des Handels wegen zusammen, so werden die Waffen abgelegt, und nicht eher wieder, in einer festgesetzten Zeit, aufgenommen, als wenn der Handel abgeschlossen ist; dabei sehen sie ernst und wild aus, als wollten sie sagen, daß die Waffen entscheiden würden, wenn die erhandelte Waare nicht komplett sein sollte. Dies ist nicht das einzige symbolische Zeichen bei den Indianern: wollen sie eine Versicherung durch einen Eidschwur bekräftigen, so fahren sie mit der Hand ins Haar, oder halten sie über den Kopf. Obschon sie das Barthaar und das Haar von den übrigen Theilen des Körpers sorgfältig ausreißen, so ist doch das Haupthaar ein Gegenstand großer Achtung und Aufmerksamkeit, und eine Glatze, die jedoch sehr ungewöhnlich ist, wird als schimpflich betrachtet. Küssen und Händedruck kennen die Indianer nicht, wol aber berührt man sich einander mit der Stirn als Zeichen der Freündschaft und Gastlichkeit, und schlägt mit ausgespreizten Fingern die Hände zusammen, um damit seine Zufriedenheit über ein abgeschlossenes Geschäft auszudrücken. Der Herr einer Hütte empfängt einen Fremden stets in seiner Hangematte liegend. Dann wird ihm ein Zeichen gegeben, an dem gemeinsamen Mahl Theil zu nehmen, und reicht der Fa-

milien-Vater die Cigarre aus seinem Munde dar, so kann der Gast sicher sein, daß kein Recht der Gastfreündschaft gegen ihn überschritten werden wird. Eine Lanze, die auf der Gränze ins Erdreich gesteckt wird, und ein Kerbholz sind Embleme der Kriegs-Erklärung; ein Geschenk aber von schön geschnitzten Pfeilen und Bogen Anzeichen des Friedens. Die Ceremonien, die bei der Aufnahme der jungen Leüte ins Corps der Männer Statt finden, sind eben so manchfach als roh und scheinen Symbole von Muth, Furchtlosigkeit, Ertragung von Schmerzen und Abscheü der Feinde zu sein. Bei den Passes zeigt der Haüptling seines Sohnes Tüchtigkeit, die Waffen zu tragen, dadurch an, daß er ihm auf der Brust eine tiefe Wunde mit einem scharfen Zahn oder dem Schnabel eines Vogels beibringt.

Geht man gleich allein auf die Jagd, so ist doch das Wildprett Familien-Eigenthum und wird deshalb vom Jäger verscharrt, damit es von Weibern und Kindern aus dem Walde nach Hause gebracht werde. Gehen Mehrere in den Wald, so gehört Dem das Wild, der es bringt. Niemand darf die Waffen eines Andern benutzen, insbesondere nicht die Windbüchse oder das Blaserohr, weil man glaubt, daß es verdorben werde, wenn ein Fremder es anrührt. Die Jagdpartien werden auf gefährliche Raubthiere und Affen unternommen, die man in großer Zahl erlegt und verspeist. Die Gränzen der Jagdreviere beachten die Indianer aufs Genauste, obwol ein ausschließliches Jagdrecht in besonderen Distrikten von ihren Haüptlingen weder in Anspruch genommen, noch besessen wird.

Bei den ehelichen Verbindungen finden keine religiösen oder bürgerlichen feierlichen Gebraüche Statt. Das Mädchen, welches ein Mann zu seinem Weibe erkoren hat, kauft er von ihren Ältern, entweder durch Geschenke oder vermöge Arbeit, und es wird ihm, ohne daß es um seine Neigung gefragt wird, überliefert, um fortan seine Sklavin zu sein. Monogamie ist meist gebraüchlich, obwol Polygamie nicht verpönt ist, von der auch die Haüptlinge nicht selten Gebrauch machen. Das zuerst genommene Weib hat in der Regel die Herrschaft in haüslichen Dingen; allein der Hausvater behandelt seine Weiber eben nicht auf die zarteste Weise, hält sie im Gegentheil vollständig unter seinem Joch. Bei den Cariben (und eben so auch bei dem Pampa-Volk der Guaïcurus) spricht das weibliche Geschlecht eine andere Sprache als das männliche, was vielleicht von dem Umstande herrührt, daß sie sich in einem eroberten Lande niederließen, von dessen Bewohnern sie nur die Weiber am Leben ließen. Geraubte Weiber gehören nicht zu den Seltenheiten, und es giebt ganze Stämme, die ihren Nachbarn die Töchter stehlen. Bei den Chavantes entscheiden rivalisirende Freier die Frage durch Wetten, so zwar, daß der beste Träger, Laüfer oder Werfer den Preis davon trägt. So wie eine stoische Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Freüde das große Merkmal männlicher Vortrefflichkeit bei diesen wie bei den nordamerikanischen Indianern ist, so ist auch bei einigen Stämmen der Gebrauch, daß sich der Braütigam kürzere oder längere Zeit nach der Hochzeit seiner Braut enthalten muß; sowie auch, mindestens bei drei Stämmen herrschende Sitte, daß der Paje, wie die Feudal-Herren des mittelalter-

lichen Germaniens, das jus primae noctis genießt. Ein Abendbesuch in der Wohnung der Auserkornen und ein Geschenk an Bananen sind die gewöhnlichen Einleitungen; ein freündlicher Zug oder zwei aus des Freiers Cigarre Seitens des künftigen Schwiegervaters ist das Zeichen der Annahme; Halsbänder und Ohrringe von Muscheln, Kügelchen oder etwas rothe und schwarze Farbe mit einigen hübschen Federn und Flittern zum Putz der Dame sind die Brautgeschenke, welche dem Braütigam ihre Neigung zuwenden und sichern sollen; so wie denn ein tüchtiges Trinkgelag, an welchem die ganze Verwandtschaft Theil nimmt, die Hochzeits-Festlichkeiten beschließt.

Die Gränzen, innerhalb deren Heirathen gestattet sind, wechseln bei den verschiedenen Stämmen, und nur die Verbindung mit einer Schwester oder einer Nichte gilt fast allgemein als schimpflich. In kleinen, isolirten Stämmen kehrt man sich aber auch nicht an dieses Verwandtschafts-Verhältniß. Bei fast allen brasilischen Völkerschaften muß der älteste Bruder, oder der nächste Anverwandte beim Tode eines verheiratheten Mannes dessen Wittwe zum Weibe nehmen, und ihr Bruder seine Tochter, was Zwangs-Heirathen sind, die mit den erwähnten Verboten in direktem Widerspruch stehen. Das Weib steht, wie gewöhnlich unter Wilden, durchaus zur Verfügung des Mannes; es wird Fremden angeboten, zuweilen an Andere verliehen und kann nach Gefallen fortgeschickt werden. Ehebruch wird nur als ein Verbrechen angesehen, wenn er von weiblicher Seite erfolgt, und von dem beleidigten Manne oft mit dem Tode der Treübrüchigen geahndet. Einige Stämme sind in diesem Falle strenger, als andere; doch scheint bei allen der Mann selbst der alleinige Richter zu sein, wenn nicht die Familie des Weibes sich einmischt, und stark genug ist, der Rache des Beleidigten zuvorzukommen. Eine Gemeinschaft von Weibern oder Ehemännern ist unter den brasilischen Indianern unbekannt, dagegen Kindermord aüßerst gewöhnlich. Die Guanas am Paraguay vergraben ihre Töchter lebendig und das Aussetzen neügeborner Kinder Seitens der Mütter ist nicht ungewöhnlich. Väterlicher Seits ist kaum etwas bekannt, was mit älterlicher Liebe Ähnlichkeit hätte: bis zum Alter der Mündigkeil steht das Kind nicht blos unter väterlicher Gewalt, sondern zur unbedingten Verfügung des Vaters, der seinen Sohn im vierzehnten oder funfzehnten Jahre entläßt, worauf derselbe in der oben angegebenen Weise in die Männer-Gemeinschaft des Stamms aufgenommen, und mit der Annahme eines neüen Namens ganz sein eigner Herr wird. Die Mädchen sind ihrem Vater bis zu ihrer Verheirathung unterworfen. Erziehung, im eigentlichen Sinne des Worts, ist unbekannt: der Vater duldet die Kinder und die Mutter benutzt sie zur Hausarbeit; aber die Brasilianer verkaufen selten oder wol niemals ihre Kinder, außer an ihre weiße Nachbarn. Achtung und Gehorsam Seitens der Kinder gegen ihre Ältern sind eben so unbekannte Dinge. Die Wittwen graben zuweilen auf und reinigen die Knochen ihrer verstorbenen Ehemänner, oder heben einen Theil oder den ganzen Leichnam derselben auf, ein Gebrauch, der indessen nicht gewöhnlich ist. Kleine Kinder, besonders Waisen, werden oft ganz vernachlässigt und dem Hungertode überlassen, und viele Stämme tödten alte und gebrechliche Leüte, um sie vom Leben zu befreien, das

nur eine Last für sie ist. Wenn unter den alten Tupis der Paje an der Wiederherstellung eines Kranken verzweifelte, so wurde derselbe, auf des Arztes Rath, ums Leben gebracht und — verzehrt!

Das Wiedervergeltungsrecht ist unter den brasilischen Nationen in vollem Schwunge, und giebt, wie überall, zu unaufhörlichen Privatstreitigkeiten wie zum Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen die leidige Veranlassung. Kriegsgefangene werden in solchen Fällen als Gegenstände der Rache betrachtet und kalten Blutes mit den grausamsten und langsamsten Martern vom Leben zum Tode gebracht, bei einigen Völkerschaften aber zuvor — gemästet! um demnächst ein schmackhafteres Mahl zu gewähren!! Wenn von Einem desselben Stamms entweder mit Absicht oder zufällig Blut vergossen worden ist, so kann der Haüptling darauf bestehen, daß die Familie des Erschlagenen sich mit einer Vergütung begnüge, besonders wenn er keine näheren Verwandten hinterläßt. Geringere Beleidigungen und Streitigkeiten, wie sie bei Trinkgelagen unaufhörlich entstehen, werden gewöhnlich durch einen Faustkampf verglichen, wobei der Sieger natürlich als Derjenige angesehen wird, auf dessen Seite das Recht ist.

Der Malayische Menschenstamm.

Der Malayische Menschenschlag, über dessen Stellung im Kreise der Menschheit auf einer Zwischenstufe des mongolischen und kaukasischen und des äthiopischen Menschenstamms bereits früher im Allgemeinen die Rede gewesen ist (s. oben S. 10) erstreckt sich über einen Raum von 130 Längegraden, von Madagaskar im Westen bis zur Ostern-Insel oder Waihu im Osten, der äußersten Insel gegen den Aufgang im Großen oder Stillen Ocean.

Man findet Malayen auf Madagaskar, am Südrande von Ceylon, auf den Nicobaren, auf den großen, wie auf den kleinen Sunda-Inseln, überhaupt auf allen Inseln des Asiatischen Archipelagus, aber nur an einem Punkte haben sie das feste Land von Asien betreten, auf der Halbinsel Malacca nämlich, die man nach ihnen die Malayische nennt. Sie wohnen auf den Molukken, den Philippinen und auf Formosa, was als der nördlichste Rand ihrer Verbreitungs-Sphäre anzusehen ist; und sie haben all' die Eilandfluren inne, welche außerhab der innerauſtralischen Inselkette in bald größern, bald kleinern Gruppen den Stillen Ocean bedecken, namentlich die Mariannen, die Carolinen, die Inseln des Lord Mulgrave-Archipelagus, die Freündschafts-, Gesellschafts- und Schiffer-Inseln, die unzähligen kleinen und niedrigen Inseln des Gefährlichen Archipelagus, die Markesas und die Sandwich-Inseln, so wie endlich auch die große Doppel-Insel Neüseeland, welche die Kette der den Kontinent von Australien ostwärts umgürtenden Inseln auf der Südseite schließt.

Der Malayische Menschenschlag ist wohlgebaut, muskelvoll, mit gut geformten Gliedern, 5 Fuß 3 bis 5 Zoll groß. Der Fuß, obwol er fast nie bekleidet wird, ist dennoch klein, was jedoch nur von den Bewohnern der Ostindischen Inseln ꝛc. gilt, indem die Südsee-Insulaner durchgängig große Füße haben, was sich ganz besonders auf das weibliche Geschlecht bezieht, das bei diesen Völkern an körperlicher Schönheit überhaupt dem männlichen nachsteht. Auf Dschawa und den Philippinen giebt es indessen sehr schöne Frauen. Die Haut der Malayen ist kastanienbraun, geht aber nicht selten ins Rothe, Gelbe, Olivenfarbige und selbst Weißliche über, oder auch ins Aschgraue, wie denn überhaupt alle Schattirungen der Hautfarbe unter ihnen gefunden werden, wobei

sich der polynesische Zweig im Allgemeinen durch eine lichtere Hautfarbe unterscheidet. Wird gleich bei einigen Völkerschaften dieses Menschenschlages Kopf und Gesicht verunstaltet, so haben die Malayen in dieser Beziehung dennoch mehr Ähnlichkeit mit den Völkern des kaukasischen Menschenstamms, als mit den Mongolen, den Amerikanern und Negern. Die Augen sind aber weiter von einander entfernt und länger geöffnet; das obere Augenlied ist nicht dick, scheint aber immer halb geschlossen zu sein. Gegen die Schläfe hin sind die Augen etwas aufwärts gerichtet, wie bei den Chinesen und Mongolen überhaupt, mit denen die Malayen auch darin Ähnlichkeit haben, daß die Backenknochen etwas hervorstehen. Die Nase gleicht der der kaukasischen Völker und ist gemeiniglich eben so wohl gebildet. Der Mund ist von mittler Größe, die Lippen etwas dicker, als bei den Kaukasiern. Das Haar ist schwarz, glatt, schlicht und glänzend, wird aber meistens kurz abgeschnitten, eben so der Bart, der bei den Malayen zwar stärker, als bei den Amerikanern ist, dennoch aber niemals die Fülle wie bei den kaukasischen Völkern erreicht.

Der Malayische Menschenschlag bietet die Eigenthümlichkeit dar, daß er, nicht wie der mongolische Stamm und der damit verbundene amerikanische Menschenschlag, in eine große, ja unzählige Menge von Völkern, Nationen und Sprachen gespalten ist, sondern merkwürdiger Weise fast nur aus einem einzigen Sprachstamm besteht, um den sich einige andere Mundarten, vielleicht als selbstständige Sprachen, gruppiren lassen.

Eine nahe Verwandtschaft der Sprache der Insulaner des Großen Oceans mit der malayischen Sprache bemerkte schon Cook, und wurde auch von allen späteren, sowol englischen, als französischen Seefahrern wahrgenommen, ist aber durch die Männer, welche den polynesischen oder Südsee-Völkern das Evangelium verkündet und die ersten Lichtstrahlen der christlichen Civilisation unter ihnen verbreitet haben, aufs Entschiedenste nachgewiesen worden.

Zwar weicht das Malayische, wie es jetzt gesprochen wird, von den polynesischen Idiomen nicht blos in der allgemeinen Construction, sondern auch in vielen Nenn- und Zeitwörtern bedeutend ab; dennoch giebt es in beiden Mundarten eine Menge Wörter, die sowol dem Laute, als der Bedeutung nach die innigste Verwandtschaft verrathen, und wie schwierig es auch sein mag, den Grad dieser Verwandtschaft zu erforschen und zu ergründen, ob das Malayische die Mutter der polynesischen Idiome, oder ob sie zwei Schwestern, ob sie ursprünglich, bevor die malayische Sprache dem Einfluß der indischen, persischen und arabischen Sprache verfiel, eine und dieselbe Sprache gewesen seien, so weisen doch alle Untersuchungen der Linguisten darauf hin, daß die über den großen oben genannten Raum zerstreuten Menschen, die wir als eine abgesonderte, physisch unterschiedene Rasse unseres Geschlechts, als den braunen Menschenschlag zu betrachten pflegen, zum größten Theil einen einzigen Sprach- und Volksstamm bilden, den wir darum auch unter einem einzigen Namen zusammenfassen, nämlich unter dem der —

Malayen.

Der malayische Sprachstamm läßt sich nach seinen verschiedenen Mundarten, oder nach seinen Schwester- oder Tochtersprachen, wenn man die eine oder andere dieser Benennungen wählen will, in zwei Gruppen vertheilen, in eine westliche und östliche Gruppe, davon die erstere die eigentlichen Malayen und ihre nächsten Stammverwandten, die zweite aber die Polynesier oder die Bewohner der Inseln im Stillen Ocean enthält.

I. Westliche oder Malayische Gruppe.

Zu dieser großen Abtheilung gehören vornehmlich fünf Mundarten oder Sprachen, die von Völkerschaften geredet werden, welche auf einer verhältnißmäßig höheren Stufe der Kultur stehen, als die übrigen Äste des malayischen Volksstamms. Sodann lassen sich noch sieben andere Sprachen mit dem Malayischen in Verbindung bringen, ohne daß jedoch die genauere Verwandtschaft derselben schon jetzt nachzuweisen wäre.

1. Die Malayen, deren Sprache auf der Halbinsel Malacca und auf der Insel Sumatra in dem Reiche Menangkabao gesprochen wird, das als Urheimath der Malayen gilt; mindestens machten sie von hieraus ihre Eroberungen und verbreiteten den Islam, den sie von arabischen Handelsleüten empfangen hatten, sowol auf dem festen Lande der Halbinsel von Malacca, als an den Küsten der übrigen Inseln des asiatischen Archipelagus. Das Malayische ist in diesem Theile der Welt zur allgemein vermittelnden Sprache geworden, zur Sprache des Handels und Verkehrs, und es wird im Innern der Häuser der Europäer, bis am Vorgebirge der guten Hoffnung, gesprochen. Die heütige malayische Sprache, wie sie von Sumatra bis zu den Molukken, wo die unterm 130° östlicher Länge von Paris belegene kleine Insel Goram als der äußerste Punkt ihrer Verbreitung gegen den Aufgang angesehen werden kann, auf einer Strecke von mehr als 500 Meilen gesprochen wird, ist indeß nicht mehr das reine Alt-Malayische von Menangkabao, sondern vielfach vermischt mit Wörtern anderer Sprachen. Das Volk aber, welches dieses Idiom spricht, sind —

1) die eigentlichen Malayen, die Orang Malayo, oder Malayische Männer, eine Benennung, welche die Bewohner von Menangkabao mit denen an den Küsten der Halbinsel und der großen Insel Borneo, der Molukken, von Timor und vieler anderen Inseln und überhaupt mit jedem Bekenner des Islam gemein haben, dessen Sprache das Malayische ist, was auch übrigens sein Ursprung oder der Nation und des Stammes sein mag, zu welchem er gehört. Von diesen Malayen unterscheiden sich auf der Insel Sumatra —

2) die Atschinesen, die zwar die malayische Sprache, aber mit Dialektverschiedenheit reden, und aus einem Gemisch von Malayen, Battas und Hindus von der Westküste Vorderindiens, die hier Tschuliahs genannt werden, zu bestehen scheinen; —

3) die Battas, welche mit den Malayen als die Urbewohner der Insel Sumatra betrachtet werden, und deren Sprache, obwol vielfach mit malayischen Wörtern vermengt, dennoch nicht als eine Mundart des Malayischen angesehen werden kann, vielmehr als eine Ursprache zu betrachten ist, was auch mehr oder minder von

4) den Redschangs, und 5) den Lampuhns gilt, welche die Liste der Hauptbevölkerung von Sumatra vollständig machen.

Die Malayen, die seit dem zwölften Jahrhundert die Lehren des Brama gegen die des Propheten vertauscht haben, ohne jedoch sehr strenge Mohamedaner geworden zu sein (die auf Amboina lebenden Malayen sind evangelische Christen), sind ein altes Kulturvolk, das sich im Innern von Sumatra dem Landbau und an den Küsten dem Handel und der Schifffahrt widmet. Sie sind noch gegenwärtig stellenweise fleißige Ackerbauer und in den Künsten wohl erfahren, verarbeiten das Eisen und andere Metalle, verfertigen selbst ihre Feüergewehre, obgleich sie auch deren von den Europäern kaufen, auch gießen sie Kanonen, schmieden ihre Säbel, Degen und Dolche und sind in Flechtarbeiten und anderen Dingen für den Hausgebrauch, so wie auch ganz vorzugsweise im Schiffsbau und der Schifffahrtkunst aüßerst geschickt. Die friedliche Beschäftigung des Handels haben aber viele Malayen, die überhaupt in eine große Menge kleiner Gemeinden zersprengt sind, gegen das Handwerk des Seeraubs vertauscht, und sind Piraten geworden, wie sie die Welt unternehmender, ausdauernder, kühner und bösartiger wol nie gekannt hat. Die vielen kleinen Inseln, Kanäle, Buchten und Flußmündungen, welche südlich von der Malacca-Straße und auf der Ostseite von Sumatra das Chinesische Meer charakterisiren, sind einer der Hauptschlupfwinkel der malayischen Seeraüber, von wo aus sie auf Alles Jagd machen, was ihnen keinen Widerstand zu leisten vermag. Ein anderes Piratennest bilden die Sulu-Inseln, deren malayische Bewohner, so wie die einen malayischen Dialekt redenden Illanos von der Insel Magindanao oder Mindanao, ihre Raubzüge durch den ganzen Indischen Archipelagus unternehmen. Die Regierung der Malayen beruht auf Feüdal-Grundsätzen und jede größere oder kleinere Gemeinde bildet ein geschlossenes Ganzes für sich, die zusammengenommen jedoch in dem Herrscher oder Radscha von Menangkabao, von wo aus die Malayen sich über den Archipelagus verbreitet haben, mindestens ihr nominelles Oberhaupt anerkennen. Die Sklaverei ist in vollem Schwunge, hat jedoch die mildere Schattirung der Leibeigenschaft. Die Literatur der Malayen ist ziemlich reich: sie besteht in Übersetzungen und Commentaren über den Koran und in Volksmärchen, die in Indien, selbst in Persien und Arabien sehr verbreitet sind. Überall improvisiren die Malayen Lieder und Balladen, aber die, welche von den Bewohnern Menangkabaos verfaßt werden, stehen am meisten in Ansehen und dieses Land wird als der Lieblingsaufenthalt

KRIEGER VON DER INSEL TIMOR.

KRIEGER VON DER INSEL [illegible]

KRIEGER VON DER INSEL TIMOR.

KRIEGER VON DER INSEL SOLOR.

der Musen betrachtet. Geschrieben wird mit arabischen Schriftzügen auf liniirtes Papier. Die Kleidung der Malayen ist sehr einfach. Die Gewohnheit, sich durch Stiche und Einreibung einer Farbe zu tättuiren, die man auf allen Inseln Polynesiens findet, zeigt sich auch bei den Malayen der östlicheren Inseln des ostindischen Archipelagus, namentlich auf Timor, wo überhaupt eine Menge Gebraüche herrschen, welche die nahe Verwandtschaft der Malayen mit den Polynesiern beurkunden. Daß die Malayen aber auch den Schmuck lieben, und nicht selten in den phantastischsten Formen, das zeigen uns mehrere andere der auf dieses Volk bezüglichen Bilder, insbesondere das eines Kriegers von der Insel Solor, einer der kleinen Sunda-Inseln, östlich von Flores; sodann das Bild eines Herolds von Timor und das eines dortigen Kriegers. Baumwollenzeüg giebt den ausschließlichen Stoff zur Bekleidung der Malayen.

In Timor pflegt man bei dem gegenseitigen Bündniß einer unauflöslichen Freündschaft auch die Namen zu vertauschen, ein seltsamer Gebrauch, der sich auf mehreren Inseln des Großen Oceans, und ebenso weit im Westen auf Madagaskar wiederholt. Des Malayen Gemüthsart, obwol heftig und aufbrausend, scheint von Natur eine gute, wohlwollende gewesen zu sein; aber sie ist bei einem großen Theil der Nation, in Folge des Piraten-Handwerks, ausgeartet: der Malaye ist stolz, aber dies hindert ihn nicht, niedrige und betrügerische Handlungen zu begehen, er ist versteckt, eifersüchtig, rachsüchtig, undankbar und hat fast gar kein Gefühl mehr für Ehre und Schande; sein Muth ist nur die Wirkung einer augenblicklichen Aufregung, die ihn zu Handlungen der heftigsten Verzweiflung antreibt; aber Kaltblütigkeit im Kampf, Großmuth und heroische Entschlüsse kennt er nicht; der Malaye ist grausam und blutdürstig geworden, so zwar, daß des Mannes Werth nach den Menschenschädeln abgeschätzt wird, die er sich im Kampfe erworben hat. Zum Tode verurtheilt, erleidet der Malaye den Tod mit einer Art von Apathie, und diesen Stoicismus verdankt er zum Theil dem Glauben an eine Vorherbestimmung, der unter diesem Volke herrschend ist, zum Theil aber auch ihren allgemeinen, jedoch unvollkommenen Begriffen von der Unsterblichkeit der Seele. Die Vielweiberei ist unter den Malayen gebraüchlich. Die Töchter machen den Reichthum der Familie aus, weil die Ältern, wenn sie dieselben verheirathen, eine Summe an Geld oder an Vieh erhalten. Die Heirathen geschehen ohne viele Förmlichkeiten: ist der junge Mann mit dem Vater des Mädchens über den Kaufbetrag einig, so tödtet man einige Thiere, um ihre Eingeweide zu untersuchen, und sind die Zeichen günstig, so wird die Ehe geschlossen. Gastfreiheit herrscht unter den Malayen in hohem Grade. Spiel und Tanz sind ihre Lieblingsbelustigungen, die oft ganze Nächte einnehmen. Der widerliche Gebrauch des Betel-Kauens ist unter den Malayen allgemein verbreitet und das Opium-Rauchen bei ihnen, wie bei fast allen Völkerschaften der westlichen Malayen-Gruppe, zur Leidenschaft geworden. Die Atschinesen theilen alle Tugenden, alle Laster mit den eigentlichen Malayen; sie sind von jeher als die kühnsten Seefahrer bekannt gewesen, die sich durch geschickte Ma-

növer, durch Zierlichkeit und Verschiedenheit ihrer künstlich gebauten Fahrzeüge ausgezeichnet haben; und lange Zeit hindurch waren sie die dominirende Seemacht in den ostindischen Gewässern.

Unter den drei übrigen Völkern Sumatra's, die wir hier den Malayen anreihen, obgleich sie der Sprache nach nicht eigentlich zu einem und demselben Stamm zu gehören scheinen, wiewol dies nach vielfacher Ähnlichkeit in Sitten, Gebraüchen und Gewohnheiten der Fall ist, sind die Battas im Allgemeinen nicht von so hohem Wuchs als die Malayen, auch lichter von Farbe. Sie sind unter allen Bewohnern der Insel Sumatra die wildesten und ohne Zweifel Anthropophagen, zwar nicht bei allen Gelegenheiten, aber doch bei Denen, die sie als Feinde getödtet, oder als Verbrecher zum Tode verurtheilt haben. Sie sind vielleicht das einzige Volk auf Erden, das, mit dem Ackerbau und einer Schriftsprache bekannt, diesen abscheülichen Gebrauch beibehalten hat. Ihr Geist ist kriegerisch und Kriege finden haüfig unter ihnen Statt, weil die Oberherrschaft der Radschas über die unteren Haüptlinge ziemlich unsicher ist. Die Vielweiberei ist bei den Battas unbegränzt. Wie die Malayen betrachten sie das Weib als Sklavin, die sie mit ihren Kindern nach Belieben zu verkaufen das Recht haben, wie denn auch die ganze Last der haüslichen Geschäfte und selbst des Ackerbaus auf dem anderen Geschlecht ruht. In ihrer Kleidung sind die Battas noch einfacher, als die Malayen, und wie diese ihre Haüser aus Holz erbauen und ihre Kampangs oder Dörfer durch breite Erdwälle, mit Buschwerk bepflanzt, umgeben, so thun es auch die Battas. Der Islam ist nicht bis zu ihnen gedrungen. Sie glauben an eine Art von Dreieinigkeit und verehren drei Hauptgötter. Über Unsterblichkeit der Seele sowol als über Strafen und Belohnungen in einem andern Leben haben sie nur verwirrte Ansichten; mehrere Punkte ihrer religiösen Vorstellungen und einige Namen ihrer Untergötter scheinen von den Hindus ihren Ursprung erhalten zu haben. Ihre Priester tätuiren sich oder bemalen sich den Leib mit verschiedenen Farben; ein geregelter Gottesdienst findet aber nicht Statt. Obwol sich die Battas noch im ersten gesellschaftlichen Zustand befinden, so sind sie dennoch ehrlich und pünktlich in Erfüllung eines mit ihnen abgeschlossenen Handels; Betrug ist unter ihnen selten, noch seltener der Diebstahl, der streng bestraft wird; wie denn auch ihre Gesetze zur Aufrechthaltung der guten Sitten schrecklich sind: im Falle eines doppelten Ehebruchs wird der Mann mit dem Tode bestraft und verurtheilt, von dem Stamme des Mannes, den er beleidigt hat, gegessen zu werden, die Frau dagegen, nachdem ihr das Haar abgeschnitten, als Sklavin verkauft.

Die Redschangs, im südöstlichen Theile von Sumatra seßhaft, sind im Allgemeinen von kleinem Wuchse, ihre Glieder sind dünn, aber wohl proportionirt, ihre Hände sind klein, ihre Bewegungen graciös. Sie haben schwarze, feürige Augen und viele unter ihnen gleichen hierin den Chinesen. Das grobe, glänzend schwarze Haar wird von den Männern abgeschnitten. Die Frauen aber lassen es lang wachsen und sind stolz auf ein Haar, welches zuweilen bis auf die Erde reicht. Sie drehen und binden es mit vieler Kunst und Ge-

HEROLD VON TIMOR.

schicklichkeit auf dem Wirbel zusammen. Die Hautfarbe der Redschangs ist viel lichter, als die der übrigen Bewohner von Sumatra. Daß sie dem malayisch-polynesischen Volksstamm zugezählt werden können, sieht man aus ihrer Kleidung, die in ihrem ursprünglichen Zustande der der Bewohner der Südsee-Inseln ganz gleich ist. Dem Ackerbau ergeben sind die Redschangs aber auch Fischer; allein in den Künsten und Wissenschaften noch weit zurück. Doch haben sie ihre Sprache zur Schriftsprache erhoben, deren Alphabet mehr Ähnlichkeit mit der der Battas, als der Lampuhns hat. Alle drei sind sehr von einander verschieden und haben keine Ähnlichkeit mit den arabischen Buchstaben. Die Redschangs haben keine geschriebenen Annalen, wie die Malayen, und das Andenken der vergangenen Zeiten wird nur durch Sagen erhalten. Sie sind sanft, friedliebend, verträglich, aber unversöhnlich in ihrem Haß, wenn man ein Mal ihren Zorn aufgeregt hat. Sie sind im hohen Grade mäßig und gastfrei. Ihre Sitten sind einfach; sie kennen weder Verstellung noch List, doch fehlt es ihnen nicht an Scharfsinn und Klugheit. Sie sind ernst, bescheiden, höflich, lachen fast nie und sind sehr geduldig. Dagegen sind sie auch streitsüchtig, träge, leidenschaftlich für das Spiel, besonders für Hahnenkämpfe, die unter allen Völkern des malayischen Stamms sehr beliebt sind. Gegen das andere Geschlecht ist der Redschang sehr zurückhaltend, obgleich nicht unempfindlich gegen dessen Reize. Das Ansehen der Haüptlinge ist sehr geringe, und die Rechte der Regierung scheinen nur auf allgemeine Zustimmung gegründet. Man verheirathet sich bei den Redschangs auf dreierlei Weise: im ersten Fall kauft der Mann das Weib, das seine Sklavin wird; bei der zweiten Heirathsform wird der Mann von dem Vater seiner Frau adoptirt und wird dadurch sammt seinen zu erwartenden Kindern das Eigenthum seines Schwiegervaters; bei der dritten Heirathsart giebt und empfängt der Mann, und die Frau steht auf gleichem Fuß mit dem Manne und diese Verbindung gleicht sehr der bei den christlichen Völkern. Die Redschangs bekennen sich nur theilweise zum Islam, die große Mehrheit aber besteht aus Heiden, die eigentlich gar keine Religion haben, die weder Götter, noch Teüfel, noch Götzen anbeten; indessen scheinen sie an eine Seelenwanderung zu glauben, ohne jedoch diesen Glauben in ein System gebracht zu haben; er verhindert sie jedoch, die furchtbarsten Thiere ihres Landes, die Tiger und Krokodile auszurotten; sie sprechen nur mit Schrecken und Ehrfurcht von ihnen, und glauben sie von dem Geiste ihrer Vorfahren beseelt.

Was die Lampuhns anbelangt, die den südlichen Theil von Sumatra bewohnen, so ist ihre mit Gurgellauten angefüllte Sprache zwar bedeütend, aber doch nicht durchaus von der der Redschangs verschieden. Sie gleichen von allen Völkern Sumatras durch ein rundes Gesicht und die Form ihrer Augen den Chinesen am meisten; auch ist ihre Gesichtsfarbe am weißesten und unter ihnen findet man die größten und schönsten Frauen, die indeß Sklavinnen der Männer sind. Während unter den Redschangs die Regierungsart einen patriarchalischen Anstrich hat, nähert sich die der Lampuhns mehr der Feüdalform der Malayen. Die Sitten der Lampuhns sind viel freier, als die der anderen Völker von Sumatra, und in dem Verkehr der beiden Geschlechter sogar zügellos zu nennen,

was durch Tanzvergnügungen, die man leidenschaftlich liebt, begünstigt wird. Gastfreiheit bildet eine der Tugenden dieses Volks und wird selbst bis zur Verschwendung geübt. Die mohamedanische Religion hat große Fortschritte unter den Lampuhns gemacht, indessen finden sich noch sehr starke Spuren ihres alten Aberglaubens, der gewisse Baüme und Steine als körperliche Hülle der Waldgeister verehrt; sie haben also ihre Dryaden und Hamadryaden.

2. Die Javaner, die Bewohner der Insel Dschawa oder Java, wie man gewöhnlich schreibt, dieser Perle des Ostens, die durch Fruchtbarkeit des Bodens, wie durch Üppigkeit der Vegetation den ersten Rang unter allen Sunda-Inseln behauptet, nehmen unter den Völkern des malayischen Sprachstamms den ersten Rang ein, nicht blos der Zahl nach, sondern auch in der Kultur, die von Alters her stammt und dieses Volk einst zur höchsten Stufe des politischen Einflusses im Ostindischen Archipelagus emporgehoben hat. Aber durch Einfälle und wiederholte Eroberungen sind sie in Verfall gerathen und nur die Erinnerung an ihre alte Größe ist ihnen geblieben; ihre frühere Civilisation, die Fortschritte der Künste unter ihnen, ihre sonstige Macht und der Umfang ihres Reichs in alten Zeiten sind durch geschriebene Jahrbücher, Inschriften, Statuen, Überbleibsel von Bauwerken, große und imposante Ruinen, und endlich durch alle Arten historischer Denkmäler erwiesen. Nur auf dieser Insel findet man die nöthigen Urkunden, um die Geschichte der Völker des östlichen Archipelagus mit einander in Einklang zu bringen, so daß man Java als einen klassischen Boden für die historische Forschung betrachten kann.

Die Javaner, die außer Java auch die Inseln Bali und Madura und einen Theil der Ostküste von Sumatra bevölkern, unterscheiden sich mehr durch ihren National-Charakter als durch ihre physische Bildung von den anderen Völkern malayischen Geschlechts. Sie sind ein ackerbautreibendes Volk, das an dem Boden hangt, der Schifffahrt und dem Handel fast ganz fremd ist, während die Malayen, wie wir gesehen haben, und die Budschis, oder Bewohner von Celebes, Seefahrer aus Neigung, der Seeraüberei und dem Handel mit Fremden ergeben und zu Abenteüern und gewagten Unternehmungen geneigt sind. Diese Völker haben in der Ferne Niederlassungen und Kolonien gegründet, während die ruhigeren Javaner selten ihre Insel verlassen, die Pilgerreisen nach Mecca ausgenommen, die sie als eifrige, obwol nicht fanatische Anhänger des Propheten gern unternehmen, um den Ruf der Heiligkeit und sittlichen Vollkommenheit zu erlangen. Aus dem Unterschied in den Beschäftigungen und Gewohnheiten entsteht ein ganz verschiedener moralischer Charakter: die Malayen und Budschis sind hitzig, wild und hinterlistig, die Javaner dagegen sanft, ruhig, höflich, sogar ehrerbietig bis zur Schüchternheit; sie haben eine nachdenkende Miene, dennoch kann ihre Physiognomie recht ausdrucksvoll sein und Fröhlichkeit, Traurigkeit, Gleichgültigkeit, Unruhe drücken sich leicht auf ihrem Gesichte aus.

Die javanische Sprache, die zweite der Mundarten des malayischen Sprachstamms, spaltet sich als Volkssprache in vier Haupt-Dialekte, in den Sunda-, den eigentlichen Javanischen, den Bali- und Madura-Dialekt. Die

JAVANISCHE TÄNZERIN.

JAVANER IN KRIEGSTRACHT.

JAVANISCHE TÄNZERIN.

JAVANER IN KRIEGSTRACHT.

Sprache der gebildeten Leüte ist die Basa-krima, die viel Sanskrit und etwas aus dem rein Malayischen, und etwa ein Viertheil der Wörter aus der Volkssprache enthält. Außerdem haben die Javaner aber auch noch eine gelehrte Sprache, die Kawi-Sprache, die mit dem Sanskrit oder der ausgestorbenen Sprache Vorderindiens aufs innigste verwandt ist. Das Javanische unterscheidet sich vorzüglich darin von dem Malayischen, daß es nichts oder doch sehr wenig aus dem Arabischen erborgt hat. Die Literatur der Javaner ist reich an Dichtungen aller Art, die sich fast alle auf ihre Geschichte nnd frühere Brahma-Religion beziehen, die auf Bali, wohin der Islam nicht gedrungen, mit allen ihren politischen und socialen Einrichtungen noch in vollem Schwunge ist, was auf Sitten, Gewohnheiten, selbst auf den physischen Menschen von Bali seinen Einfluß übt.

Die Regierung ist rein despotisch in den Händen des Susunan oder Sultans, und ihre Macht wird nur durch gewisse Gebraüche beschränkt, denen das Volk so sehr anhängt, daß der Sultan es selbst nicht wagen darf, davon abzugehen. Die einzige Einrichtung, welche in der politischen Verfassung der Javaner der Freiheit günstig ist, ist die Ernennung der Dorfhaüptlinge, die vom Volke erwählt werden. In Java ist eine vortreffliche Polizei, was auch von der Justiz gilt, die von zweierlei Gerichtshöfen verwaltet wird, einem geistlichen, worin Mohamed's Gesetze streng befolgt werden, und einem weltlichen, in welchem jene Gesetze nach den Gebraüchen und Gewohnheiten des Landes einige Modifikationen erleiden. Die ganze männliche Bevölkerung ist militairpflichtig. Meistens besteht das Heer aus Fußvolk, welches, obwol der Gebrauch der Feüergewehre seit langer Zeit bekannt ist, Kris oder lange Dolche, die unsern Jagdmessern gleichen, Lanzen, Pfeil und Bogen, Schleüdern und runde Schilder zur Bewaffnung hat. Eines unserer Bilder zeigt einen Javaner in militairischer Kleidung. Sie haben viel von ihrer alten Tapferkeit verloren, sind physisch schwächer, als die eigentlichen Malayen, und auch nicht so muthig.

Unter dem Druck der öffentlichen Lasten, der Feüdal-Abgaben, der Frohnen aller Art und der Geldabgaben, die ihm das Erpressungssystem der Eüropäer auferlegt hat, ist der javanische Landmann nicht im Stande, dem Ackerbau und der Erzielung seiner Produkte die Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu widmen, die zu einem rationellen Betrieb der Landwirthschaft erforderlich sind, ja er müßte Haus und Hof verlassen, wäre der Boden nicht so überaus ergiebig, daß gewisse Felder, die zwei, auch wol drei Ärnten des Jahres gegeben haben, nicht einmal mit etwas Anderm besäet zu werden brauchen. So verschafft sich der Feldbauer leicht alle Bedürfnisse des Lebens, und zufrieden mit Dem, was er besitzt, ist er aus diesem Grunde träge, sogar faul. Reis ist seine Hauptnahrung, so wie die aller Bewohner, zu welcher Klasse sie auch gehören mögen. In Hinsicht auf Manufakturen und Handel sind die Javaner weiter zurück, als im Ackerbau, und ihre Industrie, die zwar ziemlich zahlreich, aber nicht sehr thätig und auf die Baumwollen-Manufaktur, Gärberei, metallische Fabrikation ꝛc. beschränkt ist, erstreckt sich wenig über ihre Bedürfnisse hinaus. Der

Handel im Innern des Landes ist sehr lebhaft, aber Seehandel treiben die Javaner, die eine angeborne Abneigung gegen das Meer haben, nicht, sondern überlassen denselben, außer den Europäern, den Chinesen, Budschis und Arabern, die sich an ihren Küsten angesiedelt haben.

Die Gesundheit des Klimas auf der Insel Java und die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt die Ehen, die von den Männern bereits mit sechszehn, von den Frauen mit dreizehn Jahren geschlossen werden. Eheliche Untreüe ist auf Java etwas Unerhörtes, oder doch höchst Seltenes, aber leicht kann das Band der Ehe gelöst werden, was bei dem geringsten Anlaß Statt findet. Darum scheint die Vielweiberei, obgleich durch Gesetz und Religion erlaubt, auf Java gewisser Maaßen unbekannt zu sein: die Leichtigkeit, seine Frau zu vertauschen, verhindert den Wunsch, ihrer mehrere zugleich zu haben. Den Frauen aller Stände liegt die Sorge für das Hauswesen ob; sie allein nehmen ein, kaufen und verkaufen, und man hält sie in dieser Hinsicht für viel geschickter, als die Männer. Eine Hütte von Bambusrohr, mit den Blättern der Nipapalme gedeckt, ist die Wohnung des Javaners, die er niemals einzeln, sondern immer haufenweis zu Dörfern zusammenbaut, welche, von Baümen, Gebüsch und Gestrauch beschattet, in lieblichen Hainen liegen. Auch die großen Städte sind nach demselben Plane wie die Dörfer gebaut, und alle von breiten, geraden, regelmäßigen und reinlich gehaltenen Straßen durchschnitten.

Der Hausrath der Javaner beschränkt sich auf wenig Dinge. Ihre Betten bestehen wie bei den Malayen aus einer schönen Matte und mehreren Kissen, die mit einem farbigen Zeüge überdeckt werden. Sie haben übrigens weder Tische noch Stühle. Die Speisen werden auf großen kupfernen oder hölzernen Becken in Porzellan- oder kupfernen Schüsseln aufgetragen; alle festen Speisen werden mit den Fingern zum Munde geführt, die flüssigen mit Löffeln, wogegen man sich der Messer und Gabeln fast nie bedient. Die Javaner haben eine entschiedene Neigung für Illuminationen und den Schmuck ihrer Haüser, deren Vorderseite an Festtagen mit Blumenkränzen und Gewinden geschmackvoll verziert wird. Von ihrer Tracht, bei der sie den Putz sehr lieben, geben die drei übrigen unserer Abbildungen, welche sich auf die Javaner beziehen, eine deütliche Vorstellung.

Die Javaner beider Geschlechter schwärzen sich die Zähne, wie alle Malayen, aber man vergoldet sie nicht, wie auf Sumatra, und man hat seit der Einführung des Islam aufgehört, sich das Ohrläppchen auszudehnen, wie es noch auf Bali und anderen Inseln geschieht. Den Vorschriften der mohamedanischen Religion getreü enthalten sich die Javaner des Schweinefleisches und jedes berauschenden Getränks, dagegen ist neben, dem Kauen des Betels, der Arekanuß, des Gambiers und Tabaks, der Gebrauch des Opiums allgemein verbreitet, sowol zum Rauchen, als zum Verschlucken, trotz dem, daß Diejenigen, die sich dem Genuß desselben im Übermaaße hingeben, der öffentlichen Verachtung anheimfallen.

Bei den Begräbnissen von Großen oder reichen Leuten finden viele Ceremonien Statt und Bildhauerarbeiten mit zierlichen Grabschriften, Inschriften und

JAVANERIN HÖHERN STANDES.

Handel im Innern des Landes ist sehr lebhaft, aber Seehandel treiben die Javaner, die eine angeborne Abneigung gegen das Meer haben, nicht, sondern überlassen denselben, außer den Europäern, den Chinesen, Budschis und Arabern, die sich an ihren Küsten angesiedelt haben.

Die Gesundheit des Klimas auf der Insel Java und die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt die Ehen, die von den Männern bereits mit sechszehn, von den Frauen mit dreizehn Jahren geschlossen werden. Eheliche Untreue ist auf Java etwas Unerhörtes, oder doch höchst Seltenes, aber leicht kann das Band der Ehe gelöst werden, was bei dem geringsten Anlaß Statt findet. Darum scheint die Vielweiberei, obgleich durch Gesetz und Religion erlaubt, auf Java gewissen Malayen unbekannt zu sein: die Leichtigkeit, seine Frau zu verstoßen, verhindert den Wunsch, ihrer mehrere zugleich zu haben. Den Frauen allein liegt die Sorge für das Hauswesen ob; sie allein nehmen ein, kaufen und verkaufen, und man hält sie in dieser Hinsicht für viel geschickter, als die Männer. Eine Hütte von Bambusrohr, mit den Blättern der Nipapalme gedeckt, ist die Wohnung des Javaners, die er niemals einzeln, sondern immer stellenweis zu Dörfern zusammenbaut, welche, von Bäumen, Gebüsch und Gesträuch beschattet, in lieblichen Hainen liegen. Auch die großen Städte sind nach demselben Plane wie die Dörfer gebaut, und alle von breiten, geraden, regelmäßigen und reinlich gehaltenen Straßen durchschnitten.

Der Hausrath der Javaner beschränkt sich auf wenig Dinge. Ihre Betten bestehen wie bei den Malayen aus einer schönen Matte und mehreren Kissen, die mit einem farbigen Zeuge überdeckt werden. Sie haben übrigens weder Tische noch Stühle. Die Speisen werden auf großen kupfernen oder hölzernen Becken in Porzellan- oder kupfernen Schüsseln aufgetragen; alle festen Speisen werden mit den Fingern zum Munde geführt, die flüssigen mit Löffeln, wogegen sich der Messer und Gabeln fast nie bedient. Die Javaner haben eine entschiedene Neigung für Illuminationen und den Schmuck ihrer Häuser, deren Vorderseite an Festtagen mit Blumenkränzen und Gewinden geschmackvoll verziert wird. Von ihrer Tracht, bei der sie den Putz sehr lieben, geben die drei übrigen unserer Abbildungen, welche sich auf die Javaner beziehen, eine deutliche Vorstellung.

Die Javaner beider Geschlechter schwärzen sich die Zähne, wie alle Malayen, aber man vergoldet sie nicht, wie auf Sumatra, und man hat seit der Einführung des Islam aufgehört, sich das Ohrläppchen auszudehnen, wie es noch auf Bali und anderen Inseln geschieht. Den Vorschriften der mohamedanischen Religion gemäß enthalten sich die Javaner des Schweinefleisches und jedes berauschenden Getränks, dagegen ist neben, dem Kauen des Betels, der Arekanuß, des Gambirs und Tabaks, der Gebrauch des Opiums allgemein verbreitet, sowol zum Rauchen, als zum Verschlucken, trotz dem, daß Diejenigen, die sich dem Genuß desselben im Übermaaße hingeben, der öffentlichen Verachtung anheimfallen.

Bei den Begräbnissen von Großen oder reichen Leuten finden viele Ceremonien Statt und Bildhauerarbeiten mit zierlichen Grabschriften, Inschriften und

JAVANERIN HÖHERN STANDES.

JAVANER IM HOFKLEIDE

JAVANER IM HOFKLEIDE.

Denksprüchen schmücken die Gräber auf den Beerdigungsplätzen, die immer auf erhöhten Orten angelegt werden und nicht wenig zum Schmuck der Landschaft beitragen.

Ebenso große Freünde, als die Javaner von theatralischen Vorstellungen sind, eben so sehr lieben sie auch den Tanz, der von Männern, hohen und niedrigen, in Gesellschaft von Privat- und öffentlichen Tänzerinnen (s. die Abbildung einer Tänzerin) nicht selten mit vieler Grazie, und immer mit Anstand aufgeführt wird. Für die Musik haben sie vielen Sinn, daher auch eine große Menge musikalischer Instrumente, und es fehlt ihnen nicht an Gefühl für die Wirkungen der Malerei, ohne jedoch in dieser Kunst Fortschritte gemacht zu haben. Jagd und Thierkämpfe, besonders zwischen Tiger und Büffel, sind ein Hauptvergnügen des Javaners, der auch ein großer Liebhaber des Schach- und aller anderen Spiele gleicher Gattung ist.

3. Die Bugis sind gegenwärtig die herrschende Nation auf Celebes und die thätigsten und unternehmendsten Handelsleüte und Seefahrer im ganzen Archipelagus; es giebt daselbst fast kein Handelsfahrzeüg, was nicht mit Bugis bemannt wäre, die zugleich durch ihre Tapferkeit berühmt sind. Ihre Sprache, die ihre eigene Literatur besitzt, ist die dritte der malayischen Hauptmundarten, die in die Dialekte

1) der eigentlichen Bugis, Buggesen, Bugginesen, Büschis, Wüschis, Budschis, auch Bonier genannt;

2) der Macassaren, im südwestlichen Theil von Celebes, und

3) der Turaschas, im Innern der Insel, zu zerfallen scheint. — Die Macassaren, welche eine Zeitlang im 17ten Jahrhundert das mächtigste Volk des Archipelagus waren, und noch gegenwärtig außerhalb Celebes in Sumbawa und Flores herrschen, sind von den Bugis vermuthlich nur politisch, nicht aber genealogisch verschieden. Es scheint, daß beide ehedem eine von der jetzigen abweichende Sprache gehabt, welche in der Folge von der Malayischen verdrängt, oder vielleicht nur mit derselben vermischt worden. So viel ist gewiß, daß die Malayen bereits zu Anfang des 16ten Jahrhunderts alle Macassaren zum Islam bekehrt haben, worauf die Bugis bald nachfolgten. Die Macassaren haben ihre eigene National-Literatur, die aber nicht so reichhaltig ist, als die der Bugis. Was die Turaschas betrifft, so hat man dieselben früher unter dem Namen Biadschuhs, oder Dran-Badschus für einen Zweig der später zu erwähnenden negerartigen oder dunkelfarbigen Alfuru-Bevölkerung des ostindischen Archipelagus gehalten, der zwar zum Mohammedanismus bekehrt, dennoch als ein wildes Volk, und als Einwanderer von Java, oder von Dschohore auf der Halbinsel Malacca geschildert wurde; allein neüere Unrersuchungen weisen darauf hin, daß sie als die ältesten Bewohner von Celebes, und als Zweig des malayischen Völkerstamms, vornehmlich des polynesischen Astes, zu betrachten sein dürften, indem sie nach Hautfarbe, Gestalt und Gesichtszügen sehr lebhaft an die Eingebornen von Hawaii, Tahiti, Tonga und Neüseeland erinnern.

4. Die Tagaler, die vierte der malayischen Nationen, sind die Bewohner der Philippinischen Inseln, und als die ersten Eroberer derselben anzusehen.

Von den Spaniern im Allgemeinen los Indios genannt, spaltet sich ihre Sprache, die vierte der malayischen Idiome, auf den Philippinen in sieben verschiedene Hauptdialekte, welche von eben so vielen verschiedenen Völkerschaften gesprochen werden, nämlich von —

1) den Pampangern,
2) den Zambalen,
3) den Pangasinanern,
4) den Ilokern oder Ylocos, und
5) den Cagayanern,

die sämmtlich im nördlichen Theile der philippinischen Hauptinsel Luzon wohnen;

6) den Tagalern, Tagalos im Spanischen, eigentlich Tagay-log, d. h: Flußanwohner, in der Gegend um Manila, der Hauptstadt der Philippinen, namentlich in den Provinzen Tondo, Cavite, Valangas, Bulacan, Laguna, Batangas, Tayabas und Neü-Ecija, so wie auf der Insel Marinduque; und endlich von —

7) den Bisajern, Bisayos im Spanischen, welche alle südlich von Luzon belegenen Inseln, namentlich Samar, Leyte, Zebu, Calamianes, Mindoro, Marbate, Panay, Ticao, Burios und andere minder beträchtliche Eilande bewohnen, daher sie auch die bisajischen Inseln genannt werden.

Die bisajische Sprache wird aber auch auf den Mindanao- und Sulu-Inseln gesprochen, und zerfällt in eine Menge Mundarten, deren es so viele geben mag, als es Inseln giebt.

Diese sieben Mundarten kommen im Wesentlichen der grammatischen Formen, wie in den Wurzeln überein. Auch giebt es in denselben allerdings mehrere malayische Wörter und Formen, aber doch immer nicht so viel, daß man sie alle als bloße Mundarten einer und ebenderselben Hauptsprache, der malayischen, ansehen könnte. Wer weiß, wie viel davon auf Rechnung ehemaliger jetzt unbekannter Vermischungen zu setzen ist, indem uns die ältere Geschichte dieses ganzen Inselhaufens völlig unbekannt ist. Daß sie hier nicht einheimisch sind, scheint wol gewiß zu sein, indem die dunkelfarbigen, oder schwarzen Menschen, welche als die Urbewohner nicht blos der Philippinen, sondern fast aller Inseln des ostindischen Archipelagus anzusehen sind, erst von ihnen in die Gebirge gedrängt worden, und denen die Tagaler noch immer Tribut zahlen müssen, wenn sie vor ihnen Ruhe haben wollen. Die Pampanger und Tagaler wollen von den Malediven abstammen, und erst nach Borneo, und von da hierher gewandert sein; und von den Bisajern wird behauptet, daß sie mit den Macassaren oder Bugis gleichen Ursprung haben. Nach Marigondon, an der großen Bucht von Manila, wurden in alter Zeit Eingeborne der Molukken versetzt, ihre Nachkommen reden bei dem Tagalischen und Spanischen noch ihre Sprache, die sie mit Vorliebe bewahren. Zur tagalischen Sprach-Familie gehört auch muthmaßlich die Sprache —

8) der hellfarbigen Küstenbewohner von Formosa, oder das Sideis-Formosanische, wie sie von den Holländern genannt wird, die sich während ihrer Niederlassung auf Formosa um den Unterricht der sanften und gebildeten Einwohner, über deren Aüßeres, Kleidung und Bewaffnung unsere Abbildung einen Begriff giebt, rühmlichst verdient gemacht haben; gewiß aber ist es, daß —

EINGEBORNER VON FORMOSA.

Von den Spaniern im Allgemeinen les Indios genannt, spaltet sich ihre Sprache, die zweite der malayischen Idiome, auf den Philippinen in sieben verschiedene Hauptdialekte, welche von eben so vielen verschiedenen Völkerschaften gesprochen werden, nämlich von —

1) den Pampangern,
2) den Zambalern,
3) den Pangasinanern,
4) den Ilokern oder Ylocos, und
5) den Cagayanern,

die sämmtlich im nördlichen Theile der philippinischen Hauptinsel Luzon wohnen;

6) den Tagalern, Tagalos im Spanischen, eigentlich Tagay-log, d. h: Flußanwohner, in der Gegend um Manila, der Hauptstadt der Philippinen, namentlich in den Provinzen Tondo, Cavite, Balangas, Bulacan, Laguna, Batangas, Tayabas und Nue-Ecija, so wie auf der Insel Marinduque; und endlich von —

7) den Bisayern, Bisayos im Spanischen, welche alle südlich von Luzon liegenden Inseln, namentlich Samar, Leyte, Zebu, Calamianes, Mindoro, Marinduque, Panay, Negros, Paraos und andere minder beträchtliche Eilande bewohnen, welche deshalb auch die bisayischen Inseln genannt werden.

Die tagalische Sprache wird aber auch auf den Mindanao- und Sulu-Inseln gesprochen, und zerfällt in eine Menge Mundarten, deren es so viele geben mag, als es Inseln giebt.

Diese sieben Mundarten kommen im Wesentlichen der grammatischen Formen, wie in den Wurzeln überein. Auch giebt es in denselben allerdings mehrere malayische Wörter und Formen, aber doch immer nicht so viel, daß man sie alle als bloße Mundarten einer und ebenderselben Hauptsprache, der malayischen, ansehen könnte. Wer weiß, wie viel davon auf Rechnung ehemaliger jetzt unbekannter Vermischungen zu setzen ist, indem uns die ältere Geschichte dieses ganzen Inselhaufens völlig unbekannt ist. Daß sie hier nicht einheimisch sind, scheint wol gewiß zu sein, indem die dunkelfarbigen, oder schwarzen Menschen, welche als die Urbewohner nicht blos der Philippinen, sondern fast aller Inseln des ostindischen Archipelagus anzusehen sind, erst von ihnen in die Gebirge gedrängt worden, und denen die Tagaler noch immer Tribut zahlen müssen, wenn sie vor ihnen Ruhe haben wollen. Die Pampanger und Tagaler wollen von den Malediven abstammen, und erst nach Borneo, und von da hierher gewandert sein; und von den Bisajern wird behauptet, daß sie mit den Macassaren oder Bugis gleichen Ursprung haben. Nach Marigondon, an der großen Bucht von Manila, wurden in alter Zeit Eingeborne der Molukken versetzt, ihre Nachkommen reden bei dem Tagalischen und Spanischen noch ihre Sprache, die sie mit Vorliebe bewahren. Zur tagalischen Sprach-Familie gehört auch muthmaßlich die Sprache —

8) der hellfarbigen Küstenbewohner von Formosa, oder das Sideis-Formosanische, wie sie von den Holländern genannt wird, die sich während ihrer Niederlassung auf Formosa um den Unterricht der sanften und gebildeten Einwohner, über deren Äußeres, Kleidung und Bewaffnung unsere Abbildung einen Begriff giebt, rühmlichst verdient gemacht haben; gewiß aber ist es, daß —

EINGEBORNER VON FORMOSA.

9) das Chamori, welches die Sprache der Insulaner auf den Mariannen oder Ladronen war, nur als ein Dialekt des Tagalischen anzusehen ist, in welchem tagalische und bisajische mit rein malayischen Wurzeln abwechseln. Aber diese Chamori-Sprache ist mit dem Volke, das sie sprach, fast ganz verschwunden, und die neüe Generation redet die Sprache der Eroberer, also die spanische, und die eigene nur noch durch deren Einmischung entstellt.

Die Tagaler, die auf den Philippinen und Mariannen größtentheils zum Christenthum bekehrt sind, und auf Mindanao und den Sulu- oder Jolo-Inseln den Islam angenommen haben, gelten für das sanftmüthigste und liebenswürdigste unter den Völkern des westlichen oder malayischen Astes des großen Malayen-Stamms, und haben nur als Mohammedaner auf den zuletzt genannten Inseln, unter dem Einfluß der echten Malayen, von denen sie auf die Bahn des Seeraubs geführt worden sind, die ursprüngliche Einfalt ihrer Sitten gegen die rauhen Gewohnheiten eines umherschweifenden, abenteüerlichen Piraten-Lebens eingebüßt. Die Tagaler der Philippinen sind zwar nicht sehr fleißige, aber geschickte Ackerbauer, Viehzüchter und Gewerbtreibende, die fast in allen Zweigen der Industrie die zierlichsten, zugleich dauerhaftesten Arbeiten liefern, und es bei größter Ordnung und Mäßigkeit zu einem sehr großen Wohlstand und unter dessen Ägide zu einer gewissen geistigen und gesellschaftlichen Reife gebracht haben, die sie den Spaniern, ihren Beherrschern, sehr nahe gleich stellt, was aber von diesen nicht allein nicht anerkannt, sondern mit Geringschätzung betrachtet wird, weshalb sie denn auch für den Tagaler ein Gegenstand des bittersten Hasses sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Üppigkeit der Ärnten und das Tropenklima der Philippinen macht aber den Tagaler träge; er begnügt sich mit den nothwendigsten Arbeiten, die nur wenig Zeit in Anspruch nehmen, und widmet die übrige einer sorglosen Nichtsthuerei oder dem Vergnügen, das er vornehmlich in der Musik und dem Tanze findet, oder er begiebt sich zu den sehr beliebten öffentlichen Hahnenkämpfen und überläßt sich dem Spiel, das er mit Leidenschaft treibt. Die Tagaler kleiden sich, dem warmen Klima angemessen, sehr leicht, dabei einfach, aber geschmackvoll; ihr größter Staat ist bei beiden Geschlechtern ein Hemd von Piña, einem außerordentlich feinen Zeüg, das aus den Fasern der Ananasblätter verfertigt wird, und viel feiner, als die feinste Leinwand ist. Diese Hemden werden gestickt und mit den feinsten Spitzen besetzt und kosten nicht selten mehr als 25 Thlr. das Stück. Auch mit Hüten wird ein großer Luxus getrieben. Die ekelhafte Sitte des Betel-Kauens ist auch unter den Tagalern allgemein verbreitet.

5. Die Madagassen, Madekassen oder Malegaschen, deren Sprache am nächsten mit dem Tagalischen verwandt, obgleich raümlich am weitesten entfernt ist, bestehen in ihrem heütigen Zustande sonder Zweifel aus einer Vermischung, erstens von Malayen, die sich zuerst auf der Ostküste von Madagaskar angesiedelt haben und darauf ins Innere der Insel vorgedrungen sind, sodann zweitens von einem schwarzen, negerartigen Volke, welches die Urbevölkerung gebildet haben mag, und drittens von Arabern, die bei ältern Schriftstellern, im Gegensatz gegen jene, Weiße heißen; woraus ein Volk entstanden ist, welches

in seinen Individuen groß und gut gebildet ist, schöne Formen, und bald krauses, bald glattes schwarzes Haar hat, und dessen Hautfarbe meistens olivenfarbig in verschiedenen Schattirungen ist. Die Madagassen sind ernst und überlegend, klug, rachsüchtig, den Ausschweifungen ergeben, und unter einander sehr gastfrei. Im Innern der Insel sind sie nicht von so ansehnlichem Wuchse; dort haben sich die malayischen Gesichtszüge in größerer Reinheit erhalten, mit ihnen auch der malayische Charakter, in welchem Betrüglichkeit und Hinterlist vorwaltend sind. Auf ganz Madagaskar herrscht nur Eine Sprache, aber mit dialektischer Verschiedenheit, daher nicht von verschiedenen Nationen die Rede ist, wenn unterscheidende Namen für die verschiedenen Bewohner dieser Insel angeführt werden; diese Namen beziehen sich meistentheils auf die Beschaffenheit der Gegend, wo sie leben. So bedeütet das Wort Antivaren das Volk des Nordens, oder des Donners, weil die Gewitter immer von dieser Seite kommen; südlicher sind die Batimsaren oder Bestimessaren, d. i: die großen und guten Völker am Meere; dann folgen die Betanimenen oder Leüte, die ein rothes Land bewohnen, und die Antagimer, oder Leüte des Südens, beide ebenfalls am Meere. Landeinwärts auf der zweiten Reihe findet man die Ambanivulen oder Antibanivulen, d. i: Völker am Fuß der mit Bambusrohr bedeckten Berge. Auf der dritten Linie in den Gebirgen sind die Ovas oder Ancoveſoras, in deren Händen die Herrschaft über den größten Theil von Madagaskar ist; an sie schließen sich noch mehrere andere Abtheilungen unter verschiedenen Namen, worauf endlich auf der Westküste die Seklaven oder Saklaven folgen. Das madagassische Volk spaltet sich in sieben Stände, von denen der Stand der Raminis die Familien enthält, aus welchen das Oberhaupt des Landes ernannt wird, und der Stand der Ombiassen die Gelehrten, welche in öffentlichen Schulen sogar Geometrie und Astronomie lehren und eine Art Papier bereiten, worauf sie schreiben. Sie haben auch Bücher in der madagassischen Sprache, aber mit arabischer Schrift. Die Madagassen leben in größeren und kleineren Ortschaften, die theils an Flüssen, theils auf Anhöhen liegen und aus kleinen Holzhaüsern bestehen, die nur ein Stockwerk haben. Vornehme haben große Haüser mit mehreren Zimmern. Ihr Hausgeräth ist sehr einfach und besteht aus zierlich geflochtenen Matten statt der Teppiche, aus irdenen Krügen und Töpfen, mehreren Holzgeräthen, Löffeln, Messern, Gabeln, Zangen. Man sitzt auf der Erde und gebraucht große Blätter statt der Teller. Die Männer gehen meistentheils nackt und schlagen nur ein Tuch um die Hüften; oft werfen sie ein Stück blaues Baumwollenzeüg mantelartig über die Schultern, das den Körper deckt; auf dem Kopfe tragen sie eine lederne Kappe. Ihre Waffen sind Lanzen und Flinten. Die Weiber bedecken Brust und Rücken mit einem kurzen Leibchen, ohne Ärmel, und ein Tuch von Seide oder Baumwolle, um die Mitte des Leibes befestigt, hangt wie ein Rock herab. Zum Schutz gegen Sonnenschein und Regen haben sie auch den Mantel der Männer. Ringe um Hals, Arme, Beine, in den Ohren und im Haar dienen zum Schmuck und Amulette um den Hals zum Schutz wider Unfälle und Zauberei sind bei beiden Geschlechtern üblich. Die Madagassen sind in Hinsicht auf

Essen und Trinken mäßig. Nach einer wild durchlebten Jugend heirathen sie und jeder nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann; sie werden den Ältern abgekauft. Die Heirathsgebraüche sind sehr einfach, Ehescheidungen nicht selten. Tanz und Musik gehören zu den vornehmsten Vergnügungen des Madagassen, der aüßerst träge ist und alle Arbeiten seinen Weibern und Sklaven überläßt. Freündschafts-Bündnisse werden unter großen Feierlichkeiten abgeschlossen. Unreinlichkeit und unordentliches Leben verbreiten manche Krankheiten, besonders die Krätze, den Aussatz. Die Ceremonien bei Leichenbegängnissen sind sehr umständlich. Der Islam hat unter den Madagassen keinen Zugang und auch das Christenthum wenig Freünde gefunden. Sie glauben an ein höchstes gutes Wesen, einen bösen Geist und die Unsterblichkeit der Seele; aber das gute Wesen verehren sie nicht, wol aber fürchten und vermeiden sie das Böse, besonders in der Nacht. Die Sonne betrachten sie als die befruchtende Kraft. Der Ackerbau, der vorzugsweise auf Reis, Hirse, Ignamen gerichtet ist, wird nicht so sorgfältig betrieben, als die Viehzucht, besonders des Rindes, welches den Reichthum der Insel ausmacht. Fischerei wird in den Flüssen, aber auch an den Küsten im Meere, die Jagd aber meistens nur des Vergnügens halber getrieben. Große Betriebsamkeit in Künsten und Handwerken herrscht unter den Madagassen nicht, und sie sind zufrieden, sich die nothwendigsten Bedürfnisse, die zur Wohnung, Kleidung, zum Hausrath und zur Vertheidigung gehören, zu verschaffen; als Handelsleüte haben sie sich nie so hervorgethan, wie die Malayen und Bugis, sie gleichen darin den Javanern und Tagalern. Die Regierungsform ist die Despotie, gemildert jedoch durch die Distrikts- und Gemeinde-Verfassung, der zufolge die Vorsteher und Ältesten das Regiment führen. Die ungeschriebenen Gesetze sind sehr einfach, und man entscheidet meistens nach Herkommen und Gebrauch. Meüchelmord wird mit dem Tode bestraft und Diebstahl hat meistens die Sklaverei zu Folge, die auf Madagaskar allgemein ist, aber auch hier die mildere Form der Leibeigenschaft hat.

Mit den Madagassen schließt sich die Reihe der zur westlichen Gruppe des malayischen Sprachstamms gehörigen Mundarten, so weit sie von den Linguisten erforscht worden sind; nichts desto weniger wird man noch folgende Mundarten als mehr oder minder nahe verwandte Glieder der malayischen Sprach-Familie ansehen dürfen, nämlich: —

6. Den Singalesischen Dialekt, welcher im südlichen Theile von Ceylon gesprochen wird; und sodann auf den, östlich von Dschawa und Bali liegenden Sunda-Inseln: —

7. Die Bima-Sprache, welche in dem ganzen östlichen Theile von Sumbawa, so wie in dem größten Theile von Ende oder Flores gesprochen wird und, mit dem Bugis und Javanischen verwandt, am meisten dem makassarischen Dialekt gleicht.

8. Die Sumbawa-Sprache, die in dem übrigen Theil der Insel gesprochen wird, ein Gemisch von Bima, Javanischem und Bugis; doch hat sie auch eigenthümliche Wörter. Von ihr unterscheidet sich noch —

9. Die Tambora-Sprache, welche für den ältesten der drei auf Sum-

bawa gesprochenen Dialekte gilt. Sie herrscht in dem Staate Tambora. Diese beiden Sprachen haben kein ihnen eigenthümliches Alphabet; man schreibt sie mit Bugis- oder Malayen-Schrift; aber die Bima-Sprache wurde sonst mit Buchstaben geschrieben, die weder denen der Bugis, noch der Malayen glichen. Es ist dies ein hinreichender Beweis, daß die Bima-Sprache alt und eine Ursprache ist. Sie sowol als die Sumbawa hat mit dem modernen Malayischen nur wenig Ähnlichkeit.

10. Die Sawu-Sprache, die Mundart der Bewohner der Insel Sawu, zu denen der Islam noch nicht vorgedrungen ist. Polytheismus herrscht unter diesem Völkchen, dessen Dialekt nur geringe Ähnlichkeit mit denen seiner Nachbarn hat, wol aber mit mehreren polynesischen Dialekten und dem eigentlichen Malayischen, von dem alle diese Sprachen abstammen; sie macht indeß eine eigenthümliche Sprache aus und ihre meisten Wörter sind von dem Malayischen sehr verschieden. Unsere Abbildung eines Kriegers von Sawu giebt einen Begriff von der aüßern Gestalt und dem Kriegsschmuck dieses Völkchens, von dem sich die Bewohner der naheliegenden Insel —

11. Rotti durch eine eigene Sprache unterscheiden sollen. Auch von einem Rotti-Insulaner geben wir eine Abbildung der Kriegertracht, die vielen Geschmack verräth. Wir bekommen durch diese Bilder zugleich eine Übersicht der bei diesen malayischen Völkern üblichen Schutz- und Trutzwaffen. Sehr verschieden von der malayischen ist

12. die Timor-Sprache, so zwar, daß sie nicht als Dialekt von jener, sondern als eine besondere Sprache angesehen werden muß, deren Wörterschatz nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit dem Malayischen hat. Viel näher stehen ihr die Sprachen 13. von Ceram und 14. der Insel Mosses.

II. Östliche oder polynesische Gruppe.

Die polynesischen Sprachen zerfallen in zwei große Abtheilungen, von denen die erste, die auf den nordwestlichen Inselgruppen gesprochene die Sprachen —

1. der Karolinier, und

2. der Radacker umfaßt. Die Gränze dieser Abtheilung mit der zweiten scheint nördlich von der Kingsmill-Gruppe zu fallen, mit der die Sprachen der größtentheils zum Christenthum bekehrten Völker beginnen, die alle sowol in den Wurzelwörtern, als auch in den grammatischen Verhältnissen und der Satzbildung so genau übereinstimmen und verwandt sind, daß man fast zweifelhaft wird, ob man sie nicht für bloße Dialekte Einer Sprache halten müßte. Es sind ihrer, nach W. von Humboldt, acht, nämlich

3. die Hawaiische auf den Sandwich-Inseln;

4. die Markesanische auf den Marquesas-Inseln oder dem Archipelagus von Mendaña;

5. die Tahitische auf den Gesellschafts-Inseln;

6. die Rorotongische auf den Inseln der Cooks-Gruppe;

7. die Samoische auf Samoa oder den Schiffer-Inseln;

EINGEBORNER DER INSEL ROTTI

[illegible] gültigen Dialekte gilt. Sie herrscht in dem Staate Tanette, [illegible] seinen eigenthümliches Alphabet; man [illegible] die Regeln der Makassar-Schrift; aber die Bima-Sprache wurde [illegible] geschrieben, die weder denen der Bugis, noch der Makassaren [illegible] ist ein glänzender Beweis, daß die Bima-Sprache als [illegible] gesprochen ist. Sie soweit als die Sumbawa hat mit dem modernen [illegible] nur wenig Aehnlichkeit.

10. Die Saseu-Sprache, die Mundart der Bewohner der [illegible] en, zu denen der Islam noch nicht vorgedrungen ist. Polytheismus [illegible] unter diesen Stämmen, dessen Dialekt nur geringe Aehnlichkeit mit dem [illegible] Nachbarn hat, und aber mit mehreren polynesischen Dialekten und den [illegible] schen Malayischen, von denen alle diese Sprachen abstammen; sie macht [illegible] eine eigenthümliche Sprache aus und ihre meisten Wörter sind von [illegible] verschieden. Unsere Abbildung eines Kriegers von Saseu [illegible] einen Begriff von der nackten Gestalt und dem Kriegsschmuck dieses Stammes, von dem sich die Bewohner der naheliegenden Insel —

11. Nossi durch eine eigene Sprache unterscheiden sollen. Auch von [illegible] dem Nossi-Insulanern geben wir eine Abbildung der Kriegertracht, die vielen [illegible] schmuck verräth. Wir bekommen durch diese Bilder zugleich eine Übersicht [illegible] bei diesen malayischen Völkern üblichen Schutz- und Trutzwaffen. Sehr verschieden von der malayischen ist

12. die Timor-Sprache, so zwar, daß sie nicht als Dialekt von jener [illegible] sondern als eine besondere Sprache angesehen werden muß, deren Wörterbuch [illegible] eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit dem Malayischen hat. Viel näher stehen [illegible] die Sprachen 13. von Ceram und 14. der Insel Mosses.

B. Östliche oder polynesische Gruppe.

Die polynesischen Sprachen zerfallen in zwei große Abtheilungen, von [illegible] nen die erste, die auf den nordwestlichen Inselgruppen gesprochene die Sprachen —

1. der Karolinier, und

2. der Radacker umfaßt. Die Gränze dieser Abtheilung mit der zweiten [illegible] scheint nördlich von der Kingsmill-Gruppe zu fallen, mit der die Sprachen der [illegible] größtentheils zum Christenthum bekehrten Völker beginnen, die alle sowol in den Wurzelwörtern, als auch in den grammatischen Verhältnissen und der Satzbildung so genau übereinstimmen und verwandt sind, daß man fast zweifelhaft wird, ob man sie nicht für bloße Dialekte Einer Sprache halten müßte. Es sind ihrer, nach W. von Humboldt, acht, nämlich

3. die Hawaiische auf den Sandwich-Inseln;

4. die Markesanische auf den Marquesas-Inseln oder dem Archipelagus von Mendana;

5. die Tahitische auf den Gesellschafts-Inseln;

6. die Rorotongische auf den Inseln der Cooks-Gruppe;

7. die Samoische auf Samoa oder den Schiffer-Inseln;

EINGEBORNER DER INSEL ROTTI

KRIEGER DER INSEL SAWU

KRIEGER DER INSEL SAWU.

8. die Tongische auf den Tonga- oder freündschaftlichen Inseln;
9. die Vitische auf den Fidschi- oder Viti-Inseln;
10. die Neüseeländische auf Neüseeland.

Williams hat ihnen noch eine eilfte hinzugefügt, die der fünf kleinen sogenannten Austral-Inseln; allein sie unterscheidet sich so wenig von der Tahitischen, daß eine solche Trennung nicht gerechtfertigt erscheint. Überdies wird auf den beiden östlichen dieser Inseln, Rapa und Raivavai, eine Sprache gesprochen, die wahrscheinlich ein raratongischer Dialekt ist, da man auch auf den Niedrigen Inseln Dialekte der letzten Sprachen trifft, so daß sie, was sehr merkwürdig ist, auf den Inseln sowol östlich als westlich von den Societäts-Inseln verbreitet erscheint.

Die Tahitier sind meistens etwas über mittlerer Größe; allein ihre Glieder sind nicht so muskulös, wie die der Hawaiianer, obgleich auch letztere nicht so kräftig sind, wie die Bewohner der Marquesas-Inseln, die gewandtesten des ganzen östlichen Polynesien. Die Tahitier stehen in dieser Beziehung noch unter den Bewohnern von Neüseeland. Sie besitzen weder die Gravität der Tonganer, denen sie im Übrigen gleichen, noch die Lebhaftigkeit der Eingebornen der Marquesas. Indessen sind sie doch gut gebaut, und obwol sie Anlage zur Wohlbeleibtheit und zu einer gewissen apathischen Schläfrigkeit haben, so liegt doch Anmuth in ihren Bewegungen und eine gewisse Freiheit und Ungezwungenheit in ihren Manieren. Die Bewohner des innern Berglandes bilden eine Ausnahme dieser allgemeinen Regel: gewohnt, die steilen Felsenwände mit nackten Füßen zu erklimmen, drehen sie, deshalb wahrscheinlich, ihre großen Zehe nach innen, was ihren Gang sehr linkisch macht.

Wenn man unter ihnen zuweilen wahre Musterbilder menschlicher Schönheit trifft, so fehlt es aber auch nicht an Geschöpfen, welche durch die Krankheiten entstellt sind, welche eüropäische Seeleüte auf den Inseln des Stillen Oceans eingeführt haben. Auch einer andern Krankheit sind die Tahitier häufig ausgesetzt, durch welche der Rückgrat gekrümmt wird. Sie behaupten, ihre Väter hätten diese Krankheit nicht gekannt, und sie sei ihnen erst durch Vancouver's Mannschaft gebracht worden, also seit dem Jahre 1793. Thatsache ist, daß dieselbe in den andern Inselgruppen nicht herrscht, und daß man, obwol gegenwärtig eine Menge Tahitier daran leiden, dennoch zu glauben Ursache hat, daß mit Ausnahme der Krätze, die von den ältesten Zeiten unter ihnen gewüthet hat, dies Volk ursprünglich von allen Mißgestaltungen frei war.

Die Polynesier haben eine offene und angenehme Physiognomie, obgleich von starken und zuweilen zu sehr hervortretenden Gesichtszügen. Wenn die Stirn und das Hinterhaupt in der Kindheit nicht eingedrückt worden sind, so ist der Gesichtswinkel bei ihnen eben so, wie bei den Eüropäern; allein sehr häufig thun dies die Mütter mit denjenigen ihrer männlichen Kinder, welche dereinst Krieger werden sollen. Stets aber ist die Stirn, sie sei nun hoch oder niedrig, vollkommen ausgebildet. Die Augenbrauen sind schwarz, zuweilen stark geschweift, aber gewöhnlich gerade. Die Augen sind meistentheils glänzend und dunkelschwarz; die Backenknochen hoch. Die Nase ist bald gerade,

bald gebogen, selten platt, obwol es früher Sitte war, die Nase bei den Kindern weiblichen Geschlechts zusammenzudrücken, weil eine dicke, stumpfe Nase für nothwendig zur Vollständigkeit menschlicher Schönheit galt. Der Mund ist im Allgemeinen gut geformt, nur die Lippen sind zuweilen etwas zu dick, ohne jedoch denen der afrikanischen Neger zu gleichen. Die Zähne sind vollkommen gesund, etwas groß, aber außerordentlich weiß; die Ohren groß. Das Gesicht ist rund oder oval, und selten erblickt man die eckige Form der Mongolen; das Profil nähert sich sehr dem eüropäischen. Das Haar ist dunkelbraun oder glänzend schwarz, nicht glatt, wie das der Amerikaner, aber auch nicht wollig, wie bei den Negritos und Australiern.

Der Unterschied des Wuchses zwischen den beiden Geschlechtern ist nicht so groß, wie bei den Eüropäern. Die Frauen sind, obgleich schwächer und zarter, als die Männer, dennoch stark und kräftig gebildet, und sehen durchgängig gesund aus.

Eine in der Physiologie der Tahitier, Hawaiianer, Tonganer ꝛc. merkwürdige Eigenthümlichkeit ist die, daß die Häuptlinge sich fast ohne Ausnahme durch eine vortheilhaftes Äußere und eine gewisse Würde vom gemeinen Volk unterscheiden. Man hat gemeint, die ersteren gehörten einer ganz andern Rasse an, welche die Ureinwohner in früheren Zeiten unterjocht hätten, und deren körperliche und geistige Überlegenheit sich auf ihre Abkömmlinge erstreckt habe. Zur Erklärung dieser Thatsache braucht man aber seine Zuflucht nicht zu jener Voraussetzung zu nehmen, sondern es genügt, wie Ellis gezeigt hat, die Verschiedenheit der Erziehung, eine regelmäßigere, verständigere Lebensordnung, den Gebrauch der Bäder und andere Gewohnheiten in Rechnung zu bringen.

Die vorherrschenden Farben bei den Polynesiern sind Olive, Bronze oder ein röthliches Braun, das gleich weit entfernt ist vom Schwarz der Afrikaner und mancher Asiaten, vom Braun-Gelb der Malayen und der Kupferfarbe des nordamerikanischen Indianers, oft aber ein Gemisch der beiden letzten Farben darbietet. Indessen bemerkt man aber doch eine große Manchfaltigkeit nicht bloß unter der Bevölkerung der verschiedenen Archipele, sondern auch unter den Einwohnern einer und derselben Insel. So sind die Eingebornen der östlich und sehr nahe bei Tahiti gelegenen Perlen-Inseln von weit dunklerer Farbe, als die der Georg-Inseln; die Bewohner von Maniaa oder Mangiaa, die von Buturu und der südlich von Tahiti belegenen Inseln, endlich die meisten Mitglieder der regierenden Familie von Raiatea sind nicht dunkelfarbiger, als die Völkerschaften des südlichen Eüropa. Im Augenblicke ihrer Geburt sind die Kinder fast eben so weiß, wie bei uns, und ihre Haut wird hauptsächlich dadurch gebraünt, daß sie beständig den sengenden Strahlen einer tropischen Sonne ausgesetzt sind. Die Theile ihres Körpers, welche von den leichten Stoffen des Landes bedeckt sind, bleiben viel weißer, als die übrigen. Die Frauen, welche sich mit Mattenflechten beschäftigen und dabei im Schatten arbeiten, haben einen ziemlich hellen Teint, während sich die Fischer unter allen durch ihre dunkle Hautfarbe auszeichnen. Da diese dunkelfarbige Haut bei diesem Volke all-

KÖNIGIN VON HAWAÏI

bald gebogen, selten platt, obwol es früher Sitte war, die Nase bei den Kindern weiblichen Geschlechts zusammenzudrücken, weil eine dicke, stumpfe Nase für nothwendig zur Vollständigkeit menschlicher Schönheit galt. Der Mund ist im Allgemeinen gut geformt, nur die Lippen sind zuweilen etwas zu dick, ohne jedoch denen der afrikanischen Neger zu gleichen. Die Zähne sind vollkommen gesund, etwas groß, aber außerordentlich weiß; die Ohren groß. Das Gesicht ist rund oder oval, und selten erblickt man die eckige Form der Mongolen; das Profil nähert sich sehr dem europäischen. Das Haar ist dunkelbraun oder glänzend schwarz, nicht glatt, wie das der Amerikaner, aber auch nicht wollig, wie bei den Negritos und Australiern.

Der Unterschied des Wuchses zwischen den beiden Geschlechtern ist nicht so groß, wie bei den Europäern. Die Frauen sind, obgleich schwächer und zarter, als die Männer, dennoch stark und kräftig gebildet, und sehen durchgängig gesund aus.

Eine in der Physiologie der Tahitier, Hawaiianer, Tonganer ꝛc. merkwürdige Eigenthümlichkeit ist die, daß die Häuptlinge sich fast ohne Ausnahme durch ein vortheilhaftes Äußere und eine gewisse Würde vom gemeinen Volk unterscheiden. Man hat gemeint, die ersteren gehörten einer ganz andern Rasse an, welche die Ureinwohner in früheren Zeiten unterjocht hätten, und deren körperliche und geistige Überlegenheit sich auf ihre Abkömmlinge erstreckt habe. Zur Erklärung dieser Thatsache braucht man aber seine Zuflucht nicht zu jener Voraussetzung zu nehmen, sondern es genügt, wie Ellis gezeigt hat, die Verschiedenheit der Erziehung, eine regelmäßigere, verständigere Lebensordnung, den Gebrauch der Bäder und andere Gewohnheiten in Rechnung zu bringen.

Die vorherrschenden Farben bei den Polynesiern sind Olive, Bronze oder ein röthliches Braun, das gleich weit entfernt ist vom Schwarz der Afrikaner und mancher Asiaten, vom Braun-Gelb der Malayen und der Kupferfarbe des nordamerikanischen Indianers, oft aber ein Gemisch der beiden letzten Farben darbietet. Indessen bemerkt man aber doch eine große Manchfaltigkeit nicht bloß unter der Bevölkerung der verschiedenen Archipele, sondern auch unter den Einwohnern einer und derselben Insel. So sind die Eingebornen der östlich und sehr nahe bei Tahiti gelegenen Perlen-Inseln von weit dunklerer Farbe, als die der Gesellschafts-Inseln; die Bewohner von Maniaa oder Mangiaa, die von Butaru und die südlich von Tahiti belegenen Inseln, endlich die meisten Mitglieder der regierenden Familie von Raiatea sind nicht dunkelfarbiger, als die Völkerschaften des südlichen Europa. Im Augenblicke ihrer Geburt sind die Kinder fast eben so weiß, wie bei uns, und ihre Haut wird hauptsächlich dadurch gebräunt, daß sie beständig den sengenden Strahlen einer tropischen Sonne ausgesetzt sind. Die Theile ihres Körpers, welche von den leichten Stoffen des Landes bedeckt sind, bleiben viel weißer, als die übrigen. Die Frauen, welche sich mit Mattenflechten beschäftigen und dabei im Schatten arbeiten, haben einen ziemlich hellen Teint, während sich die Fischer unter allen durch ihre dunkle Hautfarbe auszeichnen. Da diese dunkelfarbige Haut bei diesem Volke all-

KÖNIGIN VON HAWAÏI.

gemein als ein Zeichen der Kraft gilt, so sind die Männer wenig darum besorgt, sich gegen die Strahlen der Sonne zu schützen. Eine weiße Haut ist für die Polynesier kein Gegenstand des Neides. Früher bildeten sie sich ein, die Weiße der Europäer rühre von irgend einer Krankheit her, jetzt wissen sie's besser, woran sie sind.

Von unsern Abbildungen, die sich auf das polynesische Volk beziehen, treffen zwei auf die Hawaiianer, nämlich die Königin und der Krieger von Hawaii; drei andere auf die Markesaner, nämlich die Eingebornen von Nukahiwa, auch Madisson genannt. Die Tänzerin von Tahiti, welche europäisch-tahitischen Ursprungs ist, gehört zum Volk der Gesellschafts-Inseln, mit dem die Bewohner der Niedrigen Inseln, von denen wir das Bild eines Eingebornen vom Romanzoff-Archipelagus geben, ganz nahe verwandt sind; eben dahin ist auch das junge Mädchen von der Insel Pitcairn zu setzen. Von den Freündschafts-Inseln haben wir einen wunderlich angemalten Krieger von Tonga-Tabu und von Neüseeland das Bild eines Stammhaüptlings.

Was Geistesfähigkeiten, insbesondere der Tahitier, anbelangt, so sind sie in dieser Beziehung noch merkwürdiger, als in Betreff der physischen Vortheile. Sie sind im Vergleich zu andern polynesischen Völkern neügierig, wißbegierig, und nicht ohne Erfindungs- und Nachahmungsgeist. Ihre höflichen Sitten, die Fabeln ihrer Mythologie, die Legenden ihrer Götter, die Gesänge ihrer Barden, die bilderreiche und leidenschaftliche Beredsamkeit, die sie zuweilen in ihren Versammlungen entwickeln, und vor Allem die Reichhaltig- und Manchfaltigkeit, Präcision und Reinheit ihrer Sprache, zeügen zu Gunsten ihrer intellektuellen Fähigkeiten.

Obwol unbekannt mit dem Kompaß haben die Polynesier dennoch Namen für die Kardinalpunkte. Auf die Genealogie und chronologischen Traditionen haben sie immer einen großen Fleiß verwendet, ganz besonders die Hawaiianer, weniger die Tahitier. In der Zeitrechnung sind sie immer sehr genau gewesen. Eine Art derselben ist nach Generationen, die allgemeinste Rechnung erfolgt aber nach Jahren, die sie in zwölf oder dreizehn Mondmonate theilen, nach zwei Jahreszeiten, nach dem Monat von dreißig Tagen, und nach Tag und Nacht. Sie haben bestimmte Namen für jeden Monat, und obschon die Summe aller mit der Länge des Jahres übereinstimmt, so korrespondiren die Monate doch nicht in ihrem Anfange oder in ihrem Namen, indem jede Inselgruppe und fast jede einzelne Insel eine besondere Rechnung für sich hat. Die Eintheilung des Jahres in zwei Hälften gründet sich auf den Stand der Plejaden, welche die Tahitier Matarii nennen. Während dieses Gestirn über dem Horizont verweilt, herrscht die Jahreszeit Matarii i nia, d. h: Plejaden oben; bleibt es unsichtbar, oder unter dem Horizont, so ist die Jahreszeit Matarii i raro, Plejaden unten. Außer diesen haben die Polynesier mehrerer Inseln noch drei Jahreszeiten, nämlich den Herbst oder die Jahreszeit der Fülle, in der die Brotfrucht geärntet wird, zugleich der Sommer der Südsee, in welchem es am häufigsten regnet, und der mit dem December anfängt. Diese Jahreszeit fällt mit der im November beginnenden und im Januar schließenden zweiten Jahreszei-

der hohen See zusammen. Die dritte ist die längste; sie beginnt im Juli und währt bis zum October; es ist die Jahreszeit der Trockniß und des Mangels.

Um ihre Handelsgeschäfte und ihre Verbindungen mit civilisirten Nationen zu erleichtern, sind die englischen Namen für die Monate und Wochentage eingeführt; sowie sie auch mit unseren Methoden, die Schaltjahre ꝛc. zu berechnen, bekannt gemacht worden sind. Auch ist die eüropäische Messungsmethode eingeführt, und wird für kurze Entfernungen schon verstanden. In Betracht ihres uncivilisirten Zustandes und des Mangels an Schriftzeichen, erregt ihre Methode der Zeitrechnung großes Erstaunen und zeigt, daß die Polynesier seit vielen Generationen als eine Nation bestanden haben, um sie so vollkommen ausbilden zu können. Es ist dies auch ein Beweis mehr, daß ihnen Geistesfähigkeiten nicht abgehen. Ihre Bekanntschaft mit den Zahlen und der ausgedehnte Gebrauch, den sie davon machen, ist eben so überraschend. Verschieden aber waren die Zahlensysteme; so rechneten die Hawaiianer nach vierzig, die Tahitier aber nach dem Decimalsystem. In allen Systemen herrschte Präcision, Regelmäßigkeit und Ausdehnung. Wie ein Volk, das verhältnißmäßig nur einen geringen Gebrauch vom Rechnen zu machen nöthig hatte, und der Charaktere entbehrte, ein solches System erfinden und ausbilden konnte, streift ans Wunderbare, und scheint mehr als irgend eine andere Thatsache die Meinung zu begünstigen, daß diese Inseln von einem Lande aus bevölkert worden sind, dessen Bevölkerung auf einer hohen Stufe der Gesittung stand.

Trotz eines gewissen ihnen eigenthümlichen Leichtsinns, und eines gewissen Hanges zur Trägheit, Folge des heißen Klima, in welchem die Temperatur Jahr aus Jahr ein zwischen 18° und 20° steht, verrathen die Polynesier dennoch große Leichtigkeit, etwas zu lernen. Ihre moralischen Fähigkeiten bieten, obgleich sie entwickelter sind, als ihre intellektuellen, oft sonderbare Widersprüche dar. Ihre Gastfreündschaft ist sprüchwörtlich und in dieser Beziehung stehen sie keinem Volke nach. Selten verleügnet sich ihre heitere, muntere Laune; ihre Scherze sind nicht boshaft, und beschränken sich nicht auf Individuen, sondern erstrecken sich zuweilen auf ganze Örtlichkeiten.

Tahiti erhielt wegen seiner zügellosen Sitten in geschlechtlicher Beziehung, auch wegen der Schönheit des Klima, von den Franzosen, die zuerst dahin kamen, den Beinamen Neü-Cythere. Die Folge dieser Unsittlichkeit ist die Entnervung des Geistes und Körpers der Einwohner, und ohne Zweifel ist dies auch die Ursache, weshalb dort die durchschnittliche Dauer des Menschenlebens kürzer ist, als anderswo.

Dem Hange der Tahitier nach sinnlichen Vergnügungen jeder Art zufolge, sollte man meinen, sie bildeten ein geselliges Volk und seien würdig, die Annehmlichkeiten und Freüden des haüslichen Lebens zu begreifen. Allein dem ist dennoch nicht so. Nie bemerkt man bei ihnen Familien-Versammlungen: die Gesetze von Oro und Tani verbieten der Frau aufs Strengste, nicht bloß das Mahl ihres Gatten zu theilen, sondern auch das ihrige an demselben Feüer zu bereiten, und in demselben Lokale zu genießen. Diese Beschränkung erstreckt

HAWAIISCHER KRIEGER

der heben See zusammen. Die dritte ist die längste; sie beginnt im Juli und währt bis zum October; es ist die Jahreszeit der Trockniß und des Mangels.

Um ihre Handelsgeschäfte und ihre Verbindungen mit civilisirten Nationen zu erleichtern, sind die englischen Namen für die Monate und Wochentage eingeführt, sowie sie auch mit unseren Methoden, die Schaltjahre ꝛc. zu berechnen, bekannt gemacht worden sind. Auch ist die europäische Messungsmethode eingeführt, und wird für kurze Entfernungen schon verstanden. In Betracht ihres uncivilisirten Zustandes und des Mangels an Schriftzeichen, erregt ihre Methode der Zeitrechnung großes Erstaunen und zeigt, daß die Polynesier seit vielen Generationen als eine Nation bestanden haben, um sie so vollkommen ausbilden zu können. Es ist dies auch ein Beweis mehr, daß ihnen Geistesfähigkeiten nicht abgehen. Ihre Bekanntschaft mit den Zahlen und der ausgedehnte Gebrauch, den sie davon machen, ist eben so überraschend. Verschieden sind unter ihnen die Zahlensysteme; so rechneten die Hawaiianer nach vierzig, die Tahitier nach dem Decimalsystem. In allen Systemen herrschte Präcision, Regelmäßigkeit und Ausdehnung. Wie ein Volk, das verhältnißmäßig nur einen geringen Gebrauch vom Rechnen zu machen nöthig hatte, und der Charaktere entbehrte, ein solches System erfinden und ausbilden konnte, streift ans Wunderbare, und scheint mehr als irgend eine andere Thatsache die Meinung zu begünstigen, daß diese Inseln von einem Lande aus bevölkert worden sind, dessen Bevölkerung auf einer hohen Stufe der Gesittung stand.

Trotz eines gewissen ihnen eigenthümlichen Leichtsinns, und eines gewissen Hanges zur Trägheit, Folge des heißen Klima, in welchem die Temperatur Jahr aus Jahr ein zwischen 18° und 20° steht, verrathen die Polynesier dennoch große Leichtigkeit, etwas zu lernen. Ihre moralischen Fähigkeiten bieten, obgleich sie entwickelter sind, als ihre intellektuellen, oft sonderbare Widersprüche dar. Ihre Gastfreundschaft ist sprüchwörtlich und in dieser Beziehung stehen sie keinem Volke nach. Selten verleugnet sich ihre heitere, muntere Laune; ihre Scherze sind nicht boshaft, und beschränken sich nicht auf Individuen, sondern erstrecken sich zuweilen auf ganze Örtlichkeiten.

Tahiti erhielt wegen seiner zügellosen Sitten in geschlechtlicher Beziehung, auch wegen der Schönheit des Klima, von den Franzosen, die zuerst dahin kamen, den Beinamen Neu-Cythere. Die Folge dieser Unsittlichkeit ist die Entartung des Geistes und Körpers der Einwohner, und ohne Zweifel ist dies auch die Ursache, weshalb dort die durchschnittliche Dauer des Menschenlebens kürzer ist, als anderswo.

Dem Hange der Tahitier nach sinnlichen Vergnügungen jeder Art zufolge, sollte man meinen, sie bildeten ein geselliges Volk und seien würdig, die Annehmlichkeiten und Freuden des häuslichen Lebens zu begreifen. Allein dem ist dennoch nicht so. Nie bemerkt man bei ihnen Familien-Versammlungen: die Gesetze von Oro und Tani verbieten der Frau aufs Strengste, nicht bloß das Mahl ihres Gatten zu theilen, sondern auch das ihrige an demselben Feuer zu bereiten, und in demselben Lokale zu genießen. Diese Beschränkung erstreckt

HAWAIISCHER KRIEGER.

sich auf alle Individuen des weiblichen Geschlechts, die zu derselben Familie gehören. Im Fall der Trauer oder einer Krankheit isolirt sie, ohne Rücksicht auf die Umstände, den Mann von seiner Frau, Mutter, Schwester, Tochter. Die Männer, hauptsächlich die, welche beim Götzendienst angestellt sind, werden für ra, d. i: geheiligte, gehalten; die Frauen dagegen sind noa, d. h: unrein, und von niederer Ordnung. Die Ersteren haben das Recht, das Fleisch von Schweinen, Geflügel, Fischen, Cocosnüssen, überhaupt alles Das zu essen, was man den Göttern darbietet; allein dieselben Nahrungsmittel sind den Frauen bei Todesstrafe verboten, und sie würden dieselben durch bloße Berührung verunreinigen. Sie dürfen sich keines Feüers bedienen, welches ein Mann angezündet hat; dies Feüer gilt für geweiht; eben so die Körbe, in denen die Männer ihre Vorräthe haben; das Dach, unter dem sie essen. Daher kommt es, daß die Frauen nur elende Nahrungsmittel haben, die sie an besondern Feüern bereiten, in besonderen Körben aufbewahren, und in kleinen, ausdrücklich für sie bestimmten Hütten und fern von der Gesellschaft der Männer verzehren.

Die Tahitier nehmen am Morgen einige Nahrung zu sich, aber ihre Haupt-Mahlzeit findet des Abends Statt. Sie essen sehr viel auf einmal, weniger aus Gefräßigkeit, als vielmehr wegen der nicht sehr substantiellen Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel. Der Morgen ist für sie der beste Theil des Tages; sie stehen sehr früh auf, mitunter auch noch vor der Morgenröthe, und gehen sehr spät zur Ruhe, namentlich wenn der Mond diese zauberischen Orte bescheint; dagegen verschlafen sie fast die ganze mittlere Tageszeit.

Der haüfige Gebrauch der Bäder bei diesem Volke erklärt sich durch das heiße Klima. Alle Klassen üben diese Sitte, gleichviel wessen Geschlechts oder Alters. Es giebt Niemand, der nicht wenigstens täglich ein Mal ein Bad nimmt, die meisten aber drei Bäder. Diese Gewohnheit befördert bei den Eingebornen den Geschmack für Reinlichkeit. Sie treiben dies so weit, daß sie den Körper förmlich beizen und schaben. Barbiere haben sie aber nicht, denn jeder läßt sich den Bart von seinem Nachbar scheeren, und erzeigt diesem wiederum denselben Dienst. Diese Sitte giebt zu den interessantesten Scenen Veranlassung.

Von jeher haben beide Geschlechter ihrem Haarputze die größte Sorgfalt gewidmet. Vor Ankunft der Missionäre schmückten die Frauen ihr Haar mit natürlichen Blumen, die sie mit vielem Geschmack ordneten, auch verstanden sie künstliche Blumen zu machen. Gegenwärtig haben sie größtentheils die geschmacklosen Hauben und Hüte adoptirt, die man ihnen von England aus sendet, und der Gebrauch der Blumen und wohlriechenden Öle hat sich sehr vermindert.

Die Polynesier sind vielleicht die gewandtesten Fischer, die es in der Welt giebt; auch verstehen sie eine Menge sehr geeigneten Fischgeräths zu verfertigen, namentlich große Netze. Die Angeln für den Haifischfang gewähren einen furchtbaren Anblick. In ihren leichten, vorn und hinten aufwärts gebogenen Fahrzeügen, die ein treües Bild geben von den Schiffen, welche Griechenlands Helden an Troja's Gestade trugen, sind die Polynesier den Unglücksfällen oft

Preis gegeben. Nun wäre es zwar den Eingebornen ein Leichtes, das Land schwimmend zu erreichen, da sie sich selten weit vom Gestade entfernen, allein diese Meeresstriche sind die Lieblingsstätten der Haifische, und es ist vorgekommen, daß ganze Mannschaften eines Fahrzeüges von diesen Ungeheüern verschlungen wurden. Daher ist auch der Haifisch für die Inselbewohner der Gegenstand furchtbarer Angst und aberglaübiger Vorstellungen. So hatten sie z. B. den großen blauen Haifisch (squalus glauces) zum Gott erhoben; anstatt nun die zu dieser Varietät gehörigen Fische zu vernichten, bemühten sie sich, dieselben durch Opfer und Gebete gewogen zu machen. Sie hatten ihm sogar Tempel errichtet und Priester beigegeben. Diese Priester erkannten die blauen Haifische, wie man sich weis machte, stets im Meere und hatten vor ihnen den größten Respekt. Ja nach einer ihrer Sagen war die Insel Tahiti ehemals ein Haifisch; das östlich gelegene Matarafaii bildete den Kopf dieses Wunderfisches, ein westlich bei Faaa gelegener Ort war der Schwanz, der große See Vaihiia nimmt die Stelle des Bauches und der Kiemen ein und der Berg Drohma, der höchste der Insel (6 bis 7000 Fuß über der Meeresfläche), waren die Floßfedern; durch die apostolischen Bemühungen der Missionäre sind diese aberglaübigen Vorstellungen zum Theil beseitigt worden.

Ehe die Eüropäer ihre Seiden-, Wollen- und Baumwollenstoffe auf diese Inseln brachten, verfertigten die Eingebornen eine Art Tuch aus Baumrinde. Hierzu verwandten sie die Rinde des Brodbaums, des Maulbeerbaums, des Auti- und Avabaums. Diese Rinde ward mit einem gerieften Hammer so lange geklopft, bis die sich vermengenden Fasern eine Art Gewebe bildeten. Sollte man es glauben, daß sie auf diese einfache Weise Stücken Zeüg von 400 Fuß Länge bei 8 Fuß Breite verfertigen konnten? Sobald das Zeüg gebleicht und in der Sonne getrocknet war, rollte man es zusammen, bedeckte es mit einer Matte und hing es an die Decke der Wohnung. Die Einführung fremder Zeüge ist Schuld, daß die einheimischen Stoffe am Werth verloren und sie jetzt bei weitem nicht mehr in früherer Menge verfertigt werden. Indessen sind sie doch noch fast allgemein unter den niederen Klassen der Bevölkerung im Gebrauch.

Die Tahitier zeichnen sich im Färben ihrer Zeüge aus und verstehen ihnen die reichsten Farben zu geben. Sie bedienen sich dazu der Aïto-Wurzel (casuaria), oder der Tiari-Wurzel (aleurites), aus der eine Chocoladenfarbe gewonnen wird, und der Arum-Blätter, aus denen man eine Nüancirung theils von glänzend Roth, theils von schönem Gelb bereitet. Was die Zeichnung bei den Zeügen anbetrifft, so liefert diese die Natur. Will man irgend eine Blume hineinzeichnen, so pflückt man sie mit dem Stiele, taucht sie sorgfältig in die bereitete Farbe und legt sie auf das Gewebe, wo sie sich abdrückt, so gut es eben geht. Um gewisse Zeüge wasserdicht zu machen, überzieht man sie mit einer Art Gummi, der den Firniß vertritt.

Da die Frauen und Töchter der Haüptlinge mit einander wetteifern, wer von ihnen das schönste Stück Zeüg verfertigen kann, so würde die Königin sich für herabgewürdigt halten, wenn irgend eine Nebenbuhlerin sie in gewerblicher Hinsicht überträfe.

Man muß sich aber nicht einbilden, daß diese leichten Gewebe der Polynesier so solid wären, wie die unsrigen. Der Regen und die Feüchtigkeit lösen sie bald auf und verwischen deren Farben; nichts desto weniger sind sie dem Klima angeeignet, und wenn man sie hübsch trocken hält, halten sie mehrere Monate. Die Frauen sind es namentlich, welche diese Zeüge fabriziren. Indessen durften gewisse, für den Gebrauch der Tempel vorbehaltene Zeüge nur von Männern verfertigt werden, und die Rinden durften zu diesem Zwecke nur des Nachts geklopft werden. Die mittleren Klassen trugen ehemals Gürtel und Mäntel aus Matten. Zu diesen Matten wählte man die jungen Schößlinge einiger Straucharten und die Rinde des Hibiscus. Diese Arbeit ward mit der Hand gefertigt und konnte ihre Gediegenheit mit jeder Arbeit irgend eines Metiers wetteifern. Die Segel der Canots, und die Betten, auf denen die Insulaner schlafen, sind ebenfalls Matten aus Palmblättern verfertigt. Diese Segel sind viel leichter, als die unsrigen, aber nicht so haltbar. Einige sind 12 Fuß breit, und 60, 80, ja sogar 100 Fuß lang. Das Kopfkissen besteht bei den Tahitiern aus einem dicken Stück Holz, welches in der Mitte ausgehöhlt ist, und sie schlafen darauf eben so gut, wie auf einem Federkissen. Im Allgemeinen sitzen sie mit gekreüzten Beinen auf Matten, welche auf dem Fußboden liegen. Ehemals bedienten sie sich eines Stuhls, den sie iri oder nohoraa nannten, und der hinsichtlich seiner Form ihren Kopfkissen glich, nur daß er viel größer und aus einem einzigen Stück Holz gefertigt war. Da dieser Stuhl concav war, stützten sie den Rücken an das eine, und die Füße an das andere Ende.

Unter den Hausgeräthen nimmt der Topf oder Venete den ersten Rang ein. Der Venete glich eher einem Canot als einem Topfe, und bestand aus Tamanholze. Er war oft 7 bis 8 Fuß breit und 1 Fuß tief. Seine Form war oval; er stand auf 4 Füßen, und in ihm wurden fast alle Speisen bereitet. Auch gab es den papahia, eine Art hölzernen Mörsel, in welchem man die Frucht des Brodbaums und verschiedene andere Früchte mit einem steinernen Stößel (penu) stampfte. Auch die Gefäße zum Waschen der Hände und Füße, die aus Cocusnuß gemachten Trinkgefäße, die man, gleich andern Geräthen an kleinen Pflöcken aufhängt, müssen hier erwähnt werden.

Musik und Tanz gehören zu den Hauptvergnügungen der Tahitier und aller Polynesier. Ihre Musik ist aüßerst mißtönend und barbarisch, und hat mit unsern Gesetzen der Harmonie nichts zu schaffen, mit Ausnahme der sanften, klagenden Töne ihrer Flöte. Alle übrige Musik klingt eüropäischen Ohren gräßlich.

Das vorherrschende Instrument ist die Trommel, pahn. Es giebt deren von allen Dimensionen. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Holzblocke, über den ein Stück Haifischhaut gespannt ist. Die größten werden nur in Tempeln verwendet; die andern dienen theils zur Begleitung der Bardengesänge, theils zur Belebung des Tanzes, theils um den Muth der Krieger anzufeüern. Die größeren werden mit zwei tüchtigen Klöppeln geschlagen, die kleinern mit der bloßen Hand. Die ersteren machen einen furchtbaren Lärm; zum Glücke bedient

man sich ihrer nur des Nachts. Der Musiker, welcher dieses Instrument bedienen muß, trägt es nicht am Halse, sondern stellt es auf die Erde, wodurch es noch unharmonischer wird.

Sodann kommt die Trompete, die aus einer fußlangen Muschel gemacht wird, und deren Öffnung 7 bis 8 Fuß im Durchmesser haben muß. In diese Muschel bohrt man ein Loch und steckt ein Bambusrohr hinein, in welches der Trompeter bläs't. Der Trompete bedient man sich, wenn die Priester in Procession in die Tempel ziehen, oder wenn ein neüer König eingeweiht, oder endlich, wenn der Handel mit irgend einer neüen Auflage belastet wird.

Wir übergehen die ihara, eine Art aus zwei Bambusstäben bestehende Trommel, welche durch eine Haut verbunden sind, um uns mit der vivo oder Flöte zu beschäftigen. Dies Instrument besteht gewöhnlich aus einem Bambusrohre. Außer dem Mundstücke hat es vier Löcher, drei für die Mittelfinger und eins für den Daumen Der Musiker bläs't es nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase. Erst hält er sich mit dem rechten Daumen das rechte Nasenloch zu und setzt dann die Mündung des Instruments ans linke Nasenloch. Der Ton, den er hervorlockt, ist sanft und ziemlich angenehm, obgleich wegen der wenigen Noten etwas monoton. Die Vivo wird hauptsächlich zur Begleitung klagender Gesänge angewandt.

Man findet bei allen Völkern, daß die Poesie den andern Erzeügnissen des menschlichen Geistes voranging. Auch die Tahitier haben keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel gemacht. Ihre Balladen stammen wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthume. Mehrere ihrer Gesänge waren ursprünglich Leichengesänge oder Elegieen zu Ehren der Könige oder Helden, welche der Tod ihnen geraubt. Ihre Lieder aber beziehen sich auf eine Menge verschiedenartiger Gegenstände und die Kinder prägen sie sich schon frühzeitig in ihr Gedächtniß. Während die Eingebornen sie singen, begleiten sie dieselben mit Gesten und einer Art Pantomimen, die den Worten Leben geben. Sie haben Lieder für die Fischer, für die Canotserbauer, für Die, welche die Fahrzeüge vom Stapel lassen, welche für die Holzhacker u. s. w. Die meisten dieser Lieder sind sehr zügelloser Art, und obgleich sie durch die Bemühungen der Missionäre einigermaßen aus der Mode gekommen, so sind sie doch nicht ganz vergessen, und die Eingebornen erinnern sich derselben augenblicklich wieder, sobald ein ähnliches Ereigniß, wie das, auf welches sie sich beziehen, eintritt.

Es giebt ein Wort, welches sie bei fast allen ihren Vergnügungen anwenden, das Wort heiva. So haben sie ein heiva-maona, das Ringen, heiva-meto, das Boxen, heiva-vivo, das Flötenspielen, heiva-unde, den Gesang u. s. w. Die Leidenschaft des Spiels und der Wetten hat man bei ihnen nie bemerkt, sondern bei allen ihren Zeitvertreiben suchen sie nur das Vergnügen.

Taupiti oder oroa war die Zeit der öffentlichen Feste. Beide Geschlechter in ihrem schönsten Putze kamen zusammen, um verschiedenen Spielen beizuwohnen. Unter allen Leibesübungen stand das Ringen am meisten in Gunst, und zuweilen wurde der ganze taupiti danach benannt; er hieß dann taupiti-maona, d. h: Versammlung zum Ringen. Bei solchen Gelegenheiten

TÄNZERIN AUF TAHITI

man sich ihrer nur des Nachts. Der Musiker, welcher dieses Instrument bedienen muß, trägt es nicht am Halse, sondern stellt es auf die Erde, wodurch es noch unharmonischer wird.

Sodann kommt die Trompete, die aus einer fußlangen Muschel gemacht wird, und deren Öffnung 7 bis 8 Fuß im Durchmesser haben muß. In diese Muschel bohrt man ein Loch und steckt ein Bambusrohr hinein, in welches der Trompeter bläs't. Der Trompete bedient man sich, wenn die Priester in Procession in die Tempel ziehen, oder wenn ein neuer König eingeweiht, oder endlich, wenn der Handel mit irgend einer neuen Auflage belastet wird.

Wir übergehen die ihara, eine Art aus zwei Bambusstäben bestehende Trommel, welche durch eine Haut verbunden sind, um uns mit der vivo oder Flöte zu beschäftigen. Dies Instrument besteht gewöhnlich aus einem Bambusrohre. Außer dem Mundstücke hat es vier Löcher, drei für die Mittelfinger und eins für den Daumen. Der Musiker bläs't es nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase. Erst hält er sich mit dem rechten Daumen das rechte Nasenloch zu und setzt dann die Mündung des Instruments ans linke Nasenloch. Der Ton, den er hervorlockt, ist sanft und ziemlich angenehm, obgleich wegen der wenigen Noten etwas monoton. Die Vivo wird hauptsächlich zur Begleitung klagender Gesänge angewandt.

Man findet bei allen Völkern, daß die Poesie den andern Erzeugnissen des menschlichen Geistes voranging. Auch die Tahitier haben keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel gemacht. Ihre Balladen stammen wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthume. Mehrere ihrer Gesänge waren ursprünglich Leichengesänge oder Elegieen zu Ehren der Könige oder Helden, welche der Tod ihnen geraubt. Ihre Lieder aber beziehen sich auf eine Menge verschiedenartiger Gegenstände und die Kinder prägen sie sich schon frühzeitig in ihr Gedächtniß. Während die Eingebornen sie singen, begleiten sie dieselben mit Gesten und einer Art Pantomimen, die den Worten Leben geben. Sie haben Lieder für die Fischer, für die Canotserbauer, für Die, welche die Fahrzeüge vom Stapel lassen, welche für die Holzhacker u. s. w. Die meisten dieser Lieder sind sehr zügelloser Art, und obgleich sie durch die Bemühungen der Missionäre einigermaßen aus der Mode gekommen, so sind sie doch nicht ganz vergessen, und die Eingebornen erinnern sich derselben augenblicklich wieder, sobald ein ähnliches Ereigniß, wie das, auf welches sie sich beziehen, eintritt.

Es giebt ein Wort, welches sie bei fast allen ihren Vergnügungen anwenden, das Wort heiva. So haben sie ein heiva-maona, das Ringen, heiva-meto, das Boxen, heiva-vivo, das Flötenspielen, heiva-unde, den Gesang u. s. w. Die Leidenschaft des Spiels und der Wetten hat man bei ihnen nie bemerkt, sondern bei allen ihren Zeitvertreiben suchen sie nur das Vergnügen.

Taupiti oder oroa war die Zeit der öffentlichen Feste. Beide Geschlechter in ihrem schönsten Putze kamen zusammen, um verschiedenen Spielen beizuwohnen. Unter allen Leibesübungen stand das Ringen am meisten in Gunst, und zuweilen wurde der ganze taupiti danach benannt; er hieß dann taupiti-maona, d. h: Versammlung zum Ringen. Bei solchen Gelegenheiten

TÄNZERIN AUF TAHITI.

trug man immer für eine große Quantität Nahrungsmittel Sorge. Die Ringer des einen Orts forderten die des anderen heraus, und der Kampf fand dann in Gegenwart verschiedener Völker des Archipelagus Statt. Zuerst riefen die Kämpfer die Hülfe ihrer Götter an, und traten, nachdem sie ihre Gebete verrichtet hatten, auf den Kampfplatz, ohne ein anderes Kleidungsstück, als ihren Gürtel, und den ganzen Körper mit Öl eingerieben. Mit gespanntem Interesse wohnen die Zuschauer den Entwickelungen des Kampfes bei. Sie beobachten das tiefste Schweigen; sobald aber ein Ringer stürzt, so stoßen die Landsleüte oder Anhänger seines Gegners Triumphgeschrei aus, die Frauen tanzen, um den Besiegten zu beschämen, die Trommeln wirbeln. Aber auch die Anhänger des Besiegten bleiben nicht ruhig und resignirt; sie stoßen Geschrei und Drohungen aus, und versuchen durch Lärm das Triumphgeschrei der siegreichen Partei zu übertönen. Diese Scenen unbeschreiblicher Verwirrung und Lärmens wiederholen sich, so oft ein Ringer besiegt ist. Zuweilen mischen sich auch Weiber in den Kampf und ringen theils mit andern Frauen, theils mit Männern. So sah man unter andern auch die Schwester des Königs im Ringer-Costüme d. h. ohne ein anderes Kleidungsstück, als einen Gürtel, wie sie einen Kampf der Gewandheit und Kraft mit einem jungen Haüptling bestand.

Dem Ringen folgt dann gewöhnlich das Boxen, obgleich dieses Vergnügen weniger Liebhaber findet. Indessen verschmähen Haüptlinge und selbst ehrwürdige Priester nicht, dabei zu figuriren, und man erwähnt eines Priesters, der an einem Tage zwei seiner Gegner, einen Vater und seinen Sohn, tödtete.

Auch Wettrennen zu Fuß, Wettfahren im Canot und militairische Spiele werden aufgeführt, unter denen das Spiel vero-patia, das Werfen mit dem kurzen Wurfspieß, hauptsächlich zu bemerken ist. Auch des Ballspiels müssen wir erwähnen, bei dem der Ball mit kurzen Stöcken geschlagen wird, und des Ballonspiels, wobei hauptsächlich die Füße eine Rolle zu spielen haben. Auch noch eine andere Art Ballspiel giebt es, worin man sich des Balles zu bemächtigen suchen muß; allein dies Spiel ist nur den Frauen vorbehalten. Man wählt dazu einen Platz am Gestade; der Ball wird in die Höhe geschleüdert, und beide Parteien suchen nun, sich desselben zu bemächtigen. Sehr oft wird der Ball bis ins Meer getrieben, und man sieht dann einige zwanzig Frauen sich in die Wellen stürzen und den Kampf schwimmend fortsetzen.

Zahlreich und manchfaltig sind die Tänze der Polynesier. Beide Geschlechter nehmen daran Theil, allein in einigen figuriren sie abgesondert. Flöte, Trommel und zuweilen Gesang bilden die Begleitung. Die meisten dieser Tänze stellen eine Art Pantomime dar, wobei Arme und Füße in Bewegung gesetzt werden. Der schönste unter diesen Tänzen heißt hura, und ihn tanzen gewöhnlich die Töchter der Haüptlinge, 5 bis 6 an der Zahl. Man ladet dazu immer die angesehensten Familien der Nachbarschaft ein, und empfiehlt die Tänzerinnen der Aufmerksamkeit der jungen Haüptlinge, in der Hoffnung, diese werden, von ihren Reizen und Verdiensten entzückt, sie zu Gemahlinnen erbitten. Die Pausen zwischen den Tänzen werden von Spaßmachern ausgefüllt, welche durch ihre Grimmassen und Cabriolen die Zuschauer zum Lachen bringen müssen.

Außerdem giebt es noch verschiedene, höchst anstößige Tänze, die, wie der hura, unter dem Schutze der Götter standen.

Außer mehreren andern Vergnügungen, z. B. Bogenschießen u. s. w., lieben die Polynesier, wie alle Völker des malayischen Stamms, leidenschaftlich die Hahnenkämpfe. Diese stammen aus den ältesten Zeiten. Die Hähne kommen ohne andere Angriffs- oder Vertheidigungsmittel in den Kampf, als ihre natürlichen Waffen. Man giebt keiner besonderen Farbe den Vorzug, sondern sieht hauptsächlich darauf, daß die Hähne derbe Flügel, gehörig mit Federn versehene Hälse und lange Schwänze haben. Die Wettkämpfe finden theils zwischen einzelnen Besitzern von Kampfhähnen, theils auch zwischen ganzen Abtheilungen der Insel Statt. Es giebt einen besonderen Gott für diese Kämpfe, ruai faatoa, den Gott der Kampfhähne, eine der niederen Gottheiten.

Zu den Vergnügungen, die unter vielen Polynesiern Mode sind, gehört der Schwimmkampf. Aber wehe, wenn der Haifisch sich zu der Partie gesellt! Vergebens suchen die Schiffer ihn durch starkes Schreien zu erschrecken; der Haifisch entfernt sich dennoch nicht eher, als bis er zwei oder drei Opfer erbeütet hat, und jedes Jahr kommen verschiedene Unglücksfälle dieser Art vor.

Wir können nicht umhin, hierbei einer merkwürdigen Einrichtung zu erwähnen, die fast allen Inseln des Stillen Oceans eigenthümlich ist, nämlich der sogenannten Areoi-Gesellschaft. Unter den Statuten dieser Gesellschaft und den darin üblichen Gebraüchen giebt es viele, die man wegen ihrer furchtbaren Anstößigkeit gar nicht nennen kann. Den Ursprung dieses Vereins erklärt die tahitische Sage folgender Maßen:

Oro, der Sohn von Taaroa (Gott der Schöpfer), faßte den Entschluß, eine Gattin unter den Töchtern von Taatu, dem ersten Menschen, zu wählen. Demzufolge schickte er zwei seiner Brüder ab, Tufarapoinun und Tufarapairai, um eine seiner würdige Gefährtin zu suchen. Sie durcheilten den ganzen Archipel von Tahiti bis nach Barabora und erst hier fanden sie den Gegenstand ihrer Sendung. Am Fuße des Monata-Huhuura, des Berges mit den rothen Wänden, erblickten sie Vaïraümati, und bei ihrem Anblicke sagten sie sich: das ist ein Weib, wie es für unsern Bruder paßt. Nun stiegen sie eiligst gen Himmel und berichteten Oro den Erfolg ihrer Reise. Sie beschrieben den Ort, wo das in Frage stehende Mädchen wohnte, und stellten ihm dasselbe als mit allen Reizen und aller Anmuth begabt dar. Nun spannte man einen Regenbogen über die Wolken, so daß das eine Ende sich auf den Berg mit den rothen Wänden stützte und einen Weg vom Himmel auf die Erde bildete.

Auf diesem Wege stieg der Gott herab; er sah Vaïraümati und heirathete sie. Jeden Abend verließ er das Königreich der Wolken, um sich zu ihr zu begeben, und am nächsten Morgen eilte er wieder auf dem Regenbogen in die ätherischen Regionen. Seine Frau gab ihm einen Sohn, den er Hoa-tabu-ite-raï, d. h: Freünd des Himmels, nannte, und dieser Sohn ward in der Folge ein mächtiger Haüptling unter den Menschen.

Indessen wurden die haüfigen Abwesenheiten Oro's von seinen beiden jüngsten Brüdern, Urutetefa und Drotetefa, bemerkt. Sie unternahmen es, seiner Spur

EINGEBORNER VON NUKAHIWA.

Außerdem giebt es noch verschiedene, höchst anstößige Tänze, die unter dem Schutze der Götter standen.

Außer mehreren andern Vergnügungen, z. B. Bogenschießen, lieben die Polynesier, wie alle Völker des malayischen Stammes, die Hahnenkämpfe. Diese stammen aus den ältesten Zeiten. Die Hähne ohne andere Angriffs- oder Vertheidigungsmittel in den Kampf, als natürlichen Waffen. Man giebt keiner besonderen Farbe den Vorzug, hauptsächlich darauf, daß die Hähne derbe Flügel, gehörig mit Federn Hälse und lange Schwänze haben. Die Wettkämpfe finden theils zwischen Besitzern von Kampfhähnen, theils auch zwischen ganzen der Insel Statt. Es giebt einen besondern Gott für diese Kämpfe, roa, den Gott der Kampfhähne, eine der niederen Gottheiten.

Zu den Vergnügungen, die unter vielen Polynesiern Mode sind, Schweinekampf. Aber wehe, wenn der Haifisch sich zu der Bucht Nothgedrungen suchen die Schiffer ihn durch starkes Schreien zu erschrecken; der Fisch entfernt sich dennoch nicht eher, als bis er zwei oder drei Opfer erhalten hat, und jedes Jahr kommen verschiedene Unglücksfälle dieser Art vor.

Wir können nicht umhin, hierbei einer merkwürdigen Einrichtung zu erwähnen, die fast allen Inseln des Stillen Oceans eigenthümlich ist, nämlich der sogenannten Arreoi-Gesellschaft. Unter den Statuten dieser Gesellschaft und den darin üblichen Gebräuchen giebt es viele, die man wegen ihrer furchtbaren Anstößigkeit gar nicht nennen kann. Den Ursprung dieses Vereins erklärt die tahitische Sage folgender Maßen:

Oro, der Sohn von Taaroa (Gott der Schöpfer), faßte den Entschluß eine Gattin unter den Töchtern von Taatu, dem ersten Menschen, zu wählen. Demzufolge schickte er zwei seiner Brüder ab, Tufarapoinun und Tufarapo um eine seiner würdige Gefährtin zu suchen. Sie durcheilten den ganzen Archipel von Tahiti bis nach Barabora und erst hier fanden sie den Gegenstand ihrer Sendung. Am Fuße des Monata-Huhuura, des Berges mit den rothen Wänden, erblickten sie Vairaumati, und bei ihrem Anblicke sagten sie sich: das ist ein Weib, wie es für unseren Bruder paßt. Nun stiegen sie eiligst gen Himmel und berichteten Oro den Erfolg ihrer Reise. Sie beschrieben den Ort, wo das in Frage stehende Mädchen wohnte, und stellten ihm dasselbe als mit allen Reizen und aller Anmuth begabt dar. Nun spannte man einen Regenbogen über die Wolken, so daß das eine Ende sich auf den Berg mit den rothen Wänden stützte und einen Weg vom Himmel auf die Erde bildete.

Auf diesem Wege stieg der Gott herab; er sah Vairaümati und heirathete sie. Jeden Abend verließ er das Königreich der Wolken, um sich zu ihr zu begeben, und am nächsten Morgen eilte er wieder auf dem Regenbogen in die ätherischen Regionen. Seine Frau gab ihm einen Sohn, den er Hoa-tetai, d. h.: Freund des Himmels, nannte, und dieser Sohn ward in der That ein mächtiger Häuptling unter den Menschen.

Indessen wurden die häufigen Abwesenheiten Oro's von seinen beiden ältesten Brüdern, Uruteiefa und Droteiefa, bemerkt. Sie unternahmen es, seine

EINGEBORNER VON NUKAHIWA.

zu folgen, und entdeckten ihn, als sie auf demselben Wege, wie er, herabgekommen, neben seiner Frau am Fuße des Berges mit den rothen Wänden sitzend. Da sie sich schämten, sie anzureden, ohne ihnen zugleich ein Geschenk anbieten zu können, verwandelte sich einer derselben in ein Schwein und einen Büschel Ure oder rother Federn, und der andere gab den beiden Gatten dies reiche Geschenk. Darüber waren diese denn sehr entzückt. Schwein und Federn blieben, was sie waren, aber der darin verborgene Gott nahm seine ursprüngliche Gestalt wieder an.

Dieser Beweis von Aufmerksamkeit rührte Oro sehr und machte eine Belohnung nöthig. Er erhob daher seine beiden Brüder zum Range der Götter und instituirte die Areois, indem er sagte: „Ei areoi orna i te ao, nei ia noaa ta oona tuhaa, d. h: Seid Beide Areois in der Welt, auf daß Ihr Eüren Antheil an der Regierung habt.“ Zur Feier dieser Metamorphose opferten die Areois bei jedem ihrer Feste ein Schwein, welches sie auf den Altar legten. Auch ein Büschel rother Federn wurde daneben gelegt.

Nun lebten aber die beiden Brüder, welche Oro zu Göttern und Königen der Areois gemacht hatte, im Cölibat und hatten keine Nachkommenschaft. Darum durften Die, welche sich ihrem Kultus geweiht, zwar heirathen, aber es war ihnen verboten Kinder zu haben. Daher mußten sie, um dem ersten Gesetze dieses Vereins zu gehorchen, alle die Kinder tödten, welche ihnen geboren wurden.

Die Legende nennt hierauf die Namen der Mitglieder, welche die Gesellschaft ursprünglich bildeten, und welche unter den beiden Brüdern Oro's, unter seiner eigenen Direktion als solche bezeichnet wurden. Diese ersten Gesellschaftsmitglieder erhielten die Ermächtigung, wieder andere zu ernennen, und so pflanzte sich die Anstalt fort, bis zur Abschaffung der Götzendienerei.

Die Areois bildeten gewisser Maßen eine Kaste privilegirter Wüstlinge, welche ihre Zeit damit verbrachten, von Insel zu Insel zu eilen und überall hin ihr verderbliches Beispiel zu bringen. Capitain Cook sah einmal 70 Canots von Huaheine ausfahren, die alle mit Areois besetzt waren. Nach dieser Thatsache allein kann man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung dieses Vereins machen. Sobald sie landeten, brachten sie vor Allem dem Könige oder Haüptlinge und den Tempeln der Götter die üblichen Geschenke, worauf sie ihre Tänze und übrigen Ceremonien ausführten. Schon ihr Aüßeres beleidigte allen Anstand und Reinlichkeit. Ihre Tänze begleiteten sie mit den unzüchtigsten Ausrufungen und Gesten. Dies setzten sie mehrere Tage und Nächte lang fort, bis sie, in Müdigkeit erschöpft, sich wieder nach einer anderen Insel einschifften.

Für die Europäer, welche diese köstlichen Gestade zum ersten Mal erblickten, waren diese Canots, deren Segel im linden Winde aufschwellten, und die sich im Stillen Ocean schaukelten, während Gesang und Freüdengeschrei aus ihnen ertönten, ein pittoreskes Schauspiel. Allein als man den Zweck dieser Feste genauer kennen lernte, da sah man in den Areois nur einen Haufen verdorbener Menschen, die Schande des menschlichen Geschlechts und die Geißel dieser Inseln.

Von den Haüptlingen und Königen beschützt, waren sie der Schrecken der Ackerbautreibenden; denn sie verwüsteten diejenigen Pflanzungen, welche in der Nähe des Ortes lagen, wo sie gelandet waren, und mit der empörendsten Ausschweifung und Liederlichkeit verbanden sie noch alle mögliche Diebereien.

Der Verein theilte sich in sechs Klassen, die sich von einander durch die Tätuirung unterschieden. Außerdem zählte er eine Menge Solcher, die sich der Gesellschaft anschlossen, ohne gerade zu ihr zu gehören, und zwar beiderlei Geschlechts. Diese folgten den Areois, um ihre Schwelgereien zu theilen. Man nannte sie Tanauraü. Diese brauchten ihre Kinder nicht umzubringen; allein hierin, wie in andern Dingen, fügten sie sich dem Beispiele, welches sie vor Augen hatten.

Die Areois waren, trotz ihres ausschweifenden Lebens, alle verheirathet, und auch ihre Frauen gehörten zum Vereine. Das Sonderbarste dabei war, daß sie übermäßig eifersüchtig waren. Zuweilen wurden auch die ungetreüe Gattin und ihr Mitschuldiger mit dem Tode bestraft.

Die Haüpter dieses Vereins, der so viele Ungeheüer in seinem Schooße zählte, waren Gegenstände tiefer Verehrung und jeder Art von Rücksicht, sowol von Seiten der oberen Klassen, wie auch des eigentlichen Volks. Jeder konnte zugelassen werden, nur mußte er zuvor die Prüfungen eines langen Noviciats überstehen und successiv die Stufen überschreiten, welche die letzte Klasse von der ersten trennten.

Man nahm an, die Areois gehorchten, indem sie in den Verein traten, der Eingebung der Götter. Gleich bei ihrer Zulassung empfing Jeder einen Eigennamen, den er fortan führen mußte. Hierauf schärfte man ihnen ein, ihre Kinder zu tödten; sodann richtete man sie zu den gewöhnlichen Anrufungen ab, mit Begleitung der Bewegungen und Verdrehungen, welche das Gesetz verlangte. Bei der Aufnahme eines neüen Gesellschaftsmitgliedes wurde das Gesetz, welches den Frauen verbietet, Schweinefleisch zu essen, momentan aufgehoben. Ein sorgfältig in ein Stück geweihtes Zeüg gewickeltes Schwein wurde den Göttern geopfert. Zuweilen setzte man dies Schwein in Freiheit, nachdem man die Ohren desselben mit Cocosnußfasern verziert hatte. Von nun an galt dieses Thier für geheiligt; es lief auf der Insel herum, ohne etwas befürchten zu müssen, und starb eines natürlichen Todes. Ein bei Schweinen seltenes Schicksal!

Aber die Versammlungen der Areois waren nicht blos unzüchtigem Gesange und Tanze geweiht. Man kann die Widerlichkeit und abscheülichen Gebraüche, deren sie sich befleißigten, gar nicht beschreiben. Nicht alle fanden im Angesichte der Sonne Statt, sondern einige waren so empörender Art, daß die Areois selbst sie zu verbergen suchten.

So wurden also Menschen, die ihr Leben in Faulheit, Grausamkeit, Raübereien, Ausschweifungen verbrachten, als höhere Wesen, ja fast wie Götter verehrt! Ihr Tod ward durch Gebete und öffentliche Wehklagen, welche zwei bis drei Tage dauerten, gefeiert.

Ihre vielfachen Hülfsmittel gestatteten den Areois stets, zur Vermittelung

Von den Häuptlingen und Königen beschützt, waren sie der Schrecken des Landbautreibenden; denn sie verwüsteten diejenigen Pflanzungen, welche in der Nähe des Ortes lagen, wo sie gelandet waren, und mit der empörendsten Zügellosigkeit und Liederlichkeit verbanden sie noch alle mögliche Diebereien.

Der Verein theilte sich in sechs Klassen, die sich von einander durch die Tätuirung unterschieden. Außerdem zählte er eine Menge Solcher, die keiner Gesellschaft angeschlossen, ohne gerade zu ihr zu gehören, und zwar beiderlei Geschlechts. Diese folgten den Areois, um ihre Schwelgereien zu theilen. Man nannte sie Tanauraü. Diese brauchten ihre Kinder nicht umzubringen. Hierin, wie in andern Dingen, fügten sie sich dem Beispiele, welches sie vor Augen hatten.

Die Areois waren, trotz ihres ausschweifenden Lebens, alle verheirathet und auch ihre Frauen gehörten zum Vereine. Das Sonderbarste dabei ist, daß sie überdieß eifersüchtig waren. Zuweilen wurden auch die ungetreue Gattin und ihr Mitschuldiger mit dem Tode bestraft.

Die Gegenstände dieses Vereins, der so viele Ungeheuer in seinem Schooße zählte, waren Gegenstände tiefer Verehrung und jeder Art von Rücksicht, sowol von Seiten der oberen Klassen, wie auch des eigentlichen Volks. Niemand konnte zugelassen werden, nur mußte er zuvor die Prüfungen eines langen Noviciats überstehen und successiv die Stufen überschreiten, welche die letzte von der ersten trennten.

Man nahm an, die Areois gehorchten, indem sie in den Verein traten, der Eingebung der Götter. Gleich bei ihrer Zulassung empfing Jeder einen Beinamen, den er fortan führen mußte. Hierauf schärfte man ihnen ein, keine Kinder zu tödten; sodann richtete man sie zu den gewöhnlichen Anrufungen mit Begleitung der Bewegungen und Verdrehungen, welche das Gesetz vorschrieb. Bei der Aufnahme eines neuen Gesellschaftsmitgliedes wurde das Fest gefeiert, welches den Frauen verbietet, Schweinefleisch zu essen, momentan aufgehoben. Ein sorgfältig in ein Stück geweihtes Zeug gewickeltes Schwein wurde den Göttern geopfert. Zuweilen setzte man dies Schwein in Freiheit, nachdem man die Ohren desselben mit Cocosnußfasern verziert hatte. Von nun an war dieses Thier für geheiligt; es lief auf der Insel herum, ohne etwas befürchten zu müssen, und starb eines natürlichen Todes. Ein bei Schweinen seltenes Schicksal!

Aber die Versammlungen der Areois waren nicht blos unzüchtigem Genusse und Tanze geweiht. Man kann die Widerlichkeit und abscheulichen Gebräuche, denen sie sich befleißigten, gar nicht beschreiben. Nicht alle fanden im Dunkel der Nacht Statt, sondern einige waren so empörender Art, daß die Areois selbst sie zu verbergen suchten.

So wurden also Menschen, die ihr Leben in Faulheit, Grausamkeit, Diebereien, Ausschweifungen verbrachten, als höhere Wesen, ja fast wie Götter geehrt! Ihr Tod ward durch Gebete und öffentliche Wehklagen, welche zuweilen drei Tage dauerten, gefeiert.

Ihre vielfachen Hülfsmittel gestatteten den Areois stets, zur Vermittelung

EINGEBORNER DER INSEL MADISSON

des Priesters von Romontane ihre Zuflucht zu nehmen. Man glaubte, daß dieser Priester die Schlüssel zum Rohutu-Noaona, d. h: zum Paradiese in Händen habe. Er unterstützte daher den Priester von Oro bei den Leichenceremonien. Was das Rohutu-Noaona anbetraf (wörtlich: das duftende Paradies), so hatte dasselbe viel Ähnlichkeit mit Mohammed's Paradiese. Die Tahitier glaubten, es läge bei einem hohen Berge in Roiatea, in der Nachbarschaft des Hafens Hamaniino. Dieser Berg hieß Temehani-Unaüna, er war den Blicken der Sterblichen unsichtbar und verlor sich in den Wolken. Das umliegende Land war ein Aufenthalt der Wonne, mit köstlichen Blumen geschmückt, und durchduftet von himmlischem Wohlgeruche. Hier fanden die Areois nach ihrem Tode Tafeln, welche aufs Üppigste mit appetitlichen Früchten beladen waren, junge Mädchen, die an Schönheit wetteiferten, mit einem Worte alle sinnlichen Genüsse.

Die Vermittelung des Priesters aber, welcher den Schlüssel zu diesem Paradiese hatte, war sehr theüer, so theüer, daß arme Leüte darauf Verzicht leisten mußten, jemals hineinzukommen, und daß die Pforten desselben sich nur den Reichen und den Areois öffneten.

Wie wir gesehen haben, lautete eine der Hauptstatuten der Areois, ihre Kinder zu opfern. Allein dieser scheüßliche Gebrauch war unter allen Klassen verbreitet. Aus welcher Zeit er stammt, läßt sich nicht angeben; er scheint sehr alt zu sein, aller Wahrscheinlichkeit nach aber im Laufe der siebenzig Jahre, welche der Einführung des Christenthums vorangingen, in viel ausgedehnterer Weise, als früher, ausgeführt worden zu sein.

Wallis, als er Tahiti entdeckte, und später Cook fanden daselbst den Gebrauch des Kindermordes in voller Kraft. Gegen diese Schändlichkeit richteten die protestantischen Missionäre ihre ersten Angriffe; allein ihre Bemühungen scheiterten. Allen Vorstellungen stellten die Ältern die Antwort entgegen, es sei dies einmal Gebrauch im Lande. Sie kamen zu den Predigern des Evangeliums mit Händen, die noch geröthet waren vom Blute ihrer Kinder. Mit der größten Gefühllosigkeit sprachen sie von diesen armen Opfern, und schienen förmlich stolz zu sein, den Lehren der Ausländer Widerstand zu leisten. Von den im Laufe eines Jahres geborenen Kindern wurden wenigstens zwei Drittheile von Vater, Mutter oder den Nachbarn getödtet. Von Zwillingen ließ man nur sehr wenige leben. Die meisten Familien zählten höchstens zwei bis drei Kinder, während die Zahl derer, die man getödtet hatte, unglaublich war. Ellis hat Tahitier persönlich gekannt, die nach eigenem Geständniß acht, zehn bis zwölf Kinder geopfert hatten. Eine Frau, welche seine Wäsche wusch, hatte deren acht zur Welt gebracht, und nur eins war davon noch übrig; aller andern hatte sie sich entledigt. So könnte man noch viele Beispiele anführen. Allein es genügt zu sagen, daß Ellis während seines ganzen Aufenthalts in Taïti nicht eine Frau getroffen hat, die, Mutter geworden unter dem Regime des Götzendienstes, sich nicht des Kindermordes schuldig gemacht hatte. Ja noch lange Zeit nach Ankunft der Missionäre wurde dieser abscheüliche Gebrauch fortgesetzt und kaum ist er jetzt ganz abgeschafft.

Unter den verschiedenen Mitteln, die zur Vollziehung des Kindermordes angewendet wurden, waren einige, die man wegen ihrer Abscheülichkeit gar nicht berichten kann. Daß sie die Kinder lebendig einscharrten, scheint nicht bewiesen zu sein. Auch tödteten sie sie nicht, nachdem sie eine Zeit lang gelebt hatten, sondern die Abscheülichkeit ward gleich nach der Geburt, ja oft noch vorher ausgeführt. Die am wenigsten barbarischen Methoden bestanden darin, die unschuldigen Opfer mit einem sehr spitzen Bambusrohre zu durchbohren, oder sie zu erdrosseln oder zu ersticken, indem man ihnen den Daumen in den Mund steckte. Mit Aufführung der übrigen Mittel wollen wir unsere Leser verschonen.

Und die eigenen Ältern waren die Henker. Die Mutter war es, die mit unnatürlicher Hand ihre Leibesfrucht vernichtete; der Vater war es, der anstatt mit Freüden den neüen Ankömmling zu begrüßen, sich beeilte, ihn noch zuckend in irgend ein Loch zu werfen und dieses dann mit Dornengesträuch und Rasen zu bedecken. Wurde das Kind aber nicht gleich nach der Geburt geopfert, so war sein Leben von nun an gesichert. Geschah dies in Folge eines Landesgesetzes, oder trug mütterliche Liebe über den Gebrauch den Sieg davon? Man weiß dies nicht, aber jedenfalls ist die Thatsache gewiß und tröstlich. Man kann wieder einmal ausruhen von diesen Scheüßlichkeiten. Ja, sobald der Neügeborne nur zehn Minuten geathmet hatte, so war er gerettet. Anstatt der erdrosselnden Hände eines Ungeheüers mit menschlichem Antlitze wurden ihm die sanften Liebkosungen einer Mutter zu Theil. Lächelnd freüt sich die Mutter desselben und stillt es mit zärtlicher Sorgfalt. Ja man hat Mütter gesehen, die ihre Kinder gegen den Vater und die übrige Familie vertheidigten, wie dies ja auch bei einigen Thierarten Statt findet, die meistens in diesem Kampfe triumphiren.

Die diese barbarischen Handlungen bewegenden Ursachen liegen theils in den Gesetzen der Areois, theils in der Schwäche des ehelichen Bandes. Dies Band ward zerrissen, sobald ein Theil wollte. Bei den Haüptlingen fand zwar keine eigentliche Ehescheidung Statt; allein dessenungeachtet konnte der Mann andere Frauen nehmen und die Frau sich andern Männern hingeben. Die aus diesen ungesetzlichen Verbindungen entsprossenen Kinder wurden alle ohne Unterschied ermordet. Dies verlangte der Familienstolz und dieser Grund hat vielleicht mehr Kindermorde veranlaßt, als jeder andere.

Die entwürdigte Stellung, welche man ganz besonders den tahitischen Frauen angewiesen, war Schuld, daß man namentlich die Kinder weiblichen Geschlechts mordete. Darum fanden die Missionäre, als sie daselbst ankamen, ein auffallendes Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern. Dies Mißverhältniß, welches nicht geringer war, als sechs gegen eins, hat sich seitdem unter dem heilsamen Einfluß des Christenthums vermindert, und das Gleichgewicht stellt sich nach und nach wieder her.

Die Mädchen verheirathete man mit 12 oder 13 Jahren, die Jünglinge mit 15 Jahren; und in diesen Verhältnissen hat sich Nichts geändert. Die Haüptlinge und Vornehmen verlobten ihre Kinder in noch zarterem Lebensalter. Die Vorbereitungen zur Ehe dauerten nicht lange. Man wußte in Tahiti

JUNGES MADCHEN AUF DER INSEL MADISSON

Unter den verschiedenen Mitteln, die zur Vollziehung des Kindermordes angewendet wurden, waren einige, die man wegen ihrer Abscheulichkeit gar nicht nennen kann. Daß sie die Kinder lebendig einscharrten, scheint nicht bewiesen zu sein. Auch tödteten sie sie nicht, nachdem sie eine Zeit lang gelebt hatten, sondern die Abscheulichkeit ward gleich nach der Geburt, ja oft noch vorher vollzogen. Die am wenigsten barbarischen Methoden bestanden darin, die unglücklichen Opfer mit einem sehr spitzen Bambusrohre zu durchbohren, oder sie zu erdrosseln oder zu ersticken, indem man ihnen den Daumen in den Mund steckte. Die Beschreibung der übrigen Mittel wollen wir unsere Leser verschonen.

Und die eigenen Ältern waren die Henker. Die Mutter war es, die mit unnatürlicher Hand ihre Leibesfrucht vernichtete; der Vater war es, der anstatt mit Freuden den neuen Ankömmling zu begrüßen, sich beeilte, ihn noch zuckend in irgend ein Loch zu werfen und dieses dann mit Dornengesträuch und Rasen zu bedecken. Wurde das Kind aber nicht gleich nach der Geburt geopfert, so war sein Leben von nun an gesichert. Geschah dies in Folge eines Landesgesetzes, oder trug mütterliche Liebe über den Gebrauch den Sieg davon? Man weiß dies nicht, aber jedenfalls ist die Thatsache gewiß und tröstlich. Man kann wieder einmal ausruhen von diesen Scheußlichkeiten. Ja, sobald der Neugeborne nur zehn Minuten geathmet hatte, so war er gerettet. Anstatt der erdrosselnden Hände eines Ungeheuers mit menschlichem Antlitze wurden ihm die sanften Liebkosungen einer Mutter zu Theil. Lächelnd freut sich die Mutter desselben und stillt es mit zärtlicher Sorgfalt. Ja man hat Mütter gesehen, die ihre Kinder gegen den Vater und die übrige Familie vertheidigten, wie dies ja auch bei einigen Thierarten Statt findet, die meistens in diesem Kampfe triumphiren.

Die diese barbarischen Handlungen bewegenden Ursachen liegen theils in den Gesetzen der Armuth, theils in der Schwäche des ehelichen Bandes. Dies Band ward zerrissen, sobald ein Theil wollte. Bei den Häuptlingen fand zwar keine eigentliche Ehescheidung Statt; allein dessenungeachtet konnte der Mann andere Frauen nehmen und die Frau sich andern Männern hingeben. Die aus diesen ungesetzlichen Verbindungen entsprossenen Kinder wurden alle ohne Unterschied ermordet. Dies verlangte der Familienstolz und dieser Grund hat vielleicht mehr Kindermorde veranlaßt, als jeder andere.

Die entehrende Stellung, welche man ganz besonders den tahitischen Frauen angewiesen, war Schuld, daß man namentlich die Kinder weiblichen Geschlechts mordete. Daher fanden die Missionäre, als sie daselbst ankamen, ein auffallendes Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern. Dies Mißverhältniß, welches nicht geringer war, als sechs gegen eins, hat sich seitdem unter dem heilsamen Einfluß des Christenthums vermindert, und das Gleichgewicht stellt sich nach und nach wieder her.

Die Mädchen verheirathete man mit 12 oder 13 Jahren, die Jünglinge mit 15 Jahren; und in diesen Verhältnissen hat sich Nichts geändert. Die Häuptlinge und Vornehmen verlobten ihre Kinder in noch zarterem Lebensalter. Die Vorbereitungen zur Ehe dauerten nicht lange. Man wußte in Tahiti

JUNGES MÄDCHEN AUF DER INSEL MADISSON.

noch nicht, was es heißt, den Hof machen, sondern ging gerade aufs Ziel los, und wenn die beiden jungen Leüte sich gefielen, so schritt man sogleich zur Vermählung.

Die Haüptlinge und vornehmen Einwohner hatten in diesem Falle ihre Agenten und Vermittler. Zuweilen waren sie schon Verlobte von der Geburt an. Das Mädchen, welches auf diese Weise gebunden war, hieß Vahine Pahio. Sobald sie größer wurde, bauten ihre Ältern für sie, um ihre Jungfraülichkeit besser zu wahren, in der Nähe ihrer Wohnung eine Art kleiner Festung, in welche sie des Nachts gesperrt wurde, und in welcher sie einen großen Theil ihrer Zeit verbrachte. Ihre Ältern, oder wenigstens ein Mitglied der Familie, ließen sie dann nie allein, sondern wachten Tag und Nacht bei ihr und folgten allen ihren Schritten.

Die Hochzeiten boten Veranlassung zu Tänzen, Vergnüglichkeiten und Festen. Ein Haufen Areois verfehlte nie, sich dabei einzustellen und die Hauptrolle zu spielen. Am Morgen des dazu bestimmten Tages war eine Art Altar im Hause der Verlobten errichtet, auf welchen man die Reliquien ihrer Vorältern, bedeckt mit einem schönen, im Lande gewebten weißen Stoffe, legte. Die Ältern der Neüvermählten und die andern Anwesenden brachten ihr nun andere weiße Zeüge zum Geschenke. Hierauf begab man sich in den Tempel. Die beiden jungen Eheleüte zogen zuvor ihre Hochzeitskleider an, welche später für geweiht galten, und stellten sich in eine Entfernung von 7 bis 8 Schritten. Dann kam der Priester in priesterlicher Tracht. Beide wurden gefragt, ob sie sich gegenseitig nicht verlassen wollten, und auf ihre gegebene Zusage ward ihnen eine glückliche Verbindung gewünscht und die Götter zu ihren Gunsten angerufen. In diesem Augenblicke brachten die Ältern und Freünde ein großes Stück weißes Zeüg, das sie auf den Fußboden des Tempels breiteten. Auf diesen Stoff stellte sich das junge Paar und faßte sich an der Hand. Hierauf umwickelten die Ältern der Frau ein Stück Zuckerrohr mit dem Zweige des geweihten Miro und legten es auf das Haupt des Gatten. Dann nahmen die Ältern oder Verwandten dieselbe Ceremonie mit der Frau vor. Zuweilen machten sich die Frauen der beiden Familien mit Haifischzähnen Einschnitte in das Gesicht und sammelten dann in einem Stücke Zeüg das aus den Wunden fließende Blut, worauf das Zeüg zu den Füßen der Neüvermählten niedergelegt wurde. Endlich brachte man, um die Ceremonien zu beendigen, noch ein Stück Zeüg herbei, welches die Ältern oder Verwandten über die Neüvermählten warfen. Diese Zeüge spielten hierbei, wie man sieht, eine große Rolle; die, deren man sich bei solchen Gelegenheiten bedient hatte, wurden als geweiht betrachtet und dem Könige oder den Areois übergeben.

Trotz aller dieser Ceremonien aber war das eheliche Band, wie bereits erwähnt, sehr leicht zu zerreißen und wurde wenig geachtet. Die Polygamie war in Tahiti mehr als in allen andern Eilandsgruppen des Stillen Oceans im Gebrauche. Die meisten Taatiras oder Haüptlinge niederen Ranges hatten zwei bis drei Frauen. Was die vornehmen Haüptlinge anbetraf, so hatten diese, obgleich sie eine Art Serail hätten halten können, eigentlich keine Gemahlinnen, sondern

nur Concubinen. So lange sie neben diesen ihre erste Frau behielten, mußten alle andern derselben nachstehen, und sie allein führte den Titel einer Gemahlin. Waren die Gatten von gleichem Range, so trennten sie sich oft. Der Mann nahm dann andere Frauen, die Frau einen andern Mann; und war sie höher an Rang, als Der, den sie heirathete, so war es ihr gestattet, so viele andere Männer nebenbei zu nehmen, als sie wollte. Darum blieb sie doch noch immer dem Namen nach die Frau des ersten Mannes, den sie geheirathet hatte.

Die Bevölkerungen der Inselgruppen lagen oft mit einander im Kriege. Während der 15 Jahre, die Nott auf den tahitischen Inseln zubrachte, zur Zeit nämlich, wo das Heidenthum noch in voller Kraft bestand, brach daselbst zehn Mal Krieg aus und die ersten Missionäre waren noch Zeügen vieler Schlächtereien. Der Gott der Schlachten war Oro, ein grausamer Gott, den der Anblick von Blut erfreüte, und dem die Priester die Opfer nur blutend anbieten durften.

Dem Kriege ging stets ein Menschenopfer zu Ehren Oro's vorher. Man tauchte eine Feder ins Blut des Opfers, und diese Feder, die man den Kriegern im Triumphe brachte, verkündete ihnen, daß der Gott auf ihrer Seite sei. Der Friedensbruch hieß aoti a pito, d. h: Zerschneidung des Einigkeitsbandes. Die Partei, welche den bestehenden Vertrag verletzte, brachte stets ein Menschenopfer, um den Zorn der Götter zu entwaffnen, und die angegriffene Partei that dasselbe, um sich die Götter gewogen zu machen und sie zur Bestrafung ihrer Feinde aufzureizen. Die eigentliche Erklärung der Feindseligkeiten selbst ward dann durch ein zweites Menschenopfer bezeichnet.

Handelte es sich um eine Seeexpedition, so sammelte und bemannte man die Canots, setzte die Waffen in Stand und der Griff jedes Kriegsgeräths und jedes Ruders ward mit harzigem Gummi überzogen, welches der Brodbaum lieferte, um die Waffen fester in der Hand halten zu können.

Waren nun alle Vorbereitungen getroffen, so wurde dem Gotte Oro noch ein Menschenopfer gebracht, und eine von ihm inspirirte Prophezeihung verkündete im Allgemeinen, daß die Flotte oder Armee siegreich sein würde. Während dessen beriethen die vornehmsten Haüptlinge, die Priester und der König. Meistens waren sie es, welche Krieg oder Frieden entschieden, allein es gab auch Veranlassungen, wo das von Rednern aufgereizte Volk die Feindseligkeiten anfing und die Haüptlinge mit fortriß.

War der Krieg einmal entschieden, so durchzog der Vea oder Herold des Königs die Insel und forderte die Einwohner auf, sich mit Waffen nach einem bezeichneten Orte zu begeben. Frauen, Kinder, Greise ließ man nun in den Dörfern oder an sicheren Örtern, und die Männer eilten nach dem Zusammenkunftsorte. Der Haüptling jedes Distriktes brachte die ihm untergebenen Krieger mit und zeigte die Zahl derselben dem Könige bei seiner Ankunft an.

Nun wurden noch eine Menge von Ceremonien erledigt, wobei die Priester stets die Hauptrolle spielten, und wofür ihnen, wie natürlich, reichlicher Lohn ward.

Hierauf baute man das Haus der Manuha oder die Herberge der Götter. In diesem Hause sollten nämlich die Götter wohnen, deren Beistand man erlangt

hatte. Bei dieser Gelegenheit ward wieder ein Mensch geopfert, worauf dann die Arbeiter ans Werk gingen. Ein Tag genügte zur Erbauung der Hütte. Während desselben durften die Einwohner weder Nahrung zu sich nehmen, noch Feüer anzünden, noch ein Canot vom Stapel lassen u. s. w. Die Leiche des geopferten Menschen wurde an dem Fuße des Mittelpfeilers der Hütte deponirt.

Endlich schritt man zur letzten Ceremonie, welche darin bestand, daß man kleine Tempel in Miniatur auf geweihten Canots erbaute. Darin wurden rothe Federn, welche man zeitweilig den Götzenbildern nahm, niedergelegt. Man glaubte dabei, die Götter verließen in Folge der Gebete der Priester ihren himmlischen Aufenthalt, um in diesen Tempeln zu wohnen und beim Kampfe zugegen zu sein. Es gab nämlich in der tahitischen Mythologie Wesen, die zwischen den Göttern und den Menschen standen und als Vermittler und Boten dienten. Diese streiften unaufhörlich um die Inseln her, bald in Gestalt eines Vogels, bald unter der eines Haifisches, und beeiferten sich, sobald sie hörten, daß die Priester den Beistand der Götter anriefen, diese davon zu benachrichtigen.

Das Ende aller dieser Ceremonien war, daß man die fettesten Schweine opferte. Man briet sie am Gestade; die Köpfe derselben wurden abgeschnitten und auf die Altäre in den Canots gelegt. Mit den übrigen Theilen regalirten sich die Priester. Mochte der Kampf nun zu Lande oder zur See Statt finden, eine Flotte und ein Landheer rückten, da die Gefechte fast immer in der Nähe des Gestades Statt fanden, zu gleicher Zeit vor. Dem Landheere folgten gewöhnlich eine Menge Leüte, welche die Hoffnung des Plünderns herbeilockte. Die Methoden des Angriffs und der Vertheidigung waren sehr verschieden und hingen von Umständen ab. Ein Heer theilte sich in fünf Reihen oder Glieder; im fünften Gliede befanden sich die Frauen und Kinder und das Gepäck der Krieger. Der König und die Tapfersten befanden sich immer in der ersten Linie. Während die Kämpfer vorrückten, sangen sie kriegerische Lieder und forderten den Feind durch Schreien und Verwünschungen heraus. Selten wandten sie die Taktik des Hinterhalts an, und wenn es ja während der Nacht zum Handgemenge kam, hatte jeder Krieger seine Fackel.

Zuweilen eilten die berühmtesten Krieger jedes Heeres den übrigen voran und lagerten sich im Angesichte des Feindes auf dem Sande oder Rasen. Nach einiger Zeit erhoben sich zwei oder drei derselben und forderten eben so viele Helden der Gegenpartei zum Kampfe heraus. Diese Herausforderung ward immer eifrig angenommen. Nun schritten diese Krieger, wie die Homer's, gegen einander, ihre Namen, Heldenthaten und die ihrer Vorfahren ausrufend und verkündend, daß sie der Liste ihrer Siege einen neüen Triumph hinzufügen wollten. Zum Schlusse forderten sie ihre Gegner auf, doch näher zu kommen, wenn sie dem Gotte Oro zum Opfer gebracht zu werden wünschten. Natürlich ermangelten die Gegner nicht, in demselben Tone zu antworten, und nachdem man gehörig hin und wieder geprahlt, begann der Kampf im Angesichte beider Heere.

Bald kämpften nur zwei Krieger mit einander, während ihre Gefährten,

auf dem Rasen sitzend, ruhig zusahen, bald entspann sich das Gefecht zwischen mehreren Kämpfern. Fiel einer derselben, so trat sogleich ein anderer an seine Stelle; gewann einer der kleinen Trupps die Überhand, so stürzte das Heer, dem er angehörte, herbei, um ihn zu unterstützen, und das Handgemenge ward allgemein. Man schlug sich dann mit Wuth und das Blut floß in Strömen. Die Rauti feüerten, ähnlich den Druiden der alten Bretons, den Eifer der Krieger durch ihre Reden an und schonten sich selbst dabei auf keine Weise. Zuweilen dauerte die Schlacht mehrere Tage. In der Zwischenzeit der Ruhe verdoppelten die Rauti ihre Anstrengungen, waren überall, redeten jedem Krieger Muth zu, beglückwünschten die Tapfern, ermuthigten die Schwachen und Furchtsamen. Die Priester halfen ihnen dabei und nahmen ebenfalls thätigen Antheil am Gefechte.

So oft ein Kämpfer verwundet oder getödtet niederfiel, stieß die Gegenpartei Triumphgeschrei aus, und um den Körper des Unglücklichen entspann sich ein furchtbarer Kampf. Bemächtigte sich der Feind desselben, so schleppte er ihn außerhalb des Gefechtes, um ihn den Göttern zum Opfer zu bringen.

Die Waffen waren sehr einfach, und den Gebrauch des Schildes kannte man noch nicht. Man kämpfte mit Schleüdern, Lanzen, Keülen u. s. w. Die aus Cocosnußholz oder Eisenholz gefertigten Lanzen waren 12 bis 15 Fuß lang und hatten in der Mitte 1½ Zoll im Durchmesser. Stand man nicht ganz nahe, so focht man mit einer Art Gabel und ganz in der Nähe mit Keülen; ferner hatte man mit Widerhaken und zugespitzten Fischknochen versehene Pfeile, 3 Fuß lange Wurfspieße, scharfe Muscheln, um den Verwundeten die Gurgel abzuschneiden u. s. w. Mit Hülfe aller dieser Zerstörungswerkzeüge waren die Schlachten sehr mörderisch. Das siegreiche Heer folgte dem fliehenden Feind mit großer Erbitterung; von Gnade wußte man nichts.

Wenn die Tahitier in die Schlacht gingen, schmückten sie sich mit ihrem schönsten Putze und bestrichen den Körper mit wohlriechenden Öl. Zu Schleüderern wählte man die gewandtesten Männer, die nur einen Mano oder leichtes Mäntelchen trugen. Auch gab es Mannschaft, welche man die Küraſſiere nennen könnte. Dies waren die kräftigsten Männer mit einer hölzernen Rüstung, welche Brust, Nacken und Seiten schützte und welche sie über den Kleidern trugen. Diese Art Küraß schützte den Krieger gegen Lanzenstöße oder Steinwürfe, ließ ihm aber nur den Gebrauch der Arme und setzte ihn im Falle eines Rückzugs den größten Gefahren aus.

Die in der Schlacht gemachten Gefangenen wurden alsbald getödtet, wenn man sie nicht als Sklaven behielt. Den elenden Resten der Getödteten wurde alle mögliche Schmach zugefügt. Die Leichen blieben im Freien, um den Schweinen, wilden Hunden und Krabben als Futter zu dienen. Die Unterkiefer nahmen die Sieger als Trophäe; ebenso die Knochen der Beine und Arme, die ihnen bei Verfertigung ihrer Canots als Geräthe dienten; die Hirnschädel dienten zu Trinkschalen.

Die Bewohner der Marquesas-Inseln und von Neü-Seeland waren und sind noch jetzt Menschenfresser. Man findet aber nirgends Beweise, daß die Tahitier,

EINGEBORNER DES ROMANZOW-ARCHIPEL

ob ihre Reihen lichter, ruhig zusahen, bald entspann sich das Gefecht zwischen einzelnen Haufen. Fiel einer derselben, so trat sogleich ein anderer an seine Stelle, gewann einer der kleinen Trupps die Überhand, so stürzte das Heer, um es unterstützen, herbei, um ihn zu unterstützen, und das Handgemenge ward allgemein. Man schlug sich dann mit Wuth und das Blut floß in Strömen. Die Kampfrufe erhoben, ähnlich den Druiden der alten Bretons, den Eifer der Krieger durch ihre Reden an und schonten sich selbst dabei auf keine Weise. Zuweilen dauerte die Schlacht mehrere Tage. In der Zwischenzeit der Ruhe ersetzten die Kraft ihrer Anstrengungen, waren überall, redeten jedem Krieger Muth zu, beglückwünschten die Tapfern, ermuthigten die Schwachen und Furchtsamen. Die Priester halfen ihnen dabei und nahmen ebenfalls thätigen Antheil am Gefechte.

Wo oft ein Kämpfer verwundet oder getödtet niederfiel, stieß die Gegenpartei Triumphgeschrei aus, und um den Körper des Unglücklichen entspann sich ein furchtbarer Kampf. Bemächtigte sich der Feind desselben, so schleppte er ihn außerhalb des Gefechtes, um ihn den Göttern zum Opfer zu bringen.

Die Waffen waren sehr einfach, und den Gebrauch des Schildes kannte man noch nicht. Man kämpfte mit Schleudern, Lanzen, Keulen u. s. w. Die aus Cocosnußholz oder Eisenholz gefertigten Lanzen waren 12 bis 15 Fuß lang und hatten in der Mitte 1½ Zoll im Durchmesser. Stand man nicht ganz nahe, so focht man mit einer Art Gabel und ganz in der Nähe mit Keulen; ferner hatte man mit Widerhaken und zugespitzten Fischknochen versehene Pfeile, 3 Fuß lange Wurfspieße, scharfe Muscheln, um den Verwundeten die Gurgel abzuschneiden u. s. w. Mit Hülfe aller dieser Zerstörungswerkzeuge waren die Schlachten sehr mörderisch. Das siegreiche Heer folgte dem fliehenden Feind mit großer Erbitterung; von Gnade wußte man nichts.

Wenn die Tahitier in die Schlacht gingen, schmückten sie sich mit ihrem schönsten Putze und bestrichen den Körper mit wohlriechenden Öl. Zu Schleuderern wählte man die gewandtesten Männer, die nur einen Mano oder leichtes Mäntelchen trugen. Auch gab es Mannschaft, welche man die Kürassiere nennen konnte. Dies waren die kräftigsten Männer mit einer hölzernen Rüstung, welche Brust, Rücken und Seiten schützte und welche sie über den Kleidern trugen. Durch den Kuraß schützte den Krieger gegen Lanzenstöße oder Steinwürfe, ließ ihn aber den Gebrauch der Arme und setzte ihn im Falle eines Rückzugs den größten Gefahren aus.

Die in der Schlacht gemachten Gefangenen wurden alsbald getödtet, wenn man sie nicht als Sklaven behielt. Den elenden Resten der Getödteten wurde alle mögliche Schmach zugefügt. Die Leichen blieben im Freien, um den Schweinen, wilden Hunden und Krabben als Futter zu dienen. Die Unterkiefer nahmen die Sieger als Trophäe; ebenso die Knochen der Beine und Arme, die ihnen bei Verfertigung ihrer Canots als Geräthe dienten; die Hirnschädel dienten zu Trinkschalen.

Die Bewohner der Marquesas-Inseln und von Neu-Seeland waren und sind noch jetzt Menschenfresser. Man findet aber nirgends Beweise, daß die Tahitier,

MERCIER

EINGEBORNER DES ROMANZOW-ARCHIPEL.

die Hawaiianer und andere als Nation diesem scheüßlichen Gebrauche fröhnten, obgleich es gewiß ist, daß einige in der Trunkenheit des Triumphs oder aus Prahlerei das Fleisch ihrer Feinde aßen. Mit Menschenopfer beginnend endigte der Krieg auch damit.

Die Seegefechte boten die Eigenthümlichkeit dar, daß die Canots der beiden Parteien in einer einzigen Linie aufgereiht waren. Jedes dieser Canots war durch ein Tau fest an das andere geknüpft, so daß die Linie nicht zerreißen konnte. In dieser Schlachtordnung rückten die beiden Flotten gegen einander vor. Sobald sie nahe genug waren, begannen die Schleüderer das Gefecht, indem sie einen Hagel von Steinen schleüderten. In noch geringerer Entfernung griff man zu den Wurfspießen, bis es endlich ans Entern ging. Nun begann, wie zu Lande, ein förmlicher Vernichtungskampf, in dem man das Wort Gnade nicht kannte.

Auch Vertheidigungs- und Zufluchtsplätze hatten die Polynesier. Dies waren unzugängliche Felsen, wo die Kunst der Natur zu Hülfe gekommen, Engpässe, Thäler von hohen Bergen dicht umzingelt, Schluchten, wo ein Paar Mann ein ganzes Heer aufhalten konnten. Unter mehreren anderen Festungen nennt man auch die von Pare, die aus zugehauenen Steinen erbaut war.

Die Tahitier beteten eine Menge von Gottheiten an, allein darunter war keine, die als der eigentliche Schöpfer, als das allgütige, allmächtige Wesen betrachtet ward. Nach dem Beispiele aller Völker des Alterthums schrieben die Tahitier den Ursprung aller Dinge und selbst den ihrer Götter dem Chaos, der Nacht zu. Die Priester waren über den Punkt nicht einverstanden, ob die Welt länger existire, als Taaora, ihr Hauptgott, oder ob er es sei, der sie geschaffen. Man findet in ihrer Religion auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Doctrin der Dreieinigkeit, oder der Tradition von Brahma, Wischnu und Siva. Taaora war der erste und Vater der Götter; sein Sohn war Oro; aber zwischen Taaora und Oro zählte man drei Klassen von Gottheiten, deren Liste aufzuzählen zu weitläufig wäre. Außerdem hatten die Tahitier noch eine Menge anderer, niederer Götter, mit denen sie Land, Luft und Ocean bevölkerten. So war namentlich der Gott Hiro der Gegenstand vieler Erzählungen und Legenden, in denen man seine Reisen, seine Kämpfe mit den Göttern der Stürme und seine Streitigkeiten mit den Seeungeheüern berichtete. Eines Tages schläferten ihn diese Ungeheüer in einer, in der Tiefe des Oceans gelegenen Höhle ein, während der Gott der Winde einen furchtbaren Sturm erregte, um ein Schiff untergehen zu lassen, auf dem sich mehrere Freünde des Gottes Hiro befanden. Als diese Unglücklichen ihren Untergang vor Augen sahen, riefen sie ihren Beschützer um Hülfe an. Zwei gute Genien eilten in die Höhle, wo jener schlief, zogen ihn am Arme und setzten ihn von Dem, was vor sich ging, in Kenntniß. Augenblicklich kam er auf die Oberfläche des Oceans; bei seinem Anblick entfloh der Gott der Winde, die Wellen besänftigten sich und die Reisenden waren gerettet. Ist das nicht das quos ego Virgil's?

Eine Mondfinsterniß verbreitete Schrecken unter diesen Völkern, sie glaubten, ein Gott, dem zu huldigen sie versaümt hätten, wollte, um sie zu bestrafen,

dies Gestirn der Nacht verschlingen. Sie eilten in die Tempel, legten Opfer auf den Altar und bemühten sich, durch ihre Gebete des Gottes Zorn zu entwaffnen, damit er seine Beüte fahren lasse.

Es gab Götter, die bösen Geister zu verjagen, Zaubersprüche zu bannen, Kranke zu heilen; es gab deren ferner für die verschiedenen mechanischen Künste, einen Gott für die Diebe, Gespenster u. s. w. Die Geister bildeten wieder eine besondere Klasse zwischen Göttern und Menschen, es waren die Seelen der Väter, Mütter, Kinder, Verwandten und Freünde; man fürchtete sie sehr, denn sie standen unter den Befehlen der Zauberer, welche sie zu einer Menge schlechter Zwecke verwendeten; man hielt sie für sehr reizbar, grausam und stets bereit, die geringste Nachlässigkeit zu bestrafen.

Die Götter regierten die Welt; aber im Allgemeinen gewährten diese Götter, welche unaufhörlich Gaben und Opfer verlangten, und die beständig mit ihrem Zorne drohten, ihren Anbetern kein Zeichen von Wohlwollen. Um nicht direkt mit ihnen zu thun zu haben, hatten die Tahitier Götzenbilder verfertigt, welche sie repräsentiren sollten. Diese Götzen bestanden aus grob zugehauenen und mit Zeüg behangenen Stücken Holz in ungestalteten Blöcken, die mit Guirlanden von Cocusblättern und rothen Federn behangen waren. Deren gab es sehr große und ganz kleine; diese stellten die Geister, jene die Götter jeder Nation oder Familie vor. Man nahm an, die Götter bewohnten eine Zeit lang das Innere dieser Götzen, und so lange waren sie mächtig; sobald der Gott aber diesen Aufenthalt verließ, verlor das Götzenbild seine Kraft.

Ich habe mich bisweilen, sagt Ellis, mit Verfertigern solcher Heiligenbilder unterhalten. Ich fragte sie, ob sie an eine übernatürliche Gewalt solcher Holzblöcke glaubten. Sie erwiederten, daß auch in ihnen allerdings Zweifel darüber aufgestiegen wären, daß aber ihre religiösen Überzeügungen zuletzt stets den Sieg davongetragen hätten. Nicht sie theilten die göttliche Kraft den Holzblöcken mit, sondern die Tempel, in welchen man sie aufstellte. Dies sei der Atua, dessen sie voll wären.

Es ist schon öfters von den rothen Federn die Rede gewesen, mit denen die Götzenbilder, das Innere der Tempel und die zum Kriege gerüsteten Canots verziert wurden. Diese Federn kamen von dem sogenannten Langschwanze der Tropen, und einem kleinen Vogel, der sich in gewissen Theilen des Archipelagus aufhält. Man meinte, sie seien den Göttern sehr angenehm, und sie theilten ihre Macht und ihren Einfluß durch diese Federn mit.

Die Tempel waren theils nationale, theils örtliche oder Haustempel. In die Tempel der ersten Art stellte man die Götzenbilder der Götter ersten Ranges. Sie waren mit einer weiten Ringmauer umgeben; im Innern boten sie eine Quadratform oder ein Parallelogram dar. Vor einer der Seitenmauern erhob sich eine große Pyramide, in welcher man die Altäre und Götzenbilder aufstellte. Nach Wilson war der Tempel des Atehuru 190 Fuß hoch, an der Basis 194 Fuß breit und 6 Fuß an der Spitze. Die Verkleidung dieser ungeheüern Steinmasse bestand aus Korallen oder Basalt, die mit größter Sorgfalt abgekantet waren. Die Wohnungen der Priester und Götzenhüter lagen in der Nähe der

Tempel, rings um die heiligen Gebaüde standen hohe Baüme mit breiten Blättern, welche dieselben in geheimnißvolle Schatten hüllten. Der im dichten Laube saüselnde Wind, die im innern Bezirke herrschende Düsternheit, die monströsen Formen der Götzen, Alles vereinte sich, um einen aberglaübigen Schrecken einzuflößen und diesen Aufenthalt mit dem Cultus der grausamen Götter, deren Beistand man erflehte, in Einklang zu bringen.

Die Priester der Nationaltempel bildeten eine streng geschiedene Klasse, und diese Würde war erblich. Zuweilen war der König zugleich der Priester der Nation, ja oft repräsentirte er die Götter in seiner Person und empfing in ihrem Namen die Gebete und Opfer. Die Glaübigen beügten, wenn sie beteten, ein Knie und setzten sich mit gekreüzten Beinen nieder. Die Priester riefen die Götzen an, indem sie einen eintönigen Gesang anstimmten; die Opfer bestanden aus Vögeln, Fischen, vierfüßigen Thieren, Früchten der Erde und allerhand Zeügen. Bei Menschenopfern wählte man einen Kriegsgefangenen oder irgend ein Individuum, welches den Zorn des Königs oder der Priester auf sich gezogen hatte. Fehlte es an einem Opfer, so wurde auf Antrag des Priesters vom Könige ein Stein an den Haüptling des Bezirks geschickt, welcher den zu opfernden Menschen liefern sollte. Die Annahme des Steins bedeütete, daß der Haüptling gehorchen wolle. Die Familie, der das Opfer angehörte, wurde fortan für tabu d. h: für geweiht, betrachtet. Wurde von nun an ein neües Menschenopfer befohlen, so lag vorzugsweise dieser Familie die Entrichtung dieses Blutzolls ob. Darum flüchteten größtentheils auch die Mitglieder einer solchen Familie in das Innere der Berge.

Im Allgemeinen hatte der Unglückliche, welcher auf diese Weise zu sterben bestimmt war, keine Ahnung von Dem, was ihm drohte. Ein unvorhergesehener Schlag mit der Keüle oder ein Steinwurf warf ihn zu Boden; sodann ward seine Leiche, die man in einen großen, mit Cocosnußblättern versehenen Korb legte, in den Tempel geschafft; hier wurde sie nicht verbrannt, sondern vor das Götzenbild gelegt. Der Priester riß ihr ein Auge aus, das er auf ein Platanenblatt legte und dem Könige präsentirte. Dieser brachte den ekelhaften Gegenstand an den Mund, als wolle er ihn verzehren, und überreichte ihn sodann dem Priester wieder. Während der Gebete riß man einige Haare vom Kopfe des Todten und legte sie vor den Gott. Nach vollendeter Ceremonie ward die Leiche, in Cocosnußblätter gehüllt, an den Zweigen des nächsten Baumes aufgehängt. Später nahm man sie wieder herab, um sie unter den Stufen des Tempels zu begraben.

Obgleich die Polynesier bei allen ihren Handlungen zu den Göttern beteten, so zitterten sie doch beständig, nicht blos vor ihnen, sondern auch vor ihren Zauberern. Auch Propheten gab es unter ihnen, die, von den Göttern inspirirt, die Zukunft vorherverkündeten. Die merkwürdigste unter ihren Prophezeihungen ist wol die, welche verkündet, daß eines Tages vaa ama ore (buchstäblich Schiffe ohne Schwebeblock) nach Tahiti aus fremden Ländern kommen würden. Die Südsee-Völker legen nämlich ein großes Stück Holz quer über ihre Canots, um sie im Gleichgewichte zu halten, und welches zugleich als

Ballast dient. Der Mangel dieses Schwebeblocks auf den eüropäischen Schiffen erregte daher vor Allem ihre Bewunderung. Um so wunderbarer erscheint aber die fragliche Prophezeihung, da sie auf eine Art der Schifffahrt deütete, die man dort zu Lande für unausführbar hielt. Die Zeit dieser Prophezeihung läßt sich nicht ermitteln. Dem sei jedoch wie ihm wolle, als die Eingebornen die ersten eüropäischen Schiffe sahen, bildeten sie sich, betroffen über die imposanten Massen und über den donnernden Lärm ihrer Kanonen, ein, es seien lauter schwimmende Inseln, bewohnt von übernatürlichen Wesen, aus denen Donner und Blitze kämen. Als sie nun an Bord dieser angeblichen Inseln kamen und sich mit eigenen Augen überzeügten, daß es Schiffe ohne Balancirblöcke seien, erklärten sie einstimmig, die Prophezeihung des Wahrsagers sei eingetroffen.

Über die Ursachen der Krankheiten und über den Tod selbst hegten die Tahitier die abenteüerlichsten Gedanken. Sie glaubten, die Krankheiten würden ihnen von den Göttern gesendet, theils weil sie beleidigt worden, theils weil sie sich durch die Geschenke irgend eines Feindes hätten gewinnen lassen. Demzufolge vernachläßigten sie eine Menge von Heilmitteln. Dennoch wußten sie recht gut, daß ihre Inseln viele giftige Pflanzen erzeügten, und daß mehrere Arten Fische, zu einer gewissen Jahreszeit genossen, Krankheit und Tod erzeügten. Allein ihren Ideen nach wurden diese giftigen Pflanzen und das Fleisch dieser Fische nur dann erst schädlich, wenn die Götter es so wollten. Die Götter zogen in den Waffen ein, unter deren Streichen die Krieger in den Schlachten erlagen, und wenn ein Mensch eines plötzlichen Todes starb, waren es wiederum die Götter, die sich seiner schnell bemächtigt hatten. Dabei hatten denn die Priester wieder viel zu thun. Starb Jemand, so war das Erste, nach den Ursachen des Todes zu forschen. Der Priester fuhr im Canot des Verstorbenen langsam am Gestade hin, bis vor das Todtenhaus, um die Seele zu erwarten und zu beobachten. Man nahm an, diese Seele fliege dem Priester entgegen und offenbare sich ihm in einer die Todesart verrathenden Gestalt. Die Erscheinung einer Flamme verkündete den Einfluß der Götter; die einer rothen Feder bedeütete einen Feind, der zur Herbeiführung dieses Todes den Göttern Geschenke angeboten hatte.

Nun ging man ans Werk, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Die Körper der Haüptlinge und Vornehmen wurden aufs Sorgfältigste bewahrt. Die Armen begrub man ohne weitere Ceremonie. Die Todten wurden nicht horizontal in die Erde gelegt, sondern gesetzt, mit in die Höhe gezogenen Knien, das Gesicht in die Knie gedrückt, die Hände an die Beine befestigt und der ganze Körper dann mit einem Stricke umwickelt.

Die Methode der Einbalsamirung, welche, wie gesagt, nur bei den Haüptlingen und Reichen beobachtet wurde, war sehr einfach. Man nahm die Eingeweide, das Gehirn und die der Faülniß unterworfenen Theile heraus. Bei Tage ward dann der Leichnam den Einwirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt; des Nachts legte man ihn auf den Erdboden, indem man ihn zu wiederholten Malen wendete, so daß er nur kurze Zeit auf ein und derselben Stelle liegen blieb. Das Innere ward mit Zeüg ausgestopft, welches man mit wohl-

JUNGES MÄDCHEN VON PITCAIRN.

Staunen über das Treiben der Europäer auf den europäischen Schiffen erregte daher vor Allem ihre Bewunderung. Um so wunderbarer erschien ihnen die prophetische Prophezeihung, da sie auf eine Art der Schifffahrt deutete, die man bisher zu Lande für unausführbar hielt. Die Zeit dieser Prophezeihung ließ sich nicht ermitteln. Dem sei jedoch wie ihm wolle, als die Eingebornen die ersten europäischen Schiffe sahen, bildeten sie sich, betroffen über die imposanten Massen und über den donnernden Lärm ihrer Kanonen, ein, es seien lauter schwimmende Inseln, bewohnt von übernatürlichen Wesen, aus denen Donner und Blitze fuhren. Als sie nun an Bord dieser angeblichen Inseln kamen und sich mit eigenen Augen überzeugten, daß es Schiffe ohne Balancirblöcke seien, erklärten sie einstimmig, die Prophezeihung des Wahrsagers sei eingetroffen.

Über die Ursachen der Krankheiten und über den Tod selbst hegten die Taitier die abenteuerlichsten Gedanken. Sie glaubten, die Krankheiten würden ihnen von den Göttern gesendet, theils weil sie beleidigt worden, theils weil sie sich durch die Geschenke irgend eines Feindes hätten gewinnen lassen. Demzufolge vernachlässigten sie eine Menge von Heilmitteln. Dennoch wußten sie recht gut, daß ihre Inseln viele giftige Pflanzen erzeugten, und daß mehrere Arten Fische, zu einer gewissen Jahreszeit genossen, Krankheit und Tod erzeugten. Allein ihren Ideen nach wurden diese giftigen Pflanzen und das Fleisch dieser Fische nur dann erst schädlich, wenn die Götter es so wollten. Die Götter zogen in den Waffen ein, unter deren Streichen die Krieger in den Schlachten erlagen, und wenn ein Mensch eines plötzlichen Todes starb, waren es wiederum die Götter, die sich seiner schnell bemächtigt hatten. Dabei hatten denn die Priester wieder viel zu thun. Starb Jemand, so war das Erste, nach den Ursachen des Todes zu forschen. Der Priester fuhr im Canot des Verstorbenen langsam ein Gestade hin, bis vor das Todtenhaus, um die Seele zu erwarten und zu beobachten. Man nahm an, diese Seele fliege dem Priester entgegen und offenbare sich ihm in einer die Todesart verrathenden Gestalt. Die Erscheinung einer Flamme verkündete den Einfluß der Götter; die einer rothen Feder bedeutete einen Feind, der zur Herbeiführung dieses Todes den Göttern Geschenke angeboten hatte.

Nun ging man ans Werk, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Die Leichen der Häuptlinge und Vornehmen wurden aufs Sorgfältigste bewahrt. Die Leichen Gemeiner begrub man ohne weitere Ceremonie. Die Todten wurden nicht horizontal in die Erde gelegt, sondern gesetzt, mit in die Höhe gezogenen Knien, das Gesicht an die Knie gedrückt, die Hände an die Beine befestigt und der ganze Körper dann mit einem Stricke umwickelt.

Die Methode der Einbalsamirung, welche, wie gesagt, nur bei den Häuptlingen und Reichen beobachtet wurde, war sehr einfach. Man nahm die Eingeweide, das Gehirn und die der Fäulniß unterworfenen Theile heraus. Bei Tage ward dann der Leichnam den Einwirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt; des Nachts legte man ihn auf den Erdboden, indem man ihn zu wiederholten Malen wendete, so daß er nur kurze Zeit auf ein und derselben Stelle liegen blieb. Das Innere ward mit Zeug ausgestopft, welches man mit wohl-

JUNGES MÄDCHEN VON PITCAIRN.

riechendem Öle getränkt hatte; letzteres spritzte man außerdem überall, wo es thunlich war, in die innern Theile, und rieb den Körper damit ein. Die Wärme der Sonnenstrahlen und die Trockenheit der Atmosphäre thaten das Übrige.

Nach Verlauf einiger Wochen wurden Muskeln und Fleisch ganz dürr und der ganze Körper schien mit einer Art Pergament überzogen zu sein. Nun kleidete man ihn an und brachte ihn in eine sitzende Stellung. Ein kleiner Altar wurde vor ihm errichtet, auf welchen die Verwandten und die bei diesem neüen Götzen angestellten Priester täglich Früchte, Blumen und Nahrungsmittel legten. Dies dauerte mehrere Monate, zuweilen ein Jahr. Löste sich dann endlich der Körper auf, so behielt die Familie den Hirnschädel und begrub die übrigen Knochen in der Nähe des Haustempels.

Während die Operation der Einbalsamirung aber Statt fand, schritt ein anderer Priester zu einer wunderlichen Ceremonie. Dieser Priester ließ ein Loch in die Erde graben und rief dabei den Gott an, von welchem man glaubte, daß er den Tod des Verstorbenen veranlaßt habe. Diesen Gott bat er zu erlauben, daß alle Fehler des Verstorbenen in das Loch gesteckt werden dürften, damit die Überlebenden nicht dafür verantwortlich seien. Hierauf wendete sich der Priester zur Leiche und fragte um Einwilligung. Ihr Schweigen ward in bejahendem Sinne angenommen und das Loch zugescharrt, nachdem man einen den Todten repräsentirenden Stein oder Holzblock hineingelegt hatte. Hierauf nahm der Priester eine Anzahl Platanenblätter, legte unter jede Achselhöhle zwei bis drei Stück und eben so viele auf die Brust und sagte dann: „Hier deine Frau, dein Kind, dein Vater, deine Mutter, deine Familie. Sei zufrieden und blicke aus der Welt der Geister nicht auf Die herab, die Du hier zurückgelassen.“ Damit bezweckte man den Verstorbenen zufriedenzustellen und seinen Geist zu verhindern, die Lebenden durch Erscheinungen zu stören, die man über Alles fürchtete. Alle Individuen, welche an der Einbalsamirung Theil genommen hatten, und die man Miri nannte, wurden während der ganzen Operation sorgfältig gemieden, denn man glaubte, daß die Fehler, welche den Tod des Verstorbenen herbeigeführt, auf Die übergegangen seien, welche seine Reste berührt hatten. Die Operateurs selbst vermieden, ihre durch die Berührung einer Leiche besudelten Hände an ihre Nahrungsmittel zu bringen, und bedienten sich, wenn sie essen wollten, der Hände Anderer. Sobald sie sich ihrer Functionen entledigt hatten, warfen sie die Kleider, welche sie dabei angehabt, ins Meer; sie selbst aber schwemmten von sich die Besudelung in den Fluthen ab. Auch die Kleidungsstücke des Verstorbenen wurden ins Meer geworfen oder eingescharrt.

Diese Einbalsamirungssitte, welche wir bereits bei den Ägyptern und andern Völkern des Alterthums kennen, auch bei diesen Insulanern des Stillen Oceans wiederzufinden, ist gewiß merkwürdig, und unwillkührlich fragt man, woher der Gebrauch zu ihnen gekommen.

Die bisherigen, von Ellis herrührenden Betrachtungen über die Polynesier beziehen sich hauptsächlich auf die Tahitier, die gleichsam als Typus aller Südsee-Völker angesehen werden können. Doch giebt es unter ihnen auch manche Abweichungen, die wir zur Ergänzung des Bisherigen nach Chamisso's Schilderungen näher ins Auge fassen wollen. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den nordwestlichen Inselgruppen zu, so findet man, daß —

Die Einwohner von Radack weder von großer Statur noch von sonderlicher körperlicher Kraft sind. Obgleich schmächtig, sind sie doch wohlgebildet und gesund und scheinen ein hohes Alter mit heiterer Rüstigkeit zu erreichen. Die Radacker sind von dunklerer Farbe, als die Hawaiianer, von denen sie sich vortheilhaft unterscheiden durch größere Reinheit der Haut. Beide Geschlechter tragen ihr langes, schönes schwarzes Haar sauber und zierlich hinten aufgebunden. Bei Kindern hangt es frei und lockig herab. Die Männer lassen den Bart wachsen, welcher lang, obgleich nicht sonderlich dicht wird. Sie haben im Allgemeinen die Zähne von der Art ihrer Volksnahrung, vom Kauen der holzig faserigen Frucht des Pandanus verdorben und die vorderen oft ausgebrochen. Mann und Weib tragen in den durchgebohrten Ohrlappen ein gerolltes Pandanus-Blatt. Einige ältere Leüte haben außerdem den obern Rand des Ohrknorpels zum Durchstecken von Blumen durchbohrt. Die kunstreich zierliche Tätuirung ist nach dem Geschlecht verschieden, bei jedem aber gleichförmig. Die tätuirte Stelle ist sehr dunkel, scharf gezeichnet und über der Haut erhaben. Das Kleid der Männer besteht in einem Gürtel mit hangenden Baststreifen, den öfters eine kleinere viereckige Matte als Schürze begleitet; Knaben gehen, bis sie das männliche Alter erreicht haben, völlig nackt. Die Weiber tragen zwei längere Matten mit einer Schnur über die Hüften befestigt, die Mädchen früh schon eine kleinere Schürze. Hals- und Armbänder gehören zum Schmuck der Radacker.

Ihre Haüser bestehen blos in einem von vier niederen Pfosten frei getragenen Dache, das mit einem Hangeboden versehen ist. Eine bloße grobe Matte dient zum Bett und ein Holzstamm zum Kopfkissen. Aber diese Haüser sind oft verlassen, denn die Radacker sind Schiffer und ziehen auf ihren kunstreichen Booten mit Habe und Familie bald auf die eine, bald auf die andere Insel. Der wildwachsende Pandanus scheint ein gemeinschaftliches Gut zu sein, die Cocosbaüme dagegen sind Privateigenthum. Außer ihrer Sorge für Nahrung, beschäftigen sich die Radacker nur mit Schifffahrt und Gesang. Ihr liebstes, ihr einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommel, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen. Sie führen besonders am Abend, im Kreis um eine hellloderndes Feüer versammelt, ihre sitzenden Liedertänze auf. Berauschende Freüde ergreift dann Alle und Aller Stimmen mischen sich im Chor. Diese Lieder gleichen denen der Hawaiianer, sie sind aber roher und verzerrter, die allmälig gesteigerten Wellen des Gesangs arten zuletzt in Geschrei aus.

Die Bewohner von Radack verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm, ohne Tempel und Priester, einfache Opfer von Früchten dar. Es giebt auf verschiedenen Inseln heilige Baüme, Cocospalmen, in deren Krone

sich Anis, so heißt dieser Gott, niederläßt. Die Operation des Tätuirens steht auf Radack in Beziehung mit dem religiösen Glauben, und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden. Das Meer bedroht alle Inseln mit wohlbekannter Gefahr, und der religiöse Glaube verhängt oft diese Ruthe über die Menschen; dagegen helfen aber Beschwörungen. Die Ehen, die Bestattung der Todten, die Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten angestellt werden, scheinen außer Beziehung mit der Religion zu sein. Ob sie einen Begriff von der Fortdauer nach dem Tode haben, ist zu ermitteln nicht möglich gewesen. Obgleich den Haüptlingen keine besondere Ehrfurchtsbezeügung gezollt wird, so üben sie doch über alles Eigenthum ein willkürliches Recht. Die Erbfolge ist nicht unmittelbar vom Vater auf den Sohn, sondern von dem ältern Bruder auf den jüngern, bis nach Ableben Aller der erstgeborne Sohn des Ersten wieder in die Reihe tritt. Frauen sind ausgeschlossen. Zum Kriege berufen die Fürsten ihre Mannen, der Haüptling jeglicher Gruppe stößt mit seinen Booten zu dem Geschwader, man überfällt mit vereinter Macht eine feindliche Gruppe, man landet. Nur auf dem Lande wird gekämpft. Die Weiber nehmen Theil am Kampfe, nicht blos beim Vertheidigungs-, sondern auch beim Angriffs-Kriege. Gefangene Weiber werden verschont, die Männer aber unbedingt niedergemacht, und der Sieger nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht erlegt hat. Eingenommene Inseln werden aller Früchte beraubt, die Baüme aber bleiben verschont.

Die Ehen beruhen auf freier Übereinkunft und können wie geschlossen auch aufgelöst werden. Polygamie ist im Gebrauch. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes und scheint in billigem Verhältniß zum Haupt der Familie sich ihm selbstständig und frei unterzuordnen. Die unter den Männern auf den Carolinen, wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens übliche Liebkosung durch Berührung der Nase, ist auf Radack nur zwischen Mann und Weib und nur im Schatten, worin Vertraulichkeit sich verbirgt, gebraüchlich. Das Band der ausschließlichen Freündschaft zwischen zwei Männern, welches auf allen Inseln des nordwestlichen Polynesiens sich wiederfindet, legt auf Radack die Verbindlichkeit auf, seinem Freünde sein Weib mitzutheilen, verpflichtet ihn aber nicht zur Blutrache, wie sonst wo. Die Unfruchtbarkeit der stiefmütterlichen Erde und daraus entspringender drängender Mangel haben auf Radack das Gesetz hervorgerufen, daß jede Mutter nur drei Kinder erziehen darf, das vierte, das sie gebiert, und jedes folgende, soll sie selbst lebendig begraben. Diesem Graüel sind die Familien der Haüptlinge nicht unterworfen. Die Leichen verstorbener Haüptlinge werden begraben, die aus dem Volke ins Meer geworfen.

Ralick ist fruchtreicher und bevölkerter als Radack. Das Volk, die Sprache, die Tätuirung sind dieselben, aber es werden keine Kinder gemordet und die Weiber ziehen nicht mit in den Krieg. Die Menschen sind wohlhabender, wohlgenährter, als auf Radack, sie tragen einen noch größeren Ohrenschmuck, so zwar, daß Einige die erweiterten Ohrlappen über den Kopf zu ziehen vermögen. Zwischen beiden Inselketten finden Reisen, feindliche und freündliche Berührungen Statt.

Auch auf den Carolinen sind die Menschen wohlgenährter und stärker, als auf Radack.Die Tätuirung ist überall willkürlich und in keiner Beziehung mit dem religiösen Glauben. Die Haüptlinge sind mehr als das Volk tätuirt. Ein Stück Bananenzeüg, ungefähr wie das Maro von Hawaii und Tahiti getragen, ist das braüchliche Kleid, nur auf Pelli oder Pelew, den westlichsten Inseln der Carolinen, gehen die Männer ganz nackt, wie es auch ehemals unter den Tagalern der Mariannen-Inseln der Fall war. Der Ohrenschmuck wird nur auf Pelli nicht getragen; Armbänder sind üblich. Die Haüser sind überall groß, geschlossen und so hoch, daß man ohne sich zu bücken zu den Thüren eingehen kann. Die Caroliner sind ein muthiges, kühnes und unternehmendes Schiffervolk, das auf vortrefflich gebauten Fahrzeügen große Seereisen innerhalb ihres Archipelagus und nach den Mariannen unternimmt, wozu der Handel das Triebrad ist. Ihrer Schifffahrt dient zur Leiterin die Kenntniß des gestirnten Himmels, den sie in verschiedene Constellationen eintheilen, deren jede ihren besondern Namen hat. Sie scheinen auf jeder Fahrt den Auf- und Niedergang eines andern Gestirns zu beobachten. Man zählt auf den Carolinen Tage und Monde und theilt das Jahr nach der Wiederkehr und dem Verschwinden der Gestirne in seine Jahreszeiten ein. Niemand aber zählt die Jahre. Das Vergangene ist ja vergangen, das Lied nennt die Namen, die der Aufbewahrung werth geschienen, und sorglos wallet man den Strom hinab.

Es werden auf allen Carolinen-Inseln nur unsichtbare himmlische Götter geglaubt, und nirgends Figuren der Götter gemacht, nirgends Menschenwerk oder körperliche Sachen verehrt. Der unsichtbare Gott führt auf den verschiedenen Inseln verschiedene Namen. Er besucht abwechselnd die Inseln und die Zeit seiner Gegenwart scheint die der Fruchtbarkeit zu sein. In den östlichen Gegenden des Archipelagus giebt es weder Priester, noch Tempel, noch finden feierliche Opfer Statt. Auf den westlichen Inseln dagegen sind eigene Tempel erbaut, Opfer werden dargebracht und es giebt einen religiösen Dienst. Feste und Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten, dem Durchbohren der Ohren der Kinder, dem Abschneiden ihres Haars, auf einigen Inseln gebraüchlich, dem Tätuiren ꝛc. Statt finden, scheinen nichts Religiöses zu haben. Gesang und Tanz, meist unzertrennlich, machen überall die Hauptergötzung, die Hauptlustbarkeiten aus. Der Gesang wird aber von keinem musikalischen Instrumente begleitet und selbst die Trommel ist auf den Carolinen unbekannt.

Die Haüptlinge scheinen nach einer Art Lehnssystem einander untergeordnet zu sein. Die Meinung erhebt sie hoch über das niedere Volk und es werden ihnen außerordentliche Ehrfurchtsbezeügungen gezollt. Man bückt sich vor ihnen zur Erde und kriecht nur zu ihnen hin. Sie haben eine große Autorität und verwalten die strafende Gerechtigkeit nach dem Grundsatze der strengen Wiedervergeltung. Die Erbfolge ist wie auf Radack. Der freündliche Namentausch, eine allgemeine Sitte des östlichen Polynesiens, ist auf den Carolinen unbekannt. Die Ehen werden ohne Festlichkeit geschlossen und auch ohne Förmlichkeit getrennt. Ehefrauen sind allein ihren Männern ergeben: die Unverdorbenheit des Volks scheint ihre Tugend zu behüten. Kindermord ist unerhört,

der Fürst würde die unnatürliche Mutter tödten lassen. Die radackischen Gebraüche bei Bestattug der Todten finden auch auf den meisten Carolinen Statt.

Ein unverbrüchlicher Freündschaftsbund wird auf allen diesen Inseln ausschließlich zwischen zwei Männern geschlossen, der mit ganz besonderer Kraft die Verbündeten gegen einander verpflichtet. Den Krieg kennen unter den Carolinen nur einzelne Inseln, die meisten genießen eines ungestörten Friedens. Von den Bewohnern der Pelew-Inseln wird ein abschreckendes Bild entworfen: sie seien, heißt es, viehisch, aller Scham entblößt, und grausame — Menschenfresser!

Wir haben, sagt Chamisso, die Hawaiianer in Vergleich mit unsern Freünden von Radack eigennützig, unzierlich und unreinlich gefunden. Sie haben im Verkehr mit Fremden, von denen sie Vortheil ziehen wollen, die natürliche Gastfreündschaft verlernt. Sie sind aber ein ungleich kräftigeres Volk, als die Radacker. Daraus entspringt größeres Selbstvertrauen und rücksichtslosere Fröhlichkeit. Die Haüptlinge besonders sind vom schönsten, stärksten Körperbau. Die Frauen sind schön, aber ohne Reiz. Doch sind Mißbildungen auf den Sandwichs-Inseln haüfiger, als auf den übrigen Inseln des östlichen Polynesiens.

Die Hawaiianer sind wenig und unregelmäßig tätuirt. Es ist merkwürdig, daß diese volksthümliche Verzierung jetzt ausländische Muster entlehnt. Die Männer scheeren sich den Bart und verschneiden ihr Haar in der Gestalt eines Helms, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurz geschoren und nur um die Stirn einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk weißgebrannter, borstenartig aufstarrender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine lange Locke ausgespart, die violett gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Im Allgemeinen sind die Hawaiianer ihrer volksthümlichen Tracht, wie ihrer Lebensweise weislich treü geblieben. Ihre Fürsten erscheinen nur den eüropäischen Reisenden zu Ehren mit feinen englischen Kleidern aufs sauberste angethan, und ahmen mit Anstand unsere Sitten nach. Sie sind sonst daheim heimisch gekleidet und nur ihr fremder Gast wird in Porzelan und Silber bedient. Die Mode herrscht auch auf Hawaii mit wechselnden Launen besonders über die Frauen. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf in einem eüropäischen Tuch um den Hals gebunden. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, steigt alsbald außerordentlich in Werth.

Obwol unsere Schiffe ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so bauen die Hawaiianer doch ihre Boote nach alter Weise, einfache und doppelte. Größere Doppel-Canots des Königs, welche die Verbindung der verschiedenen Inseln zu unterhalten dienen, sind nach eüropäischer Weise betakelt worden. Man muß nicht die Boote des östlichen Polynesiens, die auf Rudern gehen und auf Segeln nur vor dem Winde, mit den kunstreichen Fahrzeügen der Insulaner des nordwestlichen Polynesiens, der Mariannen u. s. w., welche bei allen Winden blos auf Segeln gehen, verwechseln. Wie an der Schifffahrt haben die kriegerischen Hawaiianer an ihren Waffen, an ihren Wurfspießen Lust. Sie

erfreüen sich an Waffenspielen, die nicht ohne Gefahr sind, und üben sich als Knaben schon den Wurfspieß zu werfen. Sie haben wenig andere Spiele: das eigene Brettspiel, welches sich bei ihnen vorgefunden hat, ist von unserm eüropäischen Damenspiel verdrängt worden.

Poesie, Musik und Tanz, die auf den Südsee-Inseln noch Hand in Hand, in ihrem ursprünglichen Bunde einherschreiten, das Leben der Menschen zu verschönen, verdienen vorzüglich beachtet zu werden. Das Schauspiel der Hurra, der Festtänze der Hawaiianer, erfüllt mit Bewunderung. Die Worte verherrlichen meist, wie Pindarische Oden, den Ruhm irgend eines Fürsten. Der Gesang ist an sich monoton: er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab, trägt gleichsam auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. Im wandelnden Tanze entfaltet sich nach diesem Takt die menschliche Gestalt aufs Herrlichste, sich im Fortfluß leichter, ungezwungener Bewegung in allen naturmäßigen und schönen Stellungen darstellend. Wir glauben die sich verwandelnde Antike zu sehen; die Füße tragen nur den Tänzer. Wir schauen ihm wie dem Mimen ins Auge, wenn uns seine Kunst hinreißt. Diese schöne Kunst, die einzige dieser Insulaner, ist die Blüthe ihres Lebens, welches den Sinnen und der Lust angehört. Sie leben ohne Zeitrechnung in der Gegenwart, und ein bejahrtes Weib weiß bloß von seinem Alter, daß es über die erste Zeit des Genusses, über zwölf Jahre hinaus, gelebt hat!

Die Hawaiianer werden in der Beschuldigung mit einbegriffen, die unsere Seefahrer den Insulanern der Südsee überhaupt machen, dem Diebstahl ergeben zu sein. Die in Hawaii angesiedelten Eüropäer geben der Ehrlichkeit der Eingebornen ein ehrenvolles Zeügniß. Sie lassen Thüren und Laden sorglos unverschlossen. Diese Menschen erlauben sich nur den Diebstahl gegen die reichen Fremden auf den gut beladenen Schiffen. Wie sollte nicht unser Überfluß an Eisen, diesem köstlichen Metall, die Begierde der Südsee-Insulaner reizen? „Was siehest Du aber den Splitter in Deines Bruders Auge, und den Balken in Deinem Auge wirst Du nicht gewahr!“ Wir gedenken hier nicht der verflossenen Zeiten der Eroberungen der Spanier, sondern uns liegt nahe vor dem Blick, was in unsern Tagen noch gewinnsüchtige Abenteürer in diesem Meerbecken, wo unsere Gesetze sie nicht erreichen können, für Thaten verüben. Indem wir richten und strafen, üben die Menschen unserer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub, List, Gewalt, Verrath und Mord! Diese Macht haben uns Wissenschaften und Künste über unsere schwächere Brüder gegeben.

Die Vielweiberei war auf Hawaii in allen Ständen erlaubt, jedoch nur bei den Haüptlingen, welche mehrere Weiber ernähren können, in Gebrauch. Unter den höheren Ständen scheinen die Ehen aus politischen Gründen geschlossen worden zu sein, und in der regierenden Familie heiratheten Bruder und Schwester einander. Dieser das sittliche Gefühl so sehr erschütternde Gebrauch scheint seit alten Zeiten bestanden zu haben, und der Grund, den man dafür angab, war, daß man nicht unter seinem Stande heirathen könne. Ceremonien fanden bei den Heirathen nicht Statt, wol aber Festlichkeiten. Locker war das Band der Ehe und der Mann konnte seine Frau bei jeder Gelegenheit entlassen.

sich an Waffenspielen, die nicht ohne Gefahr sind, und üben sich als schon den Wurfspieß zu werfen. Sie haben wenig andere Spiele: das spiel, welches sich bei ihnen vorgefunden hat, ist von unsern euro- spielen verdrängt worden.

Musik und Tanz, die auf den Südsee-Inseln noch Hand in Hand, schaftlichen Bunde einherschreiten, das Leben der Menschen zu ver- vorzüglich beachtet zu werden. Das Schauspiel der Hula, Hawaiianer, erfüllt mit Bewunderung. Worte verherr- Pindarische Oden den Ruhm irgend eines Fürsten. Der Ge- ist nur: er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen Windungen des Tanzes ab, trägt gleichsam auf seinen Schultern Harmonie. Im wandelnden Tanze entfaltet sich noch in Fülle die menschliche Gestalt aufs herrlichste, sich im Fortfluß leicht gezwungen, immer in allen natürlichen und schönen Stellungen darstellend. die sich verschiedene Kräfte zu setzen; die Füße nur den Augen. Mit ihrem Fuß an dem Schenkel des Auge, wenn eine Kunst Tänzerin, die einzige dieser Insulaner, den Gliedern und der Kraft angeht, ohne Zeitverschwendung in der Gegenwart, und es beschäftigt sie die erste Zeit des Genusses.

Die Hawaiianer mit Waffen, die andere Seefahrer den Insulanern machen. Diebstahl Eingeborenen ein unverschlossen. Eigenthum der Ehrlichkeit chen Fremden und Laden sorgen an Eisen, die nur Diebstahl gegen die teu- „Was sieht nicht Begierden. ken in Deutschland in nicht verflossenen Augen, mit den Bal- dem Meere hier nicht der erreichen können, und uns liegt nahe vor den Menschen unserer Erde ungerichtet und Raub, List, Gewalt, Verrath und Mord! Diese Macht und Künste über unsere schwächeren Brüder gegeben.

Die Vielweiberei war auf Hawaii in allen Ständen erlaubt, jedoch nur bei den Häuptlingen, welche mehrere Weiber ernähren können, in Gebrauch. Unter den höheren Ständen scheinen die Ehen aus politischen Gründen geschlossen worden zu sein, und in der regierenden Familie heiratheten Bruder und Schwester einander. Dieser das sittliche Gefühl so sehr erschütternde Gebrauch scheint in alten Zeiten bestanden zu haben, und der Grund, den man dafür angab, war, daß man nicht unter seinem Stande heirathen könne. Ceremonien fanden bei den Heirathen nicht Statt, wol aber Festlichkeiten. Locker war das Band der Ehe und der Mann konnte seine Frau bei jeder Gelegenheit entlassen.

KRIEGER AUF TONGA TABU.

Die Zahl der Männer ist auf allen Inseln der Hawaii-Gruppe viel größer, als die der Frauen, weil man die Mädchen, als zum Kriege, zum Fischen ꝛc. untauglicher, in der Kindheit haüfiger tödtete.

Es herrscht unter den Hawaiianern allgemein die Meinung, daß ihre Vorfahren auf den Inseln selbst erschaffen wurden und von den Göttern abstammten, welche die ersten Bewohner derselben waren, oder daß sie von einem Lande, Namens Tahiti, herüberkamen. In der Sprache der Sandwich-Insulaner wird diese Benennung Tahiti meistens auf jedes fremde Land angewendet. Manche nehmen aber auch an, daß der erste Mensch von Haumea, einer weiblichen Gottheit, hervorgebracht wurde; wieder Andere, daß die Oberhaüpter von Akea, der als verbindendes Glied der Kette zwischen den Göttern und Menschen erscheint, herstammen. Über den Ursprung von Hawaii giebt es mancherlei Sagen, u. a. eine, die folgendermaßen lautet: Zur Zeit, da noch nichts als die See vorhanden war, ließ sich ein ungeheürer Vogel auf dem Wasser nieder und legte ein Ei, aus welchem bald darauf die Insel Hawaii hervorging. Gleich darauf langten ein Mann und eine Frau mit einem Schweine, einem Hunde und einigem Federvieh, in einem Canot, von Tahiti an, nahmen ihren Aufenthalt an der östlichen Küste und wurden, wie gesagt, die Vorältern der jetzigen Einwohner. Diese Tradition über die Abstammung der Hawaiianer ist unter dem Volke am meisten verbreitet.

Man hat große Ursache zu glauben, daß die Fahrzeüge der östlichen Polynesier früher größer waren, als jetzt, und doch sind Seereisen von zwei bis drei Wochen bekannt, die in denselben gemacht wurden. Im Jahre 1821 kam zu Maurua ein großes Canot von Rurutu an, welches, da es nördlich bei Huaheine vorbeigekommen war, selbst in der geradesten Richtung, an 500 kleine Seemeilen gemacht haben mußte. Seitdem erreichte ein Boot von Tahiti eine der Inseln in der Nähe von Mangia, welches in gerader Linie beinahe 600 Meilen entfernt ist. Von den östlichen Inseln kommen haüfig Canots auf Tahiti an, und einst erschienen zwei von Hao, einer Insel, welche den Tahitiern bisher gänzlich unbekannt gewesen war. Verschiedene zwischen den Inseln fahrende Canots wurden in die See hinausgetrieben, und die eingebornen Lehrer, welche von den Gesellschafts-Inseln nach verschiedenen, zwischen ihnen und den Freündschafts-Inseln gelegenen Eilanden gesendet wurden, fanden dort mehrere ihrer Landsleüte vor. Mehrere Sagen, die auf Hawaii im Schwunge sind, deüten entschieden darauf hin, daß seine Bewohner, lange vor Cook's Besuch, mit den Marquesas- und Gesellschafts-Inseln bekannt gewesen sein müssen, und erlauben ferner den Schluß, daß dieselben früher andere Inseln des Stillen Oceans besucht, oder mit Kolonien versehen haben mögen. Eine Sage läßt auch einen Priester aus fremdem Lande auf Hawaii ankommen, der ein weißer Mann gewesen, und zwei Götzenbilder mitgebracht habe, die vom Volke angenommen und verehrt wurden.

Der Tabu bildete einen wichtigen und wesentlichen Bestandtheil des grausamen, mit Menschenopfern verbundenen Götzendienstes, und war einer der stärksten Grundpfeiler desselben. In den meisten Mundarten Polynesiens ist die

eigentliche Meinung des Wortes Tabu so viel als heilig; es deütet aber nicht auf eine moralische Eigenschaft, sondern drückt blos eine Beziehung auf die Götter oder eine Ausschließung von gewöhnlichen Zwecken, so wie eine besondere Bestimmung heilig gehaltener Personen oder Dinge aus. Haüptlinge, die ihr Geschlechtsregister bis zu den Göttern zurückführen, heißen Arii Tabu (geheiligte Oberhaüpter), ein Tempel heißt a wahi Tabu (ein heiliger Ort). Es ist ein verschiedenes Wort von rahui (untersagt). Daher wurde die Einrichtung, welche den Frauen untersagte, mit den Männern oder von irgend einem den Göttern gebrachten Opfer, ausgenommen besondere Gelegenheiten, zu essen, welches Letztere den Männern erlaubt war, Ai Tabu (geheiligtes Essen) genannt, während der jetzige Zustand der Dinge Ai noa (allgemeines Essen) heißt. Die Eingebornen brauchen indeß, wenn sie mit Fremden reden, das Wort Tabu in weiterer Bedeütung, und wenden es auf jeden untersagten oder unschicklichen Gegenstand an. Obgleich der Tabu sowol auf weltliche als auf heilige Dinge angewendet wurde, so war er doch durchaus eine religiöse Veranstaltung und konnte nur von den Priestern auferlegt werden. Für Bestimmungen desselben wurden alle Mal religiöse Gründe angegeben, obwol er oft auf Verlangen der bürgerlichen Autoritäten verhängt wurde. Es gab eine eigene Art von Polizei, die auf strenge Befolgung desselben achten mußte. Die Götzenbilder, die Tempel, die Personen und Namen der Könige und der Mitglieder der regierenden Familie; die Personen der Priester; die den Göttern gehörigen Canots; die Haüser, Kleider und Matten des Königs und der Priester; die Haüpter der Männer, die irgend ein besonderes Götzenbild verehrten, blieben immer Tabu. Das Fleisch verschiedener Thiere und fast alle zum Opfern bestimmte Dinge waren Tabu zum Gebrauch für die Götter und die Männer; und die Frauen blieben daher, außer in Fällen besonderer Bewilligung, vom Genuß derselben ausgeschlossen. Zuweilen wurde eine Insel oder ein Distrikt mit dem Tabu belegt, und dann durfte kein Canoe, keine Person sich demselben nahen. Die Tabu-Zeit theilte man in eine gewöhnliche und eine strenge. Während der ersten mußten die Männer blos von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen abstehen; in der Zeit des strengen Tabus aber mußte jedes Feüer und Licht auf der Insel oder in dem Distrikte erlöschen und alle Arbeit ꝛc. unterbleiben. Wenn die Obern ausgingen, warf sich das Volk vor ihnen nieder und berührte mit dem Gesichte den Boden, und weder dem König, noch den Priestern war es erlaubt, irgend etwas anzurühren, so daß selbst ihre Nahrung ihnen von einer andern Person in den Mund gesteckt wurde. Der Tabu wurde durch einen Herold der Priester öffentlich bekannt gemacht, und die Plätze, die Tabu sein sollten, durch gewisse, wohl verstandene Zeichen bemerklich gemacht. Auf die Verbote und Forderungen des Tabu wurde strenge gehalten, und jeder Bruch desselben mit dem Tode bestraft, wenn die Verbrecher nicht etwa einige mächtige Freünde unter den Priestern oder Oberhaüptern besaßen. Sie wurden meistens als Opfer dargebracht, erdrosselt oder gesteinigt, auch wol verbrannt.

Die Regierung der Sandwich-Inseln ist eine uneingeschränkte Monarchie und die höchste Gewalt erblich. Der Rang der Oberhaüpter und andere Stel-

len von Ansehen und Einfluß gehen vom Vater auf den Sohn über und bleiben oft lange bei einer Familie. Eben so war es beim Dienst der Priester. Doch steht die Macht der Ernennung zu jeder Stelle beim Könige. Die Hawaiianer spalten sich in vier Stände. Zum ersten Stande gehören der König, die ganze regierende Familie und der Hauptminister. Der zweite Stand umfaßt die Statthalter der verschiedenen Inseln, so wie die Oberen verschiedener großen Landesabtheilungen und Distrikte. Zum dritten gehören die Landeigenthümer, die einen Bezirk oder eine Ortschaft inne haben, wofür sie eine regelmäßige Abgabe entrichten. Sie lassen ihr Land entweder durch ihre Untergebenen anbauen, oder vermiethen es in kleineren Parzellen an Pächter. Dieser Stand ist der zahlreichste und schloß bei der früheren Einrichtung wol meistens die Priester in sich. Der vierte Stand begreift die Handwerker, Fischer, Musiker, Tänzer, und überhaupt die ganze arbeitende Klasse.

Obgleich den Oberen nicht die niedrige und demüthige Huldigung gezollt wird, die bei rohen, despotisch regierten Völkern so häufig herrscht, so beweist das gemeine Volk doch jeder Zeit große Achtung gegen dieselben, welche bei den geheiligten Oberhäuptern beinahe an Anbetung gränzt. In einiger Hinsicht gleicht die Regierung dem alten Feüdal-System nördlicher Völker. Der König ist in jeder Insel durch das Recht des Sieges als Herr und Eigenthümer des Bodens anerkannt, den er unter verschiedene Häuptlinge Lehnsweise vertheilt, für sich selbst aber zum Theil reservirt hat, was als Krondomaine angesehen werden kann. Das gemeine Volk wird meistens als zum Boden gehörig betrachtet, und mit demselben von einem Obern dem andern übergeben. Reichen die von den belehnten Häuptlingen zu entrichtenden Abgaben nicht aus, so nimmt man von dem ersten, besten Felde die Früchte (Taro, Kartoffeln) weg, ohne der benachtheiligten Partei einen Ersatz zu gewähren. Die Einnahme des Königs wird noch durch die Hafenabgabe zu Honolulu auf Dahu vermehrt, und noch andere vexatorische Auflagen tragen zu dieser Vermehrung bei.

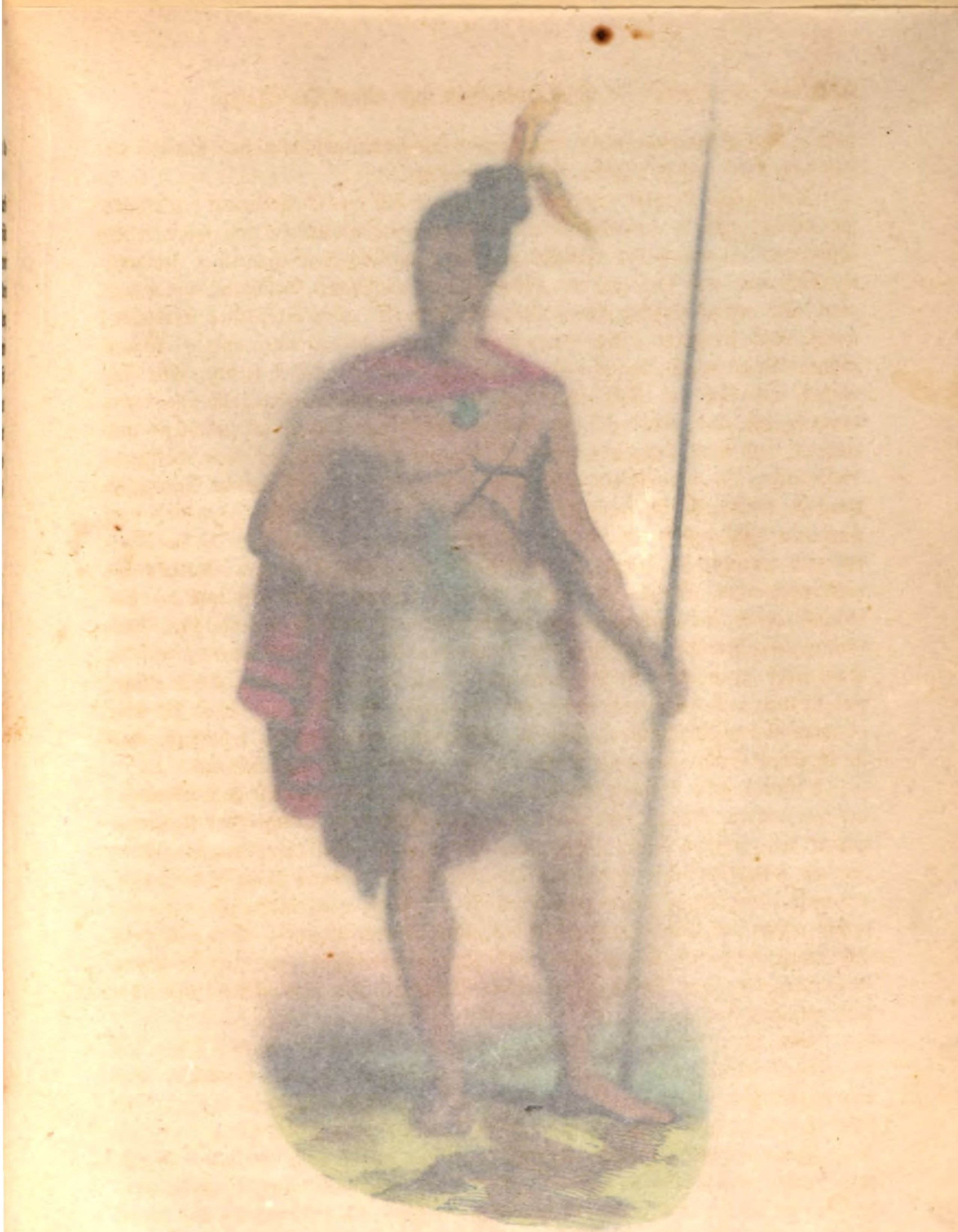
Bis zur Errichtung der christlichen Mission gab es natürlich keine geschriebenen Gesetze, da dem Hawaiianer die Kunst des Schreibens unbekannt war, wol aber eine Reihe, durch die Sage fortgepflanzter Verordnungen, wodurch das Besitzrecht des Landes und des Eigenthums, die Sicherheit der Personen und der Tauschhandel bestimmt wurden. Im Fall einer Beleidigung oder eines Mords gilt das Wiedervergeltungs-Recht. Diebstahl unter ihnen selbst wird strenge, in einigen Fällen mit dem Tod durch Ersäufen, und Ehebruch unter den höhern Ständen durch Enthauptung bestraft. Beim Tauschhandel, beim Miethen von Handwerkern ꝛc., gelten verschiedene Vorschriften, die genau befolgt werden. Der König kann einige dieser Gesetze bei Seite setzen; dies würde aber gegen den bestehenden Gebrauch sein, und geschieht daher selten. Wol finden, sagt Chamisso, noch Menschenopfer Statt, die man aber mit Unrecht den Hawaiianern vorwerfen würde: sie opfern die Verbrecher ihren — Göttern, opfern wir sie doch in Europa der — Gerechtigkeit! Jedes Land hat seine Sitten. Was waren unter Christen die Autos da Fe, und seit wann haben sie aufgehört? Die Sitte übrigens, Menschenfleisch zu essen, hatte lange vor Cook's Ent-

deckung der Sandwich-Inseln aufgehört. Die letzten geschichtlichen Spuren davon lassen sich auf der Insel Oahu nachweisen.

Unter allen polynesischen Völkern zeichnen sich die Eingebornen der Markesas-Inseln durch Regelmäßigkeit der körperlichen Verhältnisse und symmetrische Form und Schönheit des Gesichts vor den Tahitiern, Hawaiianern ꝛc. sehr vortheilhaft aus, und dies gilt vorzugsweise vom weiblichen Geschlecht, unter dem man viele außerordentlich schöne Gestalten bemerkt. Die bedeütende Korpulenz, welche, sagt Armstrong, den Hawaiianer oft zu einem plumpen und — schweinischen Wesen macht, findet man bei den Markesanern höchst selten. Sie sind schlank und nicht zu stark oder fleischig. Ihre Gesichtsbildung ist scharf und vorspringend, der Ausdruck des Auges durchdringend und oft leüchtend und blitzend, und man kann von ihnen sagen, daß sie ein flinkeres und thätigeres Volk seien, als alle übrigen Polynesier. Da nur eine sehr geringe Unterscheidung in Bezug auf Rang und Wichtigkeit zwischen den Haüptlingen und dem gemeinen Volk besteht, so ist auch der große Unterschied, den man in der Statur und Haltung bei andern polynesischen Völkern findet, bei den Markesanern nicht vorhanden. Meistens in tiefen Wäldern von der Brotfrucht und der Cocosnuß lebend, wo eine beständige Feüchtigkeit und stets Schutz vor den Sonnenstrahlen herrscht, und überdem künstlicher Mittel sich bedienend, um die Haut weiß zu machen, ist die Hautfarbe dieses Volks bei beiden Geschlechtern viel schöner, als bei irgend einem ihrer Nachbarn der Südsee. Was sie aber in ihrer aüßern Erscheinung über alle Polynesier erhebt, ist die Thatsache, daß sie in ihren Gebraüchen und Personen viel reinlicher und sauberer sind.

Niemals von Banden gefesselt gewesen, ist Unabhangigkeit dem Markesaner zur andern Natur geworden. Er weiß nichts von Dienst oder Unterthänigkeit und erkennt keinen Obern an. Dieser wilde Geist der Unabhangigkeit, den ein ungewöhnlicher Grad von Selbstvertrauen begleitet, fällt Demjenigen, der diese entlegenen Eilande zum ersten Mal besucht, ganz besonders auf; und nichts erregt die Leidenschaftlichkeit des Markesaners schneller, als ein Angriff auf seinen religiösen Aberglauben und seine Zauberkünste, ein Zug in seinem Charakter, der dem Christenthum allen Zugang auf den Markesas-Inseln bis jetzt versperrt hat.

Seine moralischen Eigenschaften setzen den Markesaner in der That auf die unterste Stufe in der Leiter der Herzensbildung unserer Gattung. Die schwärzeste Tinte, sagt Armstrong, die jemals das Papier besudelt hat, ist nicht schwarz genug, diese Eigenschaften zu beschreiben, und in der That, nur die Feder der Inspiration kann ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Alle Laster, deren der Mensch im Zustande des wilden, des barbarischen oder civilisirten Lebens nur immer fähig ist, vereinigen sich in dem Polynesier der Markesas-Inseln, und auch nicht die leiseste Spur einer Tugend läßt sich bei diesem entarteten Volke auffinden, das von Gott gleichsam ganz verlassen zu sein scheint. Wir wenden uns ab von einem Gemälde, das nur Grausen erregen kann, und bejammern es, daß Eigenschaften, die sich hier bei einem ganzen, freilich wilden Volke zeigen, auch bei einzelnen Individuen christlich gesitteter



HÄUPTLING AUF NEU-SEELAND

bedeutung der Sandwich-Inseln erlangen. Die neuen geschichtlichen Spuren davon lassen sich auf der Insel Lahe verfolgen.

Unter allen polynesischen Völkern scheinen die Eingebornen der Markesas-Inseln durch Regelmäßigkeit der körperlichen Verhältnisse und symmetrische Form und Gliederung des Körpers an den Tahitiern, Hawaiianern ꝛc. sehr vorzüglich und, und hier gilt vorzugsweise vom weiblichen Geschlecht, unter dem man sehr außerordentlich schöne Gestalten findet. Die bedeutende Korpulenz, welche, sagt Armstrong, die Tahitianer oft zu einem plumpen und — schweifenden Wesen macht, findet man bei den Markesanern höchst selten. Sie sind schlank und steigen zu stolz eine Haltung. Ihre Gesichtsbildung ist scharf und charakteristisch, der Ausdruck des Auges durchdringend und oft leuchtend und blitzend, und man kann ohne Zweifel sagen, daß sie ein flinkeres und thätigeres Volk seien, als alle übrigen Polynesier. Da nur eine sehr geringe Unterscheidung in Bezug auf Rang und Wichtigkeit zwischen den Häuptlingen und dem gemeinen Volk besteht, so ist auch der große Unterschied, den man in der Kleidung und Haltung bei andern polynesischen Völkern findet, bei den Markesanern nicht vorhanden. Meistens in tiefen Wäldern von der Brotfrucht und der Cocosnuß lebend, wo eine beständige Feuchtigkeit und stets Schutz vor den Sonnenstrahlen herrscht, und überdem künstlicher Mittel sich bedienend, um die Haut weiß zu machen, ist die Hautfarbe dieses Volks bei beiden Geschlechtern viel schöner, als bei irgend einem ihrer Nachbarn der Südsee. Was sie aber in ihrer äußern Erscheinung über alle Polynesier erhebt, ist die Thatsache, daß sie in ihren Gebräuchen und Personen viel reinlicher und sauberer sind.

Niemals von Banden gefesselt gewesen, ist Unabhängigkeit dem Markesaner zur andern Natur geworden. Er weiß nichts von Dienst oder Unterthänigkeit und erkennt keinen Obern an. Dieser wilde Geist der Unabhängigkeit, der ein ungewöhnlicher Grad von Selbstvertrauen begleitet, fällt Demjenigen, der diese entlegenen Eilande zum ersten Mal besucht, ganz besonders auf; und nichts erregt die Leidenschaftlichkeit des Markesaners schneller, als ein Angriff auf seinen religiösen Aberglauben und seine Zauberkünste, ein Zug in seinem Charakter, der dem Christenthum allen Zugang auf den Markesas-Inseln bis jetzt versperrt hat.

Seine moralischen Eigenschaften setzen den Markesaner in der That auf die unterste Stufe in der Leiter der Herzensbildung unserer Gattung. Die schwärzeste Tinte, sagt Armstrong, die jemals das Papier befudelt hat, ist nicht schwarz genug, diese Eigenschaften zu beschreiben, und in der That, nur die Feder der Inspiration kann ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Alle Laster, deren der Mensch im Zustande des wilden, des barbarischen oder civilisirten Lebens nur immer fähig ist, vereinigen sich in dem Polynesier der Markesas-Inseln, und auch nicht die leiseste Spur einer Tugend läßt sich bei diesem entarteten Volke auffinden, das von Gott gleichsam ganz verlassen zu sein scheint. Wir wenden uns ab von einem Gemälde, das nur Grausen erregen kann, und bejammern es, daß Eigenschaften, die sich hier bei einem ganzen, freilich wilden Volke zeigen, auch bei einzelnen Individuen christlich gesitteter

HÄUPTLING AUF NEU-SEELAND.

Nationen in die aüßere Erscheinung treten; — ach, der Mensch bleibt überall Mensch, ein schwaches, erbärmliches Geschöpf voll des Bösen, nur wenig des Guten!

Bei den Neüseeländern laüft die Hautfarbe durch alle Schattirungen vom Olivenartigen bis zum Braunschwarzen. Die oliven- oder kupferfarbige Rasse ist ein schöner Menschenschlag, oft über sechs Fuß groß, lebendig und thätig, muskulös; dennoch können sich diese Neüseeländer, in Folge ihrer Nahrungsmittel, in der Körperstärke nicht mit den Europäern messen. Die höheren Klassen im Besondern zeichnen sich durch ein wohlgeformtes und edles Aüßere aus, und unter dem weiblichen Geschlecht dieser Klasse giebt es wahre Schönheiten, die aber in der Ehe und der Dienstbarkeit, welche in allen barbarischen Ländern mit ihr verbunden ist, früh verwelken und zeitig altern. Dem herabgewürdigten Zustande, in welchem das andere Geschlecht auf Neüseeland, wie in so vielen andern Gegenden der Erde, lebt, muß man die ungeselligen Gewohnheiten zuschreiben, die das Volk unter einander übt. Nichts desto weniger ist Schamhaftigkeit ein charakteristisches Merkmal der neüseeländischen Frauen, was schon Cook wahrnahm, und was ihm um so mehr auffallen mußte, als er das weibliche Geschlecht der Tahitier von einer andern, gerade der entgegengesetzten Seite kennen gelernt hatte. Mit welcher Liebe die Frauen auf Neüseeland an ihren Männern hangen, sieht man daraus, daß Wittwen bei dem Tode ihres Mannes sich selbst das Leben nehmen, ein Gebrauch, der früher ganz allgemein war, und auch gegenwärtig noch keinesweges zu den Seltenheiten gehört. Überhaupt wird das Eheband in Neüseeland für so heilig gehalten, wie nur in irgend einem der civilisirtesten Staaten; daher denn auch der Treübruch höchst selten vorkommt. Ereignet er sich dennoch, so wird das hassenswürdige Verbrechen mit dem Tode geahndet, eine Strafe, die durch die schrecklichen Gebraüche des Cannibalismus an Schauerlichkeit noch gewinnt.

Das gesellschaftliche Leben der Neüseeländer in der Familie, unter Verwandten und Freünden zeigt die lobenswerthesten Seiten; die Kinder werden mit der größten, ja mit Affen-Liebe behandelt, und selten oder nie gestraft, was natürlich Unarten über Unarten zur Folge hat, die der Vater lächelnd ansieht, in spätern Jahren aber oft innigst zu beklagen hat. Die Vielweiberei hat auf Neüseeland seit undenklichen Zeiten geherrscht. Es ist den Eingebornen gestattet, verschiedene Schwestern zu heirathen, in welchem Falle die älteste die Herrin des Hauses wird. Unternimmt ein Hausvater eine größere Reise, so nimmt er eine oder auch zwei seiner Weiber mit. Auch hier sind die Hochzeits-Ceremonien sehr einfach. Kindermord Seitens der Mutter ist auf Neüseeland so sehr im Schwunge, daß mindestens der vierte Theil der Mütter sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hat.

Das Tätuiren ist bei den Männern von Neüseeland allgemein üblich, bei den Weibern findet sich diese Sitte nur selten, mit Ausnahme des Tätuirens der Lippen, über und unter denen wagerechte Linien eingeschnitten und mit blauer Farbe eingerieben werden. Jeder Stamm hat seine eigene Verzierungsweise. In der Tracht unterscheiden sich beide Geschlechter nicht wesentlich. Das

geschätzteste Kleidungsstück wird von Hundefellen verfertigt und besteht aus einer Art Mantel, der auf spanische Weise über die Schultern geworfen wird. Ohrschmuck, Hals-, Arm- und Bänder ums Bein gehören zu einem unentbehrlichen Luxus der neüseeländischen Schönen und sind nicht selten der Mode unterworfen. An Festtagen tragen die Männer das, mit dem — stinkenden Thran der Haifisch-Leber sorgfältig — parfümirte — Haar auf dem Wirbel zusammengebunden und mit Federn geschmückt, während von jungen Mädchen allerhand Blumen zur Verzierung des Kopfs benutzt werden. Ihre Nahrungsmittel nehmen die Neüseeländer sowol aus dem Pflanzen-, als Thierreich und manche Schlacht ist von feindlichen — Gutschmeckern wegen eines todten Wallfisches geliefert worden, der lange nach seinem Tode aufs Ufer geworfen worden war. Früher bediente man sich zum Kochen eines eigenen Ofens und auch des Röstens über Feüer, jetzt sind die eüropäischen Kochgeräthschaften meistentheils im Gebrauch.

Die Neüseeländer sind, seit man sie kennt, von jeher als Cannibalen bekannt, und bei ihrem Gottesdienst, den Priester, ohne Tempel, versehen, Menschenopfer stets in Gebrauch gewesen. Von den frühesten Traditionen an hat dieses Volk in einer beständigen gegenseitigen Furcht gelebt, und in jeder Familie geht die Sage um, daß sie von diesem oder jenem Nachbarn schrecklich zu leiden gehabt habe. Darum suchen sie auch jede Gelegenheit zur Rache auf, und jeder Stamm beobachtet mit scharfem Blick Das, was in den Dörfern seiner Umgebung vorgeht. Kinder, die für ihre Ältern während deren Lebenszeit wenig Gefühl gezeigt haben, warten, nach ihrem Tode, oft Jahre lang, um in einem unbewachten Augenblick über den Feind herzufallen, der die Ältern beleidigt haben mag. Diese Blutrache wird niemals aus dem Gesicht verloren. Oft wird die Abwesenheit der Krieger des feindlichen Stamms benutzt, um das wehrlos stehende Dorf anzugreifen, wo dann das saügende Kind, der bettlägrige Großvater, Weiber und Kinder, alle ohne Erbarmen niedergemetzelt werden. Sie braten und verzehren dann die Erschlagenen an Ort und Stelle und schleppen für ihre Freünde daheim so viel von diesem gräßlichen Mahle mit sich, als sie fortbringen können.

Auch von diesem Volke wenden wir uns ab, das, wie die Markesaner, unter allen Polynesiern bis jetzt am wenigsten zugänglich gewesen ist füc die Lehren des Christenthums, welche bei den Hawaiianern, den Tahitiern und andern Südsee-Insulanern des Malayischen Stammes bereits festen Fuß gefaßt haben. Die Eingebornen der Witi-Inseln sind dunkler von Farbe, als die übrigen Polynesier; ihre Hautfarbe spielt ins Schwarze. Das Bild eines Eingebornen von Watu-Lele giebt einen Begriff von den Bewohnern dieser Inseln.

Bayerische Staatsbibliothek München

EINGEBORNER DER INSEL WATU-LELE.

geschätzteste Kleidungsstück wird von Hundefellen verfertigt und besteht aus einer Art Mantel, der auf spanische Weise über die Schultern geworfen wird. Ohrschmuck, Hals-, Arm- und Bänder ums Bein gehören zu einem unentbehrlichen Luxus der neuseeländischen Schönen und sind nicht selten der Mode unterworfen. An Festtagen tragen die Männer das, mit dem — stinkenden Thran der Haifisch-Leber sorgfältig — parfümirte — Haar auf dem Wirbel zusammengebunden und mit Federn geschmückt, während von jungen Mädchen allerhand Blumen zur Verzierung des Kopfs benutzt werden. Ihre Nahrungsmittel nehmen die Neuseeländer sowol aus dem Pflanzen-, als Thierreich und manche Schlacht ist von feindlichen — Gutschmeckern wegen eines todten Wallfisches geliefert worden, der lange nach seinem Tode aufs Ufer geworfen worden war. Früher bediente man sich zum Kochen eines eigenen Ofens und auch des Rostens über Feuer, jetzt sind die europäischen Kochgeräthschaften meistentheils im Gebrauch.

Die Neuseeländer sind, seit man sie kennt, von jeher als Cannibalen bekannt, und bei ihrem Gottesdienst, den Priester, ohne Tempel, versehen, Menschenopfer stets in Gebrauch gewesen. Von den frühesten Traditionen an hat dieses Volk in einer beständigen gegenseitigen Furcht gelebt, und in jeder Familie geht die Sage um, daß sie von diesem oder jenem Nachbarn schrecklich zu leiden gehabt habe. Darum suchen sie auch jede Gelegenheit zur Rache auf, und jeder Stamm beobachtet mit scharfem Blick Das, was in den Dörfern seiner Umgebung vorgeht. Kinder, die für ihre Ältern während deren Lebenszeit wenig Gefühl gezeigt haben, warten, nach ihrem Tode, oft Jahre lang, um in einem unbewachten Augenblick über den Feind herzufallen, der die Ältern beleidigt haben mag. Diese Blutrache wird niemals aus dem Gesicht verloren. Oft wird die Abwesenheit der Krieger des feindlichen Stamms benutzt, um das wehrlos stehende Dorf anzugreifen, wo dann das säugende Kind, der bettlägrige Großvater, Weiber und Kinder, alle ohne Erbarmen niedergemetzelt werden. Sie braten und verzehren dann die Erschlagenen an Ort und Stelle und schleppen für ihre Freunde daheim so viel von diesem gräßlichen Mahle mit sich, als sie fortbringen können.

Auch von diesem Volke wenden wir uns ab, das, wie die Markesaner, unter allen Polynesiern bis jetzt am wenigsten zugänglich gewesen ist für die Lehren des Christenthums, welche bei den Hawaiianern, den Tahitiern und andern Südsee-Insulanern des Malayischen Stammes bereits festen Fuß gefaßt haben. Die Eingebornen der Witi-Inseln sind dunkler von Farbe, als die übrigen Polynesier; ihre Hautfarbe spielt ins Schwarze. Das Bild eines Eingebornen von Watu-Lele giebt einen Begriff von den Bewohnern dieser Inseln.

Bayerische Staatsbibliothek München

EINGEBORNER DER INSEL WATU-LELE.

Inhalt.

Seite

Einleitende Betrachtungen 5

Völker des mongolischen Menschenstamms. 23

Asiatische Völker.

1. Chinesen 25
2. Tübeter oder Bod-ba 100
3. Indo-Chinesische Nationen 107
   a) Die Marama oder Birmanen 108
   b) Die Mon oder Peguer 109
   c) Die Thaï oder Siamesen 109
   d) Die Annamesen 110
   e) Die Kammer oder Kambodschaner 110
   f) Die Khiän und andere Nebenvölker 110
4. Mongolen oder Tataren 119
5. Koreaner oder Kooraïer 131
6. Japaner 133
7. Tungusen 151
   Die Mandshu 156
8. Jenisseïer 159
9. Samojeden 160
10. Finnen oder Tschuden 167
11. Aïno, Kurilen oder Jesso 201
12. Kamtschadalen 209
13. Jukagiren 216
14. Tschuwanzen 218
15. Koriäken und Tschuktschen 218
16. Eskimos 229

Amerikanische Völker. 245

Indianer Nord-Amerika's. 248

17. Koloschen 248
18. Athapascas 252
19. Algonkiner oder Lenapes 255
20. Irokesen 264
21. Florida-Völker 267
   a) Die Catahbas 268
   b) Die Tschirokies 268
   c) Die Muskhogies 271
   d) Die Utschies 271
   e) Die Natsches 271
   f) Die Tschahtas 272

Seite

22. Caddos und andere Völkerreste auf der Wests. des untern Mississippi 273
23. Sioux 274
24. Pahnies 280
25. Saskatschawiner 283
26. Oregon-Völker 384
27. Californier 285
28. Schoschonen oder Kamantschen 288
29. Mexikanische Völker 290

Indianer Süd-Amerika's. 305

30. Muïscas 308
31. Peruaner 312
a) Die Quitschuas oder Incas 313
b) Die Aïmaras 325
c) Die Atacamas 328
d) Die Tschangos 329
32. Antisaner 330
33. Araucaner 337
a) Die Araucanos oder Aucas 338
b) Die Feuerländer 342
34. Pampaner 344
a) Die Patagonen oder Tehueltsches 345
b) Die Pueltsches 345
c) Die Tscharruas u. s. w. 346
35. Tschiquitaner 351
36. Moxos-Indianer 356
37. Guaranis oder Cariben 361
a) Südliche Guaranis oder Tupis 367
b) Östliche, die eigentlichen Tupis 367
c) Nördliche Tupis 368
d) Tupis im Innern von Brasilien 370
e) Westliche Tupis 370
f) Cariben 371
38. Andere Völker Brasiliens und Guiana's, die nicht zur Guarani-Nation gehören . . 380

Der Malayische Menschenstamm. 409

39. Malayen 411
I) Westliche oder Malayische Gruppe 411
II) Östliche oder Polynesische Gruppe 424

Verzeichniß

der im ersten Bande enthaltenen Abbildungen.

1.	Bewohner des Libanon		Titel
2.	Chinesen	Seite	25
3.	Chinesischer Mandarin	=	32
4.	Chinesisches Mädchen	=	32
5.	Chinesischer Handelsmann	=	70
6.	Chinesische Dschunken	=	70
7.	Budchapriester in China	=	81
8.	Der Chinesische Kaiser	=	83
9.	Chinesischer Soldat	=	99
10.	Tübeter	=	100
11. 12.	Marama höhern Standes / Marama-Frau — —	=	107
13.	Thai	=	113
14. 15.	Annam-Soldat / Annam-Landmann	=	114
16.	Ölöt	=	125
17.	Koreaner	=	131
18.	Japaner der Lieukhieu-Inseln	=	133
19. 20.	Japanese von Stand und sein Diener / Japanese im Gallakleid	=	137
21. 22.	Japanesischer General / Japanesisches Fußvolk. Musiker	=	141
23.	Samojede	=	160
24.	Lappen	=	176
25.	Aïno	=	201
26. 27.	Kamtschadalen	=	210
28. 29.	Korjäke / Tschuktschen-Familie	=	218
30. 31. 32.	Eskimo / Eskimo der Insel Saruitschew / Eskimo und Frau	=	229-31
33.	Häuptling der Fuchsindianer	=	282
34.	Gruppe von Rabenindianern	=	283
35.	Tänzer der californischen Indianer	=	285
36.	Indianer von Puebla	=	302
37.	Indianerin von Puebla	=	302
38.	Indianerin von Jalapa	=	303
39.	Indianerin von Quito	=	315

292.5 B. N.
30 Mm.

40. Indianerin der Pampas ..... Seite 344
41. Maxurunas ..... = 370
42. Botocudos ..... = 380
43. Malaye
44. Krieger der Insel Solor } ..... = 413
45. Krieger der Insel Timor
46. Herold der Insel Timor
47. Javaner im Kriegskleide ..... = 417
48. Javanische Tänzerin ..... = 417
49. Javanerin höhern Standes ..... = 418
50. Javaner im Hofkleide ..... = 418
51. Eingeborner von Formosa ..... = 420
52. Krieger der Insel Sawu } ..... = 424
53. Eingeborner der Insel Rotti
54. Königin von Hawai
55. Hawaiischer Krieger
56. Tänzerin auf Tahiti
57. Eingeborner von Nukahiwa
58. Eingeborner der Insel Madisson
59. Junges Mädchen der Insel Madisson } ..... = 427–456
60. Eingeborner des Romanzow-Archipel
61. Junges Mädchen von Pitcairn
62. Krieger auf Tonga-Tabu
63. Haüptling auf Neü-Seeland
64. Eingeborner von Watu-Lele ..... = 458

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

XXX (1+2) XII.88

Peter Greiner
Buchbinderei
München 15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berghaus, Heinrich Karl Wilhelm,

Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht ; mit 150 naturgetreuen colorirten Abblildungen
Bd.: 1

Brüssel ; Gent ; Leipzig 1845

4 Anthr. 71 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10220868-4